

J. J. Rousseau.

H. Beyer's

Bibliothek pädagogischer Classiker.

Eine Sammlung

der

bedeutendsten pädagogischen Schriften

älterer und neuerer Zeit.

Unter Mitwirkung mehrerer Schulmänner und Gelehrten fortgeführt, bezw. neu herausgegeben

von

Friedrich Mann.

Langensalza,

Druck und Verlag von Hermann Beyer & Söhne.

1878.

J. J. Rousseau.

Herausgegeben

von

Dr. Theodor Vogt,
Professor an der Wiener Universität,

und

Dr. E. von Sallwürk,
Großh. Bad. Oberschulrath.

Zweite Hälfte.

Langensalza,
Druck und Verlag von Hermann Beyer & Söhne.
1878.

Die lange Frist, welche seit dem Erscheinen des ersten Bandes dieser Ausgabe verstrichen ist, gibt uns Gelegenheit für die wohlwollende Aufnahme, welche unserem Werke zu Theil geworden ist, zu danken. Man wird vielleicht in den hier vorliegenden letzten Büchern des Emil die Arbeit des Uebersetzers glatter und gefälliger finden als in den früheren Theilen. Wir wiederholen indessen, daß wir den in unserer Einleitung ausgesprochenen Grundsätzen in dieser Beziehung ganz treu geblieben sind.

Wir hoffen nun, daß diese Ausgabe für das historische Studium, dem auch unsere Anhänge und das alphabetische Verzeichniß der pädagogischen Materien dienen wollen, alle nöthigen Aufschlüsse und Hinweise geben werde, und erinnern unsere Leser an Voltaire's schönes, versöhnendes Wort:

Oublions les rêves des grands hommes, et souvenons-nous des vérités qu'ils nous ont enseignées.

Im August 1877.

Dr. E. von Sallwürk.

Viertes Buch.*)

1. Wie schnell gehen wir doch über diese Erde dahin! Das erste Viertel des Lebens ist verflossen, bevor man seinen Gebrauch erkannt hat; auch das letzte verrinnt, nachdem der Genuß desselben für uns verloren ist. Zuerst verstehen wir nicht zu leben, bald können wir es nicht mehr; und in der Zeit, die zwischen diesen beiden werthlosen äußersten Enden liegt, werden drei Viertel der uns übrig bleibenden Frist durch Schlaf, Arbeit, Schmerzen, Zwang und Noth aller Art aufgezehrt. Das Leben ist kurz, weniger durch seine geringe Dauer, als deswegen, weil wir von dieser kurzen Zeit kaum genug besitzen, um sie genießen zu können. Mag auch der Augenblick des Todes von dem der Geburt weit entfernt sein, das Leben ist immer zu kurz, wenn diese Frist schlecht ausgefüllt ist.

2. Wir werden, so zu sagen, zu zwei Malen geboren: einmal für das Dasein, das andere Mal für das Leben; zuerst sollen wir Menschen werden und dann erst Mann und Weib. Diejenigen, welche das Weib als unvollkommenen Mann ansehen, haben ohne Zweifel Unrecht: aber die äußere Analogie spricht für sie. Bis zum heirathsfähigen Alter

---

*) **Viertes Buch.** Jünglingsalter. — Entstehung der Leidenschaften aus der natürlichen Selbstliebe. Bewußtwerden der moralischen Beziehungen zu den Menschen und der geschlechtlichen Unterschiede. Belehrung nach dieser Richtung. Emil tritt in die Welt ein; sein Erzieher wird sein Freund, an den ihn das Gefühl der Dankbarkeit bindet an Stelle des früheren Abhängigkeitsgefühls. Studium der Gesellschaft zuerst auf historischem Wege. Hinwendung des Geistes auf das Abstracte: Begriff der Substanz und Gottesidee. — **Glaubensbekenntniß des savoyischen Landpfarrers** § 201—356. — Ablenkung des sinnlichen Triebes durch körperliche Beschäftigung. Studium der Gesellschaft im wirklichen Leben. **Sophie**, das Ideal der künftigen Lebensgefährtin § 410. Bildung des Geschmacks als Grundlage des ästhetischen und sittlichen Urtheils. Unwerth des materiellen Besitzes für das Glück des in der Gesellschaft befindlichen Menschen. — 15. Lebensjahr bis zur Verheirathung.

haben die beiden Geschlechter nichts, was sie für's Ansehen unterschiede, gleiches Gesicht, gleiche Gestalt, gleiche Hautfarbe, gleiche Stimme, alles gleicht sich; die Mädchen sind Kinder und die Knaben sind Kinder; der nämliche Name genügt für zwei so ähnliche Wesen. Männliche Personen, in welchen man die weitere Geschlechtsentwicklung verhindert, behalten diese übereinstimmenden Merkmale ihr ganzes Leben hindurch; sie sind immer erwachsene Kinder, und die Weiber, die diese Merkmale nie verlieren, scheinen in mancher Hinsicht nie etwas anderes zu sein.

3. Aber der Mensch im Allgemeinen ist nicht bestimmt, immer in der Kindheit zu verharren. Zu der von der Natur vorgeschriebenen Zeit verläßt er sie, und dieser entscheidende Augenblick, so kurz er ist, übt lange seine Einwirkungen aus.

4. Wie das Brausen des Meeres dem Sturm weithin voran geht, so kündigt sich diese stürmische Umwälzung durch das Brausen der aufkeimenden Leidenschaften an; ein dumpfes Gähren verkündet das Herannahen der Gefahr. Ein Wechsel der Stimmung, häufige Aufwallungen, eine fortwährende Geistesaufregung machen das Kind fast meisterlos. Es wird taub gegen die Stimme, die es früher fügsam machte; es ist ein fieberkranker Löwe; es kennt seinen Führer nicht mehr, will nicht mehr geleitet sein.

5.*) Zu den inneren Anzeichen einer wechselnden Gemüthsstimmung gesellen sich merkliche Veränderungen im Aussehen. Sein Gesichtsausdruck entwickelt sich und nimmt das Gepräge eines Charakters an; der dünne und zarte Flaum, der unten an den Wangen hervorsproßt, wird dunkler und dichter. Seine Stimme schlägt um, oder er verliert sie vielmehr: er ist weder Kind noch Mann und kann den Ton keines von beiden annehmen. Seine Augen, diese Werkzeuge der Seele, die bis jetzt nichts gesagt haben, finden nun Sprache und Ausdruck; ein aufglimmendes Feuer belebt sie; ihr lebhafterer Blick zeigt noch eine heilige Unschuld, aber nicht mehr seine erste Ausdruckslosigkeit: es fühlt schon, daß sie zu viel zu sagen im Stande sind; bald versteht es sie zu senken und zu erröthen; es wird gefühlvoll, bevor es weiß, was es fühlt, unruhig ohne Grund es zu sein. Alles das kann langsam herankommen und dir noch Zeit lassen; aber wenn seine Lebhaftigkeit zu ungeduldig wird, wenn sein Aufbrausen in Wuth umschlägt, wenn Jähzorn und Rührung von einem Augenblick zum andern wechseln, wenn es Thränen vergießt ohne Veranlassung, wenn Dingen gegenüber, die ihm gefährlich zu werden beginnen, sein Puls sich hebt, sein Auge aufflammt, wenn eine weibliche Hand auf der seinen es ganz durchzittert, wenn Verwirrung oder Schüchternheit es erfaßt in der Nähe eines Weibes: dann,

*) Man vergleiche mit der folgenden Schilderung die des zwölfjährigen Emil II. § 311.

weiser Ulysses, sieh dich vor! Die Schläuche, die du mit so großer Sorgfalt verschlossen hast, sind alle geöffnet;*) Die Stürme sind schon entfesselt: verlaßt das Steuerruder keinen Augenblick mehr, oder Alles ist verloren.

6. Das ist die zweite Geburt, von der ich gesprochen habe; jetzt wird der Mensch wahrhaftig für's Leben geboren, und nichts Menschliches ist ihm mehr fremd.**) Bis hierher war unsere Sorge Kinderspiel, jetzt erst erhält sie eine wirkliche Wichtigkeit.***) Dieser Lebensabschnitt, wo die gewöhnliche Erziehung abgeschlossen wird, ist derjenige, mit dem die unsrige beginnen muß; um indessen unseren neuen Plan richtig darzulegen, müssen wir weiter zurückgreifend die Lage der Dinge, die sich hierauf beziehen, schildern.†)

7. Unsere Leidenschaften sind die wesentlichsten Werkzeuge unserer Selbsterhaltung: sie erdrücken zu wollen ist daher ein ebenso vergebliches als lächerliches Unterfangen; das heißt die Natur meistern und Gottes Werk umschaffen. Wenn Gott dem Menschen beföhle, die Leidenschaften auszutilgen, so würde Gott wollen und nicht wollen; er würde sich selbst widersprechen. Niemals hat er diesen widersinnigen Befehl gegeben, nichts derartiges ist in das menschliche Herz eingeschrieben; und wenn Gott von dem Menschen etwas gethan haben will, so läßt er es ihm nicht sagen durch einen anderen Menschen, er sagt es ihm selbst, er schreibt es in den Grund seines Herzens.

8. Nun aber würde ich den, der das Erwachen der Leidenschaften verhüten wollte, beinahe für ebenso thöricht halten wie denjenigen, welcher sie erdrücken möchte, und diejenigen, die etwa geglaubt hätten, daß dies

---

*) Das thaten Ulysses' Gefährten mit dem Schlauch, in welchem die Winde eingeschlossen waren:

Sie nun lösten den Schlauch, und sogleich hin sausten die Winde.
Flugs mit Gewalt fortraffend enttrug in das Meer der Orkan sie
Ferne vom Vaterlande, die Jammernden. (Odyssee X, 47 ff.)

Eine Bemerkung Herbart's, die für dieses ganze Buch von Wichtigkeit ist, möge hier Platz finden (Allg. Pädag. 3. Buch 4. Kap. III): „Eben bei diesem Anschießen [Krystallisiren] und Festwerden des Charakters, also beim Anfang des männlichen Alters, beim Eintritt in die Welt, kommt es darauf an, welche Anlagen und welche Gelegenheiten mit den vorher gesammelten Begehrungen concurriren. Aber dann ist die Erziehung geschehen, ihre Zeit verflossen, die Empfänglichkeit für sie erschöpft; — und ihr Werk, man muß es bekennen, zum Theil dem Zufall preisgegeben, — gegen welchen nur vollkommen gleichmäßige Ausbildung des Subjectiven und Objectiven der Persönlichkeit einigermaßen Sicherheit leistet."

**) Anspielung auf den Spruch des Terentius: Ein Mensch bin ich, nichts Menschliches ist mir fremd (homo sum, nil humani a me alienum puto).

***) Vgl. § 85 und unsere Anm. dazu.

†) Die eigentliche Fortsetzung folgt erst § 354.

bis hierher in meinem Plane gelegen, würden mich jedenfalls sehr mißverstanden haben.*)

9. Wäre es aber ein richtiger Schluß, wenn man daraus, daß es in der Natur des Menschen liegt, Leidenschaften zu haben, folgern wollte, daß alle Leidenschaften, die wir in uns fühlen und an anderen sehen, natürlich seien? Ihre Quelle freilich ist eine natürliche; aber tausend fremde Zuflüsse haben sie angeschwellt; es ist ein großer Strom, der unaufhörlich wächst und in dem man kaum einige Tropfen des ursprünglichen Wassers wiederfinden möchte. Unsere natürlichen Leidenschaften sind sehr beschränkt; sie sind die Werkzeuge unserer Freiheit und bezwecken unsere Selbsterhaltung. Alle diejenigen, welche uns unterjochen und zu Grunde richten, kommen uns anderswo her; die Natur gibt sie uns nicht, wir eignen sie uns zum Nachtheile an.

10. Die Quelle unserer Leidenschaften,**) der Ursprung und Grund aller anderen, die einzige, die mit dem Menschen geboren wird und ihn nie verläßt, so lange er lebt, ist die Selbstliebe;***) eine ursprüngliche, angeborene, allen anderen vorausgehende Leidenschaft, von der in gewissem Sinne alle anderen nur Erscheinungsarten (Modificationen) sind. In diesem Sinne sind, wenn man so will, alle natürlich. Aber die meisten dieser Erscheinungsformen haben außerhalb stehende Ursachen, ohne welche sie nie Geltung gewinnen würden; und diese nämlichen Erscheinungsarten sind uns gar nicht etwa vortheilhaft, sondern schädlich; sie wechseln ihr erstes Ziel und kämpfen gegen ihr Princip: dann befindet sich der Mensch außerhalb der Natur und setzt sich in Widerspruch zu sich selbst.

11. Die Selbstliebe ist immer gut und ordnungsgemäß. Da ein jeder ganz besonders die Pflicht der Selbsterhaltung hat, so ist die erste und wichtigste seiner Sorgen die, unaufhörlich darüber zu wachen, und so muß es sein: wie könnte er aber so darüber wachen, wenn er nicht das größte Interesse daran hätte?

12. Wir müssen uns also selbst lieben um uns zu erhalten; wir müssen uns mehr als jedes andere Ding lieben; und als unmittelbare Folge dieses Gefühls lieben wir auch, was uns erhält. Jedes Kind schließt sich an seine Amme an: Romulus mußte sich an die Wölfin an-

*) Vgl. § 370 fg. über die Zurückdrängung des geschlechtlichen Triebes.

**) Leidenschaft — passion — ist jede die Seele des Menschen einnehmende, von seinem Willen weder ausgehende noch ihm unterwürfige Seelenregung. Das deutsche Wort fügt dazu noch den Begriff des gewaltsamen Anstürmens gegen die Hindernisse, die sich dem Begehren in den Weg stellen. In der nun folgenden Auseinandersetzung ist passion wissenschaftlicher Ausdruck und wir müssen ihm deshalb das nicht ganz congruente deutsche Wort an jeder Stelle unterschieben, bitten aber, das letztere nur in dem oben gegebenen Sinn des französischen Wortes aufzufassen.

***) Damit wird angeknüpft an II § 62.

schließen, die ihn gesäugt hatte. Zunächst ist diese Anhänglichkeit eine ganz unbewußte. Was das Wohlseins eines Wesens begünstigt, dazu fühlt es sich hingezogen; was ihm schadet, stößt es ab: das ist nur ein blinder Naturtrieb. Was aus diesem Naturtrieb Gefühl, aus der Anhänglichkeit Liebe und aus der Abneigung Haß macht, das ist die geoffenbarte Absicht uns zu schaden oder uns nützlich zu sein. Für gefühllose Wesen, die nur dem Anstoß folgen, den man ihnen giebt, faßt man keine Leidenschaft: aber diejenigen, von denen man nach ihrer Gemüthsstimmung oder ihrem Willen Gutes oder Böses erwartet, diejenigen, die wir freiwillig für oder gegen uns handeln sehen, flößen uns Gefühle ein, ähnlich denjenigen, die sie uns zeigen. Was uns dienlich ist, suchen wir; was uns dienen *will*, lieben wir; was uns schadet, fliehen wir; aber was uns schaden *will*, hassen wir.

13. Das erste Gefühl eines Kindes ist die Selbstliebe, das zweite, das aus dem ersten entspringt, die Liebe derjenigen, die ihm nahe treten; denn im Zustand seiner Ohnmächtigkeit lernt er nur durch die ihm gewidmete Hilfe und Pflege Menschen kennen. Im Anfang ist die Anhänglichkeit an die Amme und an die Kindsfrau nur Gewohnheit. Es sucht sie, weil es sie nothwendig hat und sich gut bei ihnen befindet; es ist mehr Bekanntschaft als herzliche Zuneigung. Es braucht lange Zeit um zu begreifen, daß sie ihm nicht bloß nützlich sind, sondern es auch sein wollen, und dann erst beginnt es sie zu lieben.

14. Ein Kind ist also von Natur geneigt zu herzlichem Vertrauen,*) weil es sieht, wie alles, was ihm nahe tritt, geneigt ist ihm behilflich zu sein und weil es durch diese Beobachtung sich an eine seinem Geschlechte günstige Meinung gewöhnt: aber indem seine Beziehungen, seine Bedürfnisse, seine active und passive Abhängigkeit sich erweitern, erwacht das Gefühl seines Verhältnisses zu anderen und erzeugt das Gefühl der Pflicht und der Bevorzugung. Dann wird das Kind herrisch, eifersüchtig, heimtückisch und rachsüchtig. Beugt man es unter den Gehorsam, ohne daß es den Nutzen des Befohlenen einsieht, so sieht es darin nur Laune und die Absicht es zu quälen und wird widerspänstig. Gehorcht man ihm selbst, so sieht es, sobald ihm etwas widersteht, Empörung und die Absicht ihm entgegenzutreten; es schlägt den Tisch und den Stuhl, weil sie ungehorsam gewesen sind. Die Selbstliebe, die nur sich selbst im Auge hat, ist zufrieden, wenn unseren wahren Bedürfnissen genügt ist; aber die Eigensucht, die Vergleichungen anstellt, ist niemals zufrieden und kann es nie sein, weil dieses Gefühl, indem es uns selbst den anderen

*) Der eigenthümliche französische Ausdruck dafür ist bei R. bienveillance, das sich in dieser Bedeutung im modernen Französisch wohl kaum mehr findet. Man vgl. II. 38: (das Kind könnte glauben) „daß die Zudringlichkeit mehr über dich vermöge (wenn du ihm erst auf langes Bitten etwas gibst) als das herzliche Zutrauen (la bienveillance).“

vorzieht, auch verlangt, daß die anderen uns sich vorziehen sollen, was eben unmöglich ist. So entstehen die sanften und hingebenden Leidenschaften aus der Selbstliebe, die lieblosen und reizbaren Eigenschaften dagegen aus der Eigensucht.*) Was also den Menschen wesentlich gut macht, ist, daß er wenig Bedürfnisse habe und sich wenig mit den anderen vergleiche; was ihn wesentlich böse macht, ist, daß er viele Bedürfnisse hat und viel auf die Meinung der Leute gibt. Nach diesem Grundsatze ist es leicht einzusehen, wie man alle Leidenschaften der Kinder und der Erwachsenen zum Guten oder Schlimmen leiten kann. Da sie freilich nicht immer allein leben können, werden sie schwerlich immer gut bleiben: diese Schwierigkeit wird selbst mit ihren Beziehungen immer wachsen, und in dieser Hinsicht besonders machen die Gefahren der Gesellschaft Kunst und Sorgfalt noch unerläßlicher, um im menschlichen Herzen der Verderbniß, die aus seinen neuen Bedürfnissen entspringt, zuvorzukommen.

15. Das eigentliche Studium für den Menschen ist das seiner Beziehungen. So lange er sich nur von seiner physischen Seite aus kennt, muß er sich durch seine Beziehungen zu den Diugen erforschen; dies ist die Aufgabe seiner Kindheit: wenn er sein moralisches Wesen kennen zu lernen beginnt, muß er sich erforschen nach seinen Beziehungen zu den Menschen; dieß ist die Aufgabe seines ganzen Lebens von dem Zeitpunkt an, zu dem wir jetzt gelangt sind.

16. Sobald der Mensch das Bedürfniß einer Gefährtin hat, ist er kein für sich stehendes Wesen mehr, sein Herz ist nicht mehr allein. Alle Beziehungen zu seiner Gattung, alle Erregungen seiner Seele entstehen mit dieser. Seine erste Leidenschaft bringt bald alle anderen in Wallung.

17. Der Naturtrieb ist in seiner Richtung nicht bestimmt. Ein Geschlecht fühlt sich zum anderen hingezogen; das ist die Regung der Natur. Wahl, Bevorzugung, persönliche Hingabe sind das Werk der Bildung, der Vorurtheile und der Gewohnheit: Wir brauchen Zeit und Bekanntschaften um einer Liebesregung fähig zu sein: man liebt nur, wenn man geurtheilt, man bevorzugt nur, wenn man verglichen hat. Solche Beurtheilungen vollziehen sich, ohne daß man es selbst merkt, darum ist aber ihre Existenz nicht weniger gewiß. Die wahre Liebe

*) Selbstliebe — Eigensucht: amour de soi — amour-propre. R. kommt im Folgenden zu dem Ergebniß, der Mensch werde dadurch gut, wenn er sich möglichst wenig mit anderen vergleiche. Die Ethik unserer Tage schöpft eben aus der Vergleichung des eigenen mit dem fremden Willen ihre praktischen Ideen. — In der Anmerkung 15 zu der „Abhandlung üb. d. Urspr. d. Ungleichheit unter den Menschen" gibt R. eine Definition der beiden Ausdrücke, die in der Hauptsache darauf hinausgeht, daß die Eigenliebe (l'amour de soi-même) dem Naturzustand eigen und Veranlassung menschlicher Tugend ist, während die Selbstsucht (l'amour-propre) erst im gesellschaftlichen Zustand eintritt und alles Böse verschuldet.

wird, was man auch darüber sage, von den Menschen immer geehrt werden: denn, obwohl der Liebeseifer uns bethört, obwohl er von dem liebenden Herzen hassenswerthe Eigenschaften nicht ausschließt, ja sogar sie oft selbst erzeugt, setzt er doch immer achtenswerthe Eigenschaften voraus, ohne welche man unfähig wäre Liebe zu fühlen. Jene Wahl, die man in Gegensatz zu der Vernunft setzt, kommt doch von ihr. Man hat den Liebesgott blind genannt, weil er bessere Augen hat als wir und weil er Beziehungen sieht, die wir nicht wahrzunehmen vermögen. Wer keinen Begriff hat von Werth und Schönheit, für den wäre jede Frau recht und die erste, die ihm entgegenkäme, immer die liebenswürdigste. Die Liebe entspringt nicht aus der Natur, nein, sie ist sogar Richtschnur und Zügel für ihre Neigungen: sie macht, daß, den Gegenstand unserer Liebe ausgenommen, die Geschlechter einander gleichgültig werden.

18. Die Bevorzugung will Bevorzugung verdienen; die Liebe muß wechselseitig sein. Um geliebt zu werden, muß man sich liebenswerth machen; um bevorzugt zu werden, muß man sich liebenswerther machen als ein anderer, liebenswerther als jeder andere wenigstens in den Augen des geliebten Wesens. Daher zum ersten Male die Achtsamkeit auf Unseresgleichen; daher zum ersten Male die Vergleichung mit ihnen; daher Nacheifer, Nebenbuhler und Eifersucht. Ein Herz voll von überströmendem Gefühl will sich erschließen; aus dem Bedürfnisse einer Geliebten entspringt bald das eines Freundes. Wer es fühlt, wie süß es ist geliebt zu werden, möchte von der ganzen Welt geliebt werden, und wenn alle bevorzugt werden möchten, muß es nothwendig viele Unzufriedene geben. Mit der Liebe und Freundschaft entstehen Entzweiung, Feindschaft und Haß. Auf dem Grunde so vieler entgegengesetzter Leidenschaften sehe ich die Tagesmeinung ihren unerschütterlichen Thron aufrichten, und ich sehe, wie die blöden Sterblichen, ihrem Scepter unterthan, ihr eigenes Dasein nur auf das Urtheil anderer gründen.

19. Man gehe diesen Gedanken weiter nach, und man wird sehen, woher unsere Eigensucht die Form erhält, die wir als eine ihr natürliche ansehen, und wie die Selbstliebe ihre Eigenschaft als ein auf sich selbst beruhendes Gefühl aufgibt und in den großen Seelen zum Stolz, in den kleinen zur Eitelkeit wird, in allen aber sich unaufhörlich auf Kosten des Nebenmenschen erhält. Diese Gattung von Leidenschaften hat ihren Keim nicht im Herzen der Kinder, und kann darin nicht aus sich selbst entstehen; wir allein tragen sie dahin, und immer schlagen sie nur durch unsere Schuld Wurzel darin: doch so verhält es sich nicht mehr mit dem Herzen des Jünglings; mögen wir thun, was wir wollen, sie werden trotz uns darin hervorbrechen. Es ist also Zeit, unsere Methode zu ändern.

20. Beginnen wir mit einigen wichtigen Bemerkungen über den kritischen Zustand, von dem hier die Rede ist. Der Uebergang von der Kindheit zur Mannbarkeit ist nicht so durch die Natur bestimmt, daß er nicht in den Einzelnen nach der Naturanlage und bei den Völkern nach den Himmelsstrichen verschieden wäre. Jedermann kennt die Unterschiede, die man hierüber zwischen den heißen und kalten Ländern beobachtet hat, und jeder sieht, daß hitzige Naturen früher ausgebildet sind als die andern: aber man kann sich täuschen über die Ursachen und oft einem äußeren Grunde zuschreiben, was man auf einen inneren zurückführen muß; es ist dies einer der häufigsten Verstöße der Philosophie unseres Jahrhunderts. Die Natur lehrt zögernd und langsam, die Menschen fast immer voreilig. Im ersteren Falle erwecken die Sinne die Einbildungskraft; im zweiten weckt die Einbildungskraft die Sinne auf; sie versetzt sie in eine vorzeitige Erregung, die zuerst die Einzelnen, auf die Länge aber auch die Gattung nothwendig entkräften und schwächen muß. Eine allgemeinere und sicherere Beobachtung als die über die Einwirkung der Klimate ist es, daß die Mannbarkeit und Geschlechtsreife bei gebildeten und gesitteten Völkern frühzeitiger eintritt als bei den ungebildeten und barbarischen.[1]) Die Kinder besitzen einen eigenthümlichen Scharfsinn durch alle Ziererereien des Anstandes hindurch die schlechten Sitten, die er bedeckt, zu erspähen. Die feinen Redensarten, die man ihnen einlernt, die Anstandsregeln, die man ihnen gibt, und der Schleier des Geheimnisses, den man vor ihre Augen zu ziehen sich bemüht, sind lauter Sporne für ihre Neugier. So wie man die Dinge angreift, ist es klar, daß, was man ihnen zu verbergen vorgibt, sie gerade der Sache auf die Spur bringen soll, und von allen Lehren, die sie bekommen, schlägt diese am besten an.

---

[1]) Büffon sagt: „In den Städten und bei den Wohlhabenden treten die an reichlichere und nahrhaftere Speisen gewöhnten Kinder früher in diese Periode ein; auf dem Lande und bei den Armen entwickeln sich die Kinder langsamer, weil sie schlecht und zu kärglich genährt werden; sie brauchen zwei bis drei Jahre mehr." (Naturgesch. IV. S. 283 in 12⁰) Die Bemerkung lasse ich zu, nicht aber die Erklärung, weil in den Ländern, wo die Landleute sich sehr gut nähren und viel essen wie in Wallis und selbst in gewissen Gebirgsgegenden Italiens wie in Friaul das Alter der Mannbarkeit bei beiden Geschlechtern später eintritt als in den Städten, wo man, um die Eitelkeit befriedigen zu können, im Essen oft äußerst sparsam ist und wo die meisten Leute, wie das Sprichwort sagt, „Sammt am Kragen und Kleie im Magen" haben. Man ist überrascht, in diesen Gebirgen große Bursche, kräftig wie Erwachsene, noch mit hoher Stimme und bartlosem Kinn zu treffen und großgewachsene, im Uebrigen auch ganz ausgebildete Mädchen ohne die periodischen Zeichen ihres Geschlechtes. Ein Unterschied, der mir einzig daher zu kommen scheint, daß bei der Einfachheit ihrer Sitten ihre länger harmlos und ruhig bleibende Einbildungskraft das Blut erst später in Wallung bringt und eine vorzeitige Reife weniger begünstigt. — R. (Das angeführte Sprichwort lautet: habit de velours et ventre de son.)

21. Man befrage nur die Erfahrung und man wird einsehen, wie sehr diese unsinnige Art das Werk der Natur beschleunigt und die natürliche Anlage verdirbt. Es ist dies eine der Hauptursachen für die Entartung der Familien in den Städten. Die jungen Leute erschöpfen sich frühzeitig, bleiben klein und schwach, sind schlecht gebaut und altern statt auszuwachsen, wie die Rebe, die man im Frühling Früchte tragen läßt, im Herbst dahinsiecht und abstirbt.

22. Man muß bei derben und einfachen Völkern gelebt haben, um zu sehen, bis zu welchem Alter dort eine glückliche Unwissenheit die kindliche Unschuld erhalten kann. Rührend und doch komisch ist es zu sehen, wie dort die beiden Geschlechter im Frieden des Herzens bis zur Blüthe des Alters und der Schönheit die harmlosen Spiele der Kindheit fortsetzen und gerade durch ihre Vertraulichkeit die Harmlosigkeit ihrer Vergnügungen beweisen. Wenn diese liebenswürdigen jungen Leute dann in die Ehe treten, geben die beiden Gatten sich die erste Blüthe ihrer Jugend, die sie sich gegenseitig noch werther macht; Schaaren von gesunden und kräftigen Kindern werden das Pfand einer Vereinigung, die durch nichts sich trüben läßt, und die Frucht der weisen Zurückhaltung ihrer früheren Jahre.

23. Wenn das Alter, wo der Mensch sein Geschlecht inne wird, ebenso sehr durch die Erfolge der Erziehung als durch die Einwirkung der Natur verschieden bestimmt ist, so folgt, daß man je nach der Art der Erziehung dieses Alter früher oder später kann herankommen lassen, und wenn der Leib an Festigkeit gewinnt oder verliert, je nachdem man diesen Fortschritt verzögert oder beschleunigt, so folgt auch, daß ein junger Mensch um so mehr Stärke und Kraft erwirbt, je mehr man sich angelegen sein läßt jenen Schritt zu verzögern. Ich spreche für jetzt blos von den rein äußeren Wirkungen; man wird bald sehen, daß es dabei nicht stehen bleibt.

24. Aus diesen Erwägungen ziehe ich die Lösung der so oft behandelten Frage, ob man die Kinder frühzeitig über die Gegenstände ihrer Neugier aufklären darf oder ob es besser ist, sie durch gelinde Täuschung davon abzulenken.*) Ich halte weder das eine noch das andere für recht. Erstens entsteht diese Neugier nie bei ihnen, ohne daß man ihnen den Anstoß dazu gegeben hätte. Man muß also darauf

---

*) Basedow hat diesen Punkt in seinem „Elementarwerke" (Dessau 1774 I S. 193 fg.) ausführlich behandelt und meint: ein jugendlicher Verstand, der . . . von einer Sache, die der von Gott eingepflanzten Wißbegierde so wichtig werden muß, sich in gewissen Jahren nicht bald benachrichtiget, muß durch die albernste Erziehung und Unterweisung unthätig, sclavisch und auf die unvernünftigste Art leichtgläubig geworden sein" u. s. w. Selbst die Kupfertafeln, die zum „Elementarwerk" gehören, bieten in dieser Beziehung ziemlich unverhüllte Aufklärung.

ausgehen, daß sie ihnen fern bleibe. Zweitens verlangen Fragen, die man nicht genöthigt ist zu beantworten, durchaus nicht, daß man den Fragenden täusche: besser ist es ihn schweigen zu heißen als ihm eine lügenhafte Antwort zu geben. Dieser Zwang wird ihm nicht überraschend sein, wenn man Sorge getragen hat, daß er in unbedeutenden Dingen sich ihm unterwerfe. Wenn man aber endlich sich doch entschließt zu antworten, so geschehe es mit der größten Einfalt, ohne Bemäntelung, ohne Verlegenheit oder Lächeln. In der Befriedigung der Neugier des Kindes liegt viel weniger Gefahr als in der Erregung derselben.

25. Deine Antworten seien immer ernst, kurz, entschieden und ohne irgend einen Anschein von Bedenklichkeit. Ich brauche nicht hinzuzufügen, daß sie immer wahr sein sollen. Man kann dem Kinde keinen Begriff von der Gefahr der Lüge gegen Erwachsene beibringen, wenn man nicht andererseits die noch größere Gefahr, gegen die Kinder zu lügen, einsieht. Eine einzige Lüge, deren der Lehrer vom Schüler überwiesen ist, würde die ganze Frucht der Erziehung für immer zerstören.

26. Gänzliche Unwissenheit über gewisse Punkte würde vielleicht für die Kinder am zuträglichsten sein: doch sollen sie frühe lernen, was man ihnen unmöglich verbergen kann. Entweder soll ihre Neugier nach keiner Richtung hin erweckt werden, oder man befriedige sie noch vor dem Alter, wo sie nicht mehr gefahrlos ist. Dein Verhalten in dieser Beziehung dem Zögling gegenüber hängt vielfach ab von seinen speciellen Verhältnissen, von der ihn umgebenden Gesellschaft, von den Umständen, in denen er sich voraussichtlich befinden wird u. s. w. Dabei überlasse man ja nichts dem Zufall; wenn man nicht versichert ist, daß man ihm die Verschiedenheit der Geschlechter bis zum sechszehnten Jahre geheim halten kann, so sorge man dafür, daß er sie vor dem zehnten Jahre kennen lerne.

27. Ich billige es nicht, daß man mit den Kindern in zu feinen Ausdrücken redet oder so, daß sie dessen gewahr werden, lange Umschweife gebraucht, um die Dinge nicht beim rechten Namen nennen zu müssen. Der guten Sitte ist in derlei Dingen immer viel Einfalt eigen; aber die durch das Laster besudelte Einbildung macht das Ohr empfindlich und veranlaßt, daß man seine Reden immer mehr verblümt. Derbe *Ausdrücke* sind unverfänglich; die schlüpfrigen *Gedanken* muß man fern halten.

28. Obgleich die Scham in der menschlichen Natur liegt, haben doch die Kinder von Natur keine. Die Scham entsteht erst mit dem Bewußtsein des Bösen: und wie sollten die Kinder, welche dieses Bewußtsein weder haben noch haben sollen, zu einem Gefühl kommen, das von jenem erzeugt wird? Wer ihnen Unterricht über Scham und Ehrbarkeit geben wollte, würde ihnen nur lehren, daß es schändliche und

unehrbare Dinge gibt, und ihnen ein geheimes Verlangen einpflanzen, diese Dinge kennen zu lernen. Früher oder später gelangen sie doch dahin, und der erste Funke, der in ihre Einbildungskraft fällt, beschleunigt ganz unfehlbar die Entzündung der Sinne. Wer erröthet, ist schon schuldig; die wahre Unschuld schämt sich über nichts.

29. Die Kinder haben nicht dieselben Begierden wie die Erwachsenen; doch sind sie wie diese der Unreinlichkeit ausgesetzt, welche die Sinne verletzt, und können aus dieser Möglichkeit schon die nämlichen Lehren der Wohlanständigkeit ziehen. Man folge dem Fingerzeig der Natur, welche, indem sie an demselben Ort die Werkzeuge der geheimen Lust und der unsaubern Bedürfnisse angebracht hat, den verschiedenen Altern die nämliche Aufgabe stellt, bald in diesem, bald in einem anderen Sinn, beim Erwachsenen durch den Beweggrund der Mäßigung, beim Kinde durch den der Reinlichkeit.

30. Ich sehe nur ein Mittel, den Kindern ihre Unschuld zu bewahren, das nämlich, daß ihre ganze Umgebung sie achtet und werth hält. Ohne das straft jede Zurückhaltung, die man sich ihnen gegenüber zur Pflicht macht, sich früher oder später Lügen; ein Lächeln, ein Blinzeln mit den Augen, eine unbewachte Geberde sagen ihnen Alles, was man vor ihnen zu verbergen sucht; es genügt um sie darüber aufzuklären, wenn sie nur sehen, daß man es hat verbergen wollen. Die Behutsamkeit in Reden und Wendungen, welche die feine Welt unter sich beobachtet, setzt bei den Kindern eine Einsicht voraus, die sie gar nicht haben sollen, und ist daher ganz schlecht angebracht bei ihnen: wenn man dagegen ihre Einfalt wirklich in Ehren hält, so stellt sich auch die Einfalt in den Worten, wie sie für Kinder paßt, beim Sprechen mit ihnen ohne Mühe ein. Es gibt eine gewisse Natürlichkeit des Ausdrucks, welche der Unschuld eigen und lieb ist: dieß ist der rechte Ton, der ein Kind von einer gefährlichen Neugier ablenkt. Wenn man in allem einfach mit ihm redet, läßt man die Vermuthung, daß man ihm noch mehr zu sagen hätte, nicht aufkommen. Indem man mit den unfeinen Worten die ihnen entsprechenden häßlichen Vorstellungen verbindet, erstickt man das erste Feuer der Einbildung: man verbietet ihm nicht, diese Worte auszusprechen und diese Vorstellungen zu haben; aber man flößt ihm, ohne daß es daran denkt, einen Widerwillen ein sie wieder hervorzurufen. Wie viele Verlegenheiten erspart diese unumwundene Natürlichkeit nicht denjenigen, welche sie im eigenen Herzen tragen und daher immer sagen, was gesagt werden soll, und es immer so sagen, wie sie es gedacht haben!

31. „Wo kommen die Kinder her?“ Eine kitzliche Frage, auf welche die Kinder auf ganz natürlichem Wege verfallen, deren unbedachte oder erklügelte Beantwortung jedoch manchmal über ihre Sitten

und ihre Gesundheit für's ganze Leben entscheidet.*) Die kürzeste Art, die eine Mutter ersinnen kann, um sich aus der Verlegenheit zu ziehen ohne ihren Sohn zu täuschen, ist, ihm Stillschweigen zu gebieten. Das wäre gut, wenn man ihn gleich von vorn herein in gleichgiltigen Fragen daran gewöhnt hätte und wenn er aus dem veränderten Ton nicht irgend ein Geheimniß argwöhnte. Aber selten bleibt eine Mutter dabei stehen. „Das wissen nur die verheiratheten Leute", wird sie sagen; „kleine Knaben dürfen nicht so neugierig sein." Das ist alles recht gut, um die Mutter aus der Verlegenheit zu ziehen: aber ich sage ihr, den kleinen Knaben wird diese verächtliche Art reizen, und er wird keinen Augenblick Ruhe haben, bis er das Geheimniß der verheiratheten Leute erfahren hat, und er wird es bald genug erfahren.

32. Man möge mir gestatten, von einer ganz anderen Beantwortung zu erzählen, welche ich auf die nämliche Frage gehört habe und die mich um so mehr überraschte, als sie von einer Frau kam, die, in ihren Reden ebenso sittsam wie in ihrer ganzen Art, dennoch, um ihres Sohnes und der Tugend willen, es verstand, die falsche Furcht vor dem Gerede und das leere Geschwätz der Witzbolde mit Füßen zu treten, wenn es nöthig war. Vor nicht zu langer Zeit hatte ihr Kind mit dem Urin einen kleinen Stein von sich gegeben, der ihm die Harnröhre zerriß; aber das Uebel war vorüber und vergessen. „Mama", sagte einmal der kleine Schelm, „woher kommen denn die Kinder?" „Liebes Kind", antwortete die Mutter ohne zu zögern, „die Frauen pissen sie heraus mit großen Schmerzen, die ihnen manchmal das Leben kosten."**) Die Narren mögen nun darüber lachen, die Thoren sich daran ärgern; die Weisen dagegen mögen sich fragen, ob sie je eine gescheitere und zweckmäßigere Antwort finden werden.

33. Die Vorstellung von einem natürlichen und dem Kinde bekannten Bedürfniß verdrängt zunächst den Gedanken an einen geheimnißvollen Vorgang. Die nebenher gehenden Vorstellungen von Tod und Schmerz bedecken ihn mit einem Schleier der Traurigkeit, der die Einbildung niederschlägt und die Neugier dämpft; alles lenkt den Gedanken auf die Folgen der Entbindung und nicht auf ihre Ursachen. Die Schwäche der menschlichen Natur, widerliche Gegenstände und Bilder des

---

*) Campe z. d. St.: „Die Frage: woher die Kinder kommen? ist zwar allen Kindern natürlich; aber wenn man ihnen dieselbe der Hauptsache nach kurz und richtig beantwortet, so pflegt ihre Neugier selten weiter zu gehen. Sie sind mit der allgemeinen Antwort völlig zufrieden. Auf das Wie? der Entstehung verfällt ihre Neugierde nur dann, wenn sie merken, daß man ihnen etwas zu vertuschen sucht."

**) Campe macht einen Gegenvorschlag: man lasse die Kinder zusehen, wie Thiere Junge gebären und sage dann, „ebenso kommen die kleinen Kinder aus dem Leibe ihrer Mutter, wo Gott sie entstehen läßt, wie er dieses Kalb oder dieses Füllen in dem Leibe der Kuh oder des Pferdes geschaffen hat."

Schmerzes: auf solche Aufklärungen leitet jene Antwort hin, wenn der abstoßende Eindruck, den sie hervorruft, dem Kinde noch erlaubt, Aufklärungen zu verlangen. Wo sollte bei einem so geleiteten Gespräch den stürmischen Begierden Einlaß gewährt werden? und dennoch sieht man, daß die Wahrheit nicht verletzt worden und daß man nicht nöthig gehabt, den Zögling zu täuschen anstatt ihn zu belehren.

34. Eure Kinder lesen: beim Lesen erfahren sie Dinge, die sie ohne zu lesen nie kennen gelernt hätten. Wenn sie studiren, entzündet und steigert sich ihre Einbildung in der Einsamkeit der Arbeitsstube. Leben sie in der Welt, so hören sie wunderliche Reden und sehen auffällige Beispiele: man hat es ihnen so oft vorgepredigt, daß sie das seien, was die Erwachsenen sind, daß sie bei allem, was die Erwachsenen in ihrer Gegenwart thun, sofort untersuchen, wie das für sie selbst wäre: die Handlungen anderer müssen ihnen wohl als Muster dienen, wenn ihre Urtheile ihnen als Gesetz dienen. Bediente, die man unter sie stellt und die folglich ein Interesse daran haben, ihnen gefällig zu sein, schmeicheln ihnen auf Kosten ihrer guten Sitten; lebenslustige Gouvernanten führen mit ihnen, wenn sie auch erst vier Jahre alt sind, Reden, welche die schamloseste Person an sie in ihrem fünfzehnten Jahre nicht zu richten wagte. Jene vergessen bald, was sie gesagt haben; aber diese vergessen nicht, was sie gehört haben. Ausgelassene Reden sind das Vorspiel zu den schamlosen Sitten: der liederliche Lakei stürzt das Kind in die Ausschweifung, und das Geheimniß des einen verbürgt das des anderen.

35. Das seinem Alter gemäß erzogene Kind steht allein. Es kennt keine andere Anhänglichkeit als die durch Gewohnheit gewordene, es liebt seine Schwester wie seine Uhr, und seinen Freund wie seinen Hund. Es fühlt keine Zugehörigkeit zu einem Geschlecht oder einer Gattung: Mann und Weib sind ihm gleich fremde Begriffe; es bezieht nichts auf sich von ihrem Thun und Reden; es sieht es und hört es nicht und hat dafür keine Aufmerksamkeit; ihr Reden lassen es ebenso unberührt wie ihr Beispiel: alles das hat keinen Bezug auf es. Das ist keine künstliche Täuschung, die man auf diese Weise in ihm erzeugt, es ist die natürliche Unwissenheit. Die Zeit kommt, wo diese nämliche Natur ihren Zögling schon selbst aufklären wird, und dann erst hat sie ihn auch in Stand gesetzt, aus ihren Lehren Nutzen zu ziehen ohne Gefahr. Dieß ist der Grundsatz: die Regeln im Einzelnen gehören nicht zu meiner Aufgabe: die Mittel jedoch, die ich bei anderen Gelegenheiten vorgeschlagen habe, dienen auch in diesem Falle als Muster.

36. Willst du Ordnung und Regel in die aufkeimenden Leidenschaften bringen, so erweitere die Frist, während deren sie sich entwickeln, daß sie Zeit haben, während sie hervorbrechen, sich einzurichten. Dann meistert sie nicht der Mensch, sondern die Natur selbst; du brauchst

sie*) nur ihre Arbeit selbst einrichten zu lassen. Wäre dein Zögling allein, so hättest du gar nichts zu thun; so aber entzündet seine ganze Umgebung seine Einbildungskraft. Die Wogen des Vorurtheils reißen ihn mit sich fort: um ihn zurückzuhalten, muß man ihn nach der entgegengesetzten Seite drängen. Das Gefühl muß seine Einbildungskraft zügeln, und die Vernunft muß das Gerede der Menschen zum Schweigen bringen. Die Quelle aller Leidenschaften ist die Sinnlichkeit; wohin aber ihre Wogen treiben, das bestimmt die Einbildungskraft. Jedes Wesen, das seiner Beziehungen inne geworden ist, muß in Erregung gerathen wenn seine Beziehungen sich ändern und wenn es seiner Natur zusagendere gewahrt oder zu gewahren glaubt. Die Täuschungen der Einbildung verwandeln alle Leidenschaften endlicher Wesen in Laster, selbst die der Engel, wenn sie solche haben:**) denn sie müßten die Natur aller Wesen kennen um zu wissen, welche Beziehungen der ihrigen am angemessensten wären.

37. Die gesammte menschliche Weisheit in der Leitung der Leidenschaften läßt sich demnach dahin zusammenfassen: 1. Wir müssen die wirklichen Beziehungen der Menschen sowohl in der Gattung als im Einzelwesen erkennen, 2. aber alle Regungen seiner Seele nach diesen Verhältnissen einrichten.

38. Aber liegt es denn in der Hand des Menschen seine Seelenregungen nach diesen oder jenen Beziehungen einzurichten? Allerdings, wenn es in seiner Hand liegt, seine Einbildung auf diesen oder jenen Gegenstand hinzulenken oder ihr diese oder jene Richtung zu geben. Uebrigens handelt es sich weniger darum, was ein Mensch an sich selbst thun kann, als darum, was wir an unserem Zögling thun können durch die Wahl der äußeren Umstände, in die wir ihn hineinversetzen.***) Wenn wir die Mittel darlegen, durch welche er in der Forderung der Natur erhalten werden kann, haben wir deutlich genug gesagt, wie er aus derselben heraustreten kann.

39. So lange seine Sinnlichkeit auf sein eigenes Ich beschränkt bleibt, kommt seinen Handlungen der Charakter der Sittlichkeit nicht zu; erst wenn sie sich über seine Schranken hinaus ausdehnt, gewinnt er zunächst die Gefühle und später den Begriff des Guten und Bösen, womit er wahrhaft zum Menschen und wesentlichen Gliede seiner Gattung wird. Auf diesen ersten Punkt müssen wir also unsere Beobachtungen zuerst richten.

---

*) näml die Natur.

**) Nach Petitain hatte R. anfänglich geschrieben: „wenn es solche (Engel) gibt" (s'il y en a), später aber die oben gegebene Lesart (s'ils en ont), die in der Paris-Amsterdamer Ausgabe steht, beibehalten.

***) S. Anm. **) zu I. § 27.

40. Sie sind in so ferne schwierig, als sie uns nöthigen die Beispiele, die uns vor Augen liegen, zu verwerfen und solche zu suchen, wo sich eine stufenmäßige und naturgemäße Entwicklung zeigt.

41. Ein Kind von feinem und weltmännischem Zuschnitt, das nur das Vermögen abwartet, die vorzeitigen Lehren zu bethätigen, die es empfangen hat, täuscht sich niemals über den Augenblick, wo dieses Vermögen eintritt. Ja, es wartet ihn nicht einmal ab, es beschleunigt ihn; es versetzt sein Blut in eine vorzeitige Gährung; es kennt das Ziel seiner Begierden, lange bevor sie sich selbst fühlbar machen. Nicht die Natur regt es auf, es selbst thut der Natur Gewalt an: wenn sie es zum Manne macht, hat sie ihm nichts mehr zu lehren; in seinen Gedanken war es längst schon erwachsen, bevor es in Wirklichkeit Mann war.

42. Der wahre Gang der Natur geht viel langsamer und Schritt für Schritt. Allmählich erhitzt sich das Blut, die Lebensgeister reifen heran und die eigenthümliche Anlage bildet sich aus. Der verständige Arbeiter, der den Werkbetrieb leitet, sorgt, daß alle seine Werkzeuge vervollkommnet werden, bevor er sie in Thätigkeit setzt: eine lange dauernde Unruhe geht den ersten Begierden voraus, eine lange Unwissenheit führt sie im Dunkeln herum; man sehnt sich und weiß nicht, nach was. Das Blut gährt und wallt; eine Ueberfülle von Leben drängt nach außen. Das Auge belebt sich und durchmustert die andern Wesen; man beginnt Antheil zu nehmen an denen, die mit uns leben, man beginnt zu fühlen, daß man nicht bestimmt ist allein zu leben: so erschließt sich das Herz den menschlichen Regungen und wird der Zuneigung fähig.

43. Das erste Gefühl, dessen ein sorgfältig erzogener junger Mensch fähig ist, ist nicht die Liebe, sondern die Freundschaft. Die erste Aeußerung seiner erwachenden Einbildungskraft ist es, ihm zu lehren, daß er Seinesgleichen hat; die Gattung nimmt ihn vor dem Geschlecht in Anspruch. Es liegt hier ein anderer Vortheil der verlängerten Jugendunschuld: man benutzt die entstehende Sinnlichkeit, um in das Herz des heranwachsenden Jünglings den ersten Samen der Menschlichkeit zu streuen. Dieser Vortheil ist um so kostbarer, als er die einzige Zeit des Lebens ist, wo derartige Bestrebungen wirklichen Erfolg haben können.

44. Ich habe immer gesehen, daß frühzeitig verdorbene, den Weibern und den Ausschweifungen ergebene junge Leute gefühllos und grausam waren; ihre aufbrausende Natur machte sie ungeduldig, rachsüchtig und leidenschaftlich: ihre Einbildung, ganz eingenommen von einem einzigen Ziel, verschloß sich für alles Uebrige; sie kannten weder Mitleid noch Erbarmen; sie hätten Vater und Mutter dem flüchtigsten Genusse aufgeopfert. Dagegen wird ein in glücklicher Einfalt erzogener junger Mensch schon durch die ersten Regungen der Natur zu zarten und hin-

gebenden Leidenschaften*) gestimmt, sein mitfühlendes Herz wird gerührt durch den Schmerz der Nebenmenschen; er zittert vor Freude, wenn er seinen Gefährten wiedersieht, seine Arme öffnen sich zu zärtlicher Umarmung, seine Augen ergießen sich in Thränen der Rührung; er fühlt es als Schande zu mißfallen, als Vorwurf, beleidigt zu haben. Wenn die steigende Wärme seines Blutes ihn lebhaft, rasch und jähzornig macht, so sieht man einen Augenblick später die ganze Güte seines Herzens in dem Erguß seiner Reue; er weint und seufzt über die Wunde, die er geschlagen; mit seinem eigenen Blute möchte er gerne das Blut, das er vergossen, zurückkaufen; seine ganze Aufwallung legt sich, all sein Stolz demüthigt sich vor dem Gefühl seines Fehlers. Ist er selbst beleidigt, so entwaffnet ihn ein Wort der Entschuldigung mitten in der größten Aufregung; er verzeiht das Unrecht anderer eben so freudig, wie er das seinige wieder gut macht. Das Jünglingsalter ist nicht die Zeit der Rache oder des Hasses; es ist die Zeit des Mitgefühls, der Milde, des Edelmuths. Ja, ich behaupte es und fürchte nicht durch die Erfahrung Lügen gestraft zu werden, ein von Natur nicht schlecht geartetes Kind, das bis zum zwanzigsten Jahre seine Unschuld bewahrt hat, ist in diesem Alter das edelmüthigste, beste, liebevollste und liebenswertheste Wesen. Du hast davon nie reden hören; ich glaube es wohl; den Philosophen, die in der ganzen Verderbniß der Collegien erzogen sind, fällt es nicht ein so etwas einzusehen.

45. Die Schwäche macht den Menschen gesellig; unser gemeinsames Elend stimmt unsere Herzen zur Menschlichkeit; wären wir nicht Menschen, so hätte sie nichts von uns zu verlangen. Jede Hingabe ist ein Zeichen des Ungenügens: wenn keiner von uns ein Bedürfniß nach den Andern hätte, würden wir kaum daran denken, uns mit Anderen zu verbinden.**) So entspringt gerade aus unserer Schwäche unser gebrechliches Glück. Ein wahrhaft glückliches Wesen ist ein einsames;***) Gott allein genießt ein unbeschränktes Glück: aber wer von uns hätte davon nur einen Begriff? Wenn irgend ein endliches Wesen sich selbst genügen könnte, welches Genusses könnten wir es denn fähig halten? Es wäre allein und bejammernswerth. Ich begreife nicht, wie der, der kein Bedürfniß hat, etwas soll lieben können, und ich begreife nicht, wie derjenige, der nicht liebt, glücklich sein kann.

46. Daraus folgt, daß unsere Hinneigung zu den Nebenmenschen weniger aus dem Bewußtsein ihrer Lust als aus dem ihrer Schmerzen hervorgeht; denn darin sehen wir viel besser die Gleichheit unserer Na-

---

*) Wir müssen auf Anm. *) zu § 10 zurückweisen.

**) Die Herausgeber erinnern an Cicero (üb. d. Wesen der Götter 1,44): „In unserer Schwäche liegt alle Hinneigung und Liebe".

***) Vgl. II. § 108. Anm.

tur und die Bürgschaft ihrer Zuneigung zu uns. Wenn unsere gemeinschaftlichen Bedürfnisse uns durch unser Interesse zusammenführen, so verknüpft unser gemeinsames Elend uns durch das Wohlwollen. Der Anblick eines glücklichen Menschen flößt den anderen mehr Neid ein als Liebe; man möchte ihm fast den Vorwurf machen, er maße sich ein Recht an, das ihm nicht zusteht, indem er sich ein ausschließliches Glück verschafft; ja, unsere Selbstsucht fühlt sich sogar verletzt bei dem Gedanken, daß dieser Mensch uns gar nicht nöthig hat. Wer dagegen möchte nicht den Unglücklichen beklagen, den er leiden sieht? Wer möchte ihn nicht von seinen Leiden befreien, wenn es dazu nur eines Wunsches bedürfte? Unsere Einbildung setzt uns viel leichter an die Stelle des Unglücklichen als an die des Glücklichen; man fühlt, daß einer dieser beiden Zustände uns näher berührt als der andere. Das Mitleid ist süß, weil, wenn man sich an die Stelle des Leidenden versetzt, man dennoch die angenehme Empfindung hat nicht zu leiden wie er. Der Neid ist bitter, weil der Anblick eines glücklichen Menschen dem Neider, ohne ihn an seine Stelle zu setzen, das unangenehme Gefühl giebt sich nicht darin zu befinden. Es ist, als befreite uns der eine von dem Schmerz, den er leidet, und als nähme uns der andere die Lust, deren er genießt.

47. Willst du also in dem Herzen eines jungen Menschen die ersten Regungen der erwachenden Empfindsamkeit anfachen und lebhaft erhalten und seinen Charakter zum Wohlthun und zur Güte lenken, so lasse nicht durch das trügerische Bild menschlichen Glückes in ihm Stolz, Eitelkeit und Neid Wurzel fassen; zeige seinen Blicken nicht so früh das Gepränge der Höfe, den Glanz der Paläste, den Reiz der Schauspiele;*) führe ihn nicht in Gesellschaften und glänzende Versammlungen; zeige ihm die äußere Erscheinung der großen Gesellschaft nicht eher, als du ihn befähigt hast, sie nach ihrem inneren Gehalt zu würdigen. Damit bildest du ihn nicht, wenn du ihm die Welt zeigst, bevor er die Menschen kennt; damit verdirbst du ihn: das ist keine Aufklärung, das ist Täuschung.

48. Die Menschen sind von Natur weder Könige noch Würdenträger, weder Höflinge noch Millionäre; arm und nackt kommen sie alle zur Welt, der Noth des Lebens, dem Kummer, dem Leiden, den Entbehrungen und Schmerzen jeder Art unterworfen; endlich sind sie alle

---

*) „Das Theater, das zur Verbesserung der Sitten nichts vermag, vermag viel zur Schädigung derselben. Indem es alle unsere Neigungen begünstigt, gibt es denen, die in uns herrschen, neue Kraft; die fortwährende Aufregung, in die es uns versetzt, entnervt und schwächt uns und nimmt uns die Fähigkeit unseren Leidenschaften zu widerstehen; das unfruchtbare Interesse, das man an der Tugend nimmt, schmeichelt nur unserer Eigenliebe, ohne uns zu zwingen die Tugend zu üben." Rousseau Brief an D'Alembert (über das Theater).

zum Tode verurtheilt. Das ist das wahre menschliche Schicksal, von dem kein Sterblicher verschont wird. So beginne denn an der menschlichen Natur zu erforschen, was unzertrennlich von ihr ist und die Menschlichkeit am reinsten darstellt.

49. Mit sechszehn Jahren weiß der Jüngling wohl, was leiden ist, denn er hat selbst gelitten; aber er hat kaum erfahren, daß auch andere leiden: das bloße Sehen ohne das Mitfühlen gibt noch keine Erfahrung, und, wie ich schon hundertmal gesagt habe, das Kind kann sich die Empfindungen der anderen nicht vorstellen und kennt daher keine Schmerzen als seine eigenen: aber wenn die erste Entfaltung seiner Sinnlichkeit in ihm das Feuer der Einbildung entzündet, da beginnt es sich auch in den Nebenmenschen zu fühlen, ihren Jammer mitzuempfinden und ihre Schmerzen mitzuleiden. Dann muß das traurige Gemälde der leidenden Menschheit in seinem Herzen die erste Rührung hervorrufen, die es je erfahren hat.

50. Wenn man diesen Augenblick bei eueren Kindern nicht leicht bemerkt, wo liegt da die Schuld? Ihr lehret ihnen frühzeitig mit dem Gefühl zu spielen, ihr lehret ihnen seine Sprache so früh, daß sie gar keinen anderen Ton kennen und eure Lehre nun gegen euch selbst kehren, so daß sie euch kein Mittel lassen zu unterscheiden, wenn sie einmal nicht mehr lügen, sondern wirklich fühlen, was sie sagen. Sehet dagegen meinen Emil; in dem Alter, zu dem ich ihn jetzt geführt habe, hat er noch nicht gefühlt und noch nicht gelogen. Bevor er weiß, was Liebe ist, hat er zu niemanden gesagt: ich liebe dich sehr; man hat ihm noch nicht vorgeschrieben, wie er sich in der Krankenstube seines Vaters, seiner Mutter oder seines Erziehers benehmen soll; man hat ihm die Kunst Betrübniß zu heucheln, die er nicht fühlt, noch nicht gezeigt. Er hat noch bei keines Menschen Tode Thränen erlogen; denn er weiß noch nicht, was sterben ist. Die nämliche Gefühllosigkeit, die er im Herzen hat, zeigt sich auch in seinem äußeren Benehmen. Gleichgiltig gegen alles außer gegen sich selbst wie alle anderen Kinder nimmt er an niemanden Antheil; bei ihm ist nur der Unterschied, daß er auch nicht dafür angesehen sein will und daß er nicht falsch ist wie jene.*)

51. Emil hat wenig nachgedacht über empfindende Wesen und wird es erst spät erfahren, was leiden und sterben ist. Klagen und Geschrei wird fortab sein Inneres aufregen, der Anblick des fließenden Blutes wird ihn seine Augen wegwenden lassen; die Zuckungen eines sterbenden Thieres werden ihm eine räthselhafte Herzensangst verursachen, bevor er weiß, woher diese Regungen kommen. Wäre er stumpfsinnig und gefühllos geblieben, so würde er sie nicht empfinden; wäre er unterrichteter, so würde er ihre Quelle kennen: er hat schon zu viele Begriffe mit

*) Man vergleiche indessen II § 80.

einander in Vergleichung gesetzt um nichts zu fühlen, und nicht genug um zu begreifen, was er fühlt.

52. So entsteht das Mitleid, das erste verbindende*) Gefühl, das nach der Ordnung der Natur das menschliche Herz ergreifen muß. Um gefühlvoll und mitleidig zu werden, braucht das Kind nur zu wissen, daß es ihm ähnliche Wesen gibt, die leiden, was es selbst gelitten hat, die Schmerzen empfinden, welche es selbst empfunden hat, und andere, die es selbst betreffen können und ihm daher begreiflich sein müssen. Wie sollten wir uns denn durch das Mitleid rühren lassen, wäre es nicht dadurch, daß wir aus uns selbst heraustreten und uns als Eins fühlen mit dem leidenden Wesen, indem wir, so zu sagen, unser eigenes Dasein aufgeben um das seinige anzunehmen? Wir leiden nur so viel, als wir ihm Leiden zuschreiben; nicht in uns, sondern in ihm leiden wir. So wird niemand gefühlvoll, außer wenn seine Einbildung sich belebt und ihn aus sich selbst herauszuführen beginnt.

53. Um dieses erkeimende Gefühl anzuregen und zu nähren, um es zu leiten und seinem natürlichen Gange nachzugehen, was anderes sollen wir thun als dem jungen Menschen Gegenstände vorzuhalten, gegen welche der Drang seines Herzens sich äußern kann, Gegenstände, die sein Herz erweitern und auf die andern Wesen hinübertragen, so daß er es überall außer sich wiederfinden kann; sorgfältig aber alle von ihm fernzuhalten, die es einengen und zusammendrängen und die Spannkraft des Ich im Menschen niederdrücken, d. h. in anderen Ausdrücken, Güte, Menschenfreundlichkeit, Erbarmen und Wohlthätigkeit, alle anziehenden und sanften Neigungen, die den Menschen von Natur aus gefallen, in ihm anzuregen und den Neid, die Begehrlichkeit und den Haß und alle abstoßenden und unmenschlichen Leidenschaften zu ersticken, die, so zu sagen, das Gefühl nicht blos auslöschen, sondern nach der entgegengesetzten Seite verkehren und die Qual dessen sind, der sie in sich fühlt.

54. Ich kann wohl alle vorangehenden Betrachtungen in zwei oder drei bündigen, klaren und faßlichen Grundsätzen zusammenfassen.

55. Erster Grundsatz.

Es liegt nicht im menschlichen Herzen sich an die Stelle derjenigen zu versetzen, die glücklicher sind als wir, sondern nur an Stelle derjenigen, weche beklagenswerther sind.

Wenn man Ausnahmen von diesem Grundsatze findet, so sind sie mehr scheinbar als wirklich. So versetzt man sich nicht an die Stelle des Reichen oder Vornehmen, an den man sich anschließt; selbst bei herzlicher Zuneigung eignet man sich eben nur einen Theil seines Wohl=

*) sentiment relatif (in Beziehung setzendes Gefühl).

befindens an. Man liebt ihn wohl manchmal, wenn er unglücklich ist: solange es ihm jedoch gut geht, hat er keinen wahrhaften Freund, es müßte denn einer sein, der sich durch den Schein nicht blenden läßt und ihn trotz seines Glückes mehr beklagt als beneidet.

56. Das Glück gewisser Lebenslagen, z. B. das Glück des Landlebens, macht auf uns einen besonderen Eindruck. Das Vergnügen diese guten glücklichen Leute zu sehen ist nicht vergiftet durch den Neid, man nimmt wirklichen Antheil an ihnen. Warum das? weil man es in der Hand hat, in dieses friedliche, unschuldsvolle Leben herunterzusteigen und das nämliche Glück zu genießen: dieß ist ein Herabsteigen, dem keine unangenehmen Vorstellungen anhaften, denn man braucht es nur genießen zu wollen um es auch zu können. Es ist immer wohlthuend die eigenen Mittel und das eigene Gut zu betrachten, wenn man es selbst nicht gebrauchen will.

57. Daraus folgt, daß, um einen jungen Menschen für die Menschlichkeit zu stimmen, man ihn nicht etwa das glänzende Loos der Reichen bewundern lassen, sondern es ihm vielmehr von seinen Schattenseiten zeigen und ihm Furcht davor einflößen soll. Dann muß ihn eine überzeugende Schlußfolgerung dahin führen, daß er sich seinen Pfad zum Glücke bahnt ohne jemanden in den Weg zu treten.

58. Zweiter Grundsatz.

Man beklagt an anderen nur diejenigen Uebel, vor denen man sich selbst nicht gesichert weiß.

Non ignara mali, miseris succurrere disco.
Aeneid. I, 634.*)

Ich kenne nichts so Schönes, Tiefes, Rührendes und Wahres als diesen Vers.

59. Warum sind die Könige mitleidslos gegen ihre Unterthanen? weil sie nach ihrer eigenen Rechnung nie gewöhnliche Menschen werden. Warum sind die Reichen so hart gegen die Armen? weil sie selbst nicht fürchten je arm zu werden. Warum hat der Adel eine so große Verachtung für das Volk? weil ein Adeliger nie ein Spießbürger wird. Warum sind die Türken menschen- und gastfreundlicher als wir? weil bei ihrer ganz und gar willkürlichen Regierung Stellung und Vermögen der Privatpersonen immer unsicher und schwankend sind, weshalb sie Erniedrigung und Elend nicht als einen sie gar nicht berührenden Zustand ansehen;[1]) jeder kann morgen das sein, was heute derjenige ist, dem er

*) Vergil Aeneid. I, 630 (nach der jetzt üblichen Zählung): Elends ertrug ich genug, den Armen Hilfe zu spenden.

[1]) Gegenwärtig scheint sich das etwas anders zu gestalten: die Stände scheinen gesicherter und die Menschen dafür auch hartherziger zu werden. R.

seine Hilfe leiht. Dieser Gedanke, der in den morgenländischen Erzählungen immer wiederkehrt, giebt dieser Lectüre etwas so eigenthümlich Rührendes, was im ganzen Aufbau unserer trockenen Moral nicht zu finden ist.

60. Gewöhne also deinen Zögling nicht daran, auf das Elend der Unglücklichen und auf die Mühsale der Armen aus seiner glänzenden Lage herunterzuschauen und hoffe nicht, daß du ihm Bedauern dafür einflößen werdest, wenn er sie als ihn durchaus nicht berührend ansieht. Mache ihm begreiflich, daß das Schicksal dieser Unglücklichen auch das seinige sein kann, daß all ihr Elend auch unter seinen Füßen hervorwächst und daß unvorhergesehene und unvermeidliche Ereignisse ihn in jedem Augenblicke in das nämliche Unglück stürzen können. Lehre ihm weder auf seine Geburt, noch auf seine Gesundheit noch auf seinen Reichthum rechnen; zeige ihm alle Wechselfälle des Schicksals; führe ihm die immer nur zu häufigen Beispiele von Leuten vor, die aus einer viel höheren Lebensstellung noch unter diese Unglücklichen hinabgesunken sind: ob das durch ihre eigene Schuld geschehen ist oder nicht, thut hier nichts zur Sache; weiß er denn überhaupt, was Schuld ist? Halte dich immer an die Ordnung seiner Kenntnisse, bemiß deine Belehrungen immer nur nach dem Maße seiner Fassungskraft: er braucht kein großer Weiser zu sein, um zu fühlen, daß die ganze menschliche Klugheit ihm nicht sagen kann, ob er in der nächsten Stunde todt oder lebendig sein wird, ob er nicht noch vor Tagesende die Zähne knirschen wird vor Nierenschmerzen, ob er noch einen Monat reich oder arm sein wird, ob er nicht vielleicht ein Jahr später unter der Peitsche der algerischen Galeeren rudern wird.*) Vor allem sage ihm das alles nicht gefühllos vor wie seinen Katechismus; er soll das menschliche Elend sehen und fühlen: erfülle seine Einbildung mit Schaudern und Zittern vor den Gefahren, von denen jeder Mensch fortwährend umgeben ist; er soll alle diese Abgründe rings um sich sehen und ängstlich soll er bei deiner Beschreibung sich an dich drängen, daß er nicht hineinfalle. Du sagst, wir machten ihn zaghaft und furchtsam. Das wird sich später zeigen; für jetzt aber wollen wir ihn erst menschenfreundlich machen; das ist zunächst unsere wichtigste Aufgabe.

61. Dritter Grundsatz.

Das Mitgefühl für die Leiden anderer richtet sich nicht nach der Größe des Uebels, sondern nach dem Gefühl, das man für die Leidenden hegt.

Man beklagt einen Unglücklichen nur in so weit, als man ihn beklagenswerth findet. Das leibliche Bewußtsein von unseren Leiden ist

*) Wie es Emil in der romanhaften Fortsetzung des Emil (vgl. Anhang I unserer Ausgabe) wirklich begegnet.

beschränkter, als es scheint; nur durch das Gedächtniß, das uns die Fortdauer derselben fühlbar macht, und durch die Einbildung, welche sie auf die Zukunft überträgt, machen sie uns wahrhaft beklagenswerth. Darin liegt meines Erachtens eine der Ursachen, die uns gefühlloser machen für die Leiden der Thiere als die der Menschen, obwohl die allgemeine Empfindsamkeit uns das Gefühl der Gemeinsamkeit mit ihnen geben müßte. Einen Karrengaul in seinem Stall bedauert man wohl kaum, weil man nicht voraussetzt, daß er an der Krippe an die Schläge denkt, die er empfangen, und an die Strapazen, die ihn erwarten. Ebenso wenig einen Hammel, den man weiden sieht, obwohl man weiß, daß er bald erwürgt werden wird, da man urtheilt, daß er sein Schicksal nicht voraussieht. Diese Gefühllosigkeit dehnt man aber auf das Schicksal der Menschen aus; die Reichen trösten sich über das Uebel, das sie den Armen zufügen, indem sie dieselben für dumm genug halten, nichts davon zu spüren. Im Allgemeinen beurtheile ich den Werth, den jeder dem Glücke der Nebenmenschen zumißt, nach der Werthschätzung, die ich für diese selbst bei ihm annehmen kann. Es ist natürlich, daß man für das Glück der Menschen, die man verachtet, wenig gibt. Man wundere sich also nicht mehr, wenn die Politiker vom Volke mit so vieler Geringschätzung reden oder wenn die meisten Philosophen sich bemühen den Menschen so schlecht zu machen.

62. Das Volk macht die Menschheit aus;*) was nicht Volk ist, ist so geringfügig, daß es sich nicht der Mühe lohnt, es zu zählen. Der Mensch ist derselbe in allen Ständen: wenn das richtig ist, so verdienen die zahlreichsten Stände die meiste Achtung. Vor dem denkenden Menschen verschwinden alle bürgerlichen Unterschiede: er sieht die nämlichen Leidenschaften, die nämlichen Gefühle im Troßbuben und im berühmten Manne; er unterscheidet an ihnen nur die Sprache, ein mehr oder weniger künstliches Colorit, und wenn sich sonst irgend ein wesentlicher Unterschied zeigt, so spricht er zu Ungunsten derjenigen, die sich am meisten verstellen. Das Volk zeigt sich, wie es ist, und ist nicht liebenswürdig: die feinen Leute müssen sich aber freilich verstellen; zeigten sie sich so, wie sie sind, man würde vor ihnen erschrecken.

63. Unsere Weisen sagen zwar hinwiederum, in allen Ständen finde sich das gleiche Maß von Glück und Unglück. Aber das ist ein ebenso gefährlicher als haltloser Satz; denn wenn alle gleich glücklich sind, was brauche ich mich um irgendjemanden zu kümmern? Möge dann jeder bleiben wie er ist; möge der Sklave mißhandelt werden, der Kranke

---

*) Qu'est-ce que le tiers-état? Tout. (Was ist — nach Adel und Geistlichkeit — der dritte Stand? Alles, sagt „R's. Schüler" Sieyes in seiner durchschlagenden Schrift über den dritten Stand (Qu'est-ce que le tiers-état?)

leiden, der Bettler dahinsiechen; sie haben bei einem Wechsel des Standes nichts zu gewinnen. Sie zählen die Widerwärtigkeiten des Reichthums auf und zeigen die Nichtigkeit seiner eitlen Vergnügungen: welch grober Trugschluß! Die Widerwärtigkeiten des Reichthums kommen nicht vom Reichthum, sondern allein vom Reichen, der ihn verkehrt anwendet. Wäre er auch unglücklicher als der Arme, er ist nicht beklagenswerth, weil er an seinem Unglück selbst Schuld ist und weil es nur von ihm abhängt, glücklich zu sein. Aber das Unglück des Armen kommt von außen, von dem rauen Schicksal, das auf ihm lastet. Es gibt keine Gewohnheit, die ihm das leibliche Gefühl der Anstrengung, der Erschöpfung und des Hungers nehmen kann: weder Mutterwitz noch Weisheit können ihm helfen, die Beschwerden seines Standes abzuschütteln. Was gewinnt Epictet damit, daß er voraussieht, sein Herr werde ihm das Bein zerschmettern? wird er es ihm deshalb weniger zerschmettern? zu dieser Qual hat er noch die Qual es vorauszuwissen. Wäre das Volk ebenso gescheit, wie wir es für dumm halten, in welcher Beziehung könnte es denn anders sein, als es ist? in welcher Hinsicht könnte es anders handeln? Betrachte die Leute aus diesem Stande, und du wirst sehen, daß sich bei ihnen unter anderen Worten so viel Verstand und Klugheit findet als bei euch. Habe also Ehrfurcht vor dem Menschengeschlecht; bedenke, daß es im Wesentlichen zusammengesetzt ist aus der Summe der Völker, daß, wenn man alle Philosophen und Könige wegnähme, dieß kaum bemerklich wäre, und daß darum die Dinge nicht schlechter gingen. In einem Worte, lehre deinen Zögling alle Menschen lieben, selbst diejenigen, die keine Ehre der Menschheit sind; mache, daß er keiner Klasse sich zugeselle, in allen aber sich wiederfinde: sprich mit ihm vom menschlichen Geschlechte mit Rührung, ja sogar mit Mitleid, nie aber mit Verachtung. Du bist Mensch, — verunehre den Menschen nicht.

64. Auf diesen und ähnlichen, den betretenen Pfaden so ziemlich entgegengesetzten Wegen ziemt es sich in das Herz des heranwachsenden Jünglings einzudringen um darin die ersten Regungen der Natur anzufachen, sein Wesen zu entwickeln und auf die Mitmenschen auszudehnen; ich füge hinzu, daß man ja möglichst wenig von persönlichem Interesse mit diesen Regungen vermischen möge: vor allem keine Eitelkeit, keinen Ehrgeiz, keine Ruhmsucht, nichts von jenen Gefühlen, die uns veranlassen uns mit anderen zu vergleichen; denn diese Vergleichungen geschehen nie ohne irgend eine Anwandlung des Hasses gegen diejenigen, die uns den Vorzug streitig machen, wenn auch nur in unseren eigenen Augen. Man muß in diesem Falle die Augen schließen oder sich ärgern, böse oder thöricht sein: suchen wir, dieser Alternative aus dem Wege zu gehen. Diese so gefährlichen Leidenschaften, sagt man, werden doch früher oder später trotz unserer Vorsicht kommen. Ich leugne es nicht; jedes Ding

hat seinen Ort und seine Zeit; ich sage nur, man soll ihr Auftreten nicht auch noch begünstigen.

65. Dieß ist der Geist der Methode, die man sich zum Gesetz machen muß. Beispiele und Einzelheiten sind hier werthlos, weil hier die Charaktere in's Unendliche aus einander gehen und jedes Beispiel, das ich geben würde, vielleicht unter hunderttausenden nur auf einen passen würde. Mit diesem Alter beginnt auch für den geschickten Lehrer das wahre Amt des Beobachters und des Philosophen, der die Kunst versteht, die Herzen, an deren Bildung er arbeitet, zu ergründen. Solange der Jüngling noch an keine Verstellung denkt und keine Verstellung gelernt hat, sieht man bei jedem Gegenstand, den man ihm vorführt, in seinem Gesicht, seinen Augen und Gebärden den Eindruck, den er davon empfängt; auf seinem Gesichte liest man alle Bewegungen seiner Seele: durch anhaltende Beobachtung lernt man sie voraussehen und am Ende leiten.

66. Es ist eine allgemeine Wahrnehmung, daß Blut, Wunden, Geschrei, Seufzen, die Vorbereitungen für schmerzhafte Operationen, kurz alles, was Bilder des Schmerzes vor die Sinne führt, alle Menschen rascher und tiefer ergreift. Der Gedanke an die Auflösung ist nicht so einfach und macht nicht den gleichen Eindruck; das Bild des Todes berührt uns langsamer und schwächer, weil niemand in dieser Beziehung eine Erfahrung hinter sich hat: man muß Leichname gesehen haben um den Todeskampf der Sterbenden zu begreifen. Aber wenn diese Vorstellung in unserem Geiste einmal fest gebildet ist, so gibt es für unsere Augen keinen schrecklicheren Anblick, entweder vermöge des Gedankens einer völligen Auflösung, die alsdann durch die Sinne fühlbar wird, oder weil in dem Bewußtsein, daß dieser Augenblick für alle Menschen unausbleiblich ist, man lebhafter berührt wird von einem Zustande, von dem man sicher weiß, daß man ihm nicht entrinnen kann.

67. Diese verschiedenen Eindrücke haben ihre Wandlungen und Abstufungen, welche von dem besonderen Charakter jedes Einzelnen und seiner früheren Richtung abhängen; aber sie sind allgemeiner Natur, und niemand ist ganz frei von ihnen. Es gibt solche, die weniger rasch und allgemein wirken und den empfindsamen Seelen mehr eigen sind: sie werden durch geistige Leiden, durch innere Schmerzen, durch Betrübniß, Niedergeschlagenheit und Traurigkeit erzeugt. Dann gibt es wieder Leute, welche nur durch Schreien und Weinen sich in Aufregung versetzen lassen; lange verhaltenes Schluchzen eines bedrückten Herzens hat ihnen nie einen Seufzer entlockt; nie hat der Anblick eines niedergeschlagenen Menschen, eines hageren und abgehärmten Antlitzes, eines erloschenen und vertrockneten Auges sie selbst zu Thränen gerührt; die Leiden der Seele berühren sie nicht; ihr Urtheil darüber ist fertig, ihr Herz fühlt nichts mehr dabei; von ihnen erwarte man nichts als uner=

bittliche Härte, Gefühllosigkeit und Unmenschlichkeit. Sie mögen unbescholten und gerecht sein, nie aber milde, edelmüthig und mitleidig. Ich sage, sie mögen gerecht sein, wenn überhaupt ein Mensch gerecht sein kann ohne mitleidig zu sein.*)

68. Sei indessen nicht vorschnell in der Beurtheilung der jungen Leute nach dieser Regel, besonders derjenigen jungen Leute, welche erzogen worden sind, wie es recht ist, und daher keinen Begriff von geistigen Leiden haben, vor denen man sie immer behütet hat; denn, um es noch einmal zu sagen, sie sollen nur diejenigen Leiden beklagen, die sie kennen; diese anscheinende Gefühllosigkeit, die nur eine Folge von Unwissenheit ist, verändert sich auch bald in Zartgefühl, sobald sie einmal fühlen, daß es im menschlichen Leben tausenderlei Leiden gibt, die sie gar nicht kennen. Hat mein Emil in seiner Kindheit einen harmlosen, gesunden Sinn gehabt, so bin ich sicher, daß er als Jüngling Herz und Gefühl haben wird; denn die Wahrheit des Gefühls hängt sehr von der Richtigkeit der Begriffe ab.**)

69. Aber warum komme ich hier auf diese Dinge? Mehr als ein Lehrer wird mir ohne Zweifel den Vorwurf machen, ich hätte meinen früheren Vorsatz und das beständige Glück, das ich meinem Zögling versprochen hatte, ganz aus den Augen verloren. Unglückliche und Sterbende, Bilder des Schmerzes und Elends! welches Glück, welcher Genuß für ein junges Herz, das sich eben erst dem Leben erschließt! Sein trübsinniger Erzieher, der ihm eine so angenehme Erziehung zugedacht, führt ihn nur in's Leben um ihn leiden zu lassen. So wird man sagen: aber was kümmert das mich? Ich habe versprochen ihn glücklich zu machen, nicht den Schein des Glücks habe ich beabsichtigt. Ist es meine Schuld, wenn ihr euch durch den Schein immer blenden lasset und ihn für die Wirklichkeit ansehet.

---

*) Das positive Recht kann nur bestehen auf Grund einer allgemeinen ästhetischen Uebereinstimmung hinsichtlich dessen, was gefordert werden darf und was zugestanden werden muß. Herbart, allg. prakt. Philos. S. 47 (Hartenst.): „Da sich nun Niemand verhehlen kann, daß er auf Urkunden Ansprüche gründe, wenn schon der Inhalt derselben in keinem Naturrecht eine Stütze fände: so wird wohl das Princip dieser Ansprüche in einem Gedanken nachzuweisen sein, dem ursprünglich Respect gebührt, indem die Verletzung desselben ursprüngliches Mißfallen erregen müßte; einem Gedanken, der allen gemeinsamen Satzungen, allem anerkannten Positiven eine Sanction giebt, welche besteht, wiewohl von anderen Gesichtspunkten aus ein mannigfaltiger Tadel auf das Festgesetzte zusammentreffen möchte."

**) In seinem „Erziehungsplan für Herrn de Sainte Marie" (vgl. Vorrede zum Emil § 9 Anm. 1) hatte R. gesagt, die Geradheit des Charakters sei, wenn sie durch vernünftiges Denken befestigt werde, selbst eine Quelle für richtiges Denken, denn die Uebung, die Folgen seiner Handlungen immer voraus zu erwägen, sei zugleich eine Schule für den Verstand. Diese Ansicht erinnert an Locke; man ermesse nach der obigen Stelle im Texte, wie weit R. im Emil sich von Locke entfernt hat.

70. Nehmen wir zwei Jünglinge, deren erste Erziehung eben vollendet und die nun durch zwei gerade entgegengesetzte Thore in die Welt hinausgehen. Der eine erklimmt mit einem Male den Olymp und ergeht sich in der glänzendsten Gesellschaft; man führt ihn an den Hof, zu den Großen und Reichen, zu den schönen Frauen. Ich setze voraus, daß man ihn überall auszeichnet, und ich untersuche die Wirkung auf seinen Verstand nicht; ich nehme an, er wisse ihr zu widerstehen. Das Vergnügen fliegt ihm in die Arme, jeder Tag bringt ein neues Ergötzen für ihn; er ergibt sich jedem mit einem Antheil, der dich besticht. Du siehst sein lebhaftes, eifriges, neugieriges Wesen; sein erstes Verwundern macht dir Eindruck: du hältst ihn für beglückt: siehe jedoch den Zustand seiner Seele; du glaubst, er genieße; ich glaube, daß er leidet.

71. Was bemerkt er denn zuerst, wenn er seine Augen aufschlägt? — eine Unzahl von angeblichen Gütern, die er noch nicht kannte, die nur für einen Augenblick sich ihm zur Verfügung stellen und sich ihm nur dazu gezeigt zu haben scheinen, damit er ihren Verlust bedauern könne. Geht er in einem Palast umher, so siehst du an seiner fieberhaften Neugier, daß er sich frägt, warum sein väterliches Haus nicht auch so aussieht. Alle seine Fragen sagen dir, daß er sich unablässig mit dem Besitzer dieses Hauses vergleicht, und alles, was er bei dieser Parallele Demüthigendes für sich findet, stachelt seine Eitelkeit zur Empörung auf. Begegnet er einem jungen Menschen, der besser gekleidet ist als er, so sehe ich ihn im Geheimen murren über den Geiz seiner Eltern. Ist er besser ausstaffirt als ein anderer, so sieht er zu seinem Leidwesen, daß dieser andere es ihm zuvorthut durch seine Herkunft oder seinen Verstand, all seinen Goldflitter sieht er gedemüthigt vor einem schlichten Tuchkleid. Und glänzt er allein in einer Gesellschaft, erhebt er sich auf den Fußspitzen um besser gesehen zu werden —, wer spürte nicht eine geheime Neigung das hoffährtige, eingebildete Wesen eines jungen Gecken herunterzustimmen? Bald vereinigt sich alles wie verabredet; die beunruhigenden Blicke eines ernsten Mannes, die Spottworte eines Satirikers werden ihn nicht verfehlen, und fühlte er sich auch nur von einem einzigen Menschen mißachtet, die Verachtung dieses Einzigen vergiftet im Augenblick den Beifall der anderen.

72. Geben wir ihm alles, statten wir ihn mit einer angenehmen Erscheinung und auszeichnenden Vorzügen aus; er sei schön gewachsen, geistreich, liebenswürdig: die Frauen werden ihm nachlaufen; aber da sie das thun, bevor er sie liebt, werden sie ihm eher Narrheit als Liebe einflößen: der Liebesgott wird ihm wohl manchmal günstig sein, aber Begeisterung und Leidenschaft zum Genuß wird er nicht haben. Seiner immer zu früh befriedigten Begierde hat man nicht Zeit gelassen im Schooße der Lust zu erwachen, und so fühlt er nur den Druck des Zwanges: das Geschlecht, das sein eigenes Geschlecht beglücken sollte,

widert ihn an und sättigt ihn, bevor er es kennt; bleibt er ihm dennoch nahe, so geschieht es nur aus Eitelkeit, und sollte er sich aus wirklicher Neigung ihm näher anschließen, so wird er nicht allein jung, glänzend und liebenswürdig sein und nicht immer in seiner Geliebten ein Wunder der Treue finden.

73. Ich sage nichts von den Plackereien, Verrätherereien, Verleumdungen und Enttäuschungen jeder Art, die von einem solchen Leben unzertrennlich sind. Man weiß ja, welchen Ekel die Erfahrung uns davor einflößt; ich spreche nur von dem Gram, den der erste Wahn mit sich bringt.

74. Welcher Abstand für denjenigen, welcher bisher im Schooße seiner Familie und seiner Bekannten in sich das einzige Ziel all ihrer Aufmerksamkeit gesehen hat, wenn er plötzlich in Verhältnisse eintritt, wo er für so wenig angesehen wird, wenn er sich fast hinausgeschleudert sieht in einen fremden Kreis, da er doch so lange der Mittelpunkt des seinigen war! Wie viele Beleidigungen und Erniedrigungen muß er nicht erfahren, bevor er unter den Unbekannten das Vorurtheil seiner Wichtigkeit ablegt, das er unter den Seinigen angenommen und großgezogen hat! Als Kind war ihm alles willfährig, alles drängte sich um ihn: als Jüngling muß er jedermann nachstehen, und wie viele harte Erfahrungen werden ihn zur Einkehr in sich selbst nöthigen, wenn er sich vergessen und seine alte Art beibehalten sollte!*) Die Gewohnheit, seine Wünsche mühelos befriedigt zu sehen, macht ihn geneigt vieles zu wünschen und veranlaßt ihm fortwährende Entbehrungen. Alles, was ihm schmeichelt, reizt ihn; alles, was andere haben, möchte er selbst haben: er begehrt alles, beneidet jedermann und möchte überall den Ton angeben; die Eitelkeit verzehrt ihn, die Glut der ungezügelten Wünsche entzündet sein junges Herz; mit ihnen entstehen Eifersucht und Haß; alle verzehrenden Leidenschaften erheben sich auf einmal in ihm; ihre Unruhe trägt er mit sich in das Getümmel der Welt; er bringt sie jeden Abend mit sich nach Haus, unzufrieden mit sich und den andern; voll von tausend eitlen Plänen, durchtobt von tausend Wahnbildern, entschläft er, und sein Stolz malt ihm noch im Traume die eingebildeten Güter vor, nach denen er sich schmerzlich sehnt und die er nie in seinem Leben sein nennen wird. Das ist dein Zögling: nun siehe den meinigen.

75. Wenn das erste Schauspiel, das ihm entgegentritt, ein Gegenstand der Traurigkeit ist, so ist sein erstes Zurückkehren zu sich selbst ein Gegenstand der Befriedigung. Wenn er die vielen Widerwärtigkeiten sieht, von denen er frei geblieben ist, so fühlt er sich glücklicher als er

---

*) Vgl. unsere Anmerk. zu § 126 d. B. — Ganz auffallend ist die Uebereinstimmung einer Stelle in Herbarts „Umriß pädagogischer Vorlesungen", welche wir zu § 126 anführen, mit R's. obigen Worten.

zu sein glaubte. Er theilt den Schmerz der Mitmenschen; aber diese Theilnahme ist eine freiwillige und wohlthuende. Er genießt zugleich das Mitleid für ihre Schmerzen und das Glück, das ihn davor bewahrt hat; er fühlt sich in jenem Zustand der Stärke, der uns über uns selbst hinausträgt und die für unser Wohlsein überflüssige Thätigkeit anderswo verwenden läßt. Um das Unglück anderer zu beklagen, muß man es ohne Zweifel kennen; aber man muß es nicht selbst fühlen. Wenn man gelitten hat oder zu leiden fürchtet, so beklagt man die Leidenden; aber während man leidet, beklagt man nur sich selbst. Nun aber, da wir alle, dem Elend des Lebens ausgesetzt, den andern nur so viel Gefühl widmen, als wir gerade für uns nicht nothwendig haben, so folgt, daß das Mitleid ein sehr angenehmes Gefühl sein muß, da es von unserer günstigen Lage Zeugniß gibt, und daß ein hartherziger Mensch immer unglücklich ist, da der Zustand seines Herzens ihm kein überfließendes Gefühl gestattet, das er dem Schmerze anderer widmen könnte.

76. Wir urtheilen über das Glück zu sehr nach dem Schein: wir setzen es da voraus, wo es am wenigsten ist, wir suchen es, wo es nicht sein kann: die Heiterkeit ist ja nur ein sehr trügerisches Zeichen des Glücks. Ein heiterer Mensch ist oft nur ein unglücklicher, der die andern täuschen und sich selbst vergessen möchte. Jene in Gesellschaft so lachenden, lustigen und heiteren Leute sind zu Hause fast alle mißmuthig und mürrisch, und ihre Dienstboten müssen für die Fröhlichkeit, die jene in die Gesellschaft bringen, büßen. Die wahre Zufriedenheit ist weder fröhlich noch ausgelassen; ein so angenehmes Gefühl behält man eifersüchtig für sich, man genießt es nachdenklich, man kostet es mit Lust und fürchtet, es möchte verfliegen. Ein wahrhaft glücklicher Mensch spricht und lacht kaum; er drängt, so zu sagen, das Glück auf sein Herz zusammen. Lärmende Spiele und rauschende Freude bemänteln Verdruß und Mißmuth. Aber der Trübsinn ist der Gefährte der Lust: Rührung und Thränen begleiten den süßesten Genuß, und das Uebermaß der Freude selbst entlockt eher Thränen als Lachen.

77. Wenn die Menge und Mannigfaltigkeit der Vergnügungen zuerst das Glück zu erhöhen scheint, wenn die Eintönigkeit eines gleichmäßigen Lebens zuerst ermüdend erscheint, so findet man doch bei näherer Einsicht, daß im Gegentheil die wohlthuendste Stimmung der Seele in einer Mäßigkeit des Genießens besteht, welche dem Wünschen und dem Verschmähen wenig Spielraum läßt. Unstete Begierden bringen Unbefriedigtheit und Unbeständigkeit mit sich; die Oede der stürmischen Lüste erzeugt Mißmuth. Man ist mit seiner Lage nie unzufrieden, wenn man keine angenehmere kennt. Von allen Menschen auf der Welt sind die Wilden am wenigsten unbefriedigt und am wenigsten mißmuthig; ihnen gilt alles gleich: sie ziehen ihren Genuß nicht aus den Dingen, sondern

aus sich selbst; sie verbringen ihr Leben mit Nichtsthun und werden nie mißmuthig.

78. Der Mensch in der Gesellschaft steckt ganz hinter seiner Maske. Fast nie lebt er in sich selbst, er ist sich immer fremd und fühlt sich unbehaglich, wenn er in sich zurückkehren muß. Was er ist, ist ein Nichts, alles für ihn ist sein Schein.

79. Ich kann nicht anders, ich muß mir auf dem Gesichte des Jünglings, von dem ich oben gesprochen habe, immer so etwas Anmaßendes, Süßliches, Geziertes denken, was mißfällt und die einfachen Leute zurückstößt, auf dem Gesichte des meinigen aber einen ansprechenden, einfachen Ausdruck, der Zufriedenheit und wahre Heiterkeit des Gemüths verräth, welcher Achtung und Zutrauen einflößt und nur die Offenbarung der Freundschaft zu erwarten scheint, um sein Zutrauen allen zu schenken, die ihm nahe treten. Man glaubt, der Gesichtsausdruck sei nur eine einfache Entwicklung der von der Natur schon ausgeprägten Züge. Ich möchte meines Theils annehmen, daß außer dieser Entwicklung die Züge des menschlichen Gesichts sich unmerklich ausbilden und Ausdruck gewinnen durch den wiederholten und gewohnheitsmäßigen Eindruck gewisser Seelenzustände. Diese bilden sich auf dem Gesicht ab, das ist ganz ausgemacht, und wenn sie zur Gewohnheit werden, so müssen sie einen dauernden Eindruck zurücklassen. Auf diese Weise begreife ich, wie der Gesichtsausdruck den Charakter anzeigt und daß man bisweilen von dem einen auf den andern schließen kann ohne zu geheimnißvollen Erklärungen zu greifen, welche Kenntnisse voraussetzen, die wir nicht haben.

80. Ein Kind hat nur zwei vollkommen ausgeprägte Seelenstimmungen, die Freude und den Schmerz: es lacht oder es weint; ein Zwischending gibt es für ein Kind nicht; fortwährend verfällt es von einer dieser Seelenbewegungen in die andere. Diese beständige Abwechselung läßt auf seinem Gesicht keinen dauernden Eindruck zu, daher gewinnt es keinen Ausdruck: aber in dem Alter, wo es empfindsamer geworden ist und sein Gemüth lebhafter und beständiger erregt wird, lassen die tieferen Eindrücke unauslöschlichere Spuren zurück; aus dem zur Gewohnheit gewordenen Seelenzustand entspringt eine Gestaltung der Gesichtszüge, welche die Zeit unverwischbar einprägt. Indessen kann man nicht selten Menschen sehen, welche in verschiedenen Lebensaltern ihren Ausdruck ändern. Ich habe das von verschiedenen Personen bemerkt, und ich habe immer gefunden, daß diejenigen, die ich gut hatte beobachten und verfolgen können, auch ihre Gewohnheitsleidenschaften geändert hatten. Diese einzige Beobachtung, deren ich sicher bin, würde mir entscheidend scheinen, und sie gehört in eine Abhandlung über die Erziehung, wo es darauf ankommt, die Bewegungen der Seele nach äußeren Zeichen beurtheilen zu lernen.

81. Ich weiß nicht, ob mein junger Mensch, da er nicht gelernt hat, weltmännische Formen nachzuahmen und Gefühle zu heucheln, die er nicht fühlt, weniger liebenswürdig sein wird; darum handelt es sich auch hier nicht: ich weiß bloß, daß er liebender sein wird; und ich kann es nicht über mich bringen zu glauben, daß derjenige, der nur sich liebt, sich gut genug verstellen kann um ebenso zu gefallen wie derjenige, der aus seiner Zuneigung für andere ein neues Glücksgefühl schöpft. Aber, was dieses Gefühl selbst anbelangt, so glaube ich darüber genug gesagt zu haben um verständige Lehrer in dieser Hinsicht zu leiten und zu zeigen, daß ich mir nicht widersprochen habe.

82. Ich kehre also zu meiner Methode zurück und sage: Wenn das kritische Alter herannaht, so führe man den jungen Leuten Schauspiele vor, welche sie festhalten, nicht solche, die sie aufregen: man lenke ihre aufkeimende Einbildung ab durch Gegenstände, die, anstatt ihre Sinnlichkeit zu entzünden, ihre Wirksamkeit zurückdrängen. Man halte sie fern von den großen Städten, wo die Putzsucht und Schamlosigkeit der Weiber die Führung der Natur beschleunigt und ihr zuvorkommt, wo alles ihren Augen Vergnügungen darstellt, die sie nicht kennen sollten, bevor sie selbst unter ihnen zu wählen wissen. Man führe sie zu ihrem ersten Aufenthalte zurück, wo die ländliche Einfalt den Leidenschaften ihres Alters eine weniger rasche Entwicklung gibt: oder wenn ihre Neigung für die Künste sie noch an die Stadt bindet, so komme man mit Hilfe dieser nämlichen Neigung einem gefährlichen Müßiggang zuvor. Man wähle ihren Umgang, ihre Beschäftigung und ihre Erholung sorgfältig aus; man zeige ihnen nur rührende, aber anständige Gemälde, welche sie anregen ohne sie zu verführen und ihre Empfindsamkeit nähren ohne ihre Sinnlichkeit zu erregen. Man bedenke ferner, daß überall ein gewisses Uebermaß zu fürchten ist und daß die ungemäßigten Leidenschaften immer mehr Unheil anstiften, als man verhüten will. Es ist nicht deine Aufgabe, aus deinem Zögling einen Krankenwärter oder einen barmherzigen Bruder zu machen, sein Auge durch fortwährende Bilder des Schmerzes und des Leidens zu betrüben, ihn von einem Krankenbett, von einem Krankenhaus zum andern zu führen und vom Richtplatz*) zu den Gefängnissen: der Anblick des menschlichen Elends soll ihn rühren, nicht ihn abstumpfen. Wenn das nämliche Schauspiel uns häufig begegnet, so fühlt man seinen Eindruck nicht mehr; die Wiederholung macht uns alles gewöhnlich; was man zu oft sieht, rührt unsere Einbildungskraft nicht mehr, und nur diese macht uns das Unglück anderer fühlbar: auf diese Weise werden die Priester und Aerzte,**) weil sie so oft sterben und leiden sehen, mit-

*) R. sagt: von der Grève zu den Gefängnissen." La Grève („Sandufer") ist ein Platz an der Seine zu Paris, wo man die Hinrichtungen vollzog.

**) Priester und Aerzte würden, so meint Formey, Rousseau gerade am nöthigsten gewesen sein. Ueber die Aerzte vergl. I § 98 und unsere Anm. dazu.

leidslos. Dein Zögling soll also das Schicksal des Menschen und die traurige Lage seiner Mitmenschen kennen lernen; doch soll er nicht zu oft Zeuge davon sein. Ein einziges gut gewähltes und an einem passenden Tage vorgeführtes Beispiel wird ihm Rührung und zu denken geben für einen Monat. Sein Urtheil wird weniger durch das bestimmt, was er sieht, als durch das Zurückdenken daran, und der bleibende Eindruck, den er von einem Gegenstand empfängt, rührt weniger von dem Gegenstande selbst her als von dem Gesichtspunkte, von welchem aus man seine Erinnerung an denselben wachruft. So kannst du durch die Vorführung von Beispielen, Lehren und Bildern den Stachel seiner Sinnlichkeit lange Zeit abstumpfen und die Natur zurückdrängen, indem du ihrem eigenen Fingerzeig folgst.

83. Wenn seine Kenntnisse sich erweitern, so wähle man Vorstellungen, die sich auf sie beziehen; wenn aber seine Begierden lebhafter werden, so wähle man Bilder, welche sie zurückdrängen. Ein alter Kriegsmann, der sich ebenso sehr durch seinen Lebenswandel wie durch seinen Muth auszeichnete, hat mir erzählt, daß sein Vater, ein verständiger, aber sehr frommer Mann, als er sah, daß das Temperament seines Sohnes in seiner ersten Jugend ihn zu den Weibern hinzog, nichts unterließ um ihn in Schranken zu halten; als er aber trotz aller Sorgfalt sehen mußte, daß er nahe daran war, seiner Hut sich zu entziehen, verfiel er darauf ihn in ein Hospital für siphilitische Kranke zu führen, und ohne weitere Vorbereitungen ließ er ihn in einen Saal eintreten, wo eine Anzahl solcher Unglücklichen durch eine fürchterliche Kur für die Ausschweifungen büßte, durch welche sie so weit gekommen waren.*) Bei

I § 100 sind Priester, Philosophen und Aerzte als Feinde der Menschheit aufgezählt. Ueber die Priester vergl. III § 145.

*) Campe: „Auch ich habe dieses Mittel bei verschiedenen meiner Zöglinge angewandt; und ich bin versichert, daß es kein besseres Verwahrungsmittel, als dieses, für die Jugend gebe." Formey bemerkt zu dieser Stelle nichts; bei späterer Gelegenheit aber sagt er: „Es wäre betrübt, wenn Niemand die Gabe der Enthaltsamkeit haben könnte ohne ein Hospital für siphilitische Kranke gesehen zu haben." — „Um das Schlechte auszuschließen", sagt Herbart Umr. päd. Vorles. § 149, „müssen zu den löblichen Zügen, welche in dem objectiven Theile des Charakters sich vorfinden, noch die guten Vorsätze kommen, welche dem subjectiven Theile angehören. Diese erfordern zuerst jene ästhetische Beurtheilung, wodurch der Zögling in Beispielen, die sich darbieten, besseres und schlechteres Wollen richtig unterscheidet. Fehlt es dieser Beurtheilung an Klarheit, Kraft und Vollständigkeit, so haben die Vorsätze keinen Boden im Gemüthe des Jünglings; sie sind dann nicht viel mehr als gelernte Worte." Ob in dem obigen Falle, wo der böse Hang schon mächtige Wurzeln geschlagen, genug Klarheit und Kraft der Vorstellung anzunehmen sei, darf bezweifelt werden. Man kann sich auch noch an Locke's schönes, freilich in andrer Anwendung gedachtes Wort erinnern, daß „in eine erschütterte Seele, wie auf ein zitterndes Blatt, keine festen Züge eingeschrieben werden können", und an Niemeyer's trefflichen Grundsatz (Grundsätze der Erz. und des Unterrichts § 115 Anm.): Je freier die Seele ist, wenn sie über ein Beispiel reflectirt, desto kräftiger wirkt

diesem häßlichen Anblick, der zugleich alle Sinne empörte, fiel der junge Mann beinahe in Ohnmacht. „Wohlan denn, verächtlicher Wüstling“, sagte hierauf der Vater in heftigem Tone zu ihm, „überlasse dich nun deinem schimpflichen Hange, der dich fortreißt; bald wirst du dich sogar glücklich schätzen, in diesen Saal zugelassen zu werden, wo du, ein Opfer der entehrendsten Leiden, deinen Vater dazu bringen wirst, Gott für deinen Tod zu danken.“

84. Diese wenigen Worte machten neben dem redenden Bilde, das den Jüngling erschütterte, einen unauslöschlichen Eindruck auf ihn. Sein Stand nöthigte ihn, seine Jugend in Garnisonen zuzubringen, doch ließ er lieber alle Spöttereien seiner Kameraden über sich ergehen, als daß er ihr ausgelassenes Leben nachgeahmt hätte. „Ich bin ein Mensch gewesen“, sagte er zu mir, „und habe meine Schwächen gehabt; aber bis zu meinem jetzigen Alter habe ich nie eine öffentliche Dirne ohne Schaudern ansehen können.“ Erzieher, enthaltet euch vieler Reden; aber lernet Ort, Zeit und Personen wählen, und dann gebet alle eure Lehren in Beispielen und seid ihres Erfolges versichert.

85. Die Anwendung der Kindheit ist eine leichte Aufgabe:*) das Böse, das sich in sie hereinschleicht, ist nicht unheilbar, und das Gute, das geschehen kann, kann auch später noch kommen. Anders verhält es sich mit diesem ersten Alter, wo der Mensch wahrhaft zu leben beginnt, Dieses Alter dauert niemals lange genug für den Gebrauch, den man davon machen muß, und seine Wichtigkeit erfordert eine unabläſſige Aufmerksamkeit: deshalb lege ich so viel Gewicht auf die Kunst es zu verlängern. Eine der besten Vorschriften für die richtige Behandlung ist hier, alles zu verzögern, so lange es möglich ist. Man mache, daß die Fortschritte langsam und sicher seien: man verhindere, daß der Jüngling Mann werde in dem Augenblick, wo ihm nichts mehr zu thun übrig bleibt um es zu werden. Während der Körper wächst, bilden und entwickeln sich die Geister, welche seinem Blute sanfte Wallungen und seinen Nerven Kraft geben sollen. Gibst du ihnen eine andere Richtung und lässest, was zur vollen Entwicklung eines Wesens bestimmt ist, dazu dienen, ein anderes zu bilden, so bleiben alle zwei in einem Zustande der Schwäche, und das Werk der Natur bleibt unvollkommen. Die

es.“ — Es ist in der That in diesem Alter, wie Herbart a. a. O. (allg. Päd. 3. B. 4, III) bemerkt, die Erziehung zum größten Theil geschehen. „Die Wirkung auf den Gedankenkreis, welchen der Mensch mitbringt in diese Periode da ihm die Welt offen und eine reife Körperkraft zu Diensten steht, — wiewohl sie nur auf Einen Factor des Charakters trifft, (ist) dennoch beinahe das Ganze der absichtlichen Charakterbildung.“

*) Man muß ja bei den Kindern „Zeit verlieren um sie zu gewinnen“ (II § 247). Damit erklärt sich der Sinn dieser Stelle, die von Campe, Stuve und Trapp für R.'s größte Paradoxie erklärt wird. Das nämliche sagt R. aber auch schon § 6 d. B.

Thätigkeit des Geistes bleibt ihrerseits von dieser Veränderung nicht unberührt, und die Seele, ebenso schwächlich wie der Leib, ist matt und kraftlos in ihren Verrichtungen. Große und starke Glieder machen freilich weder Muth noch Geist aus, und es ist mir klar, daß die Stärke der Seele nicht immer gleichen Schritt hält mit der des Leibes, wenn auf der anderen Seite die vermittelnden Organe*) beider Wesenstheile in schlechter Verfassung sind. Mögen sie aber in noch so guter Verfassung sein, sie werden immer nur schwach wirken, wenn sie nur unterstützt sind durch ein erschöpftes, kraftloses Blut, dem jener Stoff fehlt, der allen Federn der Maschine Kraft und Spannung verleiht. Im Allgemeinen bemerkt man bei denjenigen Menschen, deren Jugend von frühzeitigen Verirrungen bewahrt geblieben ist, mehr geistige Kraft als bei denjenigen, bei denen die Ausschweifung mit dem Augenblick angefangen hat, wo sie das Vermögen dazu hatten; hierin liegt ohne Zweifel einer der Gründe, warum die gesitteten Völker die ungesitteten an Verstand und Muth gewöhnlich übertreffen. Die letzteren zeichnen sich bloß durch gewisse vereinzelte kleine Vorzüge aus, die sie Witz, Scharfsinn und Schlauheit nennen; aber jenes große und edle Wirken der Weisheit und Vernunft, welches den Menschen durch schöne Handlungen, Tugenden und wahrhaft nützliche Thätigkeit ehrt und schmückt, findet sich wohl nur bei den ersteren.

86. Die Lehrer beklagen sich, daß das Feuer dieses Alters die Jugend unlenksam mache,**) ich sehe es selbst: aber ist das nicht ihr eigener Fehler? Wissen sie denn nicht, daß, wenn sie einmal dieses Feuer durch die Sinnlichkeit austoben lassen, es unmöglich ist, ihm eine andere Richtung zu geben? Werden die langen und frostigen Predigten eines Pedanten im Geiste seines Zöglings das Bild der Lust, die er erfaßt hat, auswischen? werden sie aus seinem Herzen das Verlangen, das ihn quält, verbannen? werden sie die Glut eines Herzens, das ihre Ziele kennt, dämpfen? wird er sich nicht auflehnen gegen die Hindernisse, die sich dem einzigen Glücke, das in seiner Vorstellung lebt, entgegenstellen? Und was wird er in dem harten Gesetz, das man ihm auferlegt ohne es ihm begreiflich machen zu können, anderes sehen als die Laune und die Mißgunst eines Menschen, der ihn zu peinigen sucht? Ist es zu verwundern, daß er sich auflehnt und ihn wieder haßt?

87. Ich begreife wohl, daß, wenn man nachsichtiger ist, man sich erträglicher machen und eine anscheinende Auctorität bewahren kann. Aber ich sehe nicht recht, wozu eine Auctorität über den Zögling dienen soll, die man nur dadurch erhält, daß man Laster hegt, welche durch sie zu-

*) Petitain notirt als Variante (der ersten Ausgabe?): „die unbekannten vermittelnden Organe."

**) Wir verweisen auf die zu § 83 theilweise angeführte Stelle aus Herbart's allgemeiner Pädagogik.

rückgedrängt werden sollten; das ist gerade so, wie wenn ein Reitmeister ein wildes Pferd, um es zu beruhigen, in einen Abgrund hinabspringen ließe.

88. Dieses jugendliche Feuer ist durchaus kein Hinderniß für die Erziehung; nein, sie vollendet und erfüllt sich vielmehr durch dasselbe; es gibt dir Gewalt über das Herz eines jungen Menschen, sobald es weniger stark ist als du. Die ersten Regungen des jugendlichen Herzens sind die Zügel, durch welche du alle seine Bewegungen lenkst, er war frei und jetzt ist er gebändigt. So lange er für nichts Liebe fühlte, war er nur von sich und seinen Bedürfnissen abhängig; sobald er liebt, ist er durch seine Neigung gebunden. So bilden sich die ersten Bande, die ihn an das Menschengeschlecht knüpfen. Wenn du dahin seine entstehende Empfindsamkeit lenkst, glaube nicht, daß sie sogleich alle Menschen umfassen werde und daß das Wort Menschengeschlecht für ihn irgend welche Bedeutung haben werde. Nein, diese Empfindsamkeit wird sich zuerst auf Seinesgleichen beschränken, und diese werden für ihn keine Unbekannten sein, sondern diejenigen, mit denen er in Beziehungen steht, diejenigen, welche der Umgang ihm lieb oder unentbehrlich gemacht hat, diejenigen, die augenscheinlich eine gleiche Denk- und Sinnesart mit ihm haben, diejenigen, die die nämlichen Leiden zu erdulden haben, die er gelitten, und die nämlichen Freuden kosten, die er erfahren hat, mit einem Worte diejenigen, in welchen eine ausgesprochenere Gleichheit des Wesens ihm eine größere Geneigtheit zu wechselseitiger Liebe gewährt. Erst nachdem er sein Inneres nach tausenderlei Richtungen ausgebildet, nach vielem Nachdenken über sein eigenes Empfinden und das, welches er an anderen beobachtet, wird er dazu gelangen, seine eigenen Erfahrungen unter dem abstracten Begriff der Menschheit zu verallgemeinern und zu seinen besonderen Gefühlsregungen diejenigen hinzuzufügen, welche ihn mit dem Menschengeschlecht wesentlich gleich machen (identificiren) können.

89. Indem er der Zuneigung fähig wird, achtet er auch auf die der anderen[1]) und wird schon dadurch aufmerksam auf die Zeichen solcher Zuneigung. Bemerkst du, welch neuen Einfluß dir das sichert über ihn? Wie viele Ketten hast du um sein Herz gelegt, bevor er es gewahr wurde! Welches werden nicht seine Empfindungen sein, wenn er seine Augen auf sich selbst richtet und sieht, was du für ihn gethan hast; wenn er sich mit den anderen jungen Leuten seines Alters und dich

[1]) Die Zuneigung kann die Erwiederung entbehren, die Freundschaft nie. Sie ist ein Tausch, ein Vertrag so gut wie die gewöhnlichen Verträge: aber sie ist der heiligste von allen. Dem Worte „Freund“ entspricht kein anderes als es selbst. Jeder Mensch, der nicht der Freund seines Freundes ist, ist ganz gewiß ein Schurke; denn man kann Freundschaft nur erwerben, indem man selbst Freundschaft erzeigt oder erheuchelt. R. — Darin liegt ein Hinweis auf die ethische Seite der gesellschaftlichen Verhältnisse, die bei R. nicht zur Geltung kommt. S. unsere Anm. zu III § 130.

mit den anderen Erziehern vergleichen kann! Ich sage, wenn er es sieht; hüte dich nur es ihm zu sagen: denn wenn du es ihm sagst, wird er es nicht mehr sehen.*) Wenn du für die Sorgfalt, die du ihm gewidmet hast, Gehorsam von ihm forderst, wird er sich von dir überlistet glauben: er wird sich sagen, als du dergleichen thatest, als wolltest du ihm ohne Lohn zu Gefallen leben, sei es dir nur darum zu thun gewesen, ihn mit einer Schuld zu beladen und ihn an einen Vertrag zu binden, dem er nicht zugestimmt habe. Vergebens wirst du hinzusetzen, daß das, was du von ihm haben wollest, nur zu seinem Besten sei: du stellst eben doch ein Verlangen und zwar mit Berufung auf etwas, was du ohne seine Einwilligung gethan hast. Wenn ein Unglücklicher das Geld nimmt, das man ihm schenken zu wollen vorgibt, und er sieht sich dann gegen seinen Willen angeworben, so schreit man über Unrecht: bist du nicht noch ungerechter, wenn du von deinem Zögling den Lohn für Mühen verlangst, die er nicht einmal angenommen hat?**)

90. Die Undankbarkeit wäre nicht so häufig, wenn die auf Wucher gegebenen Wohlthaten weniger gewöhnlich wären. Wir lieben, was uns Gutes thut; dies Gefühl ist doch so natürlich! Die Undankbarkeit wohnt nicht im Herzen des Menschen, wohl aber das Interesse: es gibt weniger undankbare Empfänger als interessirte Geber.***) Wenn du mir deine Geschenke verkaufst, so werde ich um den Preis feilschen; wenn du aber dich stellst, als schenktest du, um nachher nach deinem Preise zu verkaufen, so handelst du betrüglich: sind sie umsonst gegeben, so sind sie unschätzbar. Das Herz duldet keinen anderen Gesetzgeber als sich selbst; wer es fesseln will, der macht es ledig; man fesselt es, indem man ihm seine Freiheit läßt.

91. Wenn der Fischer den Köder in's Wasser wirft, so kommt der Fisch und bleibt ahnungslos in seiner Nähe; aber wenn der unter dem Köder versteckte Angel ihn erfaßt und er merkt, daß die Angelruthe sich zurückzieht, dann sucht er zu entfliehen. Ist da der Fischer der Wohlthäter und der Fisch der Undankbare? Macht man die Erfahrung, daß ein von seinem Wohlthäter vergessener Mensch diesen vergißt? Im

---

*) Vgl. III § 164.

**) „Nicht alles Gutmeinen wird verdankt, und es ist ein schlimmer Platz in der Classe derer, welche mit verkehrtem Diensteifer da Wohlthaten anrechnen, wo der Andere nur Uebel empfindet! — Daher die Warnung: nicht zu viel zu erziehen; sich zu enthalten alles entbehrlichen Aufwandes derjenigen Gewalt, durch welche man hin und her biegt, die Stimmung beherrscht und den Frohsinn stört. Gestört wird so zugleich die künftige heitere Erinnerung an die Kindheit. — und der heitere Dank, der allein wahrhaft dankt." Herbart, allg. Pädagog. I. B. 2. Kap.

***) Petitain citirt hier Seneca de benef. I. 1, wo ein ganz ähnlicher Gedanke ausgesprochen ist. Formey erhebt gegen derartige Bemäntelungen und Vertheidigungen der Undankbarkeit im Interesse der Sittlichkeit Einsprache.

Gegentheil, mit Vergnügen spricht er immer von ihm und nur mit Rührung denkt er an ihn: findet er Gelegenheit, durch irgend einen unerwarteten Dienst ihm zu zeigen, daß er seiner Dienste sich noch erinnert, mit welcher inneren Befriedigung genügt er dann seiner Dankbarkeit! mit welcher Wonne giebt er sich zu erkennen! mit welchem Entzücken sagt er ihm: Nun ist die Reihe an mir.*) — Das ist in der That die Stimme der Natur; eine wahre Wohlthat findet nie einen Undankbaren.

92. Wenn also die Dankbarkeit ein natürliches Gefühl ist und wenn du ihre Wirksamkeit nicht durch deinen eigenen Fehler vernichtest, so sei versichert, daß dein Zögling, da er nun den Werth deiner Sorge um ihn erkennt, auch nicht gleichgiltig dagegen bleiben wird, wenn du sie nicht etwa selbst zu sehr in's Licht gesetzt hast, und daß sie dir in seinem Herzen einen Einfluß sichern wird, den nichts aufheben kann. Bevor du dich jedoch dieses Vortheils wohl versichert hast, mußt du ihn ja nicht verscherzen, indem du zu sehr darauf pochst. Rückst du ihm deine Dienste vor, so werden sie ihm unausstehlich; vergissest du sie, so wird er ihrer gedenken. Bevor es Zeit ist ihn als Mann zu behandeln, darf davon nie die Rede sein, was er dir, sondern nur davon, was er sich selbst schuldig ist. Willst du ihn fügsam machen, so lasse ihm seine ganze Freiheit; entziehe dich ihm, auf daß er dich suche; erhebe sein Herz zu dem edlen Gefühl der Dankbarkeit, indem du ihm immer nur von seinem eigenen Interesse sprichst. Ich habe ausdrücklich erklärt, man solle bei allem, was man thue, nie sagen, es sei für sein Bestes, bevor er im Stande sei es auch einzusehen; er würde in dieser Rede nur deine Abhängigkeit erkannt haben und hätte dich nur für seinen Diener angesehen. Jetzt aber, wo er zu fühlen beginnt, was Lieben ist, fühlt er auch, welches süße Band einen Menschen mit dem Gegenstand seiner Liebe verknüpfen kann; in dem Eifer, der dich fortwährend mit ihm beschäftigt, sieht er nicht mehr die Anhänglichkeit eines Sklaven, sondern die Zuneigung eines Freundes. Nun spricht aber nichts so nachdrücklich zum Herzen des Menschen als die richtig erkannte Stimme der Freundschaft; denn man weiß, daß sie immer nur unseres Interesses wegen zu uns spricht. Man kann glauben, daß ein Freund uns täusche, nicht aber, daß er uns täuschen wolle. Manchmal widersetzt man sich seinen Räthen, aber man verachtet sie nie.

93. Wir treten endlich in die sittliche Weltordnung ein: wir haben den zweiten Schritt auf der menschlichen Laufbahn gemacht. Wenn

---

*) Herbart, pract. Phil. I, 4: „Der Neider und sein Beneideter sind gewiß zwei. Hingegen der Wohlwollende und der, welchem er sich widmet, können oft, wo Bande der Liebe, der Familie, wohl gar des gemeinschaftlichen Vortheils eintreten, als in einander verflossen, als Eine Seele in zwei Leibern erscheinen." In dieser Stelle ist der Grund des Wohlwollens ausgesprochen abweichend von R.'s Auffassung.

hier der Ort dazu wäre, so würde ich zeigen, wie aus den ersten Regungen des Herzens die ersten Stimmen des Gewissens sich erheben und wie aus den ersten Gefühlen der Liebe und des Hasses die Begriffe des Guten und Bösen entstehen. Ich würde begreiflich machen, daß „Gerechtigkeit“ und „Güte“ durchaus nicht bloß abstracte Worte sind, rein innerliche Schöpfungen des Verstandes, sondern wirkliche Zustände der durch die Vernunft aufgehellten Seele, die nur einen gesetzmäßigen Fortschritt unserer ersten Seelenzustände darstellen; daß man durch die Vernunft allein, unabhängig vom Gewissen, kein natürliches Gesetz aufstellen kann, und daß das ganze Recht der Natur nur ein Wahn ist, wenn es nicht auf ein dem menschlichen Herzen natürliches Bedürfniß gegründet ist.[1] Aber ich sage mir, daß ich hier keine metaphysischen oder moralischen Abhandlungen zu schreiben habe, überhaupt keinerlei Lehrbuch; mir genügt es die Ordnung und den Fortschritt unserer Gefühle und Kenntnisse zu bezeichnen mit Bezug auf unsere natürliche Anlage. Andere werden vielleicht auseinandersetzen, was ich hier nur andeute.

94. Da mein Emil bis jetzt nur sich selbst betrachtet hat, so führt ihn der erste Blick, den er auf die Mitmenschen richtet, zur Vergleichung mit ihnen; und das erste Gefühl, welches diese Vergleichung in ihm hervorruft, ist das Verlangen nach der ersten Stelle. Dieß ist der Punkt, wo die Selbstliebe in Eigensucht umschlägt und wo alle Leidenschaften, die von dieser abhängen, entstehen. Um jedoch zu entscheiden, ob diejenigen von diesen Leidenschaften, die in seinem Charakter zur Herrschaft kommen werden, menschenfreundlich und sanft oder unmenschlich und grausam sein werden, ob es Leidenschaften des Wohlwollens und Mitgefühls oder des Neides und der Begehrlichkeit sein werden, muß man

---

[1]) Schon die Vorschrift die anderen so zu behandeln, wie wir selbst von ihnen behandelt sein möchten, hat keinen wirklichen Grund als im Gewissen und im Gefühl; denn wo ist ein zwingender Grund für mich, als Ich ebenso zu handeln, als wäre ich ein anderer, zumal wenn ich die innere Ueberzeugung habe, mich nie im nämlichen Falle zu befinden? und wer steht mir dafür, daß ich, wenn ich diesem Grundsatz ganz treulich folge, es durchsetze, daß man ihn auch mir gegenüber befolge? Der Böse zieht Vortheil aus der Rechtlichkeit des Gerechten und aus seiner eigenen Ungerechtigkeit; es ist ihm ganz recht, daß die ganze Welt gerecht sei, ihn ausgenommen. Was man darüber auch sagen möge, dieses Abkommen ist für die rechtlichen Leute nicht sehr vortheilhaft. Aber wenn der Drang eines hingebenden Herzens mich innerlich mit meinem Nebenmenschen verschmilzt und ich mich, so zu sagen, nur in ihm fühle, so will ich, daß er nicht leide, um selbst nicht zu leiden; aus Liebe zu mir selbst nehme ich Antheil an ihm, und der Grund der Vorschrift liegt in der Natur selbst, die mir das Verlangen nach eigenem Wohlsein einflößt, wo immer ich meine Existenz fühle. Daraus schließe ich, daß es falsch ist, daß die Vorschriften des Naturgesetzes allein auf die Vernunft gegründet seien; sie haben eine viel festere und sicherere Grundlage. Die Menschenliebe, abgeleitet aus der Selbstliebe, ist das Grundgesetz der menschlichen Gerechtigkeit. Das Evangelium gibt uns den Inbegriff der ganzen Moral durch den des Gesetzes. R.

wissen, welche Stelle unter den Menschen er sich in seinen Gedanken anweist und welcherlei Hindernisse er seiner Meinung nach zu überwinden hat um zu der Stelle zu gelangen, welche er einnehmen will.

95. Um ihm bei dieser Frage einen Anhalt zu geben, muß man jetzt, nachdem man ihm die Menschheit nach ihren allgemein giltigen Lebensbedingungen bekannt gemacht, sie ihm in ihren verschiedenen Lagen zeigen. Da stellt sich nun das Maß der natürlichen und bürgerlichen Ungleichheit und das Gemälde der ganzen gesellschaftlichen Ordnung dar.

96. Man muß die Gesellschaft an den Menschen und die Menschen an der Gesellschaft studiren: wer Politik und Moral gesondert behandeln will, wird von beiden nie etwas verstehen. Hält man sich zunächst an die ursprünglichsten Beziehungen, so sieht man, welches ihr Einfluß auf den Menschen sein muß und welche Leidenschaften daraus entstehen müssen: man sieht, daß durch die Entwicklung der Leidenschaften jene Beziehungen sich wechselweise vermehren und enger knüpfen. Unabhängig und frei werden die Menschen weniger durch die Kraft der Arme als durch die Mäßigung der Begierden.*) Wer wenig Begierden hat, ist von wenigen Leuten abhängig, aber diejenigen, welche unsere eitlen Begierden immer verwechseln mit unseren physischen Bedürfnissen und aus diesen letzteren die Grundlagen der menschlichen Gesellschaft gemacht haben, haben von jeher die Wirkungen für die Ursachen genommen und sind in all ihren Folgerungen nur irre gegangen.

97.**) Im Naturzustande besteht thatsächlich eine wirkliche und unzerstörbare Gleichheit, weil in ihm der bloße Unterschied von Mensch zu Mensch unmöglich groß genug sein kann um den einen vom anderen abhängig zu machen. Im Zustand der Gesellschaft besteht der Idee nach eine eingebildete und leere Gleichheit, weil die zu ihrer Aufrechterhaltung bestimmten Mittel gerade zu ihrer Auflösung dienen und weil die öffentliche Gewalt, welche dem Stärkeren eingeräumt ist um den Schwächeren zu unterdrücken, jenes eigenthümliche Gleichgewicht zerstört,

---

*) „Der Herzen" sagt R., er meint aber, was er Buch III § 2 sagt. Das Nämliche ist auch im 2. Theile der „Abhandlung über den Ursprung der Ungleichheit unter den Menschen" ausgeführt.

**) In dieses ganze Buch ist der Inhalt der „Abhandlung über den Urspr. d. Ungl." aufgenommen. Es ist nicht möglich, alle Parallelstellen anzugeben. Es sei deshalb nur der Hauptgedanke der Schrift angeführt. Der Mensch ist ein reicher organisirtes Thier, von ihm aber durch die Vervollkommnungsfähigkeit (perfectibilité) geschieden. Diese drängt den Menschen aus dem natürlichen Zustand der Gleichheit heraus, so daß er eine Reihe von Zuständen durchläuft, die ihn zuletzt zu einer künstlichen Gleichheit führen, die in der Sklaverei aller unter einem Herrn besteht, aber, weil der Zufall diesen auch wieder stürzt, den Keim der Verwirrung schon in sich trägt. Jene der Reihe nach zu durchlaufenden Zustände der Ungleichheit sind: Anerkennung des Eigenthums (Arm und Reich), Einführung der Obrigkeit (Stark und Schwach), Ausartung in Willkürherrschaft (Herr und Sklave).

welches die Natur zwischen ihnen eingerichtet hatte.[1]) Aus diesem ersten Widerspruch entspringen alle anderen, welche man in der bürgerlichen Ordnung bemerkt zwischen Schein und Wirklichkeit. Immer wird die Menge einer Minderzahl, das öffentliche Interesse dem Sonderinteresse aufgeopfert werden; immer werden die prächtigen Namen der Gerechtigkeit und der Unterordnung als Werkzeuge der Gewaltthätigkeit und Waffen der Ungerechtigkeit dienen: woraus folgt, daß die ausgezeichneten Gesellschaftsklassen, welche den andern nützlich zu sein vorgeben, in der That nur sich selbst auf Kosten der anderen nützlich sind; danach läßt sich ermessen, welche Achtung von Rechts- und Vernunftswegen ihnen gebührt. Es ist nur noch zu untersuchen, ob die Stellung, die sie sich selbst gegeben haben, dem Glück derjenigen, die sie einnehmen, förderlicher ist, um zu wissen, was jeder von uns von seiner eigenen Lage zu halten habe. Diese Untersuchung ist nun unsere nächste Aufgabe; um sie aber recht anzustellen, müssen wir zuerst das menschliche Herz kennen lernen.

98. Handelte es sich nur darum, den jungen Leuten den Menschen in seiner Maske zu zeigen, so hätte man nicht nöthig ihn zu zeigen, sie würden ihn immer öfter als genug sehen; da indessen die Maske nicht der Mensch ist und sein Firniß die jungen Leute nicht verführen soll, so muß man ihnen die Menschen immer so malen, wie sie sind, nicht damit sie sie hassen, sondern daß sie sie beklagen und ihnen nicht gleichen mögen. Nach meiner Meinung ist dies die vernünftigste Ansicht, die der Mensch von seinem Geschlechte haben kann.

99. Von diesem Gesichtspunkte aus ist es nun geboten einen dem bisher befolgten entgegengesetzten Weg einzuschlagen und den jungen Menschen mehr durch Erfahrung an anderen als an sich selbst zu unterweisen. Wenn die Menschen ihn täuschen, wird er einen Haß gegen sie fassen; aber wenn er zwar von ihnen geehrt wird, dabei jedoch bemerkt, daß sie sich selbst gegenseitig täuschen, so wird er Mitleid mit ihnen haben. Das Schauspiel der Welt, sagte Pythagoras, gleicht dem der olympischen Spiele: die einen halten da Markt und denken nur an ihren Vortheil; die andern setzen ihre Person ein und suchen Ruhm; wieder andere begnügen sich damit, den Spielen zuzusehen, und diese letzteren sind nicht die schlechtesten.

100. Es wäre gut, wenn man die Gesellschaft für einen jungen Menschen so aussuchte, daß er von denen, die mit ihm leben, eine gute Meinung hätte, und ihn die Welt so gründlich kennen lehrte, daß er

---

[1]) Der allgemeine Geist der Gesetze aller Länder geht dahin, den Starken immer zu begünstigen dem Schwachen gegenüber und den Besitzenden gegenüber dem Besitzlosen: es ist dies ein ausnahmsloser, aber unvermeidlicher Mißstand. — R. Die Begründung dieses Satzes findet sich in den Grundsätzen, die in der Anmerkung zu diesem Paragraphen angeführt worden sind. Man vergl. ferner unsere Anm. zu II § 72.

von allem, was darin vorgeht, schlecht dächte. Er soll wissen, daß der Mensch von Natur gut ist, er soll es fühlen und von seinem Nächsten nach sich selbst urtheilen; aber er soll auch sehen, daß die Gesellschaft die Menschen verkehrt und verdirbt; er soll in ihren Vorurtheilen die Quelle aller ihrer Laster finden; er soll geneigt sein jeden Einzelnen zu achten, die Menge aber soll er verachten; er soll sehen, daß alle Menschen beinahe die nämliche Maske tragen, aber er soll auch wissen, daß es Gesichter gibt, die schöner sind, als die Maske, die sie bedeckt.

101. Diese Methode hat allerdings ihre Unzuträglichkeiten und ist nicht leicht in der Ausführung; denn wenn er zu frühe auf's Beobachten verfällt und du ihn übst, die Handlungen anderer zu genau auszuspähen, so machst du ihn schmäh- und spottsüchtig, absprecherisch und vorschnell im Urtheil: er wird sich ein häßliches Vergnügen daraus machen, allem ungünstige Deutungen zu unterschieben und, wären die Dinge selbst gut, nichts von der guten Seite anzusehen. Er wird sich an den Anblick des Lasters wenigstens gewöhnen und die Bösen ohne Abscheu sehen, wie man sich daran gewöhnt, die Unglücklichen ohne Mitleid anzusehen. Bald wird die allgemeine Verkehrtheit ihm weniger zur Lehre als zur Entschuldigung dienen: er wird sich sagen, wenn so die Menschen seien, brauche er nicht anders sein zu wollen.

102. Willst du ihn also hierin nach Grundsätzen unterrichten und ihm mit der Natur des menschlichen Herzens auch die Einwirkung der äußeren Ursachen begreiflich machen, welche unsere Neigungen in Laster verkehren und ihn so mit einem Schlage aus der Sinnenwelt in die geistige überführen, so wendest du eine Metaphysik an, die er zu begreifen außer Stand ist; du fällst in den bisher so sorgfältig vermiedenen Fehler zurück ihm scheinbare Unterweisung zu geben, bei welcher du aber in seinem Geiste die Erfahrung und das Ansehen des Lehrers seiner eigenen Erfahrung und dem Fortschritte der Natur unterschiebst.

103. Um diese zwei Hindernisse auf einmal wegzuräumen und ihm einen Blick in das menschliche Herz zu eröffnen ohne die Gefahr *sein* Herz zu verderben, möchte ich ihm die Menschen von ferne zeigen, in anderen Zeiten und an anderen Orten und so, daß er den Schauplatz sehen könnte, ohne selbst handelnd aufzutreten. Da hat nun die Geschichte einzutreten; mit ihrer Hilfe wird er in den Herzen der Menschen lesen ohne philosophische Belehrung; mit ihrer Hilfe wird er sie als einfacher Zuschauer sehen ohne Interesse*) und ohne Leidenschaft, als ihr Richter, nicht als ihr Mitschuldiger oder Ankläger.

*) Natürlich ohne persönliches, seine Leidenschaften aufstachelndes Interesse. Wir nennen heutzutage gerade das Verhalten des Zöglings zum Wissensgegenstande, das R. oben vorschreibt, das *Interesse*. „Wir sind zwar innerlich activ, indem wir uns interessiren, aber äußerlich so lange müßig, bis das Interesse in Begierde oder Wille übergeht." *Herbart*, allg. Pädag. 2. Buch II. 1.

104. Um die Menschen kennen zu lernen, muß man sie handeln sehen. Im gesellschaftlichen Verkehr hört man sie reden; sie zeigen ihre Worte und verbergen ihre Handlungen: aber in der Geschichte liegen diese offen da, und man kann hier nach den Thaten urtheilen. Selbst ihre Reden erleichtern ihre Werthschätzung; denn die Vergleichung ihrer Worte und ihrer Thaten zeigt sofort, was sie sind und wie sie scheinen wollen: je mehr sie sich verstellen, desto kenntlicher werden sie.

105. Leider hat dieses Studium seine Gefahren und Unzuträglichkeiten in mehr als einer Hinsicht. Es ist schwer sich auf einen Standpunkt zu stellen, von dem aus man seine Mitmenschen mit Billigkeit beurtheilen kann. Einer der großen Fehler der Geschichte ist, daß sie die Menschen vielmehr von ihren schlechten Seiten als von ihren guten darstellt: da sie uns nur durch die Umwälzungen und Katastrophen interessirt, sagt sie nichts, solange ein Volk heranwächst und unter einer ruhigen und friedlichen Regierung gedeiht: erst dann spricht sie von ihm, wenn es, nicht mehr vermögend sich selbst zu genügen, Theil nimmt an den Angelegenheiten seiner Nachbarn oder diese an den seinigen Theil nehmen läßt; sie verherrlicht es erst, wenn es schon auf dem Niedergang begriffen ist: unsere Geschichten beginnen alle da, wo sie aufhören sollten. Die Geschichte der Völker, die sich zu Grunde richten, kennen wir sehr genau; was uns fehlt, ist die Geschichte der Völker, die sich vermehren; aber sie sind glücklich und verständig, daß die Geschichte nichts von ihnen zu sagen weiß: und wir sehen in der That auch heutzutage, daß man von denjenigen Regierungen am wenigsten spricht, die am weisesten geleitet werden. Wir erfahren also nur das Schlimme, das Gute scheint kaum der Rede werth. Es gibt keine anderen Berühmtheiten als die Bösewichte, die Guten werden vergessen oder lächerlich gemacht;*) und so verleumdet die Geschichte wie die Philosophie fortwährend das menschliche Geschlecht.

106. Außerdem sind die in der Geschichte aufgezeichneten Thatsachen bei weitem kein treues Gemälde derselben, wie sie sich wirklich ereignet haben: in dem Kopfe des Geschichtsschreibers nehmen sie ein anderes Aussehen an, sie gestalten sich nach seinen Interessen um und färben sich nach seinen Vorurtheilen. Wer versteht es, den Leser genau auf den Schauplatz der Thatsachen zu versetzen, daß er das Ereigniß so sehe, wie es sich zugetragen hat? Unwissenheit oder Parteilichkeit entstellt alles. Wie viele verschiedene Gestalten kann man einem geschichtlichen Factum geben ohne einen einzigen Zug zu verändern, nur indem man den begleitenden Umständen mehr oder weniger Raum gestattet!

*) Statt der Worte „oder lächerlich gemacht“ hieß es ursprünglich: „Die Zeit, sagt Baco, wie ein großer Strom, bringt uns nur das Leichteste und Flüchtigste: alles was mehr Gewicht hat, sinkt zu Boden und bleibt begraben in seinem weiten Bette.“

Stelle den nämlichen Gegenstand unter verschiedene Gesichtspunkte, kaum wird er als der nämliche erscheinen, und doch hat sich nichts geändert als das Auge des Beobachters. Ist der Ehre der Wahrheit genug gethan, wenn man mir eine wirkliche Thatsache berichtet, sie aber ganz anders darstellt, als sie geschehen ist? Wie oft hat ein Baum mehr oder weniger, ein Fels zur Rechten oder Linken, eine vom Winde aufgeregte Staubwolke das Schicksal eines Kampfes entschieden, ohne daß jemand es nur bemerkt hat! Kann das aber den Geschichtschreiber hindern die Ursache der Niederlage oder des Sieges dir mit derselben Sicherheit anzugeben, als wenn er selbst überall gewesen wäre? Was kümmern mich nun aber die Thatsachen an sich, wenn ihre Ursache mir unbekannt bleibt? und welchen Nutzen kann ich aus einem Ereigniß ziehen, dessen wahren Grund ich nicht kenne? Der Geschichtschreiber gibt mir einen, aber einen erfundenen; die Kritik erst, von der man so viel Wesens macht, ist nur eine Kunst der Muthmaßung, eine Kunst unter mehreren Lügen diejenige herauszusuchen, welche der Wahrheit am meisten gleichsieht.

107. Hast du nie Cleopatra oder Cassandra*) oder andere Bücher dieser Art gelesen? Der Verfasser wählt ein bekanntes Ereigniß, dann paßt er es seinen Ansichten an, schmückt es mit Einzelheiten eigener Erfindung, mit Personen, die niemals existirt haben, und erdichteten Charakteren aus und häuft so Dichtung auf Dichtung um die Lectüre angenehm zu machen. Ich sehe wenig Unterschied zwischen diesen Romanen und eueren Geschichten, außer etwa, daß der Romanschriftsteller sich mehr seiner eigenen Phantasie überläßt, während der Geschichtschreiber sich mehr der der anderen unterwirft: ich kann noch beisetzen, wenn es sein soll, daß der erstere sich einen guten oder schlechten moralischen Stoff auswählt, um was der letztere sich gar nicht kümmert.

108. Man wird entgegnen, daß die Treue der Geschichte für uns weniger Werth hat als die Wahrheit der Sitten und Charaktere; ist nur das menschliche Herz gut geschildert, so liegt wenig daran, ob die Ereignisse auch treu berichtet sind: denn was sollen uns denn am Ende, fügt man hinzu, Thatsachen, die vor tausend Jahren sich zugetragen haben? Man hat Recht, wenn die Charaktere gut nach der Natur wiedergegeben sind; aber wenn die meisten nur aus der Phantasie des Geschichtschreibers entworfen sind, geräth man da nicht auf die nämliche Klippe, die man vermeiden wollte, und gibt man da nicht der Auctorität des Geschichtschreibers, was man der des Lehrers nehmen will? Soll mein Zögling nur Phantasiebilder sehen, so mögen sie doch lieber von meiner Hand entworfen sein als von einer fremden; sie werden ihm wenigstens besser angepaßt sein.

*) Romane von Calprenède (Petitain). — Calprenède ist ein geborner Gascogner und starb 1661 zu Paris.

109. Die schlimmsten Geschichtschreiber für einen Jüngling sind diejenigen, die ihre Urtheile einflechten. Thatsachen! Thatsachen! — und dann möge er selbst urtheilen; so lernt man die Menschen kennen. Wenn er sich immer durch das Urtheil des Schriftstellers leiten läßt, so sieht er eben nur durch das Auge eines andern; und wenn ihm dieses Auge fehlt, so sieht er gar nichts mehr.

110. Die moderne Geschichte lasse ich unberücksichtigt, nicht allein weil ihr der Ausdruck fehlt und die Menschen von heutzutage sich alle gleich sehen, weil unsere Geschichtschreiber einzig darauf ausgehen zu glänzen und daher immer nur stark aufgetragene Charakterbilder malen, die aber oft gar nichts vorstellen.[1]) Die Alten malen im Allgemeinen weniger Charakterbilder und bilden ihre Urtheile mit weniger Witz und mehr Verstand; doch muß man auch unter ihnen sorgfältig auswählen und nicht gleich diejenigen nehmen, die das schärfste Urtheil haben, sondern die einfachsten. Ich möchte weder Polybius noch Salust in die Hände eines Jünglings legen; Tacitus ist das Buch der Greise, die Jugend ist nicht dazu angethan, ihn zu verstehen: man muß lernen in den menschlichen Handlungen die sichtbarsten Züge des menschlichen Herzens zu erkennen, bevor man seine Tiefen zu ergründen unternimmt; man muß recht in den Handlungen zu lesen verstehen, bevor man in den Lebensgrundsätzen liest. Die Philosophie der Lebensregeln kommt nur dem erfahrenen Alter zu. Die Jugend soll sich nicht mit Verallgemeinerungen befassen: ihre ganze Unterweisung muß durch Regeln für den einzelnen Fall geschehen.

---

[1]) Man sehe Davila, Guicciardini, Strada, Solis, Machiavelli und manchmal sogar de Thon. Vertot ist fast der einzige, der zu malen verstand ohne Charakterbilder zu machen. — R. — Petitain gibt dazu folgende Notizen: Davila, geb. bei Padua, lange Zeit am Hofe der Katharina von Medicis, gest. 1631, ist Verfasser einer Geschichte der Bürgerkriege in Frankreich unter Franz II., Karl IX., Heinrich III. und Heinrich IV. (französ. Paris 1757, 3 Bde.) — Guicciardini, in Frankreich bekannter unter dem Namen Guichardie. geb. zu Florenz, gest. 1540, Verfasser der Geschichte der Kriege in Italien von 1490—1534 (französ. Paris 1738, 3 Bde.) Strada, römischer Jesuit, gest. 1649, Verfasser der Geschichte der Niederlande (lat., französ. Brüssel 4 Bde.) — Solis, spanischer Dichter und Geschichtschreiber, gest. 1686, Verfasser einer Geschichte der Eroberung Mexico's (franz. Paris 1692, 2 Bde.) Wir fügen hinzu: Machiavelli geb. 1469 zu Florenz, Verfasser des „Principe", erster Kritiker der römischen Königsgeschichte, gest. 1527. — De Thon (Thuanus), geb. 1553 zu Paris, Verfasser einer Geschichte seiner Zeit", gest. 1617. — Vertot d'Auboeuf geb. 1655 in der Normandie, zuerst Mönch, später Secretär der Herzogin von Orleans und Historiograph des Malteserordens, gest. 1735 zu Paris, schrieb Revolutionsgeschichten. (Er und Saint-Réal „sahen in den Thatsachen nur ein Gerüste, das mit stilistischem Zierat zu umkleiden wäre." Démogeos). — Unter Characterbildern (caractères) versteht R. typische Bilder, die mehr eine Art von Menschen als eine wirkliche individuelle Persönlichkeit darstellen.

111. Thucydides ist nach meinem Dafürhalten das wahre Muster der Geschichtschreiber. Er berichtet die Thatsachen ohne subjectives Urtheil; aber er übergeht keinen Umstand, der dem Leser zur Bildung eines eigenen Urtheils von Werth wäre. Was er erzählt, stellt er dem Leser unmittelbar vor Augen; er stellt sich nicht etwa zwischen die Ereignisse und den Leser, sondern er entzieht sich ihm sogar; man glaubt nicht mehr zu lesen, man glaubt zu sehen. Leider spricht er immer vom Krieg, und so sieht man in seinen Erzählungen fast nur das am allerwenigsten Belehrende, nämlich Kämpfe. Der Rückzug der Zehntausend und die Denkwürdigkeiten des Cäsar zeigen fast die nämliche Nüchternheit und den nämlichen Fehler. Der gute Herodot, der nicht in Typen malt und Sentenzen schreibt, aber in fließender, kindlicher Darstellung eine Masse fesselnder und unterhaltender Einzelheiten berichtet, wäre vielleicht der beste unter den Geschichtschreibern, wenn diese nämlichen Einzelheiten nicht oft in Kindereien ausarteten, die mehr dazu angethan sind, den Geschmack der Jugend zu verderben als ihn zu veredeln: um ihn zu lesen, bedarf es schon eines gewiegten Urtheils. Ich sage nichts von Titus Livius, er wird nachher an die Reihe kommen; aber er ist politisch und rethorisch und paßt also gar nicht für dieses Alter.*)

112. Die Geschichte ist darin überhaupt mangelhaft, daß sie nur diejenigen greifbaren und auffallenden Thatsachen verzeichnet, welche man durch Namen, Orts- und Zeitangaben bestimmen kann; aber die langsam fortwirkenden Ursachen dieser Thatsachen, welche nicht ebenso festgestellt werden können, bleiben immer im Dunkeln. In einer gewonnenen oder verlorenen Schlacht findet man oft die Ursache einer Staatsumwälzung, welche selbst vor dieser Schlacht schon unvermeidlich geworden war. Der Krieg stellt ja fast nur die Ereignisse an's Licht, welche durch innere, von den Geschichtschreibern selten durchschaute Ursachen schon bestimmt sind.

113. Der philosophische Geist hat das Augenmerk mehrerer Schriftsteller unseres Jahrhunderts nach dieser Seite hin gerichtet; aber ich zweifle, ob die Wahrheit bei ihrer Arbeit gewinnt. Die Systemsucht, die sie alle ergriffen hat, läßt keinen die Dinge sehen, wie sie sind, sondern wie sie in sein System hineinpassen.**)

---

*) Diese Urtheile sind für den Standpunkt der Zeit R's. richtig genug, heute freilich nicht mehr. Nur Thucydides konnte auch von R. zutreffender beurtheilt werden; sein Werk ist nicht nur eine pragmatische, sondern auch eine wirkliche Sittengeschichte.

**) Voltaire's Siècle de Louis quatorze (1751) müßte von R. besonders ausgenommen sein, wenn dieser Tadel nicht darauf bezogen werden sollte. Bemerkenswerth ist, daß Formey z. d. St. die „modernen Geschichtswerke“ aus gleichen Gründen wie R. verdammt.

114. Zu diesen Erwägungen kommt hinzu, daß die Geschichte viel mehr die Handlungen zeigt als die Menschen, weil sie diese nur in gewissen ausgewählten Augenblicken auffaßt, in ihren Paradekleidern; sie führt nur den Mann der Oeffentlichkeit vor, der sich darauf eingerichtet hat, gesehen zu werden; sie folgt ihm nicht in sein Haus, in seine Arbeitsstube, in seine Familie, in den Kreis seiner Freunde; sie zeigt ihn nur, wenn er in irgend einer Rolle auftritt; sie malt viel mehr sein Kleid als seine Person.

115. Um das Studium des menschlichen Herzens zu beginnen, lese man lieber Darstellungen des Privatlebens; mag sich dann der Mensch auch verstecken, der Geschichtschreiber verfolgt ihn überall hin; er läßt ihn keinen Augenblick los, keinen Schlupfwinkel läßt er ihm, um dem spähenden Auge des Zuschauers zu entgehen, und wenn einer sich am besten zu verstecken glaubt, zieht ihn der andere am sichersten an's Licht. „Diejenigen", sagt Montaigne*), „welche Lebensbeschreibungen verfassen, gerade weil sie sich eher bei den Ansichten als bei den Ereignissen, eher bei dem, was von innen kommt, als was draußen vorgeht, aufhalten, die sind für mich die schicklichsten; deshalb ist auch in alleweg Plutarch mein Mann."

116. Es ist wahr, daß der Geist der Menschen, wo sie zu vielen sind, oder der Völker ganz verschieden ist vom Charakter des einzelnen Menschen und daß man das menschliche Herz sehr unvollkommen erkennen würde, wenn man es nicht auch in der Menge studirte: aber es ist ebenso wahr, daß man mit dem Studium des Menschen beginnen muß um die Menschen zu beurtheilen und daß derjenige, welcher die Neigungen jedes Einzelnen vollkommen kännte, die Gesammtwirkung im Ganzen des Volkes vorauszusehen im Stande wäre.

117. Auch hier muß man wieder zu den Alten zurückgreifen aus den schon angeführten Gründen und auch deshalb, weil die Menschen, seit aus dem neueren Stil die alltäglichen und gemeinen, aber wahren und charakteristischen Einzelzüge verbannt sind, durch unsere Schriftsteller in ihrem Privatleben ebenso herausstaffirt werden, wie sie es auf dem Schauplatz der Welt sind. Der Anstand, ebenso streng in den Büchern wie im Leben, erlaubt nur das noch öffentlich zu sagen, was er auch öffentlich zu thun erlaubt, und da man die Menschen immer nur in einer bestimmten Rolle zu zeigen vermag, kennt man sie in unseren Büchern ebenso wenig als auf unseren Theatern. Mag man das Leben der Könige auch hundertmal wieder schreiben, wir werden keine Suetone mehr bekommen.[1])

*) Essais II, 10.

[1]) Ein einziger von unsern Geschichtschreibern [nach Petitain Duclos, Verf. des Lebens Ludwigs XI. 1745 fg., was um so wahrscheinlicher ist, da bei ähnlicher Veranlassung — zu § 443 d. B. — Duclos auch citirt wird], der den

118. Plutarch's Vorzug liegt gerade in diesen Einzelheiten, in welche wir nicht mehr einzugehen wagen. Er besitzt eine unnachahmliche Anmuth, große Menschen in kleinen Dingen zu malen, und in der Wahl der einzelnen Züge ist er so glücklich, daß oft ein Wort, ein Lächeln, eine Geberde ihm genügt seinen Helden zu charakterisiren. Mit einem Scherz beruhigt Hannibal sein erschrecktes Heer und führt es lachend in die Schlacht,*) die ihm Italien in die Hände lieferte: in Agesilaus auf seinem Steckenpferd lernt man den Besieger des Großkönigs lieben: wenn Cäsar ein kleines Dorf durchzieht und mit seinen Freunden plaudert, enthüllt er den Schelm, der angeblich nur dem Pompejus gleich sein wollte: Alexander nimmt eine Arznei und sagt kein Wort dazu; das ist der schönste Augenblick seines Lebens: Aristides schreibt seinen eigenen Namen auf ein Scherbchen und rechtfertigt so seinen Beinamen: Philopoemen legt seinen Mantel ab und spaltet Holz in der Küche seines Gastfreundes. Das ist die wahre Kunst zu malen. Der Gesichtsausdruck liegt nicht in den großen Zügen, auch der Charakter nicht in den großen Handlungen: in den Kleinigkeiten enthüllt sich das Wesen. Was öffentlich vorgeht, ist entweder zu alltäglich oder zu erkünstelt; aber die Würde unserer Tage erlaubt unsern Schriftstellern fast nur bei derartigen Dingen sich aufzuhalten.

119. Einer der größten Männer des vorigen Jahrhunderts war unbestreitbar Turenne. Man hat den Muth gehabt sein Lebensbild interessant zu machen durch kleine Züge, durch welche man ihn kennen und lieben lernt; aber wie viele hat man sich veranlaßt gesehen zu unterdrücken, um derentwillen man ihn noch besser kennen gelernt und mehr geschätzt hätte! Ich will nur einen anführen, den ich aus guter Quelle habe und den Plutarch gewiß nicht vergessen hätte, den aber freilich Ramsai**), auch wenn er ihn gewußt, nicht aufgezeichnet hätte.

Tacitus im großen Stil nachgeahmt, hat es gewagt den Suetonius nachzuahmen und in den kleinen Zügen bisweilen den Comines [Commines oder Comines gest. 1509, Verf. von Memoiren, welche die Regierungszeit Ludwigs XI. und Karls VIII. umfassen]; und gerade dieses Umstandes wegen, welcher den Werth seines Buches erhöht, kritisirt man ihn heutzutage. — R. —

*) Einem gewissen Giskon kam die Zahl der Römer bedenklich groß vor. Hannibal entgegnete: „Eines, was noch merkwürdiger ist, hast du doch nicht bemerkt.“ „Was denn?“ fragte jener. „Daß unter all diesen kein einziger Giskon heißt.“ — So erzählt Plutarch im Leben des Fabius Maximus c. 15 und fügt bei, daß sich in Hannibals Nähe allgemeines Gelächter erhob und die Soldaten mit größter Zuversicht in den Kampf zogen. Es war die Schlacht bei Cannae. — Die übrigen Citate erklären sich selbst. Ueber Plutarch urtheilte man wie R. noch lange nach dessen Tode. Heute erfährt seine Geschichtschreibung manchen berechtigten Tadel.

**) Ramsay, in Schottland geboren, hielt sich meist in Frankreich auf, war u. a. in Turenne's Haus als Erzieher beschäftigt und schrieb außer vielen philosophischen Werken eine Geschichte Turenne's. Er starb 1741 zu Germain-en-Lage.

120. An einem sehr heißen Sommertage war der Vicomte von Turenne in kurzer weißer Jacke und die Nachtmütze auf dem Kopf am Fenster seines Vorzimmers: einer seiner Leute kommt herein und, durch die Kleidung irre geführt, sieht er ihn für einen Küchenjungen an, mit dem jener Bediente auf vertrautem Fuße stand. Sacht schleicht er an ihn heran und mit einer nicht eben leichten Hand versetzt er ihm einen tüchtigen Schlag hinten auf. Der Getroffene kehrt sich augenblicklich um. Der Diener sieht bebend das Gesicht seines Herrn. In seiner Herzensangst wirft er sich auf die Kniee: „Gnädiger Herr', ich glaubte, es wäre Georg." — „Und wenn es auch Georg gewesen wäre", ruft Turenne, sich den Schenkel reibend, „so durftest du doch nicht so stark schlagen." So etwas wagt ihr freilich nicht zu sagen, ihr Kleinherzigen! So möge euch denn Natur und Gefühl für immer abgehen; verhärtet und stählt eure Herzen in euren erbärmlichen Anstandsrücksichten; macht euch nur recht verächtlich mit all eurer Gespreiztheit. Aber du, unverdorbener Jüngling, der du diesen Zug liesest und die Herzensgüte, die er selbst bei der ersten Regung zeigt, mit Rührung empfindest, lies auch die Kleinlichkeit dieses großen Mannes, sobald es sich um seine Herkunft und seinen Namen handelte. Erinnere dich, daß dies der nämliche Turenne ist, der mit Aengstlichkeit immer seinem Neffen den Vortritt ließ, damit man ja nicht übersähe, daß dies Kind das Haupt eines souveränen Hauses sei. Halte diese Gegensätze an einander, liebe die Natur und verachte das Vorurtheil, und lerne den Menschen kennen.

121. Wenige sind im Stand die Wirkung einzusehen, welche eine so geleitete Lectüre auf den noch frischen Sinn eines Jünglings ausüben muß. Von Kindheit auf an Bücher gefesselt und gewohnt gedankenlos zu lesen, berührt uns das, was wir lesen, um so weniger tief, da wir die Leidenschaften und Vorurtheile, welche die Geschichte und das Leben der Menschen erfüllen, schon in uns tragen, so daß alles, was sie thun, uns natürlich erscheint, weil wir außerhalb der Natur stehen und die andern nach uns selbst beurtheilen. Aber man stelle sich einen nach meinen Grundsätzen erzogenen Jüngling vor, man denke an meinen Emil, bei dem achtzehn Jahre der unablässigsten Sorgfalt kein anderes Ziel als das gehabt haben, ihm ein unbestochenes Urtheil und ein gesundes Herz zu bewahren; man stelle sich ihn vor, wie er jetzt beim Aufgehen des Vorhanges seine Augen zum ersten Male auf den Schauplatz der Welt richtet, oder vielmehr, wie er hinter der Schaubühne die Schauspieler ihre Kleider an- und ausziehen sieht und die Schnüre und Rollen überzählt, deren plumper Zauber die Augen der Zuschauer blendet. Der ersten Ueberraschung werden bei ihm bald Regungen der Scham und des Ekels über sein Geschlecht folgen: entrüstet wird er sehen, wie auf diese Weise das ganze Menschengeschlecht sich selbst zum Narren hat und sich zu solchen Kinderpossen herabwürdigt; mit Betrübniß wird er

sehen, wie seine Brüder um Hirngespinste sich zerfleischen und sich in wüthende Thiere verwandeln, weil es ihnen nicht genug war Menschen zu sein.*)

122. Wenn der Lehrer nur mit einiger Klugheit und Auswahl bei der Lectüre zu Werke geht, wenn er seinen Zögling nur einigermaßen auf die Gedanken zu bringen weiß, die er daraus ziehen soll, so wird diese Uebung mit Hilfe der natürlichen Anlagen des Zöglings für ihn ein Lehrgang in practischer Philosophie werden, ein besserer gewiß und nutzbringenderer, als all die luftigen Speculationen, womit man den Verstand der jungen Leute in unseren Schulen verwirrt. Wenn Cineas, nachdem er die schwärmerischen Pläne des Pyrrhus überdacht hat, ihn frägt, welches wirkliche Gut, dessen er nicht auch jetzt schon ohne so viele Qualen würde genießen können, die Eroberung der Welt ihm bringen werde, so sehen wir darin nur ein flüchtiges Witzwort: aber Emil wird darin einen sehr weisen Gedanken finden, auf den er selbst gleich gerathen wäre und der sich ihm unauslöschlich einprägen wird, weil er in seinem Geiste auf kein entgegenstehendes Vorurtheil trifft, das den Eindruck desselben schwächen könnte. Wenn er hierauf im Leben dieses Wahnwitzigen finden wird, daß all seine großen Pläne damit ihr Ziel erreicht haben, daß er durch die Hand eines Weibes getödtet wurde**), was wird er dann, anstatt diesen vermeintlichen Heldensinn zu bewundern, in allen Thaten eines so großen Heerführers, in allen Ränken eines so großen Staatsmannes anderes sehen als den Weg zu jenem unglückseligen Ziegelstein, welcher durch einen entehrenden Tod seinem Leben und seinen Plänen ein Ziel setzen sollte?

123. Freilich sind nicht alle Eroberer getödtet worden, nicht alle Gewaltherrscher sind in ihren Unternehmungen gescheitert; manche erscheinen dem voreingenommenen Urtheil der gemeinen Ansicht glücklich: wer aber, ohne sich an den Schein zu kehren, das Glück der Menschen nur nach dem Zustand ihres Herzens beurtheilt, wird gerade in ihren Erfolgen ihr Elend sehen; er wird ihre Wünsche, ihre nagenden Sorgen mit ihrem Glücke wachsen sehen; er wird sehen, wie sie in athemloser Hast vorwärts drängen ohne je an's Ziel zu gelangen, ähnlich jenen Wanderern, die, wenn sie sich zum ersten Male in die Alpen wagen, mit jedem Berg sie zu überschreiten meinen und, wenn sie auf dem Gipfel angekommen sind, entmuthigt höhere Berge vor sich sehen.

*) Campe bemerkt, er habe von der von ihm beschriebenen Entdeckung von Amerika dieselbe Wirkung bei unverdorbenen Gemüthern in vorzüglichem Grade beobachtet.

**) „Sie aber [die Mutter eines Jünglings, der im Kampfe von Pyrrhus angegriffen wurde] sah der Schlacht wie die anderen Weiber vom Dache aus zu, und als sie sah, daß ihr Sohn sich mit Pyrrhos einließ, gerieth sie in Wuth angesichts der Gefahr ihres Sohnes, riß einen Dachstein heraus und schleuderte ihn mit beiden Händen auf Pyrrhos hinab." Plut. Pyrrhos c. 34.

124. Nachdem Augustus seine Mitbürger sich unterworfen und seine Nebenbuhler niedergeworfen hatte, regierte er vierzig Jahre hindurch das größte Reich, das je bestanden hat: aber all diese ungeheuere Macht hat ihn nicht gehindert mit dem Kopfe gegen die Wand zu rennen und seinen ungeheuern Palast mit seinem Jammergeschrei zu erfüllen, indem er von Varus seine vernichteten Legionen zurückverlangte. Hätte er alle seine Feinde besiegt, wozu hätten ihm seine eiteln Triumphe gedient, da unterdessen Sorgen aller Art unaufhörlich rings um ihn sich erhoben, da seine theuersten Freunde ihm nach dem Leben trachteten und er die Schande oder den Tod aller seiner Angehörigen beweinen mußte? Der Unglückselige wollte die Welt regieren und konnte sein eigenes Haus nicht regieren! Was war die Folge dieser Vernachlässigung? In der Blühte ihrer Jahre sah er seinen Neffen, seinen Adoptivsohn und seinen Schwiegersohn hinsterben; sein Enkel mußte endlich das Bettpolster zernagen um sein elendes Leben um einige Tage zu verlängern; seine Tochter und seine Enkelin starben, nachdem sie ihn mit Schande bedeckt hatten, die eine auf einer verlassenen Insel aus Elend und Hunger, die andere im Gefängniß durch die Hand eines Schergen.*) Er selbst endlich, der einzig übriggebliebene von seiner unglücklichen Familie, wurde durch seine eigene Gemahlin gezwungen als Nachfolger nur ein Ungeheuer zu hinterlassen. Das war das Schicksal dieses Herren der Welt, der um seines Ruhmes und seines Glückes wegen so hoch gefeiert wurde. Sollte wohl ein einziger seiner Bewunderer sich diese um einen solchen Preis erwerben wollen?

125. Ich habe den Ehrgeiz zum Beispiel genommen; aber die Wirksamkeit aller menschlichen Leidenschaften bietet demjenigen, der Geschichte studiren will um auf Kosten der Todten sich Selbstkenntniß und Weisheit zu erwerben, ähnliche Lehren dar. Die Zeit kommt, wo die Lebensgeschichte des Antonius für den Jüngling eine viel näher liegende Unterweisung bieten wird als die des Augustus. Emil wird sich kaum wiedererkennen in den ungewohnten Bildern, die bei diesen neuen Studien vor seinen Blick treten werden; aber er wird zum voraus den Wahn der Leidenschaften fern zu halten wissen, noch bevor sie entstehen, und wenn er sieht, daß sie zu jeder Zeit die Menschen blind gemacht

*) Augustus Neffe Marcellus st. 23 v. Chr., sein Adoptivsohn Cajus und dessen Bruder Lucius Cäsar 4 u. 2 v. Chr., sein Schwiegersohn Agrippa 12 v. Chr., seine Tochter, die ältere Julia 14 zu Rhegium in der Verbannung, deren Tochter, die jüngere Julia nach zwanzigjähriger Verbannung auf der Insel Trimerum an der apulischen Küste, Drusus, nachdem er „durch klägliche Nahrung, indem er aus dem Lager die Füllung herausnagte, sich neun Tage gefristet hatte.“ (Tacit. ann. VI., 29, Sueton. vit. Tiberii c. 54). Dieser Drusus war übrigens ein Sohn des Germanicus, dessen Kinder freilich Tiberius später in seine Familie aufgenommen hatte. Seine Mutter war Agrippina, die Tochter der Julia.

haben, so wird er daraus entnehmen, wie sie eines Tages auch ihn verblenden können, wenn er sich ihnen überläßt.[1]) Diese Lehren eignen sich freilich wohl schlecht für ihn; vielleicht kommen sie für das Bedürfniß zu spät und sind zu wenig wirksam: doch erinnere man sich, daß sie nicht der Zweck dieses Studiums waren.*) Als ich es in Angriff nahm, setzte ich mir ein anderes Ziel vor; wird dieses Ziel nicht erreicht, so ist es sicher nur Schuld des Lehrers.

126. Man bedenke, daß von dem Augenblicke, wo die Selbstsucht sich entwickelt hat, das Ich sich fortwährend in Beziehung setzt und daß der junge Mensch die anderen nie beobachtet, ohne auf sich zurückzublicken und sich mit ihnen zu vergleichen. Es handelt sich also darum zu wissen, welche Stelle er sich unter Seinesgleichen anweisen wird, nachdem er sie geprüft hat.**) An der Art, wie man Geschichte liest mit den jungen Leuten, sehe ich, daß man sie, so zu sagen, in alle Personen, die sie vor sich sehen, umwandelt, daß man sich bemüht, bald einen Cicero, bald einen Trajan, bald einen Alexander aus ihnen zu machen, sie zurückzuschrecken, wenn sie einmal in sich selbst einkehren wollen, und es jedem recht leid werden zu lassen, daß er nur er selbst ist. Diese Art hat gewisse Vortheile, die ich nicht verkenne; aber wenn bei diesen Vergleichungen mein Emil auch nur ein einziges Mal vielleicht lieber ein anderer sein möchte als er selbst, wäre es auch ein Sokrates oder ein Cato, so ist alles gefehlt: wer sich erst einmal sich selbst entfremden will, der wird sich bald ganz und gar vergessen.

127. Die Philosophen sind durchaus nicht die besten Kenner der Menschen; sie sehen sie nur durch die Vorurtheile der Philosophie hindurch, und ich kenne keinen Stand, der daran so reich wäre. Ein Wilder beurtheilt uns vernünftiger als ein Philosoph. Dieser fühlt seine Fehler, hält sich über die unsrigen auf und sagt bei sich: Wir sind alle schlecht; — der erstere betrachtet uns in aller Ruhe und sagt: Ihr seid Narren. Er hat Recht; denn niemand thut das Böse um des Bösen willen.

---

[1]) Immer bringt das Vorurtheil in unseren Herzen das Ungestüm der Leidenschaften zum Ausbruch. Wer nur sieht, was wirklich ist, und nur schätzt, was er kennt, geräth kaum in Leidenschaft. Die Verirrung unseres Urtheils setzt jedes Begehren in uns in Flamme. R. —

*) Dieser ist angegeben in § 97 d. B.

**) Dieser Lebenspunkt ist von großer Wichtigkeit. Es ist die Zeit, wo der Jüngling Erziehung und Erzieher zu kritisiren beginnt. Seine Individualität versetzt sich jetzt in die Gattung, und die Erziehung hatte dafür zu sorgen, daß er neben dieser „nicht selbst kleinlich erscheine und als gleichgültig verschwinde.“ (Herbart). Andrerseits muß „die Schwierigkeit, unter Männern Haltung zu gewinnen, (dem Jüngling) fühlbar werden. Plätze, denen er nicht gewachsen scheint, werden ihm streitig gemacht; er ist von Nebenbuhlern umgeben, und wird von Erwartungen gespornt, welche zu mäßigen oft schwer hält und alsdann gerade am nöthigsten ist.“ Herbart, Umriß päd. Vorles. § 228.

Mein Zögling ist jener Wilde, mit dem Unterschied, daß Emil, weil er mehr nachgedacht, mehr Begriffe in sich verbunden und unsere Verirrungen genauer gesehen hat, vor sich selbst mehr auf der Hut ist und nur über das urtheilt, was er erfahren hat.

128. Unsere eigenen Leidenschaften bringen uns auf gegen die der anderen; wir hassen die Bösen aus unserem eigenen Interesse; wenn sie uns nichts Böses zufügten, so würden wir für sie mehr Mitleid als Haß empfinden. Das Böse, das die schlechten Menschen uns zufügen, läßt uns das vergessen, das sie sich selbst zufügen. Wir würden ihnen ihre Fehler leichter verzeihen, wenn wir sehen könnten, wie ihr eigenes Herz sie dafür bestraft. Wir fühlen die Beleidigung, aber die Strafe sehen wir nicht; die Vortheile*) liegen auf der Hand, die Strafe dagegen ist eine verborgene. Wer immer die Frucht seiner Laster zu genießen glaubt, ist nicht besser daran, als wenn die That nicht geglückt wäre; nur das Ziel ist ein anderes, die Unruhe bleibt sich gleich: mögen sie auch ihr Glück zeigen und ihr Herz verbergen, ihr Betragen enthüllt es trotzdem: aber um es zu sehen, muß das eigene Herz anders beschaffen sein.

129. Die Leidenschaften, welche wir theilen, verführen uns; diejenigen, welche unsere Interessen beeinträchtigen, bringen uns auf, und es ist eine unberechtigte Folge,**) die aus ihnen entspringt, daß wir an den anderen tadeln, was wir gerne auch so machen möchten. Abscheu und Enttäuschung sind unvermeidlich, wenn wir genöthigt sind von andern etwas Böses zu erdulden, das wir an ihrer Stelle selbst gethan hätten.

130. Was braucht es also um die Menschen gut zu beobachten? Ein großes Interesse sie kennen zu lernen, eine große Unparteilichkeit in der Beurtheilung derselben, ein Herz, empfindsam genug um alle menschlichen Leidenschaften begreifen zu können, und ruhig genug um sich von ihnen nicht befangen zu lassen. Wenn im menschlichen Leben ein Augenblick für dieses Studium günstig ist, so ist es der, den ich für Emil gewählt habe: in früheren Zeiten wären sie ihm fremd gewesen, in späterer wäre er ihnen ähnlich gewesen. Das Vorurtheil, dessen Wirkung er sieht, hat noch keine Herrschaft über ihn erreicht; die Leidenschaften, deren Wirksamkeit er fühlt, haben sein Herz noch nicht in Aufregung gebracht. Er ist Mensch und fühlt Theilnahme für seine Brüder; er ist unparteiisch und urtheilt nur über Seinesgleichen. Wenn er sie nun richtig beurtheilt, so wird er sicherlich an keines Stelle sein wollen; denn

*) Nämlich „der bösen That."

**) Une inconséquence. Trapp: „Ungehörigkeit." Dieß war aber damals ein neues Wort. Campe bemerkt dazu, er habe es gewagt, für conséquent und inconséquent „folgerichtig" und „folgewidrig" und für die betreffenden Substantiva „Folgerichtigkeit" und „Folgewidrigkeit" zu gebrauchen.

da das Ziel aller der Plagereien, die sie sich bereiten, in Vorurtheilen begründet ist, die er nicht theilt, so erscheint es ihm ganz und gar eitel. Für ihn ist alles erreichbar, was er erstrebt. Von wem sollte er abhängen, wenn er sich selbst genügt und von Vorurtheilen frei ist? Er hat Arme, Gesundheit,[1] Mäßigung, wenig Bedürfnisse und die Mittel sie zu befriedigen. In der gänzlichsten Ungebundenheit auferzogen, kennt er kein schlimmeres Uebel als die Dienstbarkeit. Er beklagt jene ärmlichen Könige, die Sklaven eines jeden, der ihnen gehorcht; er beklagt jene falschen Weisen, die Knechte ihres eitlen Rufes; er beklagt jene reichen Thoren, die Märtyrer ihres Luxus; er beklagt jene wohllüstigen Weltmenschen, die ihr ganzes Leben der Langweile aufopfern nur um den Schein, als wären sie glücklich. Er würde den Feind beklagen, der ihm selbst Uebles zufügte; denn in seiner Bosheit würde er sein Unglück erkennen. Er würde zu sich sagen: Wenn er es sich zum Bedürfniß macht mir zu schaden, so macht dieser Mensch sein Schicksal von dem meinigen abhängig.

131. Nur noch ein Schritt, und wir sind am Ziel. Die Eigenliebe ist ein nützliches, aber gefährliches Werkzeug; oft verletzt es die Hand, die sich seiner bedient und selten wirkt es Gutes ohne zu schaden. Wenn Emil seine Stellung im menschlichen Geschlecht erwägt und sie so glücklich findet, wird er versucht sein, das Werk deiner Einsicht der seinigen zu gut zu schreiben und die Folgen seines Glückes seinem eigenen Verdienste zuzumessen. Er wird sich sagen: Ich bin weise und die Menschen sind thöricht. — Wenn er sie beklagt, wird er sie mißachten; wenn er sich glücklich fühlt, wird er sich höher schätzen; fühlt er sich glücklicher als sie, wird er sich dessen für würdiger halten. Dieß ist der bedenklichste Irrthum, weil er am schwersten auszurotten ist. Bliebe er in dieser Stimmung, so hätten wir mit aller unserer Sorgfalt wenig erreicht; und, wenn man wählen müßte, so wüßte ich nicht, ob ich nicht den Wahn des Vorurtheils dem Wahn des Eigendünkels vorziehen sollte.

132. Große Männer täuschen sich nicht hinsichtlich ihrer Ueberlegenheit; sie sehen und fühlen sie und bleiben dennoch bescheiden. Je mehr sie haben, desto mehr fühlen sie, was ihnen fehlt. Sie sind weniger eitel auf ihre Stellung uns gegenüber als gedemüthigt durch das Gefühl ihrer Ohnmacht; und bei allem, was sie ausschließlich vor uns besitzen, sind sie vernünftig genug, auf ein Geschenk, das sie sich nicht selbst gegeben, keine Eitelkeit zu bauen. Der rechte Mann kann stolz sein auf seine Tugend, weil sie ihm gehört; worauf ist aber der geist-

---

[1] Ich glaube kecklich Gesundheit und eine gute Natur unter die Vorzüge rechnen zu dürfen, welche seine Erziehung ihm erworben, oder vielmehr zu den Gaben der Natur, die seine Erziehung ihm erhalten hat. — R. —

reiche Mann stolz? Was hat Racine gethan um kein Pradon zu sein, Boileau um kein Cotin zu sein?*)

133. Es tritt aber noch ein anderer Umstand hinzu. Bleiben wir immer beim Alltäglichen. Ich habe bei meinem Zögling weder eine außergewöhnliche Begabung noch ein beschränktes Verständniß angenommen.**) Ich habe ihn unter den gewöhnlichen Köpfen gewählt um zu zeigen, was die Erziehung beim Menschen vermag. Alle seltenen Fälle fallen außerhalb der Regel. Wenn also in Folge meiner Vorsorge Emil seine Art zu leben, zu sehen und zu fühlen der der anderen vorzieht, so hat er Recht; aber wenn er sich deshalb eine hervorragendere Anlage und glücklichere Natur zuschreibt, so hat er Unrecht und täuscht sich; er muß also enttäuscht werden; oder man muß vielmehr seinem Irrthum vorbeugen, damit es nicht etwa in der Folge zu schwer werde ihn auszurotten.

134. Es gibt keine Narrheit, von der man einen Menschen, der kein Narr ist, nicht heilen könnte, ausgenommen die Eitelkeit; diese freilich wird einzig durch die Erfahrung gebessert, wenn man überhaupt etwas daran bessern kann; im Entstehen wenigstens kann man verhindern, daß sie nicht noch größer werde. Verliere dich also nicht etwa in schönen Vorstellungen um dem Jüngling zu beweisen, daß er ein Mensch ist wie die andern auch und den nämlichen Schwächen unterworfen. Gib es ihm zu fühlen, sonst wird er es nie erfahren. Dieß ist wieder ein Fall der Ausnahme von meinen eigenen Vorschriften, ein Fall, wo ich meinen Zögling freiwillig allen Zufällen aussetze, die ihm beweisen können, daß er nicht weiser ist als wir. Das Begegniß mit dem Taschenspieler***) würde auf tausenderlei Art wiederholt werden; ich würde ihn ganz den Händen der Schmeichler überlassen: wenn Tollköpfe ihn zu irgend einem Streich verführen würden, ich würde ihn der Gefahr preisgeben: wenn Schurken ihn beim Spiel überlisteten, ich würde zugeben, daß sie ihn ganz und gar zum Narren hielten;[1]) ich würde ihn durch sie beschwatzen, bethören und aus-

---

*) Pradon, gest. 1698, ein unbedeutender Dichter und eitler Mensch, der Racine überflügeln wollte; Cotin ist in Molière's femmes savantes verspottet und hatte diesen und Boileau in Versen angegriffen.

**) I § 82.

***) III § 38 fgde.

[1]) Uebrigens wird sich unser Zögling selten auf diese Weise fangen lassen, er, den so viele Lustbarkeit umgibt, der sich nie in seinem Leben gelangweilt hat und der kaum weiß, wozu das Geld dient. Die beiden Triebfedern, mit denen man die Kinder leitet, sind Interesse und Eitelkeit, und ihrer bedienen sich später auch die Buhlerinnen und die Gauner um sich jener zu bemächtigen. Wenn du siehst, wie man ihre Eitelkeit durch Preise und Belohnungen aufreizt, wenn du siehst, wie man ihnen in ihrem zehnten Jahre bei öffentlichen Acten im Collège Beifall klatscht, so weißt du auch, wer es verschuldet, wenn sie im zwanzigsten Jahre ihr Geld im Spielhause und ihre Gesundheit an einem verrufenen Orte verlieren. Man kann immer darauf wetten, daß gerade der gescheiteste seiner

plündern lassen; und wenn sie nach dem letzten Pfennig, den sie ihm abgenommen, sich schließlich über ihn lustig machten, so würde ich ihnen noch in seiner Gegenwart danken für die Lehre, die sie ihm freundlichst gegeben haben. Nur vor den Schlingen der Buhlerinnen würde ich ihn sorgfältig hüten. Die einzige Rücksicht, die ich für ihn hätte, wäre die, daß ich alle Gefahren, denen ich ihn aussetzte, und alle Beleidigungen, die ich über ihn kommen ließe, mit ihm theilte. Ich würde alles stillschweigend ertragen, ohne Klage, ohne Vorwurf, ohne ihm je ein einziges Wort zu sagen; sei versichert, daß bei dieser sorgfältig beobachteten Zurückhaltung alles, was er mich für ihn leiden sähe, mehr Eindruck auf sein Herz machen wird, als was er selbst erduldet haben wird. —

135. Ich kann nicht umhin an dieser Stelle die eingebildete Würde der Erzieher*) zu rügen, welche einfältiger Weise die Unfehlbaren spielen wollen und daher den Zögling immer herunterdrücken, es darauf anlegen, ihn immer als Kind zu behandeln und in allem, was er thun soll, sich von ihm zu unterscheiden. Weit entfernt, den jugendlichen Muth so niederzudrücken, möge man lieber alles thun, seinen Geist zu heben; mache ihn zu Deinesgleichen, damit er es werde, und wenn er noch nicht zu dir hinaufsteigen kann, steige ohne Scham und ohne Bedenken zu ihm herab. Bedenke, daß deine Ehre nicht mehr in dir ruht, sondern in deinem Zögling; nimm Theil an seinen Fehlern, um ihn davon zu heilen; nimm seine Schande auf dich um sie auszutilgen: ahme jenen wackeren Römer nach, der, als er sein Heer fliehen sah und es nicht wieder sammeln konnte, sich an die Spitze seiner Soldaten stellte und rief: „Sie fliehen nicht, sie folgen ihrem Anführer.“ War er dadurch entehrt? Weit entfernt: indem er seine Ehre aufopferte, erhöhte er sie. Der Zwang der Pflicht und die Schönheit der Tugend bestricken uns, ohne daß wir es wollen, und bringen unsere unsinnigen Vorurtheile zu Fall. Schlüge mich jemand in's Gesicht, während ich bei Emil meinen Beruf

---

Klasse der verspielteste und leichtsinnigste sein wird. Nun erleiden aber die Mittel, die man bei den Kindern gar nicht in Anwendung gebracht hat, auch bei den Jünglingen nicht diesen nämlichen Mißbrauch. Doch muß man daran denken, daß es hier mein fester Grundsatz ist, überall den schlimmsten Fall anzunehmen. Zuerst suche ich dem Fehler vorzubeugen; dann aber nehme ich ihn als vorhanden an um das Heilmittel zu finden. R.

*) Montaigne citirt (essais I, 25) den Ausspruch von Cicero (de natura deorum I, 5, 10.): Obest plerumque iis qui discere volunt auctoritas eorum qui se docere profitentur. Zur Sache ist auch zu vergleichen Locke § 99 fgde. Montaigne spricht an mehreren Stellen ähnliche Ansichten aus. An der oben angezogenen Stelle sagt er: „Es ist gut, daß der Erzieher ihn (den Zögling) vor sich her laufen lasse um zu beurtheilen, wie er laufen kann und bis wie weit er zu ihm heruntersteigen muß, um seiner Kraft sich anzupassen.“

ausübe, ich würde mich durchaus nicht rächen, ich würde mich dieses Schlages überall rühmen, und ich glaube kaum, daß irgendwo auf der Welt ein Mensch niederträchtig genug wäre, mich darum nicht höher zu achten.[1])

136. Deshalb braucht ja der Zögling beim Lehrer nicht die nämliche beschränkte Einsicht vorauszusetzen, die ihm selbst eigen ist, noch die nämliche Leichtigkeit, sich verführen zu lassen. Diese Meinung gienge noch an bei einem Kinde, das nichts wahrzunehmen oder zu vergleichen versteht, das alles auf die gleiche Stufe mit sich stellt und nur demjenigen sein Vertrauen schenkt, der sich wirklich darin festsetzt. Aber ein junger Mensch von Emil's Alter und so verständig als er, ist nicht mehr so ungeschickt sich so irreführen zu lassen, und es wäre auch nicht gut, wenn er sich so täuschen ließe. Das Vertrauen, das er zu seinem Erzieher haben muß, ist von ganz anderer Art: es muß sich gründen auf das Ansehen der Vernunft und das Uebergewicht der Einsicht, auf die Vortheile, die der junge Mensch einzusehen im Stande ist und deren Nutzen für sich selbst er fühlt. Eine lange Erfahrung hat ihn belehrt, daß er von seinem Leiter geliebt wird, daß dieser Leiter ein verständiger, aufgeklärter Mann ist, der seine Wohlfahrt kennt und weiß, was ihm dazu verhelfen kann. Er muß wissen, daß es in seinem eigenen Interesse liegt, seinen Rath zu hören. Ließe sich nun der Lehrer täuschen wie der Zögling, so würde er das Recht verlieren, Willfährigkeit von ihm zu verlangen und ihm Lehren zu geben. Noch weniger darf der Zögling annehmen, sein Erzieher lasse ihn absichtlich in eine Schlinge gerathen und stelle seiner Einfalt eine Falle. Was muß man also thun um diesen beiden Gefahren zugleich zu begegnen? Was das Beste und Natürlichste ist: einfach und wahr sein wie er; ihn vor den Gefahren warnen, denen er sich aussetzt, sie ihm klar und deutlich vor Augen stellen, aber ohne Uebertreibung, ohne Laune und pedantische Wichtigthuerei, vorzüglich aber ohne Räthe als Befehle auszugeben, bis sie zu solchen geworden und bis der befehlende Ton durchaus nothwendig ist. Bleibt er dann noch verstockt, wie es sehr häufig der Fall ist —, dann sage ihm nichts mehr; lasse ihm seine volle Freiheit, folge ihm, thue wie er und zwar heiter und ungezwungen; ergib dich ihm, erlustige dich wie er, wenn es möglich ist. Werden die Folgen zu bedenklich, so bist du ja immer in der Lage sie abzuwenden: aber dennoch muß den jungen Menschen, wenn er deine Voraussicht und deine Gefälligkeit sieht, zugleich die eine in Erstaunen, die andere in Rührung versetzen! So

---

[1]) Ich habe mich geirrt, ich habe einen entdeckt: Herrn Formey. R. — Formey sagt, wenn die Menschen so verkehrt seien, wie Rousseau sie schildere, so würden sie ihn in diesem Falle für einen Esel oder für einen Feigling halten (Anti-Emil p. 141). R. thut dem Kritiker also doch etwas Unrecht.

werden alle seine Fehler zu Banden, die er für dich knüpft, um ihn, wenn es nöthig ist, damit zurückzuhalten. Was nun aber hier die größte Kunst des Erziehers ausmacht, ist, daß er so die Gelegenheiten herbeiführe und seine Ermahnungen anbringe, daß er zum Voraus weiß, wo der junge Mensch nachgeben, wo er widerstreben werde, um überall Lehren aus der Erfahrung an ihn herantreten zu lassen ohne ihn je einmal zu großen Gefahren auszusetzen.

137. Warne ihn vor dem Fehler, bevor er in denselben verfallen ist: ist dies geschehen, mache ihm keine Vorwürfe; du wirst seinen Dünkel nur reizen und aufrührerisch machen. Eine zum Widerstand reizende Lehre nützt nie. Ich kenne nichts Ungeschickteres als das Wort: „Ich habe es dir ja gesagt." Das beste Mittel ihn daran zu erinnern, daß man es ihm gesagt hat, ist, es scheinbar zu vergessen. Ja, im Gegentheil, wenn du ihn beschämt siehst, weil er dir nicht geglaubt, dann verscheuche sanft diese Demüthigung durch freundliche Worte. Gewiß wird es ihn für dich einnehmen, wenn er sieht, daß du dich um seinetwillen vergissest und daß du ihn tröstest, anstatt ihn noch vollends niederzuschmettern. Wenn du aber zu seinem Verdrusse noch Vorwürfe hinzufügst, wird er einen Haß gegen dich fassen und sich zum Gesetze machen, nicht mehr auf dich zu hören, als wollte er dir beweisen, daß er hinsichtlich der Wichtigkeit deiner Rathschläge anderer Meinung ist als du.

138. Auch die Art und Weise, wie du ihn beruhigst, kann für ihn eine um so nützlichere Lehre sein, da sie kein Mißtrauen in ihm erregt. Wenn du ihm sagst: Ich denke, tausend andere begehen die nämlichen Fehler —, so bringst du ihn auf ganz andere Gedanken, du besserst ihn, während du ihn nur zu bedauern scheinst: denn für einen Menschen, der sich einen höheren Werth zuschreibt als den andern, ist es eine sehr demüthigende Entschuldigung, wenn er sich mit ihrem Beispiel tröstet; denn damit hat er begriffen, daß er höchstens behaupten kann, sie seien nicht mehr werth als er selbst.

139. Die Zeit der Fehler ist die Zeit der Fabeln. Wenn man den Schuldigen unter fremder Maske zurechtweist, belehrt man ihn ohne ihn zu beleidigen; er sieht dann aus der Wahrheit, die er auf sich anwendet, daß die Lehrfabel keine Lüge ist. Ein Kind, das man nie mit Lobsprüchen hintergangen hat, versteht an der oben besprochenen Fabel*) nichts; aber der Unbesonnene, den ein Schmeichler zum Besten gehabt hat, begreift vortrefflich, daß der Rabe nur ein Tölpel war. So zieht er aus einer Thatsache eine Lebensregel, und die Erfahrung, die ihm bald aus dem Sinn gekommen wäre, prägt sich mittels der Fabel seinem Urtheil ein. Es gibt keine moralische Erkenntniß, die man nicht durch die Erfahrung an sich oder an anderen sich aneignen könnte. In den

*) II § 139.

Fällen, wo diese Erfahrung zu gefährlich ist, macht man sie nicht an sich selbst, sondern man zieht die Lehre lieber aus der Geschichte. Ist die Erfahrung aber unbedenklich, so ist es gut, daß der junge Mensch ihr ausgesetzt bleibe; dann bringt man mittels der Fabel die ihm noch unbekannten besonderen Fälle in die Form von Lebensregeln.

140. Ich meine indessen nicht, daß diese Lebensregeln förmlich entwickelt oder überhaupt nur ausgesprochen werden sollen. Nichts ist so nutzlos und mißverständlich als die Sittenlehre, mit der die meisten Fabeln schließen; als ob diese Sittenlehre nicht in der Fabel selbst erkannt werden könnte oder müßte, so daß sie dem Leser verständlich wäre! Warum will man denn, indem man die Lehre am Ende hinzufügt, ihm das Vergnügen nehmen sie von selbst zu finden? Ein geschickter Unterricht flößt dem Schüler Vergnügen am Unterricht ein. Zu diesem Zwecke ist es erforderlich, daß sein Geist nicht dermaßen unthätig bleibe bei allem, was du ihm sagst, daß er durchaus nichts zu thun hat um dich zu verstehen. Das Selbstgefühl des Lehrers muß auch für das des Schülers immer noch etwas übrig lassen; er muß sich sagen können: Ich begreife, ich durchschaue es, ich bin bei der Sache, ich lerne etwas. Ein Grund, warum der Pantalon in der italienischen Komödie langweilig ist, liegt in seinem Bestreben, dem Parterre Plattheiten, die bereits nur zu verständlich sind, begreiflich zu machen. Ein Erzieher soll meines Erachtens aber kein Pantalon sein, ein Schriftsteller aber noch weniger. Man muß immer zu verstehen sein, aber man braucht nicht immer alles zu sagen: wer alles sagt, sagt wenig, denn am Ende hört man gar nicht mehr auf ihn. Was sollen jene vier Verse, welche Lafontaine an die Fabel vom Frosche anfügt, der sich aufbläst?*) Fürchtet er nicht begriffen worden zu sein? Braucht dieser große Maler die Namen unter die Gegenstände zu schreiben, die er malt? Er verallgemeinert nicht einmal seine Moral, nein, er schränkt sie ein, er bringt sie gewissermaßen nur mit den angeführten Beispielen in Beziehung und verhindert, daß man sie auf andere anwende. Bevor man die Fabeln dieses unnachahmlichen Schriftstellers einem jungen Menschen in die Hand gibt, sollte man meiner Meinung nach alle diese Schlüsse wegstreichen, mit denen er sich bemüht zu erklären, was er kurz vorher ebenso klar als lieblich gesagt hat. Wenn dein Zögling die Fabel nur mit Hilfe der Erklärung versteht, so sei gewiß, daß er sie auch so nicht verstehen wird.

141. Es käme auch darauf an diese Fabeln in eine lehrgemäßere und den Fortschritten der Gesinnung und der Einsicht des heranwachsen-

---

*) Lafontaine I, 3 v. 11—14:
Voll ist von derlei Narren heut die Welt:
Ein jeder Bürger will sein Prachthaus haben,
Der kleinste Fürst Gesandte hält
Und jeder Marquis Edelknaben.

den jungen Mannes entsprechendere Ordnung zu bringen. Kann man sich etwas Unvernünftigeres denken als wenn sie alle der Reihe nach, wie sie im Buche stehen, durchgenommen werden, ohne Rücksicht auf das Bedürfniß oder die Gelegenheit? Zuerst Ameise und Grille,*) dann der Rabe, dann der Frosch, hierauf die beiden Maulthiere u. s. f. Da sind mir besonders jene zwei Maulthiere von Interesse; denn ich erinnere mich, wie ich einen Knaben, den man für die Finanz erzog und dem man den Kopf von seiner einstigen Stellung vollschwatzte, diese Fabel lesen, auswendiglernen, hersagen und viele hundertmal wiederholen hörte, ohne daß er daraus je den geringsten Vorwurf gegen den Beruf schöpfte, für den er bestimmt war. Nicht blos habe ich nie bemerkt, daß Kinder eine wirkliche Anwendung von den Fabeln machten, die sie lernten; ich habe auch nie bemerkt, daß irgend jemand sich darum bemüht hätte, ihnen diese Anwendung nahezulegen. Man schützt bei diesem Studium die sittliche Belehrung vor; die wahre Absicht der Mutter und des Kindes ist es, eine ganze Gesellschaft mit dem letzteren zu beschäftigen, während es seine Fabeln hersagt; auch vergißt es sie alle mit den Jahren, wenn es sich nicht mehr darum handelt sie herzusagen, sondern sie anzuwenden. Noch einmal, es ist nur eine Sache der Erwachsenen, aus den Fabeln Belehrung zu schöpfen, und Emil soll eben jetzt damit den Anfang machen.

142. Ich zeige von ferne — denn ich will auch nicht von gar allem reden — die Wege, die vom richtigen Pfade abführen, damit man sie zu vermeiden lerne. Folgt dein Zögling dem oben bezeichneten, so wird er, glaube ich, Menschen- und Selbstkenntniß auf die möglichst billige Weise sich erwerben; so wirst du ihn dazu bringen, das Spiel des Schicksals zu betrachten ohne das Glück seiner Günstlinge zu beneiden und zufrieden zu sein mit sich selbst ohne sich weiser zu dünken als die andern. Du hast auch begonnen ihn als handelnde Person auf die Bühne zu stellen, damit er auch Zuschauer zu sein verstehe: das muß nun zu Ende geführt werden; denn vom Parterre aus sieht man die Dinge, wie sie scheinen, von der Bühne, wie sie sind. Um das Ganze zu überschauen, muß man sich auf einen Aussichtspunkt stellen; um die Einzelheiten zu bemerken, muß man näher herantreten. Aber in welcher Eigenschaft soll ein junger Mensch sich in die Angelegenheiten der Welt mischen? Welchen Anspruch kann er erheben in diese dunklen Geheimnisse eingeweiht zu werden? Vergnügungen zu erlisten, das ist das ganze Interesse seines Alters; er verfügt nur erst über seine eigene Person; das ist so viel, als wenn er über nichts zu gebieten hätte.

---

*) Vgl. Anm. ** zu II § 139. — Jener ganze § ist hier wieder beizuziehen. — Nach Petitain hätte R. später hier den Irrthum eines Herausgebers aufgenommen und geschrieben: zuerst der Rabe, dann Ameise und Grille u. s. w. „um die alberne Bemerkung Formey's [wovon wir zu II § 139 gesprochen] recht in's Licht zu setzen."

Der Mensch ist die käuflichste Waare, und von unseren großartigen Eigenthumsrechten ist das über die eigene Person immer das allergeringfügigste.

143. Wenn ich sehe, wie man die jungen Leute im Alter der größten Regsamkeit auf rein speculative Studien beschränkt und sie dann ohne die mindeste Erfahrung mit einem Male in die Welt und in die Geschäfte hinausstoßt, so finde ich, daß man sich damit gegen die Vernunft nicht weniger als gegen die Natur versündigt, und ich wundere mich nicht mehr darüber, daß so wenige Leute ihr Leben einzurichten verstehen. Durch welche Verkehrtheit kommt man dazu, uns so viele nutzlose Dinge zu lehren, während die Kunst zu handeln*) für nichts geachtet wird? Man behauptet uns für die Gesellschaft zu bilden, und man unterrichtet uns, als sollte jeder von uns sein Leben mit philosophischen Betrachtungen in seiner Zelle zubringen oder vor unbetheiligten Zuhörern über Hirngespinnste reden. Du glaubst deinen Kindern die Kunst zu leben beizubringen, wenn du ihnen den Leib so oder so biegen und einige nichtssagende Phrasen hersagen lehrst. Auch ich habe meinem Emil gelehrt zu leben; denn ich habe ihm gelehrt mit sich selbst zu leben und, was noch mehr ist, sein Brod zu verdienen. Aber das ist noch nicht genug. Um in der Welt zu leben, muß man mit den Menschen umzugehen wissen, man muß die Werkzeuge kennen, durch welche man Meister über sie wird; man muß den Einfluß und die Beeinflussung des Einzelinteresses in der bürgerlichen Gesellschaft berechnen und die Ereignisse so richtig vorausbestimmen, daß man in seinen Unternehmungen selten fehlgreift und doch immer die geeignetsten Mittel zum Gelingen ergriffen hat. Die Gesetze erlauben den jungen Leuten nicht ihre Geschäfte selbst zu besorgen oder über ihr Eigenthum selbst zu verfügen: aber was würden diese Vorsichtsmaßregeln ihnen überhaupt nützen, wenn sie bis zum bestimmten Alter sich keinerlei Erfahrung erwerben konnten? Sie würden mit ihrem Zuwarten nicht gewonnen haben und im fünfundzwanzigsten Jahre die nämlichen Neulinge sein wie im fünfzehnten. Allerdings muß man verhüten, daß ein junger Mensch, geblendet durch seine Unwissenheit oder irregeführt durch seine Leidenschaften, sich selbst Schaden zufüge; aber es ist jedem Alter erlaubt wohlthätig zu sein, in jedem Alter kann man unter der Leitung eines verständigen Mannes die Unglücklichen beschützen, die nur der Unterstützung bedürfen.

144. Ammen und Mütter hängen an den Kindern in Folge der Pflege, die sie ihnen widmen; die Ausübung der gesellschaftlichen Tugen-

---

*) Die Bildung des Charakters verlangt Leichtigkeit des Handelns aus dem in der Individualität zusammengeschlossenen und geeinigten Vorstellungsinhalte heraus. Die wissenschaftliche Pädagogik bestimmt daher für jeden Fortschritt des Erkennens eine unmittelbar eintretende Ueberführung zum Handeln („Methode" bei Herbart).

den legt die Liebe zur Menschheit in die Herzen: durch Gutesthun wird man gut; ich weiß dazu keinen besseren Weg. Beschäftige deinen Zögling mit allen guten Handlungen, die für ihn passen; das Interesse der Dürftigen sei immer das seinige; er soll ihnen nicht blos mit seiner Börse, sondern auch mit seiner Sorge zur Seite stehen, ihnen dienen, sie beschützen, seine Person und seine Zeit ihnen aufopfern, er soll ihr Sachwalter sein: nie in seinem Leben wird er ein würdigeres Amt bekleiden. Wie viele Unterdrückte, die man nie gehört hätte, werden dann Gerechtigkeit finden, wenn er sie in ihrem Namen fordert mit jener unentwegten Festigkeit, welche die Uebung der Tugend einflößt, wenn er die Thore der Großen, der Reichen sprengt, wenn er, falls es nöthig ist, an den Stufen des Thrones sogar den Stimmen der Unglücklichen Gehör verschafft, welchen alle Zugänge durch Noth und Elend versperrt sind und welche die Furcht, für ihr erlittenes Unrecht noch bestraft zu werden, sogar abhält eine Klage darüber zu wagen!

145. Aber sollen wir denn aus Emil einen irrenden Ritter machen, einen Weltverbesserer, einen Paladin? Soll er sich in die öffentlichen Geschäfte eindrängen, den Weisen und den Vertheidiger der Gesetze spielen bei den Großen, den Richtern, dem Landesherrn; soll er Bittsteller sein bei den Richtern und Vertheidiger bei den Gerichtshöfen? Das alles berührt mich nicht. Possenhafte und lächerliche Namen ändern nichts an dem Wesen der Sachen. Er wird thun was er immer als nützlich und gut erkennt. Aber auch nichts mehr, und er weiß, daß nichts nützlich und gut ist für ihn, was seinem Alter nicht zukömmt. Er weiß, daß seine erste Pflicht ihm selbst gilt, daß die jungen Leute mißtrauisch gegen sich selbst sein müssen, vorsichtig in ihrem Betragen, ehrfurchtsvoll vor Aelteren, zurückhaltend und auf der Hut, kein müßiges Gerede zu führen, bescheiden in gleichgiltigen Dingen, aber kühn im Gutesthun und herzhaft die Wahrheit zu sagen. So waren jene herrlichen Römer, welche vor der Zulassung zu den Staatsämtern ihre Jugend in der Verfolgung des Verbrechens und in der Vertheidigung der Unschuld verbrachten ohne ein anderes Ziel als das, im Dienste der Gerechtigkeit und in der Beschützung der guten Sitten sich selbst zu bilden.

146. Emil liebt weder Lärm noch Streit, nicht unter den Menschen [1]),

---

[1]) Wie wird er sich aber benehmen, wenn man mit ihm selbst Streit anfängt? Ich antworte: er wird nie Streit haben, sich nie bis zum Streit mit jemanden einlassen. Aber, wird man weiter sagen, wer ist sicher vor einem Backenstreich oder einer Beschimpfung durch einen rohen oder betrunkenen Menschen oder einen elenden Raufbold, der seinen Mann zuerst entehrt, um ihn dann tödten zu können? Das ist etwas anderes; Ehre oder Leben der Bürger soll nie in die Gewalt eines rohen oder betrunkenen Menschen oder eines elenden Raufbolds gelegt sein, und vor einem derartigen Begegniß kann man sich ebenso wenig wahren als vor einem herunterfallenden Dachziegel. Ein Backenstreich oder eine Beschimpfung, die man empfängt und duldet, haben bürgerliche Folgen, welche keine

ja nicht einmal unter Thieren. Nie hat er zwei Hunde gegen einander gehetzt; nie hat er einen Hund hinter einer Katze hergetrieben. Diese Friedfertigkeit ist eine Folge seiner Erziehung, welche in ihm keinen Dünkel und keine Einbildung genährt und ihn dadurch abgehalten hat sein Vergnügen im Herrschen und in der Qual der anderen zu suchen. Es thut ihm weh, wenn er andere leiden sieht; das ist ein natürliches Gefühl. Was einen jungen Menschen gefühllos macht und ihn Freude an der Qual eines fühlenden Wesens finden läßt, das ist eine Anwandlung von Eitelkeit, in welcher er sich diesen nämlichen Leiden nicht unterworfen glaubt in Folge seiner Weisheit oder seiner Ueberlegenheit. Wen man gegen eine derartige Geistesrichtung gesichert hat, der kann nicht in das Laster verfallen, das ihr entspringt. Emil liebt also den Frieden. Das Bild des Glückes ist ihm angenehm, und wenn er dazu beitragen kann, es hervorzurufen, so sieht er darin eine neue Veranlassung es mitzugenießen. Ich habe nicht vorausgesetzt, daß er beim Anblick der Unglücklichen nur jenes unfruchtbare und herzlose Mitleid für sie empfände, welches sich begnügt die Leiden zu beklagen, die es heilen kann. Sein werkthätiges Wohlthun gibt ihm bald eine Einsicht, die er mit einem härteren Herzen nicht oder weit später erworben hätte. Sieht er Zwietracht herrschen unter seinen Spielgenossen, so sucht er sie zu versöhnen; sieht er Betrübte, so erkundigt er sich nach dem Grunde ihres Kummers;

Weisheit verhüten und von denen kein Gerichtshof den Beleidigten reinigen kann. Die Unzulänglichkeit der Gesetze gibt ihm also in diesem Punkte seine Unabhängigkeit zurück; er ist dann alleinige Obrigkeit, alleiniger Richter zwischen dem Beleidiger und sich, alleiniger Ausleger und Vollstrecker des Naturgesetzes; er ist sich Gerechtigkeit schuldig und kann sie sich allein verschaffen, und nirgends auf Erden wäre eine Regierung so unsinnig ihn zu bestrafen, weil er sich in einem derartigen Falle Gerechtigkeit verschaffte. Ich sage nicht er solle sich schlagen — denn das ist eine Ausschreitung, ich sage, er ist sich Gerechtigkeit schuldig und soll sie sich allein zuertheilen. Wäre ich Fürst, es würde, dafür stehe ich gut, ohne so viele nutzlose Edicte gegen die Zweikämpfe, in meinen Staaten weder Backenstreiche noch Beschimpfungen geben, und zwar in Folge eines sehr einfachen Mittels, mit welchem die Gerichtshöfe sich nicht zu befassen hätten. Wie dem auch sei, Emil kennt in einem solchen Falle die Genugthuung, die er sich schuldet, und das Beispiel, das er zu Gunsten der Sicherheit ehrbarer Leute zu geben hat. Auch der festeste Mann hat es nicht in seiner Hand, eine Beschimpfung unmöglich zu machen, aber es liegt in seiner Hand es unmöglich zu machen, daß man sich einer ihm zugefügten Beleidigung lange rühmt. R. — Petitain findet dieses Mittel angegeben in einem Briefe an den Abbé M*** vom 14. März 1770. R. führt dort mit Bezug auf die vorliegende Stelle aus, daß ein Mann, der eine entehrende Beschimpfung durch den Tod des Beschimpfenden rächt, dann aber sich den Richtern stellt, um unter Umständen selbst zu sterben, seine Ehre bei jedermann wiederhergestellt, aber auch zur Sicherung der Ehre aller rechtschaffenen Männer, die nicht mit den Waffen Mißbrauch treiben, das Seinige beigetragen habe. Formey u. A. halten die Andeutung R.'s im Texte für Spiegelfechterei. Man vergl. auch die in „Sophie und Emil oder die Einsamen" 2. Brief § 11 erzählte Geschichte. S. den ersten Anhang.

sieht er zwei Menschen sich hassen, so will er die Ursache ihrer Feindschaft kennen lernen; sieht er einen Unterdrückten seufzen über die Bedrückungen des Mächtigen und Reichen, so forscht er nach, unter welchem Vorwand diese Bedrückungen sich verstecken, und bei seinem allgemeinen Interesse für die Unglücklichen sind die Mittel, ihren Leiden ein Ziel zu setzen, ihm nie gleichgiltig. Was haben wir also zu thun, um aus dieser Neigung Nutzen zu ziehen auf eine seinem Alter angemessene Weise? — Wir müssen seine Theilnahme*) und seine Kenntnisse leiten und seinen Eifer ausnützen sie zu vermehren.

147. Ich kann es nicht oft genug wiederholen: man gebe den jungen Leuten Unterweisungen vielmehr in Handlungen als in Reden; nichts sollen sie aus den Büchern lernen, was die Erfahrung ihnen lehren kann. Welch kopfloses Vorhaben sie im Reden zu üben ohne einen Gegenstand, über den sie reden sollen, zu glauben, man könne sie auf den Schulbänken die Macht der Sprache der Leidenschaft und die ganze Kraft der Ueberredungskunst fühlen lassen, ohne daß sie das Bedürfniß haben irgend jemanden zu überreden! Alle Vorschriften der Rhetorik sind reines Geschwätz, wenn man ihre Anwendung zu seinem eigenen Vortheil nicht einsieht. Was liegt einem Schulknaben daran zu wissen, wie es Hannibal anfieng um seine Soldaten zum Uebergang über die Alpen zu bestimmen? Sagtest du ihm statt dieser hochtönenden Anreden, wie er es anfangen muß, um seinen Schulvorstand zur Bewilligung eines Ferientages zu bewegen, sei versichert, er wäre viel aufmerksamer auf deine Regeln.

148. Wollte ich einem jungen Menschen, dessen Leidenschaften schon entwickelt wären, Rhetorik lehren, ich würde ihm fortwährend Gegenstände vorführen, die geeignet wären, seinen Leidenschaften zu schmeicheln, und ich würde mit ihm Untersuchungen anstellen, welche Sprache er gegen andere führen müsse, um sie seinen Absichten geneigt zu machen. Aber mein Emil ist in keiner der Redekunst so vortheilhaften Lage: fast nur auf das physisch Nothwendige beschränkt, hat er weniger die anderen nothwendig, als sie ihn, und da er nichts von ihnen für sich selbst zu erbitten hat, so berührt das, wovon er sie überzeugen will, ihn nicht nahe genug, um ihn in außergewöhnliche Erregung zu versetzen. Daraus folgt, daß er im Allgemeinen eine einfache und kunstlose Sprache haben muß. Er spricht für gewöhnlich in den eigentlichen Ausdrücken und beabsichtigt nur verstanden zu werden. Er spricht selten in Sentenzen, weil er nicht gelernt hat, seine Vorstellungen zu verallgemeinern; er hat wenig Bilder, weil er selten in Leidenschaft ist.

---

*) R. gebraucht dafür das an und für sich schwer übersetzbare Wort soins (et ses connaissances). Wegen der nahen Berührung mit einschlägigen Punkten in der modernen wissenschaftlichen Pädagogik haben wir gerne den Herbart'schen Ausdruck „Theilnahme" dafür gebraucht.

149. Darum ist er aber doch nicht ganz theilnahmslos und kalt; weder sein Alter, noch seine Sitten, noch seine Neigungen erlauben das: im Feuer der Jugend geben die in seinem Blute zurückgehaltenen und vergeistigten Lebenskräfte seinem jungen Herzen eine Wärme, die in seinen Blicken strahlt, die man in seinen Reden fühlt, in seinen Handlungen sieht. Seine Sprache ist bestimmter, ja zuweilen heftig geworden. Die edle Gesinnung, die ihn belebt, gibt ihm Kraft und Schwung: durchdrungen von inniger Liebe zur Menschheit überträgt er mit seinen Reden die Regungen seiner Seele auf andere; sein edler Freimuth hat etwas viel Reizenderes als die künstliche Beredsamkeit der Menschen; ja, er ist vielmehr allein wahrhaft beredt, weil er sein Gefühl nur zu zeigen braucht um es dem Hörer mitzutheilen.

150. Je mehr ich darüber nachdenke, desto mehr finde ich, daß es, wenn man auf diese Weise das Wohlthun zur That macht und aus dem guten oder schlechten Erfolg Betrachtungen über die Ursachen desselben zieht, wenige nützliche Kenntnisse gibt, welche man nicht in dem Geiste eines jungen Menschen anbauen könnte, und daß er zu all dem wirklichen Wissen, welches man in den Gymnasien erwerben kann, überdieß eine noch wichtigere Kenntniß gewinnt, die nämlich, dieses Wissen für die Bedürfnisse des Lebens nutzbar zu machen. Es ist nicht möglich, daß er bei dem großen Interesse, das er an Seinesgleichen nimmt, nicht frühzeitig ihre Handlungen, Neigungen und Vergnügungen abzuwägen und zu schätzen und dem, was das Glück der Menschen fördern oder hindern kann, im Allgemeinen nicht einen richtigeren Werth beizulegen lerne als diejenigen, welche an keinem Menschen Antheil nehmen und nie etwas für andere thun. Diejenigen, welche immer nur ihre eigenen Angelegenheiten betreiben, werden zu leidenschaftlich um nüchtern zu urtheilen über die Dinge. Indem sie alles auf sich allein beziehen und das Maß des Guten und Uebeln nur nach ihrem eigenen Interesse bestimmen, füllen sie ihren Geist mit tausend lächerlichen Vorurtheilen an und sehen in allem, was ihren Vortheil im geringsten bedroht, sofort einen allgemeinen Umsturz.*)

151. Erstrecken wir die Eigensucht auf die Wesen außer uns, so verwandeln wir sie in eine Tugend, und es gibt kein menschliches Herz, in welchem diese Tugend nicht wurzelte. Je weniger der Gegenstand unserer Theilnahme unmittelbar mit uns verbunden ist, desto weniger

*) Herbart beginnt das 4. Kap. im 1. Buche der allg. prakt. Philosophie („Idee des Rechts") mit den Worten: „Verhältnisse treten hervor, welche den einwärts gekehrten Blicken derer, die um ihre eigene Veredelung bemüht sind, wenig aufzufallen pflegen; dagegen aber dem nach außen schauenden Auge der weltlich Gesinnten die interessantesten scheinen. Jenen ersteren empfehlen sie sich schon deßhalb nicht sehr, weil sie keinen Beifall, sondern nur Mißfallen erwecken, und nicht gesucht, sondern gemieden sein wollen. Den letzteren aber bedeuten sie viel, weil sie das Eigenthum und den Verkehr betreffen."

ist der täuschende Einfluß des eigenen Interesses zu befürchten; je mehr dieses Interesse verallgemeinert wird, desto mehr nähert es sich der Billigkeit, und die Liebe zum menschlichen Geschlechte ist nichts anderes in uns als die Liebe der Gerechtigkeit. Wollen wir also, daß Emil die Wahrheit liebe und sie erkenne, so halten wir ihn immer in seinen Angelegenheiten außerhalb seines Kreises. Je mehr seine Theilnahme dem Glücke anderer gewidmet ist, desto aufgeklärter und vernünftiger wird sie sein, und desto weniger wird er sich täuschen über Gut und Bös; dulden wir aber nie in ihm eine blinde Bevorzugung, die einzig auf das Ansehen der Person und auf ungerechte Voreingenommenheit gegründet ist. Und warum sollte er dem einen schaden um dem andern dienlich zu sein? Ihm gilt es gleich, wem ein größeres Glück zu Theil werde, wenn er nur zum größten Glücke aller beiträgt: das ist das erste Interesse des Weisen nach dem persönlichen; denn jeder ist ein Theil seiner Gattung, aber nicht der eines anderen Einzelwesens.

152. Um das Mitleid vor der Ausartung in Schwäche zu bewahren, muß man es also verallgemeinern und über das ganze Menschengeschlecht erstrecken. Dann gibt man sich ihm nur so weit hin, als es mit der Gerechtigkeit im Einklang steht, weil von allen Tugenden die Gerechtigkeit diejenige ist, welche am meisten zum allgemeinen Wohl der Menschen beiträgt. Aus Vernunft, aus Liebe zu uns müssen wir noch mehr mit unserer Gattung Mitleid haben als mit unserem Nächsten; Mitleid aber mit den Schlechten ist eine sehr große Grausamkeit gegen die Menschen.

153. Im Uebrigen möge man bedenken, daß alle die Mittel, wodurch ich meinen Zögling aus seinem Kreise herausdränge, dennoch einen unmittelbaren Bezug auf seine Person haben, weil nicht blos eine innere Befriedigung daraus entspringt, sondern weil ich auch, indem ich ihn wohlthätig mache zu Gunsten anderer, an seiner eigenen Belehrung arbeite.

154. Ich habe zuerst die Mittel aufgezeigt, jetzt zeige ich ihre Wirkung. Welch weiter Blick eröffnet sich nicht allmählich in seinem Geiste! Welch erhabene Gefühle ersticken nicht in seinem Herzen den Keim der kleinen Leidenschaften! Welche Klarheit des Urtheils, welche Richtigkeit des Denkens erwächst aus der Veredlung seiner Neigungen und aus der Erfahrung, welche die Ziele einer großen Seele in den engen Schranken der Möglichkeit zusammenfaßt und einen den anderen überlegenen Menschen, wenn er die anderen nicht zu seiner Höhe emporheben kann, sich zu ihnen herabneigen läßt! Die wahren Grundsätze der Gerechtigkeit, die wahren Muster der Schönheit, alle inneren Beziehungen der Wesen zu einander, alle Begriffe der Ordnung prägen sich seinem Verstande ein; er sieht die Stellung, die jedes Ding einnehmen soll, und die Ursache, die es daraus verdrängt: er sieht die Ursachen

des Guten und was ihm im Wege steht. Ohne die menschlichen Leidenschaften erfahren zu haben, kennt er doch ihren Trug und ihre Macht.

155. Die Bedeutsamkeit der Sachen reißt mich fort, doch lasse ich mich dadurch nicht täuschen über das Urtheil der Leser. Seit lange sehen sie mich im Lande der Träume; ich aber sehe sie seit lange im Land der Vorurtheile. Wenn ich mich so weit von den alltäglichen Ansichten entferne, halte ich sie mir dennoch fortwährend gegenwärtig: ich prüfe und überdenke sie, nicht um ihnen zu folgen oder aus dem Wege zu gehen, sondern um sie auf der Wage der logischen Kritik*) abzuwägen. So oft diese mich zwingt, mich von jenen zu entfernen, halte ich es nach vielen Erfahrungen für ausgemacht, daß die Leute mir nicht nachfolgen werden; ich weiß es wohl, sie versteifen sich darauf, nur das als möglich sich vorzustellen, was sie sehen, und so werden sie den jungen Menschen, den ich darstelle, für ein eingebildetes, traumgeschaffenes Wesen halten, weil er von denen, mit welchen sie ihn vergleichen, sich unterscheidet, ohne zu bedenken, daß er sich eben von ihnen unterscheiden muß, ist er ja doch ganz anders aufgezogen, von ganz entgegengesetzten Gefühlen durchdrungen, ganz anders unterrichtet als sie, so daß es viel mehr überraschen müßte, wenn er ihnen gliche, als wenn er so ist, wie ich ihn annehme. Er ist kein Mensch nach Art der Menschen, er ist der Mensch der Natur.**) Allerdings muß er in ihren Augen höchst seltsam erscheinen.

156. Im Beginn dieses Werkes setzte ich nichts voraus, was nicht jedermann so gut wie ich bemerken konnte, weil es einen Punkt gibt, nämlich die Geburt, von dem wir alle gleichermaßen ausgehen: je mehr wir aber vorschreiten, ich um die Natur zu pflegen, ihr um sie zu verderben, um so mehr entfernen wir uns von einander. Im sechsten Jahre unterschied sich mein Zögling wenig von den eurigen, die ihr zu entstellen noch keine Zeit gehabt hattet; jetzt haben sie gar keine Aehnlichkeit mehr mit einander; das Mannesalter aber, dem er sich nähert, muß ihn in einer durchaus verschiedenen Erscheinung zeigen, wenn ich nicht alle meine Mühe verloren habe. Was sie sich erworben haben, ist der Menge nach vielleicht auf beiden Seiten gleich; aber die Gegenstände gleichen sich durchaus nicht. Du wunderst dich, bei dem einen erhabene Gefühle zu finden, von denen die andern nicht die geringste Spur haben; erwäge aber auch, daß diese schon alle Philosophen und Theologen sind, bevor Emil nur weiß, was Philosophie ist, und bevor er nur von Gott hat reden hören.

---

*) Vgl. dagegen § 159 und Anm. 1 zu II § 132.

**) Raumer (II S. 258): „Mehr und mehr tritt das Pädagogische zurück. Der Naturmensch Emil verwandelt sich in einen revolutionären Misanthropen, es ist R. selbst unterm Namen Emil."

157. Wenn man mir nun sagte: Nichts von dem, was du da annimmst, findet sich in der Wirklichkeit; so sind die jungen Leute nicht beschaffen, sie haben diese oder jene Leidenschaft, sie thun dieses oder jenes: so ist das gerade, wie wenn jemand leugnete, daß je ein Birnbaum ein großer Baum gewesen, weil man in unseren Gärten nur Zwerge sieht.

158. Ich bitte diese schnellfertigen Richter zu bedenken, daß, was sie sagen, ich so gut weiß wie sie, daß ich vermuthlich länger darüber nachgedacht habe und daß ich, da ich ja kein Interesse daran habe sie zu hintergehen, auch berechtigt bin zu fordern, sie mögen sich mindestens die Zeit nehmen nachzusuchen, worin ich mich täusche. Mögen sie die menschliche Natur sorgsam prüfen, mögen sie die erste Entwicklung des Herzens in diesen oder jenen Verhältnissen verfolgen um zu sehen, wie sehr durch den Einfluß der Erziehung*) ein Mensch vom anderen sich unterscheiden kann; dann mögen sie meine Erziehungsart mit den Wirkungen vergleichen, die ich ihr beimesse, und sagen, wo ich unrichtig geschlossen habe: dann werde ich nichts zu erwidern haben.

159. Was mich bestimmter macht in meinen Aufstellungen und was mich dabei, wie ich annehme, rechtfertigt, ist der Umstand, daß ich mich keiner Systemmacherei hingebe, sondern mich möglichst wenig auf logische Construction**) verlasse und nur der Beobachtung folge. Ich baue nicht auf das, was ich mir eingebildet, sondern auf das, was ich gesehen habe. Freilich habe ich meine Erfahrungen nicht innerhalb der Stadtmauern oder nur auf eine einzige Klasse von Menschen eingeschränkt; sondern nachdem ich so viele Stände und Völker verglichen, als mir in einem in der Beobachtung derselben hingebrachten Leben zur Wahrnehmung gekommen sind, habe ich, was einem Volke und einem Stande eigenthümlich war und nicht dem andern, als künstlich entstanden***) ausgeschieden und als unbestreitbar menschlich nur das angesehen, was allen gemeinsam war, in welchem Alter, in welchem Stande, und bei welcher Nation es sich auch vorfand.

160. Wenn du nun, dieser Methode entsprechend, von der Kindheit an einen jungen Menschen begleitest, der in keiner Beziehung absonderlich gebildet und möglichst wenig von dem Ansehen und der Meinung der Leute abhängig ist, wird er wohl meinem Zögling mehr gleichen oder dem eurigen? Diese Frage, meine ich, muß gelöst werden um zu wissen, ob ich auf dem Irrwege bin.

161. Der Mensch kommt nicht leicht zum Denken; sobald er aber

*) „Durch den Einfluß der Erziehung allein" ist die erste Lesart.
**) Vgl. § 155. Das französische Wort ist beide Male raisonnement.
***) artificiel d. i. nicht natürlich, von Natur aus gegeben.

zu denken beginnt, hört er nie mehr auf. Wer einmal gedacht hat, denkt immer, und wenn der Verstand einmal im Nachdenken geübt ist, kann er nicht mehr in Ruhe bleiben. Man könnte also glauben, ich mache mit ihm zu wenig oder zu viel, der menschliche Geist sei von Natur nicht so bereit sich zu erschließen und, nachdem ich ihm Fähigkeiten beigemessen, die er nicht besitze, halte ich ihn zu lange in einem Kreise von Vorstellungen befangen, den er müsse überschritten haben.

162. Man erwäge aber erstlich, daß, wenn man den Menschen der Natur bilden will, es sich nicht darum handelt, ihn deshalb zu einem Wilden zu machen und ihn in den Urwald zu verbannen; sondern daß es im Strudel der Gesellschaft, der ihn umgibt, genügt, daß er sich nicht in denselben hineinreißen lasse weder durch Leidenschaften noch durch die Meinung der Menschen; daß er mit eigenen Augen sehe und mit eigenem Herzen fühle; daß keine Auctorität ihn leite außer der seiner eigenen Vernunft. In dieser Lage ist es einleuchtend, daß die Menge von Gegenständen, die an ihn herantreten, die verschiedensten Gefühle, die ihn beleben, und die mancherlei Mittel, die er zur Befriedigung seiner wirklichen Bedürfnisse anwendet, ihm viele Anschauungen geben müssen, die er nie gehabt oder viel langsamer sich erworben hätte. Der natürliche Fortschritt des Geistes ist beschleunigt, nicht umgestürzt. Der nämliche Mensch, der in den Wäldern stumpfsinnig bleiben muß, muß verständig und einsichtig werden in den Städten, wenn er hier nur einfacher Zuschauer ist. Nichts ist geeigneter weise zu machen als die Thorheiten, die man sieht, ohne sie zu theilen; ja, selbst wer sie theilt, schöpft noch Belehrung aus ihnen, wenn er sich nur nicht überthören läßt, und nicht den Irrthum derjenigen, die sie begehen, dazunimmt.

163. Man bedenke ferner, daß wir, durch unsere Fähigkeiten auf das Sinnliche beschränkt, für die abstracten Begriffe der Philosophie und rein geistige Vorstellungen schwer zugänglich sind. Um zu ihnen zu gelangen, müssen wir uns entweder von unserem Leib, mit welchem wir so fest verknüpft sind, losmachen oder von Gegenstand zu Gegenstand allmählich und langsam fortschreiten oder endlich rasch und fast mit einem Satz die Kluft überspringen mit einem Riesenschritt, dem die Kindheit nicht gewachsen ist, und für den auch die Erwachsenen viele eigens für sie bestimmte Stufen brauchen. Die erste abstracte Vorstellung ist die erste dieser Stufen; aber es wird mir schwer, die Art zu finden, wie sie aufzubauen ist.

164. Das unbegreifliche, allumfassende Wesen, welches die Welt in Bewegung setzt und das ganze System der Wesen bildet, können wir weder mit Augen sehen noch mit Händen greifen; es entzieht sich allen unseren Sinnen: das Werk ist offenbar, aber der Werkmeister verbirgt sich. Der Gedanke seiner Existenz ist nichts Geringes, und wenn wir endlich dazu gelangt sind und uns fragen: Was für ein Wesen und wo

ist er? so verwirrt und verirrt sich unser Geist und wir wissen nicht mehr, was wir denken sollen.*)

165. Locke will, man solle mit der Erforschung der Geister beginnen und dann zu dem der Körper übergehen.**) Das ist die Methode des Aberglaubens, der Vorurtheile und des Irrthums; das ist nicht der Weg der Vernunft, auch nicht der ordnungsmäßige Weg der Natur; das heißt vielmehr sich die Augen zustopfen um sehen zu lernen. Man muß lange Zeit die Körper studirt haben um sich einen wirklichen Begriff von den Geistern zu machen und auf den Gedanken zu kommen, daß sie existiren. Der entgegengesetzte Weg führt nur zum Materialismus.

166. Da unsere Sinne die ersten Werkzeuge unserer Erkenntniß sind, so haben wir nur von den körperlichen und sinnlichen Wesen eine unmittelbare Vorstellung. Das Wort „Geist" hat für einen Menschen, der nicht philosophirt hat, durchaus keinen Sinn. Für das Volk und die Kinder ist ein Geist nur eben auch ein Körper: stellen sie sich ja doch Geister vor, welche schreien, sprechen, schlagen und Lärm machen. Man wird nun wohl zugeben, daß Geister, welche Arme und Zungen haben, Körpern sehr ähnlich sind. Deshalb haben auch alle Völker der Welt, auch die Juden nicht ausgenommen, sich leibliche Götter erfunden. Wir selbst, mit unseren Lehrbegriffen von Geist, Dreieinigkeit, Personen, sind größtentheils richtige Anthropomorphisten. Ich gebe zu, daß man uns lehrt, Gott sei überall: aber wir glauben auch, daß die Luft überall ist, wenigstens in unserer Atmosphäre, und das Wort „Geist" bedeutet ursprünglich nichts anderes als „Athem" und „Wind".***) Wenn man einmal die Leute daran gewöhnt Worte verständnißlos zu gebrauchen, dann ist es leicht sie alles sagen zu lassen, was man will.

167. Das Bewußtsein unserer Einwirkung auf die anderen Körper mußte uns anfänglich zu dem Glauben verleiten, daß ihre Einwirkung auf uns auf eine ähnliche Weise sich vollzöge. So hat der Mensch anfänglich alle Dinge, deren Einwirkung auf ihn er wahrnahm, belebt. Da er nun in der Unkenntniß über die Schranken ihrer Macht sich selbst

*) Die ganze Stelle klingt vielfach an § 252 an (im Glaubensbekenntniß des sav. Landpfarres).

**) § 169 (Coste), wo er von der Physik spricht, die er als die Kenntniß „von den Ursachen, den Eigenthümlichkeiten und der Wirksamkeit der Dinge" auffaßt. In der Physik nun soll mit der Betrachtung der Geister begonnen werden, zu der die biblische Geschichte den Leitfaden bilden müsse. „Ohne die Annahme von Geistern wird unsere Philosophie unvollkommen und mangelhaft sein in einem ihrer wichtigsten Theile, da wir so der Betrachtung der vorzüglichsten und mächtigsten Wesen, die Gott geschaffen, beraubt sein werden."

***) Das lat. spiritus, franz. esprit, heißt „Hauch", „Athem"; aber auch das deutsche „Geist" wird auf entsprechende Weise erklärt durch Zusammenstellung mit „Gischt", „Gas" u. dgl.

weniger stark fühlte als die meisten dieser Wesen, so hat er die Macht jener für unbeschränkt gehalten und Götter aus ihnen gemacht, sobald er ihnen materielles Wesen zuschrieb. In den ersten Zeitaltern, wo alles sie in Schrecken setzte, haben die Menschen noch nichts Todtes in der Natur gesehen. Die Vorstellung von der Materie hat sich ebenso langsam in ihnen ausgebildet wie die des Geistes, weil diese erste Vorstellung selbst eine Abstraction ist. So haben sie die Welt mit sinnlichen Göttern erfüllt. Sterne, Winde, Berge, Flüsse, Bäume, Städte, ja selbst Häuser, alles hatte seine Seele, seinen Gott, sein Leben. Die Götzen Laban's,*) die Manitu's der Wilden, die Fetische der Neger, alle Erzeugnisse der Natur und der Menschen sind die ersten Gottheiten der Sterblichen gewesen; der Polytheismus ist ihre erste Religion, der Götzendienst ihr erster Cultus gewesen. Einen einzigen Gott konnten sie erst dann anerkennen, als sie mit der fortschreitenden Verallgemeinerung ihrer Vorstellungen dazu gelangten, auf eine erste Ursache zurückzugehen, das ganze System der Wesen unter einer einzigen Vorstellung zusammenzufassen und dem Worte „Substanz", **) das im Grunde die größte Abstraction ist, einen Sinn zu geben. Jedes Kind, das an Gott glaubt, ist daher nothwendig götzendienerisch oder wenigstens anthropomorphistisch***) und wenn die Einbildung Gott einmal gesehen hat, so ist es selten, daß der Verstand ihn begreift. Zu dieser Verirrung führt nun gerade die Anordnung Locke's.

168. Ist man auf diese oder andere Art zum abstracten Begriff der Substanz gelangt, so müßte man offenbar, um eine einzige Substanz zuzulassen, unvereinbare, sich gegenseitig ausschließende Eigenschaften annehmen, wie das Denken und die Ausdehnung, wovon die eine ihrem Wesen nach theilbar ist, die andere jede Theilung ausschließt.†) Man

*) 1. Mos. 31, 19. — Die Manitu's sind Götzenbilder der Ureinwohner von Nordamerika.

**) „Substanz" ist das einfach Seiende, dem kein anderes vorausgeht (unum sine ope alterius nach Spinoza). Nach den verschiedenen Systemen wandelt sich der Begriff. Der von R. besprochene Irrthum, der den ersten religiösen Vorstellungen anhafte, beruht darauf, daß die Substanz überhaupt nicht anders gedacht werden kann als nach Art der ersten sinnlichen Vorstellungen (Herbart, allgem. Metaphysik II. § 201).

***) Der Anthropomorphismus faßt göttliche (übersinnliche) Wesen unter menschlicher Gestalt auf mit Steigerung der Attribute.

†) Nach Cartesius, der auf dem Wege der zweifelnden Leugnung auf die Thatsache des Selbstbewußtseins kommt und daraus die Substanz des Denkens gewinnt, der alles andere als Substanz der Ausdehnung gegenübersteht. Wenn R. Denken und Ausdehnung als Eigenschaften auffaßt, so widerspricht dieß dem Begriffe des Cartesius nicht, die beide auch bei ihm von der obersten Substanz, nämlich von Gott, abhängen. Die Scheidung zwischen Substanz und Attributen führt Leibnitz ein.

begreift übrigens, daß das Denken oder, wenn man will, das Gefühl eine uranfängliche, von der Substanz, der es angehört, untrennbare Eigenschaft ist, und daß es sich ebenso mit der Ausdehnung verhält in Bezug auf ihre Substanz. Daraus schließt man, daß die Wesen, welche eine dieser Eigenschaften verlieren, die Substanz verlieren, der sie angehört, daß folglich der Tod nur eine Trennung von Substanzen ist, und daß die Wesen, in welchen diese beiden Eigenschaften vereinigt sind, aus den beiden Substanzen, denen jene beiden Eigenschaften angehören, zusammengesetzt sind.

169. Nun erwäge man, welcher Abstand noch übrig bleibt zwischen dem Begriffe der beiden Substanzen und dem der göttlichen Natur, zwischen der unbegreiflichen Vorstellung von der Einwirkung unserer Seele auf unseren Leib und der Vorstellung von der Einwirkung Gottes auf alle Wesen. Die Begriffe Schöpfung, Vernichtung, Allgegenwart, Ewigkeit, Allmacht, die Begriffe der göttlichen Attribute, all diese Vorstellungen, deren Unklarheit und Dunkelheit nur wenigen Menschen so recht einzusehen gelingt, die aber nichts Dunkles für das Volk haben, weil es davon überhaupt gar nichts begreift, wie sollen sie in all ihrer Gewalt, d. h. in all ihrer Dunkelheit jugendlichen Geistern entgegentreten, die noch mit den ersten Verrichtungen der Sinne beschäftigt sind und nur begreifen, was sie mit Händen fassen können? Mögen auch die Abgründe des Unendlichen noch so weit um uns her geöffnet sein, ein Kind läßt sich dadurch nicht in Schrecken setzen; seine schwachen Augen können seine Tiefe nicht ergründen. Für die Kinder ist alles unendlich, keinem Dinge wissen sie Schranken zu setzen; nicht etwa, weil sie das Maß zu groß nehmen, sondern weil ihr Verständniß zu beschränkt ist. Ich habe sogar bemerkt, daß sie das Unendliche mehr diesseits der ihnen bekannten Ausdehnungen ansetzen als jenseits. Sie schätzen einen unendlichen Raum vielmehr mit ihren Füßen als mit ihren Augen; für sie erstreckt er sich nicht weiter, als sie sehen können, aber weiter als sie gehen können. Wenn man mit ihnen von der Macht Gottes redet, so werden sie ihn für fast ebenso stark halten wie ihren Vater. In allem ist ihre Kenntniß für sie der Maßstab der Möglichkeit, und so nehmen sie alles, was man ihnen sagt, als geringer an als das, was sie schon wissen. Ein derartiges Urtheil ist der Unwissenheit und Schwäche des Geistes natürlich. Ajax fürchtete sich, sich mit Achilles zu messen und fordert Jupiter zum Kampfe heraus, weil er den Achilles kennt, Jupiter aber nicht. Ein schweizerischer Bauer, der sich für den reichsten Menschen hielt und dem man sich bemühte begreiflich zu machen, was ein König sei, fragte mit stolzer Miene, ob der König wohl hundert Kühe auf den Bergen halten könnte.

170. Ich weiß zum voraus, wie viele meiner Leser sich daran stoßen werden, daß ich dieses ganze erste Alter mit meinem Zögling durchlebe ohne ihm etwas von Religion zu sagen. In seinem fünfzehnten

Jahre wußte er noch nicht, daß er eine Seele habe, vielleicht ist es auch in seinem achtzehnten noch nicht Zeit dazu; denn, wenn er es früher lernt als nothwendig, so läuft er Gefahr es nie zu wissen.

171. Wenn ich das Bild betrübter Bornirtheit malen sollte, ich würde einen Schulfuchs malen, der Kindern den Katechismus lehrt; wollte ich ein Kind verrückt machen, so würde ich es zwingen mir zu erklären, was es denn eigentlich meint, wenn es seinen Katechismus hersagt. Man wird mir entgegenhalten, da doch der größte Theil der Glaubenssätze des Christenthums Geheimnisse seien, so müßte man, wenn man warten wollte, bis der menschliche Verstand fähig wäre sie zu begreifen, nicht etwa warten, bis das Kind erwachsen, sondern bis der Mensch nicht mehr am Leben wäre. Darauf erwiedere ich erstlich, daß es Geheimnisse gibt, die nicht bloß zu begreifen, sondern sogar zu glauben dem Menschen unmöglich ist, und daß ich keinen Gewinn dabei sehe, sie den Kindern zu lehren, außer daß man sie auf diese Weise frühzeitig lügen lehrt. Ich behaupte ferner: um die Mysterien zuzulassen, muß man wenigstens begreifen, daß sie unbegreiflich sind, und auch dazu sind die Kinder noch nicht fähig. Für das Alter, wo alles noch Geheimniß ist, gibt es keine eigentlichen Geheimnisse.

172. Man muß an Gott glauben um selig zu werden. Die falsche Auffassung dieses Satzes ist der Grund der rachedürstenden Unduldsamkeit und die Ursache aller jener eitlen Lehren, welche der menschlichen Vernunft den Todesstoß geben, indem sie daran gewöhnen sich mit Worten abzuspeisen. Ohne Zweifel darf man keinen Augenblick verlieren um die ewige Seligkeit zu verdienen: aber wenn es, um ihrer theilhaftig zu werden, genügt gewisse Worte zu wiederholen, so sehe ich nicht ein, warum wir nicht den Himmel mit Staaren und Elstern bevölkern so gut als mit Kindern.

173. Die Verpflichtung zum Glauben setzt die Möglichkeit des Glaubens voraus. Der Philosoph, welcher nicht glaubt, ist im Unrecht, weil er die Vernunft, die er ausgebildet hat, schlecht anwendet und weil er im Stande ist, die Wahrheiten einzusehen, welche er verwirft. Aber was glaubt denn ein Kind, welches die christliche Religion bekennt? — es glaubt, was es begreift; und es begreift so wenig, was man ihm in den Mund legt, daß es auch das Gegentheil, wenn man es ihm sagt, gerade ebenso gerne annimmt. Der Glaube der Kinder und vieler Erwachsenen läuft auf eine geographische Frage hinaus. Sollen sie dafür belohnt werden, daß sie in Rom geboren sind und nicht in Mekka? Dem einen sagt man, Mahomet sei Gottes Prophet, und er sagt: Mahomet ist der Prophet Gottes; dem andern sagt man, Mahomet sei ein Betrüger, und er sagt: Mahomet ist ein Betrüger. Jeder von beiden würde behauptet haben, was der andere sagt, wenn sie vertauscht worden

wären. Kann man nun, wo beide in so ganz ähnlicher Lage sind,*) den einen in's Paradies, den andern in die Hölle schicken? Wenn ein Kind sagt, es glaube an Gott, so glaubt es nicht an Gott, sondern an Peter oder Jacob, die ihm sagen, es gebe etwas, was man Gott nenne; es glaubt nach Art des Euripides:

Zeus, wer du bist — denn nur dieß Wort, sonst weiß ich nichts.**)

174. Wir halten dafür, daß kein Kind, das vor dem Alter der Vernunft gestorben ist, der ewigen Glückseligkeit beraubt sei: die Katholiken sind des selben Glaubens in Bezug auf alle Kinder, welche die Taufe erhalten haben, wenn sie auch nie von Gott haben reden hören. Es gibt also Fälle, wo man selig werden kann ohne an Gott zu glauben, und diese Fälle treten ein in der Kindheit und bei Geistesschwäche, wenn der menschliche Verstand unfähig ist, die zur Erkenntniß der Gottheit nothwendigen Geistesverrichtungen vorzunehmen. Die ganze Verschiedenheit zwischen euch und mir besteht also darin, daß ihr behauptet, Kinder von sieben Jahren hätten diese Fähigkeit, während ich sie selbst im fünfzehnten Jahre ihnen noch nicht zugestehe. Ob ich nun Recht oder Unrecht habe, es handelt sich hier nicht um einen Glaubensartikel, sondern um eine einfache naturgeschichtliche Beobachtung.

175. Aus dem nämlichen Grunde ist es einleuchtend, daß mancher

---

*) Dieser und der vorige Satz hießen in der ersten Ausgabe so: „dem einen sagt man, er soll Mahomet verehren, und er sagt: ich verehre Mahomet; dem anderen sagt man, er soll die Mutter Gottes verehren, und er sagt: ich verehre die Mutter Gottes. Jeder von beiden hätte gethan, was der andere gethan hat, wenn sie vertauscht worden wären. Kann man nun, wo beide sich in einer so ähnlichen Stimmung befinden . . . . ." — Des geschichtlichen Zusammenhangs wegen mag es gestattet sein, aus dem dritten Wolfenbüttler Fragment (1777 herausgegeben von Lessing, geschrieben aber viel früher) die folgenden Stellen anzuführen: „Erstlich haben die Kinder bis zehn Jahre schlechterdings keine Fähigkeit, eine Offenbarung entweder zu verstehen oder mit Grund davon zu urtheilen" . . . . „Wenn die Kinder erwachsen, so wird ein jedes nach dem Willen seiner Eltern von Lehrmeistern oder auch von den Eltern selbst in den Anfangsgründen der Religion unterrichtet . . . daher denn auch die Erfahrung bestätigt, daß ein jedes Kind meinet, die rechte Offenbarung und den rechten Verstand derselben erlernet zu haben; sie folgen den Eltern so getrost auf dem unbekannten Wege zur Seligkeit als auf einem unbetretenen Wege zu einem Luftschlosse." Man vergl. ferner Lessing's Nathan III. 7. — Die Revisoren meinen, R. habe durch seine Erörterungen in diesem Buche „den Namen eines Freidenkers, wodurch man sonst mit Wüstlingen und Ruchlosen in eine Klasse gesetzt ward, zu einem Ehrennamen umgeschaffen". Auch diese Stelle wie die oben bezeichnete (§ 265.) nimmt einen Gedanken aus dem „Glaubensbekenntniß d. s. L." voraus.

**) Bei R.:

O Jupiter! car de toi rien sinon
Je ne connais seulement que le nom.

Der Vers ist aus dem verloren gegangenen Stücke „Melanippe, die Weise" und heißt (Nauck frag. trag. graec. 483) Ζεὺς ὅστις ὁ Ζεύς, οὐ γὰρ οἶδα πλὴν λογῳ, wonach wir übersetzt haben.

Mensch, der ohne den Glauben an Gott alt geworden ist, darum seiner Gegenwart im anderen Leben nicht beraubt sein wird, wenn seine Verblendung keine freiwillige gewesen ist; ich behaupte aber, daß dies nicht immer der Fall ist. Ihr gebt es zu für die Geistesgestörten, welche eine Krankheit der geistigen Kräfte beraubt, nicht aber ihrer Eigenschaft als Menschen, demgemäß auch nicht ihres Anrechts auf die Wohlthaten ihres Schöpfers. Warum sollte man es nun nicht für diejenigen zugeben, welche, von der Gesellschaft seit ihrer Kindheit abgeschieden, ein ganz und gar wildes Leben geführt und der Einsicht beraubt wären, die man nur im Umgang mit Menschen erwirbt? [1]) Denn es ist erwiesener Maßen unmöglich, daß ein derartiger Wilder in seinen Gedanken je zur Erkenntniß des wahren Gottes sollte gelangen können. Die Vernunft sagt uns, daß ein Mensch nur strafbar ist für die Fehler seines Willens und daß eine nicht zu beseitigende Unwissenheit ihm nicht zum Verbrechen angerechnet werden könnte. Daraus folgt, daß jeder Mensch, der, wenn er die nothwendige Einsicht hätte, glauben würde, vor der ewigen Gerechtigkeit angesehen wird, als glaube er in der That, und daß nur diejenigen Ungläubigen werden gestraft werden, deren Herz sich der Wahrheit verschließt.

176. Man hüte sich denen die Wahrheit zu verkünden, die nicht im Stande sind sie zu verstehen, denn damit kann man nur den Irrthum an ihre Stelle setzen. Besser wäre es, gar keine Vorstellung von der Gottheit zu haben als niedrige, phantastische, die sie entwürdigen und herabziehen: sie nicht zu erkennen ist ein geringeres Uebel als sie beleidigen. Lieber möchte ich, sagt der gute Plutarch, die Leute glaubten, es gebe gar keinen Plutarch in der Welt, als daß sie behaupteten, Plutarch sei ungerecht, neidisch, eifersüchtig und so tyrannisch, daß er mehr verlange, als er zu erfüllen uns die Möglichkeit lasse.*)

177. Der große Nachtheil der verzerrten Bilder der Gottheit, die man dem Geiste der Kinder einprägt, ist, daß sie ihr ganzes Leben darin haften bleiben und daß sie als Erwachsene keinen anderen Gott begreifen als den Gott der Kinder. In der Schweiz habe ich eine gute und fromme Hausmutter von diesem Grundsatz so durchdrungen gesehen, daß sie ihren Sohn im ersten Lebensalter nicht in der Religion unterrichten wollte, damit er nicht in dieser rohen Unterweisung sich begnügen und eine bessere im Alter der Vernunft vernachlässigen möchte. Dieses Kind

---

[1]) Ueber den Naturzustand des menschlichen Geistes und die Langsamkeit seiner Fortschritte s. den ersten Theil des „Aufsatzes über die Ungleichheit". R. — Vgl. auch Emil II. § 51.

*) Plutarch, in der Abhandlung über den Aberglauben (περὶ δεισιδαιμονίας) Cap. 10 (p. 169 F. R.). Die voraufgehenden Worte lauten: „Man sagt: wer keine Götter annimmt, ist unheilig (ἀνόσιος). Hängt der nicht viel unheiligeren Ansichten an, der solche Gottheiten annimmt, wie sie die Abergläubischen annehmen?"

hörte immer nur mit Andacht und Ehrfurcht von Gott reden, und, sobald es selbst davon reden wollte, hieß man es schweigen als über einen für es zu erhabenen und zu großartigen Gegenstand. Diese Zurückhaltung erregte seine Neugierde, und sein Selbstgefühl sehnte den Augenblick herbei, wo es dieses mit so vieler Beflissenheit vor ihm verborgene Geheimniß kennen lernen könnte. Je weniger man mit ihm von Gott sprach, je weniger man duldete, daß es selbst davon sprach, um so mehr beschäftigte es sich selbst damit: dieses Kind sah Gott überall. Ich würde von dieser unbedachter Weise angenommenen geheimnißvollen Art aber auch noch befürchten, man möchte dadurch die Einbildungskraft eines jungen Menschen zu sehr entzünden und seinen Kopf verwirren und am Ende einen Schwärmer aus ihm machen anstatt eines Gläubigen.

178. Für meinen Emil jedoch, der allem, was über seiner Fassungskraft liegt, seine Aufmerksamkeit beharrlich versagt und die Dinge, die er nicht versteht, mit der ausgesprochensten Gleichgiltigkeit anhört, wollen wir derartige Befürchtungen nicht hegen. Es gibt so viele Sachen, über die er gewöhnt ist zu sagen: das schlägt nicht in mein Fach ein —, daß eine mehr ihn nicht in Verlegenheit bringt, und wenn er sich einmal über diese bedeutenden Fragen den Kopf zerbricht, so geschieht es nicht darum, weil man sie vor ihm aufgeworfen hat, sondern wenn der natürliche Fortschritt seiner Erkenntniß seine Gedanken nach dieser Seite hinwendet.

179. Wir haben gesehen, auf welchem Wege der gebildete menschliche Verstand diesen Geheimnissen nahe kommt, und ich will gerne zugeben, daß er selbst in der Gesellschaft*) natürlicher Weise erst in einem vorgerückteren Alter dazu gelangt. Da es indessen gerade in der Gesellschaft Gründe gibt, welche die Entwickelung der Leidenschaften begünstigen, so würde man, wenn man dem entsprechend auch die Entwickelung der Erkenntniß, die zur Zügelung jener Leidenschaften dienen soll, beschleunigen wollte, aus der Ordnung der Natur in der That heraustreten, und das Gleichgewicht wäre aufgehoben. Wenn man es nicht in der Hand hat, eine zu rasche Entwicklung zu mäßigen, so muß man diejenigen, welche ihr folgen sollen, mit der nämlichen Schnelligkeit vorwärts bringen, damit die Ordnung nicht verkehrt, damit, was mit einander voranschreiten muß, nicht getrennt werde und damit der Mensch, der in allen Augenblicken seines Lebens eine ungetrennte Einheit ist, nicht mit einer seiner Fähigkeiten auf *diesem*, mit den andern auf *jenem* Punkte stehe.**)

180. Doch erhebt sich hier eine große Schwierigkeit, die um so bedeutender ist, da sie weniger in den Sachen als in der Kleinmüthigkeit derjenigen beruht, die es nicht wagen sie zu beseitigen. Stellen wir sie

*) Vergl. § 175.
**) Die moderne Pädagogik verlangt, daß der Unterricht *vielseitiges gleichschwebendes Interesse* im Schüler erzeuge.

uns wenigstens einmal recht vor Augen. Ein Kind soll in der Religion seines Vaters aufgezogen werden: man beweist ihm fortwährend auf's beste,*) daß diese Religion, wie sie auch sei, die einzig richtige ist, daß alle anderen nur Tollheit und Unvernunft sind. Die Kraft der Beweisgründe hängt hier lediglich von dem Lande ab, wo man sie vorträgt Ein Türke, der das Christenthum in Constantinopel so lächerlich findet, möge nur nach Paris gehen um zu sehen, wie man dort vom Mahomedanismus denkt!**) In Sachen der Religion triumphirt ganz besonders die allgemeine Meinung. Wir aber, die wir in allen Dingen ihr Joch abzuschütteln entschlossen sind, wir, die wir der Auctorität nichts einräumen und unserem Emil nur das lehren wollen, was er auch aus sich selbst in jedem Lande lernen könnte, — in welcher Religion werden wir ihn erziehen? Welcher Secte werden wir den Menschen der Natur übergeben? Die Antwort ist meines Erachtens sehr einfach; weder dieser noch jener, wir werden ihn aber in Stand setzen diejenige zu wählen, zu welcher der beste Gebrauch seiner Vernunft ihn hinführen muß.

181. Incedo per ignes
Suppositos cineri doloso.***)

Doch, was kümmert mich das! Eifer und gute Absicht haben bis jetzt die Stelle der Klugheit bei mir eingenommen. Ich hoffe, sie werden mir ihre Unterstützung in der Noth nicht versagen. Leser, fürchte von mir keine Bedenklichkeiten, die eines Freundes der Wahrheit unwürdig sind: ich werde meiner Farbe nie untreu werden; aber es ist mir doch gewiß erlaubt, gegen mein eigenes Urtheil mißtrauisch zu sein. Anstatt dir nun meine eigene Ansicht vorzutragen, will ich dir mittheilen, was ein Mann dachte, der mehr werth war als ich. Für die Wahrheit der Thatsachen, die ich erzähle, stehe ich ein; sie sind dem Verfasser der Schrift, die ich hier mittheile, wirklich begegnet; an dir ist es nun zu sehen, ob man daraus für unsere gegenwärtige Untersuchung nützliche Beobachtungen schöpfen kann. Ich trage dir nicht etwa meine oder eines anderen Ansicht als maßgebend vor; ich gebe sie dir, daß du sie prüfen mögest.

182. „Es sind dreißig Jahre her, daß in einer Stadt Italiens ein junger heimatloser Mensch†) sich in's äußerste Elend versunken sah.

---

*) „und leichteste" stand hier in der ersten Ausgabe zugefügt.

**) Vgl. die erste Anmerkung zu § 173.

***) Horat. carm. II, 1, 9: „über Flammen wandelst Du (incedis), die nur Asche Dir trügerisch decket."

†) Es ist kaum nothwendig zu bemerken, daß R. von sich spricht. Auf geschickte Weise weiß er später in der Erzählung auf die erste Person überzugehen (vergl. Anm. zu § 193). Das Urbild für den Geistlichen, der den verirrten jungen Menschen aufnimmt, ist Gâtier, der einstige Lehrer R.'s im Seminar. S. Vogt's Biographie im 1. Band d. A. S. 24 fg., besonders Anm. 1. auf S. 25. Auch der abbé de Gouron hatte ihm vorgeschwebt. S. ebendas. S. 22. R.'s Be-

Er war als Calvinist geboren; aber die Folgen eines unüberlegten Streiches trieben ihn in die Flucht, und so wechselte er in der Fremde, entblößt von Mitteln, seine Religion des Brodes wegen. Es gab in jener Stadt ein Hospitium für die Proselyten, in welches er aufgenommen wurde. Beim Unterricht über die confessionellen Streitpunkte erweckte man Zweifel in ihm, die er zuvor nicht hatte, und man machte ihn mit dem Uebel bekannt, das er vorher nicht kannte: er hörte von neuen Glaubenssätzen und sah noch befremdlichere Sitten; und wie er sie sah, wäre er ihnen beinahe zum Opfer gefallen. Er wollte entfliehen, da schloß man ihn ein; er beklagte sich, da strafte man ihn für seine Beschwerden: so sah er denn, seinen Peinigern wehrlos preisgegeben, sich als Verbrecher behandelt, weil er dem Verbrechen nicht nachgeben wollte. Wer es weiß, wie sehr die erste Erfahrung von Gewaltthätigkeit und Ungerechtigkeit ein junges, unerfahrenes Herz empört, mag sich den Zustand des seinigen vorstellen. Thränen der Wuth flossen von seinen Augen, die Entrüstung übermannte ihn: den Himmel rief er an und die Menschen, jedermann vertraute er sich an, und niemand hörte auf ihn. Er sah nur feile Diener, die seinem ehrlosen Peiniger unterworfen waren, oder Menschen, die des gleichen Verbrechens schuldig waren, sich über seinen Widerstand lustig machten und ihn antrieben, ihr Beispiel nachzuahmen. Er war verloren, wäre nicht ein ehrbarer Geistlicher gewesen, der irgend ein Geschäft im Hospitium zu besorgen hatte und den er insgeheim zu berathen die Mittel fand. Der Geistliche war arm und auf jedermann angewiesen; aber jener Unterdrückte war noch viel mehr auf ihn angewiesen; er trug kein Bedenken, seine Entweichung zu begünstigen, auf die Gefahr, sich einen gefährlichen Feind zu verschaffen.

183. „So war der junge Mensch denn dem Laster entronnen, um wieder in die Noth zu versinken, und er kämpfte erfolglos gegen sein Schicksal: da glaubte er einen Augenblick, es überwunden zu haben. Beim ersten Schein des Glückes waren seine Leiden und sein Beschützer vergessen. Bald mußte er für diese Undankbarkeit büßen; alle seine Hoffnungen wurden vereitelt: mochte auch seine Jugend ihn begünstigen, seine abenteuerlichen Ideen verdarben alles. Ohne hinreichende Befähigung und Geschicklichkeit sich den Weg leicht zu machen, ohne die Gabe sich zu mäßigen oder ein Bösewicht zu sein, trachtete er nach so vielen Dingen, daß er zu nichts gelangen konnte. So versank er denn in das frühere

---

kenntnisse geben zu dieser ganzen Einleitung in das „Glaubensbekenntniß“ einen unentbehrlichen Commentar. Eine schwierigere Frage ist es, ob und in wie weit diese Einleitung (besonders § 188) als Commentar zu den „Bekenntnissen“ dienen könne. Immerhin gibt sie einen werthvollen Beitrag zu der Schilderung, die R. in den nie vollständig zuverlässigen „Bekenntnissen“ von seiner Person und geistigen Anlage entwirft.

Elend: ohne Brod, ohne Zuflucht, dem Hungertode nah, erinnerte er sich wieder seines Wohlthäters.

184. „Er wendet sich zurück zu ihm, findet ihn auf und wird wieder gut aufgenommen: sein Anblick erinnert den Geistlichen an eine gute That, die er verrichtet; eine solche Erinnerung erfreut die Seele jederzeit. Der Mann war von Natur menschenfreundlich und mitleidig; er fühlte die Schmerzen anderer durch seine eigenen, und das Wohlleben hatte sein Herz nicht verhärtet; endlich hatten die Lehren der Weisheit und eine aufgeklärte Tugend seine gute Natur noch befestigt. Er nimmt den jungen Mann auf, sucht ihm eine Unterkunft und empfiehlt ihn daselbst; er theilt seinen Lebensbedarf mit ihm, obwohl er kaum hinreicht für zwei. Noch mehr, er unterrichtet und tröstet ihn und lehrt ihm die schwierige Kunst, das Unglück geduldig zu ertragen. O ihr Menschen des Vorurtheils, hättet ihr alles das erwartet von einem Priester und in Italien?

185. „Dieser ehrbare Geistliche war ein armer savoyischer Landpfarrer, den ein Jugendabenteuer bei seinem Bischof in Ungnade gestürzt hatte und der nun über die Berge gegangen war, um eine Versorgung zu suchen, die ihm in seiner Heimat unmöglich war. Er war weder ohne Geist noch ohne Bildung, und sein interessantes Aeußere hatte ihm Gönner gefunden, die ihn bei einem Minister unterbrachten, dessen Sohn er erziehen sollte. Er zog die Armuth der Abhängigkeit vor und wußte nicht, wie man sich bei hohen Personen benehmen muß. So blieb er nicht lange: als er aber weggieng, verlor er die Achtung des Mannes nicht, und da er vernünftig lebte und sich bei jedermann beliebt machte, schmeichelte er sich, die Gnade seines Bischofs wiedererlangen zu können und irgend eine kleine Pfründe im Gebirge zu bekommen, wo er den Rest seiner Tage zubringen könnte. Das war das letzte Ziel seines Strebens.

186. „Eine natürliche Neigung flößte ihm Theilnahme für den jungen Flüchtling ein, den er deshalb angelegentlich prüfte. Er sah, daß sein schlimmes Schicksal bereits sein Herz gedrückt, daß Schande und Verachtung seinen Muth niedergeschlagen hatten und daß sein Stolz, der sich in vorwurfsvolle Bitterkeit verwandelt hatte, in der Ungerechtigkeit und Härte der Menschen ihm nur die Verderbniß ihrer Natur und das Wahngebilde der Tugend zeigte. Er hatte gesehen, daß die Religion nur dem Interesse zur Maske diente, heilige Gebräuche nur als Schutzbrief der Heuchelei: er hatte gesehen, wie man in eitlen, spitzfindigen Streitereien Himmel und Hölle auf ein bloßes Spiel mit Worten setzte; er hatte die erhabene und reine Vorstellung Gottes entstellt gesehen durch Hirngespinste menschlicher Phantasie; und da er zu dem Schlusse gelangte, daß man, um an Gott zu glauben, auf die von ihm empfangene Urtheilskraft verzichten müsse, so faßte er einen gleichen Widerwillen gegen

unsere lächerlichen Träumereien und gegen den Gegenstand, mit dem sie sich beschäftigen. Ohne irgend eine Kenntniß vom Bestehenden und ohne sich eine Vorstellung zu machen über die Herkunft der Dinge, versenkte er sich in seine dumpfe Unwissenheit mit einer tiefen Verachtung gegen alle diejenigen, die mehr zu wissen glaubten als er.

187. „Der Verzicht auf alle Religion führt zum Verzicht auf die Menschenpflichten. In dem Herzen jenes Freigeistes war dieser Fortschritt schon mehr als zur Hälfte vollzogen. Dennoch war er kein übel geartetes Kind; aber die Ungläubigkeit und das Elend erstickten nach und nach seine Natur und brachten ihn rasch der Verkommenheit nahe, sie ließen ihm nichts mehr übrig als das Leben eines Bettlers und die Moral eines Gottesleugners.

188. „Indessen war das fast unvermeidliche Unglück noch nicht ganz geschehen. Der junge Mensch hatte Kenntnisse, und seine Erziehung war nicht vernachlässigt worden. Er befand sich in dem glücklichen Alter, wo das wallende Blut die Seele zu durchwärmen beginnt ohne sie unter das blinde Joch der Sinne zu beugen. Seine Seele hatte noch ihre ganze Spannkraft. Eine natürliche Scheu, ein furchtsamer Charakter hatten bei ihm die Wirkung der Blödigkeit und verlängerten für ihn jene Zeit, in welcher man den Zögling mit so vieler Aengstlichkeit zurückhält. Das empörende Beispiel der gemeinen Schlechtigkeit und des reizlosen Lasters regte seine Einbildungskraft nicht auf, sondern schlug sie vielmehr nieder. Lange erhielt der Ekel seine Unschuld anstatt der Tugend; sie sollte erst süßeren Verlockungen zum Opfer fallen.

189. „Der Geistliche sah die Gefahr und die Mittel der Rettung. Die Schwierigkeiten schreckten ihn nicht ab: er fand Gefallen an seinem Werke und beschloß es zu Ende zu führen und der Tugend das Opfer zurückzugeben, welches er der Schande entrissen hatte. Er holte weit aus zu seinem Plane: die Reinheit des Beweggrundes belebte seinen Muth und gab ihm Mittel ein, die seines Eifers würdig waren. Welches auch sein Erfolg sein mochte, er war sicher, seine Zeit nicht verloren zu haben. Wenn man nur Gutes thun will, wird man immer vom Glücke begünstigt.

190. „Er suchte zuerst das Vertrauen des Proselyten zu gewinnen, indem er ihm seine Wohlthaten nicht verkaufte, nicht aufdringlich war, ihm keine Predigten hielt, sich immer auf seinen Standpunkt stellte und sich klein machte, um ihm gleich zu sein.*) Es mußte, meine ich, ein recht rührendes Schauspiel sein, ein würdiger Mann, der sich zum Gespielen eines Straßenjungen macht, die Tugend, die den Ton der Aus=

*) Lauter Grundsätze, die R. selbst im „Emil" entwickelt, „eine Wiederholung der Erziehung Emils," wie Formey bemerkt. Zu beherzigen ist dabei noch Locke's schönes Wort, daß man „auf ein zitterndes Blatt keine leserlichen Züge schreiben könne."

gelassenheit annimmt, um desto sicherer über sie zu triumphiren. Wenn der wilde Mensch ihm seine tollen Geständnisse machte und sein Herz vor ihm öffnete, hörte der Priester ihm zu und ließ es ihm wohl werden; ohne das Schlechte zu billigen, nahm er doch an allem Antheil: nie sollte eine schlecht angebrachte Zurechtweisung sein Geplauder unterbrechen und sein Herz einengen; das Vergnügen, mit dem man ihm zuhörte, vermehrte seine Lust alles zu sagen. So kam eine allgemeine Beichte zu Stande, ohne daß er nur daran dachte, überhaupt etwas zu beichten.

191. „Nachdem der Priester seine Denkart und seinen Charakter sorgfältig studirt hatte, sah er deutlich, daß er, ohne gerade unwissend zu sein für sein Alter, doch alles vergessen hatte, was zu wissen ihm von Werth gewesen wäre, und daß die Schande, in die sein Unglück ihn gestürzt, jede richtige Anschauung von Gut und Bös in ihm ausgetilgt hatte. Es gibt einen Grad von Rohheit, der jedes Leben der Seele erstickt; die innere Stimme ist dem nicht mehr vernehmbar, der nur an seine eigene Erhaltung denkt. Um den jungen Unglücklichen von diesem moralischen Tode, dem er so nahe war, zu erretten, begann er das Selbstbewußtsein und die Achtung vor sich selbst in ihm zu wecken: er zeigte ihm in der guten Anwendung seiner Fähigkeiten eine glücklichere Zukunft; er entzündete in seinem Herzen eine edle Begeisterung durch die Erzählung von schönen Thaten anderer; die Bewunderung derer, die sie gethan hatten, erregte in ihm das Verlangen ähnliche zu begehen. Um ihn unvermerkt von seinem unthätigen und unstäten Leben los zu bringen, ließ er ihn Auszüge aus auserlesenen Büchern machen; er that dergleichen, als brauche er diese Auszüge und nährte so in ihm das edle Gefühl der Dankbarkeit.*) Durch diese Bücher unterrichtete er ihn auf mittelbare Weise; er brachte ihm wieder eine hinreichend gute Meinung von sich selbst bei, um sich nicht für alles Gute als unbrauchbar anzusehen und in den eigenen Augen fortwährend sich verächtlich zu machen.

192. „Eine unbedeutende Veranlassung wird einen Begriff geben von der Kunst, welche der wohlthätige Mensch anwandte um das Herz seines Zöglings unvermerkt über die Gemeinheit emporzuheben ohne ihn gerade belehren zu wollen. Der Geistliche hatte eine so anerkannte Rechtlichkeit und eine so sichere Beurtheilung, daß mehrere Personen ihr Almosen lieber durch seine Hände wollten gehen lassen als durch die der reichen Pfarrherren in den Städten. Eines Tages nun hatte man ihm Geld zur Vertheilung unter die Armen gegeben, und der junge Mensch hatte die Charakterlosigkeit davon für sich zu verlangen. „Nein", sagte er, „wir sind Brüder, du gehörst mir, und ich darf dieses mir anvertraute Geld nicht für meinen Gebrauch nehmen". Darauf gab er ihm von seinem eigenen Geld, soviel er verlangt hatte. Lehren dieser Art

*) indem er ihm in sich das angenehme Bild eines Dankbaren vorstellte.

sind selten verloren in dem Herzen junger Leute, welche nicht ganz und gar verdorben sind.

193. „Doch, ich werde überdrüssig in der dritten Person zu reden, es ist auch eine sehr überflüssige Mühe; denn du merkst wohl, geschätzter Landsmann, daß ich selbst dieser unglückliche Flüchtling bin:*) die Verirrungen meiner Jugend liegen mir ferne genug um sie offen einzugestehen; und die Hand, die mich aus ihnen herauszog, verdient es wohl, daß ich auf Kosten einer vorübergehenden Scham ihren Wohlthaten einige Ehre erweise.

194. „Am meisten Eindruck machte es auf mich, im Privatleben meines würdigen Lehrers die Tugend ohne Heuchelei, die Menschenliebe ohne Schwäche, all seine Reden grad und einfach und ein mit seinen Worten immer übereinstimmendes Betragen zu finden. Ich sah, wie es ihm gar keine Sorge machte, ob diejenigen, welche er unterstützte, in die Vesper kamen, ob sie oft beichteten, ob sie an den gebotenen Tagen fasteten und Abstinenz hielten; auch legte er ihnen keine anderen derartigen Bedingungen auf, ohne die man bei den Frommen keinen Beistand hoffen darf, müßte man auch Hungers sterben.

195. „Ermuthigt durch diese Beobachtungen hütete ich mich wohl, den erheuchelten Eifer der Neubekehrten vor ihm zur Schau zu stellen; ich verbarg ihm meine Art zu denken durchaus nicht, und ich konnte auch nicht wahrnehmen, daß er daran Anstoß nahm. Manchmal hätte ich mir sagen können: Er läßt mir meine Gleichgiltigkeit für das angenommene Bekenntniß hingehen mit Rücksicht auf die Gleichgiltigkeit für meine angeborene Religion, die er an mir wahrnimmt; er weiß, daß meine Abneigung nichts mit dem Parteigeist zu thun hat. Aber was sollte ich denken, wenn ich ihn manchmal Glaubenssätze, die denen der römischen Kirche entgegengesetzt sind, billigen hörte, für alle ihre Gebräuche aber nur eine mäßige Achtung bei ihm wahrnehmen konnte? Ich hätte ihn für einen verkleideten Protestanten gehalten, wenn ich ihn diesen Gebräuchen, aus denen er ziemlich wenig Wesens zu machen schien, weniger treu hätte anhängen sehen; da ich aber wußte, daß er sich seiner priesterlichen Obliegenheiten ohne Zeugen ebenso pünktlich entledigte wie vor den Augen der Welt, so wußte ich nicht mehr, was ich über diese Widersprüche denken sollte. Abgesehen von dem Fehler, der ihn einst in's Unglück gebracht und von dem er nicht ganz gebessert war, war sein Leben musterhaft, seine Sitten waren untadelig, seine Reden ehrbar und verständig.

---

*) Durch diese geschickte Einleitung wird es R. möglich von sich in der ersten Person zu reden, ohne daß die Fernstehenden und Uebelwollenden seine Person als Gegenstand der Erzählung anzunehmen brauchen. Nur Formey macht hier die unzarte Bemerkung (p. 150): „Herr R. konnte nicht im Unklaren darüber sein, daß man alles, was sich in seinem Buche findet, auf seine Rechnung schreiben würde. Er mußte es also ohne Umschweife gestehen.“

Da ich mit ihm in größter Vertrautheit lebte, lernte ich ihn jeden Tag höher achten, und da so viele Güte mein Herz gewonnen hatte, erwartete ich mit neugieriger Unruhe den Augenblick, der mir lehren sollte, auf welchem Grunde er die Einheit eines so eigenthümlichen Lebens aufgebaut hatte.

196. „Dieser Augenblick kam nicht so bald. Bevor er sich seinem Schüler offenbarte, bemühte er sich, die Saat der Vernunft und Güte, die er ausgestreut, in seiner Seele zum Keimen zu bringen. Am schwierigsten war in mir ein hochmüthiger Menschenhaß auszurotten, eine gewisse Erbitterung gegen die Reichen und Glücklichen in der Welt, als wären sie es auf meine Kosten gewesen und ihr Glück ein Raub an dem meinigen. Die thörichte Eitelkeit der Jugend, welche gegen die Erniedrigung sich sträubt, gab mir nur allzuviel Neigung zu dieser reizbaren Laune, und das Selbstbewußtsein, welches mein Mentor in mir zu wecken bestrebt war und das mich zum Stolze führte, machte die Menschen noch geringer in meinen Augen und fügte in mir zum Hasse gegen sie noch die Verachtung hinzu.

197. „Ohne diesen Hochmuth geradezu zu bekämpfen, sorgte er doch dafür, daß er nicht in Herzenshärte umschlug, und ohne mir die Achtung vor mir selbst zu nehmen, machte er sie doch weniger wegwerfend gegen meinen Nebenmenschen. Immer suchte er den eitlen Schein fern zu halten und zeigte mir die wirklichen Uebel, die er verdeckt, und so lehrte er mir die Verirrungen der Mitmenschen zu beklagen, ihre Noth mitzufühlen und sie mehr zu bedauern als zu beneiden. Voll tiefen Mitleids für die menschlichen Schwächen, weil er seine eigenen tief fühlte, sah er in den Menschen überall die Opfer ihrer eigenen Laster und der der anderen; er sah die Armen seufzen unter dem Druck der Reichen und die Reichen unter dem Druck der Vorurtheile. Glaube mir nur, sagte er, unsere Selbsttäuschung deckt unsere Fehler nicht zu, nein, sie steigert sie, indem sie einer werthlosen Sache einen Werth beimißt und uns tausend vermeintliche Entbehrungen empfinden läßt, von denen wir ohne sie nichts wüßten. Der Friede der Seele besteht in der Verachtung alles dessen, was ihn stören kann: die Menschen, die am meisten auf das Leben halten, wissen es gerade am wenigsten zu genießen, und wer am begierigsten dem Glücke nachjagt, der ist immer der beklagenswertheste.

198. „O welch trauriges Bild, rief ich bitter aus: wenn man sich alles versagen muß, wozu sind wir dann auf die Welt gekommen? und wenn man selbst das Glück verachten soll, wer soll dann noch glücklich sein können? Ich, erwiederte eines Tages der Priester mit einem Ton, der mich überraschte. — Glücklich Sie, den das Glück so wenig begünstigt! Sie glücklich in Armut, Verbannung und Verfolgung! Und wie haben Sie das möglich gemacht? — Mein Kind, antwortete er, ich will es dir gerne sagen.

199. „Nun ließ er mich verstehen, er wolle mir jetzt auch seine Bekenntnisse machen, nachdem er die meinigen gehört hätte. In deinen Busen, sagte er mich umarmend, will ich alle Gefühle meines Herzens ausgießen. Du wirst mich sehen wenigstens, wie ich mir selbst erscheine, wenn auch nicht, wie ich bin. Wenn du mein ganzes Glaubensbekenntniß empfangen hast und den Zustand meiner Seele vollkommen kennst, wirst du einsehen, warum ich mich für glücklich halte und — wenn du denkst wie ich — was du zu thun hast um es auch zu sein. Aber diese Geständnisse sind nicht das Werk eines Augenblicks; ich brauche Zeit um dir meine Ansicht über das Loos des Menschen und den wahren Werth des Lebens vollständig auseinanderzusetzen: suchen wir einen passenden Ort und Augenblick um uns dieser Unterhaltung in aller Ruhe hinzugeben.

200. „Ich zeigte ihm, wie sehr ich gespannt war ihn zu hören. Die Zusammenkunft wurde gleich auf den Morgen des folgenden Tages angesetzt.*) Es war im Sommer; mit Tagesanbruch erhoben wir uns. Er führte mich zur Stadt hinaus auf einen hohen Hügel, unter welchem der Po dahinfloß, dessen Lauf durch die fruchtbaren Ufer, die er bespült, man sehen konnte; in der Ferne wurde die Landschaft bekränzt durch die ungeheure Kette der Alpen; die Strahlen der aufgehenden Sonne bestrichen schon die Ebene, und Bäume, Hügel und Häuser in langen Schatten auf das Gefilde hinmalend, belebten sie mit tausendfältigem Lichtspiel das reizendste Gemälde, das vor ein menschliches Auge treten kann. Man hätte sagen mögen, die Natur habe vor unseren Augen ihre ganze Pracht entfaltet um den Text zu unserer Unterhaltung zu liefern. Nachdem er einige Zeit diesen Anblick schweigend genossen hatte, sprach der Mann des Friedens also zu mir.“

*) R. versäumt nicht, nach seiner Art (s. unsere Einleitung zum Emil S. 137 fg.) durch eine glänzende Schilderung der Lehre mehr Weihe und Nachdruck zu geben.

Glaubensbekenntniß des savoyischen Landpfarrers.*)

201. Liebes Kind, erwarte von mir weder gelehrte Reden noch tiefe Gedanken. Ich bin kein großer Philosoph, es liegt mir auch wenig daran einer zu sein. Aber ich sehe manchmal das Rechte und liebe immer die Wahrheit. Ich will dir auch nichts vorbeweisen, ich will

---

*) Glaubensbekenntniß des savoyischen Landpfarrers. § 201 — 305 Kritik des Materialismus. § 306—356 Kritik des Offenbarungsglaubens.

Die Literatur der Bekenntnisse enthält den eigentlichen Ausdruck der geistigen Richtung des vorigen Jahrhunderts. Die Auflehnung gegen die Beschränkungen der individuellen Existenz und Ueberzeugung konnte sich nicht besser bezeugen als durch solche Offenbarungen der unbeschränktesten Subjectivität. Die Kritik der herkömmlichen Meinungen ist aber nur die eine Seite dieser Richtung. Die innere Erfahrung, welche dieser Kritik den Anstoß gegeben hat, macht selbst eine Art von angeborenem Rechte geltend; allen Satzungen gegenüber stützt sie sich auf die für alle Gebiete des Wissens und Wollens allein maßgebende menschliche Begabung. Ihre Kritik ist also nicht voraussetzungslos. Ihre Voraussetzungen sind eine gewisse Reihe angeborener geistiger Gesetze, die für jeden Menschen zwingend sind und selbst da, wo durch die Beschränktheit des menschlichen Geistes die Möglichkeit des Irrthums geboten ist, wenigstens die Schranken angeben, über die hinaus kein Wissen möglich, innerhalb deren aber sie unanfechtbares Recht beanspruchen dürfen. Diese beiden Seiten kommen in R.'s Glaubensbekenntniß des savoyischen Landpfarrers zum Ausdruck, und, wenn sich R. auch damit in Widerspruch zu den größten Männern seiner früheren Umgebung gesetzt hat, so hat er darum nicht weniger getreu in dieser Schrift das Glaubensbekenntniß seines Jahrhunderts ausgesprochen.

Es war aber in erster Linie sein eigenes Bekenntniß. Als er den Emil durch die Umtriebe der Jesuiten vor der Veröffentlichung für sich verloren glaubte, wie er in einem Briefe an Moultou vom 12. December 1761 schreibt, wollte er wenigstens diesen Theil sichern und übergab seinem treuen „Roustan" (Moultou) eine Copie desselben. Er nennt „sein Buch" gegen diesen Freund „die nützlichste, beste und letzte seiner Schriften"; zu dieser Werthschätzung mußte er sich durch das „Glaubensbekenntniß" ganz besonders berechtigt halten: „aus den ersten beiden Bänden", schreibt er am 16. Februar 1762, „will ich wegnehmen lassen, was man nur will; aber ich werde nicht dulden, daß man an das Glaubensbekenntniß rühre: es soll bleiben, wie es ist, oder ganz unterdrückt werden." Durch die Einflechtung seiner eigenen Lebensschicksale ist aber die überzeugende Wärme der Darstellung noch erhöht worden. „Sie begreifen leicht", schrieb R. an den

nicht einmal den Versuch machen dich zu überzeugen; ich will dir blos darlegen, was ich denke in der Einfalt meines Herzens. Berathe das deinige, während ich rede; das ist alles, was ich verlange. Täusche ich mich, so war doch mein Wille gut; das genügt, daß mein Irrthum mir nicht zum Verbrechen angerechnet werde: solltest du dich ebenfalls täuschen, so hätte es nicht viel auf sich. Ist meine Ansicht richtig, so haben wir ja beide die nämliche Vernunft und das gleiche Interesse sie zu hören: warum solltest du denn nicht ebenso denken wie ich?

202. Ich bin als armer Bauernsohn geboren und war durch meinen

---

den nämlichen Moultou am 23. December 1761, „daß das Glaubensbekenntniß des savoyischen Landpfarrers das meinige ist. Ich wünsche zu lebhaft, daß es einen Gott gebe, um es nicht zu glauben; und ist sterbe mit dem festen Vertrauen, daß ich in seinem Schoße das Glück und den Frieden finden werde, dessen ich hier unten nicht genießen konnte." Für die Entwicklungsgeschichte R.'s ist § 257 ein treffendes Motto. —

Wer die Stimmung begreift, in welcher R. das Glaubensbekenntniß geschrieben hat, wird auch die Stellen, in welchen er die Heiligkeit der Evangelien und die Göttlichkeit Christi bespricht (§ 347), weniger befremdlich finden. Beides liegt außerhalb der Schranken, welche um die menschliche Erkenntniß gezogen sind; wohl ist es möglich, daß die göttliche Liebe und Gerechtigkeit über diese Schranken zu uns herübergreife, nur maße kein Mensch sich an, sich selbst außerhalb dieser Schranken stellen und in die Rechte Gottes eingreifen zu wollen. Das aber thut der „Inspirirte" (§ 326). Merkwürdig bleibt nur, daß die beiden directesten Gegner des R.'schen Werkes, der Erzbischof von Paris in seinem mandement und Formey in seinem Anti-Emil, sich R. gegenüber da und dort auf die Seite der Aufklärungsphilosophie stellen.*) Für den ersteren liegen z. Th. die Gründe in seiner Politik den Jesuiten gegenüber. Für beide aber mochte zutreffen, was R. von den letzteren meinte: die reine Gläubigkeit war ihnen werthlos, sie brauchten blinde Unterwerfung. R. hatte sich indessen bei der Abfassung der „Neuen Heloise" mit der Hoffnung geschmeichelt, „beide entgegengesetzte Parteien einander näher zu bringen durch gegenseitige Achtung; den Philosophen zu zeigen, daß man an Gott glauben könne ohne Heuchelei, und den Gläubigen, daß man ungläubig sein könne ohne ein schlechter Mensch zu sein." In dieser Hoffnung, zu der ihn der Emil noch mehr berechtigen konnte, hat ihn das Schicksal dieses Buches für seine eigene Lebenszeit freilich bitter getäuscht — und dießmal fast ganz ohne seine Schuld.**)

R. äußert sich einmal über den „Emil" so, als wäre er nur die flüchtige Arbeit einiger Monate: „ich habe einige Gedanken über die Erziehung zu Papier gebracht" (Brief vom 12. December 1761). Die Flüchtigkeit, mit der gewisse Partien ausgearbeitet sind, ist selbst im Stil manchmal fühlbar; nur das Glaubensbekenntniß würde mit der Annahme einer so raschen Arbeit nicht vereinbar sein. In einem Briefe an die Frau maréchale de Luxembourg vom 12. Juni 1761 gesteht er, daß die Vorwürfe, die er sich wegen Aussetzung seiner Kinder gemacht, ihn zuerst auf den Gedanken gebracht, über die Erziehungsaufgabe nach-

---

*) Wir haben unter dem Texte manchmal darauf hingewiesen.

**) Wenn sogar Duclos, dessen Anhänglichkeit bewährt war, es vermied sich schriftlich über den Emil gegen R. auszusprechen, so ist zu schließen, daß es nach der Veröffentlichung des handschriftlich schon bekannten Buches bedenklich war sich öffentlich zu den in ihm ausgesprochenen Ansichten zu bekennen.

Stand für den Landbau bestimmt; aber man hielt es für schöner, wenn ich mein Brod als Priester verdiente und fand endlich Mittel mich studiren zu lassen. Natürlich dachten dabei weder meine Eltern noch ich daran, daß ich mir erwürbe was gut, wahrhaft und nützlich wäre, sondern nur, was man wissen müßte um geweiht zu werden. Ich lernte und sagte was man wollte, ich machte mich verbindlich, wozu man wollte, und wurde Priester. Ich merkte aber nur zu frühe, daß ich mehr versprochen, als ich halten konnte, da ich mich verpflichtete nicht Mann zu sein.

---

zudenken. Das Kind, von dem dort die Rede ist, war im Winter 1746 auf 1747 geboren. Der Emil ist zum größten Theil Ausgangs der fünfziger Jahre geschrieben (das fünfte Buch 1759). R. gibt aber selbst a. a. St. an, er habe seinem Emil zwanzig Jahre des Nachdenkens gewidmet. Dieser Zeitraum erstreckt sich bis auf die erste Berührung R.'s mit den Pariser Philosophen. Wenn wir demnach Recht haben sollten, wenn wir im „Emil" den ganzen Rousseau gesehen (vgl. Einleitung im 1. Band unserer Ausgabe S. 137), und der „Emil" nach R.'s oben citirten Worten sein „letztes Buch" sein sollte, so müßten wir in der That im „Glaubensbekenntniß des savoyischen Landpfarrers" das Vermächtniß R.'s und seines Jahrhunderts erblicken. Wir zweifeln auch nicht, daß es der älteste Theil des Buches ist.

Man hat das Glaubensbekenntniß oft eine „Episode" des Emil genannt. Wenn man damit sagen will, daß es den Gang der erzieherischen Gedanken unterbreche, so mag der Ausdruck berechtigt sein, obwohl es in der betreffenden Stelle R.'s Absicht ist zu zeigen, wann und wie der junge Mensch in's Gebiet der abstracten Speculation hinübergeleitet werden könne. Soll aber damit gesagt sein, daß das Glaubensbekenntniß mit dem Emil überhaupt keinen inneren Zusammenhang habe, so verkennt man, daß der Emil viel weniger eine Anweisung zu vernünftiger Erziehung ist als ein Versuch die Menschheit in ihre natürlichen Rechte wieder einzusetzen, und zwar in alle natürlichen Rechte, auch in die des Geistes. Diese aber bestehen zuerst in dem Rechte der freien eigenen Prüfung der Dinge, soweit sie irgend in den Gesichtskreis des Menschen fallen, und dann in der vollen Befriedigung der angeborenen Gefühlsbedürfnisse. R. glaubt an Gott, weil es ihm ein inneres Bedürfniß ist: das sagt er klar in der oben angezogenen Stelle eines Briefes vom 23. December 1761, und danach formulirt er auch die Grundsätze seiner Erkenntniß in § 218. So würde in der That, wenn die Bekenntnisse des savoyischen Landpfarrers aus dem Emil entfernt würden, eine große Lücke in dem Gedankengange R.'s fühlbar werden.

Trapp spricht sich im Revisionswerk folgendermaßen über das Glaubensbekenntniß aus: „Er ist einer der wichtigsten [Abschnitte] im ganzen Werke; er enthält Wahrheiten, die für manche Leute noch tief im Brunnen vergraben liegen; wer aber mit R. hinabzusteigen versteht, wird sie finden. Nie wurden sie reiner an's Licht gezogen; nirgends strahlen sie dem Auge des verständigen und aufrichtigen Forschers heller und siegender entgegen als hier. Wer sie noch verkennt, der hat kein Auge für sie; wer sie hier nicht lieb gewinnt, dessen Herz ist nicht mehr frei für sie und wird es auch wohl schwerlich werden."

Rousseau hat die Gedanken des savoyischen Landpfarrers nachher noch vielfältig weitergesponnen, am umfänglichsten in einem an einen Ungenannten gerichteten Briefe vom 19. Januar 1769. Die ferneren Anklänge und Wiederklänge zu verfolgen ist hier nicht unsere Aufgabe.

203. Man sagt heutzutage, das Gewissen sei eine Schöpfung der Vorurtheile; indessen weiß ich aus eigener Erfahrung, daß es allen menschlichen Gesetzen zum Trotz sich von der Ordnung der Natur nicht abbringen läßt. Mag man uns auch dieß oder jenes verbieten, die Stimme des Gewissens macht uns immer nur schwache Vorwürfe über das, was die geordnete Natur uns erlaubt, und um so schwächere, wo sie etwas vorschreibt. Guter Jüngling, sie hat deinen Sinnen noch nichts gesagt; lebe lange in dem glücklichem Zustand, in welchem seine Stimme die Stimme der Unschuld ist. Bedenke, daß man noch mehr gegen sie verstößt, wenn man ihr vorauseilt, als wenn man sie bekämpft; zuerst muß man lernen zu widerstehen um zu wissen, wo man ohne Verbrechen nachgeben kann.

204. Von Jugend auf habe ich die Ehe als die erste und heiligste Einrichtung der Natur geachtet. Da ich mir das Recht benommen, mich ihr zu entziehen, faßte ich den Entschluß sie nicht zu entweihen; denn da ich troß Schule und Studien immer ein ungestörtes, einfaches Leben geführt hatte, hatte ich meinem Geiste alle Frische der ersten Erkenntniß erhalten: das Leben der Welt hatte sie nicht verdunkelt, und meine Armut hielt mich ferne von den Versuchungen, welche zu den Sophismen des Lasters führen.

205. Aber gerade dieser Entschluß stürzte mich in's Unglück; meine Achtung vor den ehelichen Rechten anderer machte meine Fehltritte zu offenkundig. Ich mußte das Aergerniß sühnen: man ergriff, verurtheilte, verbannte mich, und ich wurde vielmehr das Opfer meiner Gewissenhaftigkeit als meiner Unenthaltsamkeit; die Vorwürfe, mit denen man meinen Fall begleitete, ließen mich bald durchschauen, daß man oft nur den Fehler voll zu machen braucht, um der Strafe zu entgehen.

206. Wenige Erfahrungen dieser Art führen einen denkenden Geist weit. Traurige Beobachtungen untergruben die Vorstellungen, die ich mir von Gerechtigkeit und Ehrbarkeit und allen menschlichen Pflichten gebildet hatte, und so verlor ich jeden Tag irgend eine meiner ehemaligen Anschauungen: diejenigen, welche mir noch blieben, reichten nicht aus um ein selbständiges Ganzes zu bilden, und so fühlte ich, wie die Deutlichkeit der moralischen Grundsätze in meinem Geiste nach und nach verwischt wurde; endlich wußte ich für mein Denken gar keinen Halt mehr und gelangte auf den nämlichen Punkt, wo du dich befindest, mit dem Unterschied, daß meine Ungläubigkeit als das späte Ergebniß eines viel reiferen Alters sich unter größeren Schwierigkeiten gebildet und daher schwerer zu besiegen war.

207. Ich war in jener Stimmung der Ungewißheit und des Zweifels, welche Descartes für die Erforschung der Wahrheit verlangt.*)

*) In seinem Discours de la Méthode (Abhandlung über die Erkenntniß), wo er verlangt, daß zuerst an allem gezweifelt werde um an Stelle der ohne

Dieser Zustand ist nicht geeignet anzudauern, er ist beunruhigend und quälend; nur das Interesse des Lasters oder die Trägheit der Seele läßt uns darin. Mein Herz war nicht verdorben genug um sich darin zu gefallen; nichts aber erhält die Gewohnheit nachzudenken mehr, als wenn man zufriedener mit sich ist als mit seinem Schicksal.

208. So dachte ich denn über das traurige Schicksal der Sterblichen nach, die auf den Wogen der menschlichen Meinungen ohne Steuer und Compaß umhertreiben, ihren stürmischen Leidenschaften preisgegeben, ohne anderen Führer als einen unerfahrenen Piloten, der den Weg verfehlt und nicht weiß, woher er kommt noch wohin er fährt. Ich sagte zu mir: Ich liebe und suche die Wahrheit und kann sie nicht erkennen; man zeige sie mir, und ich bleibe ihr treu: warum muß sie sich einem eifrig suchenden Herzen entziehen, das geschaffen ist sie zu verehren.

209. Obgleich ich größeres Ungemach erfahren, habe ich doch nie ein so beständig unbefriedigtes Leben geführt als in jenen Zeiten der Verwirrung und der Beängstigung, wo ich, unaufhörlich von einem Zweifel in den anderen versinkend, von meinen langen Nachforschungen nur Ungewißheit, Dunkelheit und Widersprüche über den Grund meines Daseins und die Richtschnur meiner Pflichten zurückbrachte.

210. Wie kann man aus System und in redlicher Absicht Skeptiker sein? — mir ist das unbegreiflich. Jene Philosophen existiren entweder nicht, oder sie sind die unglücklichsten Menschen. Der Zweifel über die für unsere Erkenntniß wichtigsten Dinge ist für den menschlichen Geist ein zu gewaltsamer Zustand: er widersteht ihm nicht lange; selbst wider seinen Willen entscheidet er sich nach dieser oder nach jener Seite und will lieber irren als nichts glauben.*)

211. Meine Verlegenheit wurde noch dadurch gesteigert, daß ich in einer Kirche geboren bin, welche alles feststellt und keinen Zweifel zuläßt, so daß die Verwerfung eines einzigen Punktes die Verwerfung alles Uebrigen nach sich zog und die Unmöglichkeit, so viele widersinnige Entscheidungen anzunehmen, mich auch denjenigen entfremdete, die das nicht waren. Mit dem Worte „Glaube alles" machte man es mir unmöglich etwas zu glauben, und ich wußte nicht mehr, woran ich mich halten konnte.

212. Ich befragte die Philosophen, durchblätterte ihre Bücher und prüfte ihre verschiedenen Meinungen; ich fand sie alle hochfahrend, absprechend und dogmatisch, selbst in ihrem vorgeblichen Skepticismus: alles wußten sie, nichts bewiesen sie und machten sich doch alle über

---

Kritik angeeigneten Kenntnisse „später andere bessere zu setzen oder die nämlichen, wenn sie mit der Vernunft ausgeglichen sind (ajustées au niveau de la raison)."

*) Pyrrhon aus Elis im 4. Jhdt. v. Chr. „löste zuerst", wie von ihm sein Schüler Timon sagt, „denn Bann des ganzen Truges der Ueberzeugung." (Diog. Laërt. IX. c. 11 § 65).

einander lustig; das schien mir auch der einzige gemeinsame Punkt zu sein, in welchem sie alle Recht hatten. Bei ihren Angriffen erheben sie ein Siegesgeschrei; in der Vertheidigung sind sie matt. Wägt man ihre Gründe ab, so gelten sie alle nur dem Zerstören; zählt man ihre Stimmen, so ist jeder auf seine eigene beschränkt; sie verständigen sich nur um zu disputiren: ihre Worte waren nicht geeignet mich aus meiner Ungewißheit herauszuführen.

213. Ich begriff, daß die Unzulänglichkeit des menschlichen Verstandes die erste Ursache dieser wunderbaren Verschiedenheit der Meinungen ist, der Eigendünkel aber die zweite. Das Maß dieser ungeheuern Maschine entzieht sich unserer Beurtheilung, wir können ihre Beziehungen nicht berechnen; weder ihre ersten Gesetze kennen wir noch ihre Endursache: wir kennen uns selbst nicht; wir durchschauen weder unsere Natur noch den Grund der Thätigkeit in uns; kaum wissen wir, ob der Mensch ein einfaches oder zusammengesetztes Wesen ist; undurchdringliche Geheimnisse umgeben uns von allen Seiten; sie sind jenseits des Bereichs unserer Sinne; wir glauben Verständniß zu haben sie zu durchdringen, und wir haben nur Einbildung. Jeder bahnt durch diese Welt der Träume sich einen Weg, den er für den rechten hält; keiner aber kann wissen, ob der seine zum Ziel führt. Und dennoch wollen wir alles durchschauen, alles erkennen. Das einzige, was wir nicht verstehen, ist: nicht zu wissen, was unserer Einsicht verschlossen ist. Lieber entscheiden wir uns nach dem Zufall und glauben, was nicht ist, als daß wir gestehen, daß keiner von uns das Seiende erspähen kann. Wir sind ein kleiner Theil eines großen Ganzen, dessen Grenzen wir nicht absehen und das der Urheber desselben unserem thörichten Wortgezänke preisgegeben hat, und doch sind wir eitel genug entscheiden zu wollen, was dieses Ganze an sich ist und was wir in Beziehung zu ihm sind.

214. Wenn die Philosophen im Stande wären die Wahrheit zu entdecken, wer von ihnen würde sich für sie erwärmen? Jeder weiß recht wohl, daß sein System nicht besser begründet ist als die anderen; aber er hält es aufrecht, weil es das seine ist. Es gibt keinen einzigen, welcher, wenn er selbst einmal zur Erkenntniß des Wahren und Falschen käme, nicht die selbstgefundene Lüge der von einem andern entdeckten Wahrheit vorzöge. Wo ist der Philosoph, der nicht um seines Ruhmes willen gerne das menschliche Geschlecht irreführte? Wo ist der, der im Grunde seines Herzens sich ein anderes Ziel vorsetzte als sich auszuzeichnen? Wenn er sich nur über den gemeinen Haufen emporhebt, wenn er nur den Glanz seiner Nebenbuhler verdunkelt, was verlangt er mehr? Die Hauptsache ist es, anders zu denken als die anderen. Bei den Gläubigen ist er ein Gottesleugner, bei den Gottesleugnern wäre er ein Gläubiger.

215. Der erste Nutzen, den ich aus diesen Erwägungen zog, war

der, daß ich meine Nachforschungen auf das beschränkte, was mich unmittelbar berührte, daß ich über alles Uebrige mich in eine gänzliche Unkenntniß versenkte und nur in Dingen, die zu wissen für mich von Werth war, mich bis zum Zweifel beunruhigte.

216. Ich begriff ferner, daß die Philosophen mich von meinen nutzlosen Zweifeln so wenig befreiten, daß sie diejenigen, die mich quälten, sogar noch vermehren und keinen einzigen lösen würden. So nahm ich denn einen anderen Führer, und ich sagte zu mir: Ich will mich zu dem Lichte in meinem Innern kehren, es wird mich weniger irre führen als sie, oder mein Irrthum wird wenigstens von mir selbst ausgehen, und ich werde weniger tief sinken, wenn ich meinem eigenen Wahne folge, als wenn ich mich ihren Lügen hingebe.

217. Als ich hierauf die verschiedenen Anschauungen, von denen ich mich seit meiner Jugend nach und nach hatte leiten lassen, in meinem Geiste durchlief, sah ich, daß zwar keine einleuchtend genug war, um unmittelbar zur Ueberzeugung zu führen, daß sie aber doch verschiedene Grade der Wahrscheinlichkeit hatten und daß die innere Zustimmung sich ihnen in verschiedenem Grade zu- oder abneigte. Als ich nun nach dieser ersten Bemerkung, von keinem Vorurtheil bethört, diese verschiedenen Vorstellungen mit einander verglich, fand ich, daß die erste und gewöhnlichste auch die einfachste und vernünftigste war und daß ihr, um allgemeine Zustimmung zu finden, nur das fehlte, daß sie nicht als letzte aufgestellt worden war. Denke dir, alle diese alten und neuen Philosophen hätten zuerst ihre wunderlichen Systeme von Kräften, Möglichkeiten, Verhängniß, Nothwendigkeit, von Atomen, belebter Welt, lebender Materie und jeder Art von Materialismus erschöpft, und nun hätte nach ihnen allen der herrliche Clarke*) die Welt erleuchtet und endlich das Urwesen und den Ordner der Dinge verkündigt. Mit welcher allgemeinen Bewunderung, mit welch einmüthigem Beifall wäre nicht dieses neue System aufgenommen worden, das so großartig, so tröstlich, so erhaben, so geeignet ist die Seele zu erheben und der Tugend eine Stütze zu geben, und zugleich so überraschend, so lichtvoll, so einfach, und das, wie mir scheint, dem menschlichen Geiste weniger Unbegreiflichkeiten bietet, als er in jedem anderen System Widersinniges findet! Ich sagte zu mir: die unwiderlegbaren Einwürfe sind allen gemeinsam, weil der menschliche Geist zu beschränkt ist sie zu widerlegen: sie zeugen also gegen keines ausschließlich: aber welcher Unterschied zwischen den directen Beweisen! Muß dasjenige, welches alles erklärt, nicht den Vorzug erhalten, wenn es nicht mehr Schwierigkeiten hat als die andern?

218. Da ich nun statt jeder Philosophie die Liebe zur Wahrheit

---

*) Samuel Clarke (1675—1729) Anhänger von Locke, Schüler Newton's, Theolog und Moralschriftsteller.

in mir trage und statt jeder Methode eine leichte und einfache Regel, die mir die eitle Klügelei der Beweise erläßt, so beginne ich nach dieser Regel noch einmal die Prüfung der Kenntnisse, die für mich von Bedeutung sind,*) mit dem Vorsatze, alle diejenigen als einleuchtend anzunehmen, denen ich in der Aufrichtigkeit meines Herzens meine Zustimmung nicht versagen kann, als wahr alle diejenigen, welche mir eine nothwendige Verbindung mit jenen ersten zu haben scheinen, und dann alle anderen in der Ungewißheit zu lassen, sie weder zu verwerfen noch anzunehmen und mich mit ihrer Aufhellung nicht abzuquälen, wenn sie zu keinem practischen Nutzen führen.

219. Doch was bin ich? welches Recht habe ich über die Dinge zu urtheilen? und wer bestimmt meine Urtheile? Wenn sie durch die Eindrücke, die ich empfange, sich leiten und überwältigen lassen, so ermüde ich mich vergebens mit diesen Nachforschungen; sie werden nicht zu Stande kommen, oder sie werden sich von selbst vollziehen, ohne daß ich mich unterfange sie zu leiten. Ich muß also zuerst meine Blicke auf mich selbst richten, um das Werkzeug kennen zu lernen, dessen ich mich bedienen will, und zu wissen, bis zu welchem Punkte ich mich auf den Gebrauch desselben verlassen kann.

220. Ich existire und habe Sinne, durch welche ich Eindrücke empfange. Dieß ist die erste Wahrheit, die mir entgegentritt und die ich annehmen muß. Habe ich ein eigenes Gefühl von meiner Existenz oder fühle ich sie nur durch meine Sinnesempfindungen? Dieß ist mein erstes Bedenken, das ich für jetzt noch nicht zu beseitigen vermag. Denn wie kann ich bei den fortwährend entweder unmittelbar oder durch das Gedächtniß auf mich einwirkenden Sinnesempfindungen wissen, ob das Gefühl des Ich etwas außerhalb dieser nämlichen Sinnesempfindungen ist und von ihnen unabhängig sein kann?

221. Meine Sinnesempfindungen vollziehen sich in mir, da sie mir das Gefühl meiner Existenz geben; aber ihre Ursache ist außer mir, da sie auf mich eindringen, obwohl ich es nicht will, und es nicht in meiner Macht liegt solche hervorzubringen oder zu vernichten. Ich begreife somit vollkommen, daß meine Sinnesempfindung in mir und ihre Ursache oder ihr Gegenstand außer mir nicht die nämliche Sache sind.

222. So existire ich nicht bloß, sondern es existiren noch andere Wesen, nämlich die Gegenstände meiner Sinnesempfindungen; und wenn diese Gegenstände nur Vorstellungen wären, es ist immerhin wahr, daß diese Vorstellungen nicht das Ich sind.

223. Ich nenne nun alles, was ich außer mir wahrnehme und was auf meine Sinne einwirkt, Materie; und alle Theile der Materie,

*) Diese Beschränkung ist von Wichtigkeit für R's Standpunkt. Man vgl. die einleitende Note zum „Glaubensbekenntniß."

die ich zu unterschiedenen (individuellen) Wesen zusammengefaßt erkenne, nenne ich Körper. So bedeuten alle Streitereien der Idealisten und Materialisten für mich nichts: ihre Unterscheidungen in Bezug auf Schein und Wirklichkeit der Körper sind Hirngespinste.

224. So bin ich denn der Existenz des Alls schon ebenso sicher als meiner eigenen. Ich denke hierauf nach über die Gegenstände meiner Sinnesempfindungen; und da ich in mir die Fähigkeit vorfinde sie zu vergleichen, fühle ich mich ausgerüstet mit einer thätigen Kraft, die ich zuvor nicht in mir fühlte.

225. Wahrnehmen heißt fühlen; vergleichen heißt urtheilen; urtheilen und fühlen ist nicht dasselbe.*) Durch die Sinnesempfindung stellen sich mir die Gegenstände getrennt, vereinzelt dar, wie sie in der Natur sind; durch die Vergleichung bewege ich sie, ich versetze sie, so zu sagen, ich lege sie aufeinander um über ihre Verschiedenheit oder Aehnlichkeit und im Allgemeinen über alle ihre Beziehungen zu urtheilen. Nach meiner Meinung ist es das unterscheidende Vermögen des thätigen oder intelligenten Wesens, daß es dem Worte „ist“ einen Sinn zu geben vermag. Vergebens suche ich in dem bloß sinnlichen Wesen dieses Vermögen der Beurtheilung, das die Dinge gegen einander hält und dann entscheidet; ich kann es in seiner Natur nicht finden. Dieses bloß leidende Wesen wird jeden Gegenstand gesondert fühlen, es wird selbst das Ganze als aus zwei Hälften gebildet erkennen; aber da es keinerlei Fähigkeit hat sie aufeinander zu halten, wird es sie nie vergleichen und damit nicht beurtheilen.

226. Zwei Gegenstände zugleich sehen heißt noch nicht ihre Beziehungen erkennen oder über ihre Unterschiede urtheilen; mehrere Gegenstände getrennt von einander wahrnehmen heißt noch nicht sie zählen. Ich kann im nämlichen Augenblick die Vorstellung eines großen und eines kleinen Stockes haben ohne sie zu vergleichen, ohne zu urtheilen, daß der eine kleiner ist als der andere, wie ich zu gleicher Zeit meine ganze Hand sehen kann ohne meine Finger zu zählen.[1]) Die vergleichenden Begriffe „größer“, „kleiner“ wie die Zahlbegriffe „eins“, „zwei“ u. s. w.

---

*) Vgl. III § 166.

[1]) Die Berichte des H. de la Condamine sprechen von einem Volke, das nur auf drei zählen konnte. Doch hatten die Menschen, die dieses Volk ausmachen, Hände und hatten oft ihre Finger wahrgenommen ohne auf fünf zählen zu können R. — Ueber diesen Punkt handelt sehr geistreich an verschiedenen Stellen L. Geiger in seinem Buche „über Ursprung und Entwicklung der menschlichen Sprache und Vernunft.“ In demselben Buche I S. 57 heißt es: „Was das Vermögen zu schließen betrifft, so kann freilich auch das Thier aus dem Empfundenen erwarten, aber aus dem bewußt Empfundenen bewußt erwarten, welches eigentlich schließen heißt, und vollends aus dem blos Vorgestellten erwarten kann nur der Mensch.“

sind sicherlich keine Sinneswahrnehmungen, obwohl mein Geist sie nur bei Gelegenheit meiner Sinneswahrnehmungen erzeugt.

227. Man sagt, das Sinnenwesen unterscheide die Sinnesempfindungen von einander durch den gegenseitigen Unterschied dieser nämlichen Sinneneindrücke: dieß verlangt Erklärung. Wenn die Wahrnehmungen verschieden sind, unterscheidet sie das Sinnenwesen nach ihrer Verschiedenheit; wenn sie ähnlich sind, unterscheidet es sie, weil es die einen außerhalb der andern wahrnimmt. Wie würde es sonst in einer gleichzeitigen Sinnenwahrnehmung zwei gleiche Gegenstände unterscheiden? es müßte nothwendig diese beiden Gegenstände vermengen und für dasselbe ansehen, zumal in einem System, in welchem, wie man behauptet, die Vorstellungen des Raums selbst keine Ausdehnung haben?

228. Wenn die beiden zu vergleichenden Wahrnehmungen bemerkt sind, ist ihr Eindruck geschehen, jeder Gegenstand ist wahrgenommen, beide sind empfunden, aber ihre Beziehung ist darum nicht wahrgenommen. Wäre dieses Urtheil bloß eine Sinnenempfindung und käme sie einzig von dem Gegenstand her, würden mich meine Urtheile nie täuschen, da es nie unrichtig ist, daß ich das Emfundene empfinde.*)

229. Warum täusche ich mich denn nun über das Verhältniß der beiden Stöcke, besonders wenn sie nicht parallel sind? Warum sage ich z. B., der kleine Stock sei ein Drittel so lang als der große, während er nur ein Viertel so lang ist? Warum ist das Bild, das in der Wahrnehmung liegt, dem Muster, welches der Gegenstand ist, nicht entsprechend? Deshalb weil ich thätig bin, wenn ich urtheile, weil die Vergleichung eine unzuverläßige Vornahme ist, und weil mein Verstand, welcher die Verhältnisse beurtheilt, der Wahrheit der Empfindungen, welche nur die Gegenstände selbst zeigen, seine Irrthümer beimischt.

230. Dazu halte noch eine andere Erwägung, die dich gewiß überraschen wird, wenn du darüber nachdenkst: wenn wir nämlich im Gebrauche unserer Sinne lediglich passiv wären, würde unter ihnen keinerlei Verbindung stattfinden; es wäre uns unmöglich zu erkennen, daß der Körper, den wir berühren, und der Gegenstand, welchen wir sehen, das nämliche Ding seien. Entweder würden wir von den Dingen außer uns nie eine Empfindung haben, oder es gäbe für uns fünferlei sinnenfällige Substanzen, deren Identität zu erkennen wir keine Mittel hätten.

231. Man gebe diesem Vermögen meines Geistes, welches meine Wahrnehmungen aneinander hält und vergleicht, diesen oder jenen Namen; man nenne es Aufmerksamkeit, Nachdenken, Ueberlegung oder irgendwie anders; immer bleibt es richtig, daß dasselbe in mir liegt und nicht in den Dingen, daß ich allein es in Wirksamkeit setze, obwohl nur bei

*) Wie III § 170. Vgl. Anm. ** zu III § 168, woran auch im Folgenden mehrfache Anklänge sich finden.

Gelegenheit des Eindrucks, welchen die Gegenstände auf mich machen. Wenn es auch nicht in meiner Macht liegt zu empfinden oder nicht zu empfinden, so steht es doch bei mir, was ich empfinde, mehr oder weniger zu prüfen.

232. Ich bin also kein einfach sinnliches und passives, sondern ein thätiges und denkendes Wesen; und, was auch die Philosophie dazu sage, ich mache Anspruch auf die Ehre zu denken. Ich weiß bloß, daß die Wahrheit in den Dingen liegt und nicht in meinem Geiste, der sie beurtheilt, und daß ich um so sicherer bin der Wahrheit nahe zu kommen, je weniger ich den Urtheilen, die ich darüber fälle, von meinem Eigenen beimische: so wird meine Regel, mich mehr auf die Empfindung zu verlassen als auf die Vernunft, durch die Vernunft selbst bestätigt.

233. Nachdem ich mich, so zu sagen, meiner selbst versichert habe, beginne ich aus mir herauszublicken, und ich betrachte mich mit einer Art von Schauer, hinausgeworfen und verloren in diesem ungeheuern Weltall, gleichsam versinkend in der Unermeßlichkeit der Wesen, ohne etwas davon zu wissen, was sie sind*) unter sich oder im Verhältniß zu mir. Ich erforsche und beobachte sie, und der erste Gegenstand, der sich der Vergleichung darbietet, bin ich selbst.

234. Alles, was ich wahrnehme, ist Materie, und ich leite alle wesentlichen Eigenschaften der Materie ab von den sinnenfälligen Beschaffenheiten, durch welche ich sie wahrnehme und die von ihnen unzertrennlich sind. Ich sehe die Materie bald in Bewegung, bald in Ruhe;[1]) daraus schließe ich, daß weder Ruhe noch Bewegung ihr wesentlich sind;

---

*) Lesar der 1. Ausg.: was sie an sich sind oder unter sich . . .

[1]) Diese Ruhe ist, wenn man so will, nur eine relative; aber da wir in der Bewegung ein Mehr und ein Weniger beobachten, so begreifen wir vollkommen einen der beiden Schlußpunkte, nämlich die Ruhe, und wir begreifen ihn so gut, daß wir geneigt sind, die nur relative Ruhe für eine absolute zu nehmen. Wenn nun aber die Materie als ruhende begriffen werden kann, so ist es unrichtig, daß die Bewegung zur Wesenheit der Materie gehöre. R. — R. wendet sich damit gegen den Materialismus, der die Bewegung als Aeußerung und Eigenschaft des Stoffes auffaßt. Vgl. § 243. Das système de la nature ist zwar erst nach dem Emil erschienen (i. J. 1770); doch spricht es die Anschauungen von R.'s ehemaligen materialistischen Freunden, die er bei Holbach, dem wahrscheinlichen Verfasser jenes Buches, traf, am klarsten aus. Die hierher bezüglichen Stellen führen folgenden Gedankengang aus: das Universum zeigt eine ununterbrochene Reihe von Wirkungen und Ursachen; in ihr bewegen sich alle Wesen nach zwingenden Gesetzen. Bewegung und Thätigkeit sind der Grundsatz der Natur; Ruhe ist unmöglich. Das Werden und Vergehen in der Natur ist Bewegung ihrer kleinsten Theile, sie erhält dadurch ihren Bestand. Dieses Naturgesetz heißt der gemeine Verstand Weltordnung und schreibt sie der Einwirkung eines über der Natur stehenden Wesens zu. Eine derartige Einwirkung ist unmöglich, weil diesem höheren Wesen die zum Eingriff in die sinnliche Natur nöthige sinnliche Organisation fehlt. Der sich anscheinend selbst bewegende Wille des Menschen folgt nur der auch sein Wesen bestimmenden nothwendigen Naturbewegung.

aber die Bewegung als Thätigkeit ist die Wirkung einer Ursache, deren Nichtvorhandensein eben die Ruhe ist. Wenn also nichts auf die Materie einwirkt, bewegt sie sich nicht, und deshalb gerade, weil sie gegen Ruhe und Bewegung sich gleichgiltig verhält, ist die Ruhe ihr natürlicher Zustand.

235. Ich bemerke in den Körpern zweierlei Bewegung, die übertragene und die eigene oder willkürliche. Bei der ersten ist die bewegende Ursache dem bewegten Körper fremd, bei der zweiten ist sie in ihm selbst. Daraus schließe ich übrigens nicht, daß z. B. die Bewegung einer Uhr eine eigene sei; denn wenn nichts außerhalb der Feder auf sie einwirkte, würde sie kein Bestreben zeigen sich auszustrecken und die Kette nicht ziehen. Aus dem nämlichen Grunde gestehe ich auch den Flüssigkeiten die Eigenbewegung nicht zu, auch selbst dem Feuer nicht, welches ihre Flüssigkeit bedingt.[1])

236. Du frägst mich, ob die Bewegungen der Thiere Eigenbewegungen sind; ich antworte, daß ich es nicht weiß, daß aber die Analogie für die Bejahung ist. Du frägst mich ferner, woher ich denn wisse, daß es eigene Bewegungen gebe; ich antworte: das weiß ich, weil ich es fühle. Ich will meinen Arm bewegen und bewege ihn, ohne daß diese Bewegung eine andere unmittelbare Ursache hätte als meinen Willen. Dieses Gefühl würde man mir vergebens wegdisputiren, es ist stärker als jeder Beweis; man könnte mir ebenso gut beweisen, daß ich nicht existire.*)

237. Gäbe es keine Eigenbewegung in den Handlungen der Menschen und in nichts, was auf Erden geschieht, so wäre die Verlegenheit, die erste Ursache jeder Bewegung zu ersinnen, nur um so größer. Ich, meines Theils, fühle mich so sehr überzeugt, daß die Ruhe der natürliche Zustand der Materie ist und daß sie an sich keinerlei Vermögen hat zu handeln, daß ich beim Anblick eines sich bewegenden Körpers augenblicklich urtheile, daß es ein belebter Körper ist oder daß die Bewegung ihm mitgetheilt worden ist. Mein Verstand kann sich durchaus nicht beruhigen bei der Vorstellung einer sich von selbst bewegenden oder irgendwelche Thätigkeit hervorrufenden Materie, welche nicht organisirt wäre.

238. Dieses sichtbare Weltganze indessen ist Stoff, zerstreute und todte Materie,[2]) welche von der den Theilen eines belebten Körpers ge-

---

[1]) Die Chemiker betrachten das phlogistische oder feurige Element als in den zusammengesetzten Dingen, in denen es enthalten, zerstreut, unbeweglich und schlummernd, bis äußere Ursachen es freimachen, vereinigen, in Bewegung setzen und in Feuer verwandeln. R. —

*) Das cogito, ergo sum des Descartes in etwas verwegener Uebertragung.

[2]) Ich habe mir alle Mühe gegeben, eine lebende Molecüle (Urtheilchen) zu begreifen, bin aber zu keinem Ziel gelangt. Die Vorstellung einer empfindenden

meinsamen Einheit und Organisation und dem Gefühle eines solchen nichts in ihrem ganzen Wesen hat, da es gewiß ist, daß wir als Theile uns durchaus nicht fühlen in dem Ganzen. Dieses nämliche Weltall ist in Bewegung, aber in seinen geregelten, gleichförmigen und gleichbleibenden Gesetzen unterworfenen Bewegungen ist nichts von jener Freiheit, welche in den willkürlichen Bewegungen des Menschen und der Thiere erscheint. Die Welt ist demnach nicht ein großes Thier, welches sich von selbst bewegte, es liegt in ihren Bewegungen irgend eine außer ihr stehende Ursache, welche ich nicht wahrnehme; aber die innere Ueberzeugung macht mir diese Ursache so fühlbar, daß ich die Sonne nicht kann dahin ziehen sehen ohne mir eine Kraft zu denken, welche sie treibt, oder daß ich, wenn die Erde sich umdreht, eine Hand zu fühlen glaube, welche sie wendet.

239. Was gewinne ich dabei, wenn ich allgemeine Gesetze annehmen muß, deren wesentliche Beziehungen zur Materie ich nicht einsehe? Da diese Gesetze keine wirklichen Wesen, keine Substanzen sind, so haben sie doch irgend einen anderen, mir unbekannten Grund. Erfahrung und Beobachtung haben uns die Gesetze der Bewegung gelehrt; diese Gesetze bestimmen die Wirkungen ohne die Ursachen zu zeigen; zur Erklärung des Weltsystems und des Ganges des Weltalls genügen sie durchaus nicht. Descartes bildete mit Würfeln Himmel und Erde; aber nur mit Hilfe einer Rotationsbewegung vermochte er es, diesen Würfeln den ersten Stoß zu geben und seine Centrifugalkraft wirken zu lassen. Newton hat das Gesetz der Anziehung gefunden; aber die Anziehung würde bald das Weltall in eine unbewegliche Masse verwandeln: man mußte zu diesem Gesetze eine hinaustreibende Kraft hinzunehmen um die Kreisbahnen der himmlischen Körper zu Stande zu bringen. Descartes möge uns sagen, welches physische Gesetz seine Wirbel in Bewegung gesetzt hat; Newton aber zeige uns die Hand, welche die Planeten auf die Tangente ihrer Umlaufsbahn hinauswarf.

240. Die ersten Ursachen der Bewegung liegen durchaus nicht in der Materie; sie empfängt die Bewegung und pflanzt sie fort, aber sie erzeugt sie nicht. Je mehr ich Wirkung und Gegenwirkung der Naturkräfte beobachte, wie sie einander entgegen arbeiten, desto mehr finde ich, daß man von Wirkung zu Wirkung immer wieder zurückschreiten muß bis zu irgendwelchem Willen als erster Ursache; denn wer eine unendliche Stufenfolge von Ursachen annimmt, nimmt überhaupt gar keine an. In einem Wort, jede Bewegung, die nicht durch eine andere hervorgebracht ist, kann nur von einem selbstbestimmenden, willkürlichen Acte herkommen;

---

und der Empfindungswerkzeuge (Sinne) doch entbehrenden Materie scheint mir unverständlich und widersprechend. Um diese Vorstellung anzunehmen oder zu verwerfen, müßte man sie erst begreifen, ich gestehe aber, daß ich zu diesem Glück nicht gelangt bin. R.

die unbelebten Körper wirken nur durch die Bewegung, eine wirkliche Thätigkeit ohne Willen gibt es nicht. Dieß ist mein erster Grundsatz. Ich glaube also, daß ein Wille das Weltall bewegt und die Natur belebt. Dieß ist mein erstes Dogma oder mein erster Glaubensartikel.

241. Wie erzeugt nun ein Wille eine physische und körperliche Thätigkeit? Ich weiß es nicht, aber ich spüre in mir, daß er eine solche hervorbringt. Ich will handeln, und ich handle; ich will meinen Leib bewegen, und er bewegt sich: daß aber ein unbelebter und ruhender Körper sich von selbst bewege oder die Bewegung hervorbringe, das ist unbegreifbar und ohne Beispiel. Der Wille ist mir bekannt durch seine Aeußerungen, nicht durch sein Wesen. Ich kenne diesen Willen als bewegende Ursache; wer hingegen die hervorbringende Materie der Bewegung begreifen wollte, der müßte offenbar eine Wirkung ohne Ursache begreifen wollen und damit absolut gar nichts begreifen.

242. Ebenso wenig wie ich begreife, wie meine Sinnenwahrnehmungen auf meine Seele einwirken, kann ich begreifen, wie mein Wille meinen Körper bewegt. Ich weiß nicht einmal, warum das eine dieser Geheimnisse erklärlicher erschienen ist als das andere. Mir für meinen Theil, mag ich nun im Zustand der Thätigkeit sein oder nicht, ich finde das Mittel des Zusammenwirkens der beiden Substanzen durchaus unbegreiflich. Es ist wirklich seltsam, daß man gerade von dieser Unbegreiflichkeit ausgeht um die beiden Substanzen zusammenzubringen, wie wenn Verrichtungen von so verschiedener Natur sich in einem einzigen Subject besser erklären ließen als in zweien.

243. Freilich ist der von mir aufgestellte Glaubensſatz dunkel; aber er hat doch einen Sinn und bietet nichts der Vernunft oder Beobachtung Widersprechendes: kann man vom Materialismus dasselbe sagen? Ist es nicht klar, daß, wenn die Bewegung der Materie wesentlich wäre, sie von ihr unzertrennlich und immer im nämlichen Grade in ihr enthalten wäre, immer dieselbe in jedem Theile der Materie, so daß sie nicht mittheilbar wäre, sich weder vermehren noch vermindern könnte und daß selbst die ruhende Materie nicht einmal denkbar wäre? Wenn man mir sagt, die Bewegung sei ihr zwar nicht wesentlich, aber nothwendig, so will man mich hinter's Licht führen mit Worten, welche leichter zu widerlegen wären, wenn sie etwas mehr Sinn hätten. Denn entweder hat die Materie die Bewegung aus sich, und dann ist sie ihr wesentlich; oder wenn sie ihr von einer außerhalb befindlichen Ursache herkommt, ist sie ihr nur nothwendig, sofern die bewegende Ursache auf sie einwirkt: so kommen wir auf die erste Schwierigkeit zurück.

244. Die allgemeinen und abstracten Begriffe sind die Quelle der größten menschlichen Irrthümer; nie hat das Gerede der Metaphysik zur Entdeckung irgend einer Wahrheit geführt, aber es hat die Philosophie

mit Abgeschmacktheiten angefüllt, über die man erröthet, sobald man sie ihrer hochklingenden Worte entkleidet. Sage mir doch, lieber Freund, ob man deinem Geiste irgend eine wirkliche Vorstellung erzeugt, wenn man dir von einer blinden Kraft spricht, die in der ganzen Natur verbreitet ist? Mit den unbestimmten Worten „Universalkraft", „nothwendige Bewegung" glaubt man etwas zu sagen; aber es ist damit gar nichts gesagt.*) Der Begriff der Bewegung ist nichts anderes als der Begriff der Ortsveränderung: ohne irgend eine Richtung gibt es keine Bewegung; denn ein für sich bestehendes Wesen kann sich doch nicht zugleich nach allen Seiten hin bewegen. In welcher Richtung bewegt sich nun die Materie nothwendiger Weise? Hat die ganze Materie als Körper eine gemeinsame Bewegung, oder bewegt sich jedes Atom für sich? Nach der ersten Anschauung muß das ganze Universum eine feste untheilbare Materie bilden; nach der zweiten kann sie nur ein zertheiltes, unzusammenhängendes Fluidum bilden ohne die Möglichkeit, daß je zwei Atome sich vereinigen. In welcher Richtung soll jene gemeinsame Bewegung der ganzen Materie erfolgen? In einer geraden oder kreisförmigen Linie, aufwärts oder abwärts, nach rechts oder nach links? Wenn jedes Urstofftheilchen seine besondere Richtung hat, welches sind dann die Ursachen aller dieser Richtungen und Abweichungen? Wenn jedes Atom oder Urstofftheilchen sich nur um seinen eigenen Mittelpunkt bewegte, so würde nie etwas von der Stelle rücken, und es gäbe alsdann keinerlei mitgetheilte Bewegung; es müßte aber auch diese Kreisbewegung in irgend einer Weise bestimmt sein. Gibt man dagegen der Materie eine abstracte Bewegung, so sagt man Worte, die nichts bedeuten; gibt man ihr eine bestimmte Bewegung, so nimmt man eben eine Ursache an, welche sie bestimmt. Je mehr ich besondere Kräfte annehme, desto mehr neue Ursachen habe ich zu erklären ohne je ein gemeinsames Wirkendes zu finden, wodurch sie geleitet würden. Ich kann mir in dem zufälligen Zusammenstoß der Elemente keine Ordnung denken, aber ich kann mir nicht einmal ihren Kampf denken; eine allgemeine Verwirrung des Weltalls ist mir unbegreiflicher als die Harmonie desselben. Ich begreife, daß der Mechanismus der Welt dem menschlichen Verstande unverständlich sein kann; sobald aber ein Mensch sich unterfängt ihn zu erklären, muß er Dinge sagen, welche die Menschen verstehen.

245. Wenn die bewegte Materie mir einen Willen zeigt, so zeigt die nach bestimmten Gesetzen bewegte Materie eine Intelligenz: dieß ist mein zweiter Glaubensartikel. Handeln, vergleichen, wählen sind Thätigkeiten eines handelnden und denkenden Wesens: dieses Wesen existirt also. Wo siehst du es denn existiren? wirst du sagen. Nicht allein in den wandelnden Himmeln, in dem leuchtenden Gestirn; nicht allein in

*) Vgl. unsere Ausführungen zu Note 1, § 233 d. B.

mir, sondern auch in dem weidenden Lamm, in dem fliegenden Vogel, in dem fallenden Stein, in dem Blatt, das der Wind entführt.

246. Ich urtheile über die Weltordnung, obwohl ihr Endzweck mir unbekannt ist, weil es mir zu diesem Behufe genügt, die Theile unter einander zu vergleichen, ihr Zusammenwirken und ihre Beziehungen zu erforschen und ihren Einklang zu bemerken. Ich weiß nicht, wozu das Weltall da ist, aber ich sehe darum doch, wie es eingerichtet ist, ich bemerke dennoch das innige Verständniß, mit welchem die es zusammensetzenden Wesen sich gegenseitig unterstützen. Ich bin wie ein Mensch, der zum ersten Male eine geöffnete Uhr sähe und das Werk nicht genug bewundern könnte, obgleich er den Gebrauch der Maschine nicht kännte und das Zifferblatt nicht gesehen hätte. Wozu das Ganze gut ist, würde er sagen, weiß ich nicht; aber ich sehe, daß jedes Stück für die andern gemacht ist; ich bewundere den Arbeiter in den einzelnen Theilen seines Werkes, und ich bin fest überzeugt, daß dieses ganze Räderwerk nur zu einem gemeinsamen Zwecke, den ich nicht im Stande bin wahrzunehmen, in seinem Gange so ineinandergreift.

247. Vergleichen wir die besonderen Zwecke, die Mittel und festbestimmten Beziehungen jeder Art und fragen wir dann unsere innere Ueberzeugung: welcher gesunde Verstand kann sich seinem Zeugnisse verschließen? welchem unbefangenen Auge kündigt die sichtbare Ordnung des Weltalls nicht eine oberste Intelligenz an? und wie viele Sophismen muß man nicht auf einander häufen um die Harmonie der Wesen zu verkennen und die wunderbare Mitwirkung jedes Theils für die Erhaltung der anderen! Man rede, was man will, von Zusammentreffen und Zufällen: wozu will man mich zum Stillschweigen verurtheilen, wenn man mich nicht zur Ueberzeugung führen kann? und wie will man mir mein unwillkürliches Gefühl nehmen, das euch auch ohne mein Zuthun Lügen straft? Wenn die organisirten Körper sich auf tausenderlei Weise zusammengefunden, bevor sie bleibende Formen angenommen haben, wenn sich zuerst ein Magen gebildet hat ohne einen Mund, Füße ohne Köpfe, Hände ohne Arme, allerlei unvollkommene Organe, welche zu Grund gegangen sind, da sie sich nicht erhalten konnten, warum treffen unsere Augen nie mehr auf einen dieser formlosen Versuche? warum hat sich schließlich die Natur Gesetze vorgeschrieben, denen sie zuerst nicht unterworfen war? Es kann mich nicht überraschen, wenn ein Ding sich ereignet, das möglich ist und wenn die Unwahrscheinlichkeit des Eintreffens ausgeglichen wird durch die Menge der Würfe; das gebe ich gerne zu. Wenn man mir jedoch sagen wollte, daß auf den Zufall hingeworfene Lettern die Aeneide gegeben haben von A bis Z, so möchte ich mich nicht von der Stelle bewegen um der Lüge auf den Grund zu gehen.*)

*) Vgl. den in der einleitenden Note citirten Brief R.'s vom 15. Januar 1769.

Du vergissest, sagt man mir, die Zahl der Würfe. Aber wie viele Würfe muß ich denn annehmen um das Eintreffen wahrscheinlich zu machen? Ich, für den es nur einen einzigen Wurf*) gibt, kann die Unendlichkeit gegen eins setzen, daß sein Ergebniß nicht die Wirkung eines Zufalls ist. Dazu kommt noch, daß Möglichkeiten und Zufälle immer nur Produkte von der Natur der zusammentreffenden Elemente geben, daß Organisation und Leben niemals aus einem Wurf von Atomen hervorgehen werden und daß ein Chemiker seine Mischungen, wenn er sie in seinem Tigel zusammenschmelzt, doch nicht zum Fühlen und Denken bringen wird.[1])

248. Ich habe Nieuwentit**) mit Staunen, ja fast mit Entrüstung gelesen. Wie konnte dieser Mann ein Buch schreiben wollen über die Wunder der Natur, die die Weisheit ihres Urhebers beweisen? Sein Buch könnte so umfangreich sein wie die Welt, und er würde seinen Gegenstand nicht erschöpft haben; und sobald man auf die Einzelheiten eingeht, bleibt das größte Wunder, die Harmonie und Uebereinstimmung des Alls, unbeachtet. Schon die Erzeugung der lebenden und organischen Körper ist ein Abgrund für den menschlichen Verstand; die unübersteigliche Schranke, welche die Natur zwischen den verschiedenen Arten aufgerichtet hat, daß sie nicht in einander verfließen sollten, zeigt ihre Absichten mit voller Klarheit. Sie hat sich nicht begnügt die Ordnung aufzustellen, sie hat auch bestimmte Maßregeln ergriffen, daß sie durch nichts gestört werde.

---

*) Natürlich den mit Voraussicht und Berechnung des Erfolgs von einer höchsten Intelligenz ausgehenden.

[1]) Sollte man es, wenn man nicht den Beweis in Händen hätte, für möglich halten, daß der menschliche Unverstand sich so weit versteigen konnte? Amatus Lusitanus [portugiesischer Arzt aus dem 16. Jhdt., dessen wirklicher Name Juan Rodrigo Amato war, Verfasser verschiedener lateinisch geschriebener medicinischer Werke, die mehrere Auflagen erlebt haben. Petitain] versicherte, er habe in einem Glase verschlossen ein zolllanges Männchen gesehen, welches Julius Camillus mittelst alchymistischer Kunst gemacht hätte. Paracelsus [Theophrastus Paracelsus, eigentlich Philipp Aureolus Bombast von Hohenheim geb. 1493, gest. 1541 zu Salzburg, wandernder Arzt von großer Gelehrsamkeit, aber ebenso viel Schwärmerei, z. Th. Begründer der modernen Medicin], de rerum natura, lehrt die Art diese kleinen Menschen hervorzubringen und behauptet, daß die Pygmäen, Faunen, Satyrn und Nymphen auf chemischem Wege erzeugt worden seien. Ich weiß in der That nicht mehr, was man noch thun muß um die Möglichkeit dieser Angaben zu erhärten, als etwa zu behaupten, die organische Materie widerstehe der Feuersglut und ihre Urtheilchen könnten in einem Glühofen am Leben bleiben. R. — Der Homunculus im Goethe'schen Faust soll auf eine Erfindung eines Professors „Wagner" aus Würzburg zurückgehen.

**) Gelehrter holländischer Mathematiker, ebenso berühmt als Philosoph, gestorben 1718. Unter anderem veröffentlichte er eine Abhandlung „über das Dasein Gottes, bewiesen durch die Wunder der Natur", französisch von Noguès 1725 und 1740. Petitain.

249. Es gibt im Weltall kein Wesen, das man nicht in irgend einer Hinsicht als den gemeinsamen Mittelpunkt aller anderen betrachten könnte, um welchen sie alle so geordnet sind, daß alle sich gegenseitig als Zwecke und Mittel dienen. Der Verstand verwirrt und verliert sich in dieser Unendlichkeit von Beziehungen, von denen nicht eine in der großen Zahl sich verwischt oder verliert. Wie viele abgeschmackte Hypothesen bedarf es um diese ganze Harmonie vom blinden Mechanismus der durch Zufall bewegten Materie herzuleiten! Mögen diejenigen, welche die einheitliche Absicht leugnen, die sich in den Beziehungen aller Theile des ganzen All ausspricht, mögen sie ihren Widersinn mit Abstractionen, Coordinationen, allgemeinen Grundsätzen und sinnbildlichen Ausdrücken verdecken: mögen sie es anfangen, wie sie wollen, mir ist es unmöglich, ein System so fest geordneter Wesen zu begreifen ohne eine Intelligenz, die sie ordnet. Es hängt gar nicht von mir ab, ob ich glauben will, die unthätige, todte Materie habe lebende und empfindende Wesen hervorgebracht, ein blindes Geschick habe intelligente Wesen hervorbringen, das nicht Denkende habe denkende Wesen erzeugen können.

250. Ich glaube also, daß die Welt durch einen mächtigen und weisen Willen regiert wird; ich sehe es oder vielmehr — ich fühle es, und diese Erkenntniß ist von Wichtigkeit für mich.*) Ist nun aber diese nämliche Welt ewig oder geschaffen? Gibt es eine einzige Ursache der Dinge? oder gibt es zwei oder mehrere?**) und welches ist ihr Wesen? Davon weiß ich nichts, und wozu sollte ich es auch wissen? Wenn diese Kenntnisse einmal werthvoll für mich werden, werde ich mir Mühe geben sie zu erwerben; bis dahin verzichte ich auf müßige Fragen, welche meinen Dünkel beunruhigen können, für mein Leben aber nutzlos und für meine Vernunft zu hoch sind.

251. Denke immer daran, daß ich meine Ansicht nicht lehre, sondern darlege. Mag die Materie ewig oder geschaffen sein, mag in ihr ein Princip der Unthätigkeit sein oder nicht, es ist immerhin gewiß, daß das All eines ist und eine einzige Geistigkeit anzeigt; denn ich sehe nichts, was nicht in das nämliche System eingeordnet wäre und zum selben Endzweck beitrüge, der in der Erhaltung des Ganzen in seiner festgesetzten Ordnung besteht. Dieses Wesen nun, welches will und kann, dieses aus sich wirkende Wesen, dieses Wesen endlich, welches, was immer seine Beschaffenheit sein mag, das Weltall bewegt und alle Dinge ordnet, nenne ich Gott. Mit diesem Namen verbinde ich die Vorstellungen der Geistigkeit, der Macht und des Willens, die ich zusammengefaßt habe,

*) Vgl. § 218. Anm.

**) Der Erzbischof von Paris fand (in seinem mandement c. XIII. s. Biogr. S. 103.) darin einen Widerspruch gegen die Annahme eines „mächtigen und weisen Willens." „Die Mehrheit der Götter", entgegnet er mit Tertullian, „ist eine Keinheit Gottes" (Deus si non unus est, non est).

und die der Güte, die davon eine nothwendige Folge ist: aber darum erkenne ich das Wesen, dem ich sie zugeschrieben habe, nicht besser; es entzieht sich gleichermaßen meinen Sinnen und meinem Verstande; je mehr ich darüber nachdenke, desto mehr verwirre ich mich; ich weiß ganz sicher, daß es existirt und daß es aus sich selbst existirt: ich weiß, daß meine Existenz der seinigen untergeordnet ist und daß alle Dinge, welche ich kenne, durchaus im gleichen Falle sind. Ich nehme Gott überall wahr in seinen Werken; ich fühle ihn in mir, ich sehe ihn rings um mich; aber sobald ich ihn in sich selbst betrachten will, sobald ich erforschen will, wo er ist, was er ist, welches seine Substanz ist, entzieht er sich mir und mein verwirrter Geist erfaßt nichts mehr.*)

252. Im tiefen Bewußtsein meiner Unzulänglichkeit werde ich niemals mehr Betrachtungen anstellen über das Wesen Gottes, wenn das Gefühl seiner Beziehungen zu mir mich nicht dazu zwingt. Diese Betrachtungen sind immer gewagt; ein vernünftiger Mensch soll sich nur mit Zittern und mit der Ueberzeugung, daß er nicht geschaffen ist sie zu ergründen, ihnen hingeben; denn die größte Beschimpfung gegen die Gottheit ist es nicht, gar nicht an sie zu denken, sondern, schlecht über sie zu denken.**)

253. Nachdem ich diejenigen seiner Attribute entdeckt habe, durch welche ich seine Existenz begreife, komme ich zurück auf mich und erforsche, welchen Rang ich in der von der Gottheit regierten Welt einnehme, die sich meiner Prüfung unterzieht. Ich finde mich unbestreitbar auf der ersten Stufe vermöge meiner Gattung; denn vermöge meines Willens und vermöge der Werkzeuge, über die ich verfüge um ihn auszuführen habe ich mehr Kraft, auf alle mich umgebenden Körper einzuwirken oder mich, wie es mir beliebt, ihrer Einwirkung hinzugeben oder zu entziehen, als irgend einer von ihnen hat um gegen meinen Willen durch den rein physischen Anstoß auf mich einzuwirken; vermöge meiner Intelligenz aber bin ich der einzige, der das Ganze übersieht. Welches andere Wesen hinieden, den Menschen ausgenommen, kann alle anderen beobachten, messen, berechnen, ihre Bewegungen und Wirkungen voraussehen und, so zu sagen, mit dem Gefühl der eigenen Existenz das der gemeinsamen verbinden? Was ist denn so Lächerliches daran, zu denken, daß alles für mich gemacht ist, wenn ich der Einzige bin, der alles auf sich beziehen kann?

254. Es ist also wahr, daß der Mensch der König der Erde ist, die er bewohnt;***) denn nicht nur bändigt er alle Thiere, nicht nur verfügt er über die Elemente durch seine Erfindsamkeit; sondern er weiß

*) Man erinnert sich an das, was Cicero (de nat. deorum I, 22) von Simonides erzählt. Vgl. auch § 282 und § 165 mit unserer Anmerkung.

**) Vgl. die aus Plutarch angeführte Stelle § 176 Anm.

***) Erste Lesart: der König der Natur ist, wenigstens auf der Erde.

allein auf der Erde über sie zu gebieten, und durch seine Betrachtung bemächtigt er sich selbst der Gestirne, denen er nicht nahe kommen kann. Man zeige mir ein anderes Geschöpf auf der Erde, welches das Feuer zu seinem Nutzen zu verwenden und die Sonne zu bewundern verstünde. Wie! ich kann die Wesen und ihre Beziehungen erkennen; ich kann empfinden, was Ordnung, Schönheit und Tugend ist; ich kann das Weltall betrachten und mich zu der Hand emporheben, die es regiert; ich kann das Gute lieben und thun; und ich sollte mich den Thieren vergleichen! Niedrige Seele, deine traurige Philosophie macht dich ihnen ähnlich: oder nein, vergebens willst du dich erniedrigen; dein Geist zeugt gegen deine Grundsätze, dein wohlthätiges Herz verleugnet deine Lehre, und selbst der Mißbrauch deiner Fähigkeiten beweist ihre Vortrefflichkeit dir zum Trotze.

255. Ich, der ich kein System aufrecht zu erhalten habe, ich, ein einfacher und offener Mensch, den keinerlei Parteileidenschaft fortreißt, ein Mann, der nicht nach der Ehre trachtet Haupt einer Secte zu sein, sondern zufrieden ist mit der Stelle, auf die Gott ihn gesetzt hat, ich sehe nach ihm nichts Besseres als die menschliche Gattung; und wenn ich meine Stelle in der Ordnung der Wesen zu wählen hätte, was könnte ich mehr wünschen als Mensch zu sein?

256. Diese Erwägung verursacht mir weniger Stolz als Rührung; denn ich habe meine Stellung nicht selbst gewählt, und man war sie dem Verdienste eines Wesens, das noch nicht existirte, nicht schuldig. Kann ich mich so ausgezeichnet sehen ohne mir Glück zu wünschen zu einer so ehrenvollen Stellung und ohne die Hand zu segnen, die sie mir verliehen hat? Aus meiner ersten Rückkehr auf mich selbst entsteht in meinem Herzen ein Gefühl der Dankbarkeit und des Segens für den Urheber meines Geschlechtes, und aus diesem meine erste Huldigung gegen die glückspendende Gottheit. Ich bete die höchste Macht an und ihre Wohlthaten rühren mich. Ich brauche diese Gottesverehrung nicht zu lernen, sie wird mir von der Natur selbst eingegeben. Ist es nicht eine natürliche Folge der Selbstliebe, daß wir unseren Beschützer ehren und den lieben, der uns wohlgesinnt ist?

257. Aber wenn ich dann, um meine besondere Stelle innerhalb meiner Gattung zu erkennen, ihre verschiedenen Stufen*) betrachte und die Menschen, welche sie einnehmen, wie wird mir dann? Welcher Anblick! Wo ist die Ordnung, die ich beobachtet hatte? Das Bild der Natur zeigte nur Harmonie und Ebenmaß, das Bild des menschlichen Geschlechtes bietet nur Verwirrung und Unordnung! Unter den Elementen herrscht Einklang, unter den Menschen das Chaos! Die Thiere sind glücklich, ihr König allein ist elend! O Weisheit, wo sind deine Gesetze?

---

*) Erste Lesart: ihre Einrichtung und verschiedenen Stufen.

O Vorsehung, regierst du so die Welt? Du segenspendendes Wesen, was ist aus deiner Macht geworden? Ich sehe das Uebel auf der Erde.

258. Solltest du glauben, mein theurer Freund, daß aus so traurigen Erwägungen und aus diesen scheinbaren Widersprüchen in meinem Geiste sich die erhabenen Ideen der Seele bildeten, die sich bisher meinen Nachforschungen nicht ergeben hatten? Da ich über die Natur des Menschen nachdachte, glaubte ich darin zwei verschiedene Richtungen zu entdecken, eine, welche ihn hinaufhob zur Erforschung der ewigen Wahrheiten, zur Liebe der Gerechtigkeit und der sittlichen Schönheit, in die Regionen der geistigen Welt, deren Betrachtung die Wonne des Weisen ist, und eine andere, welche ihn zu sich hinabzog, ihn der Herrschaft der Sinne unterwarf und den Leidenschaften, die ihre Diener sind, und durch sie alles niederdrückte, was das Bewußtsein jener ersten Richtung ihm eingab.*) Ich fühlte mich hingezogen und bestürmt durch diese beiden entgegengesetzten Bewegungen und sagte zu mir: Nein, der Mensch ist nicht Eines; ich will und ich will nicht, ich fühle mich zugleich frei und als Sklave; ich sehe das Gute und liebe es und thue das Böse; ich bin thätig, wenn ich auf die Vernunft höre, willenlos, wenn meine Leidenschaften mich fortreißen; und, wenn ich unterliege, ist es die drückendste Qual zu fühlen, daß ich widerstehen konnte.

259. Junger Mann, höre mich mit Vertrauen, ich werde immer aufrichtig mit dir reden. Wenn das Gewissen eine Schöpfung des Vorurtheils ist, so habe ich ohne Zweifel Unrecht, und es gibt kein bewiesenes Sittengesetz; aber wenn es eine natürliche Neigung des Menschen ist sich allem vorzuziehen, und wenn dennoch das erste Gefühl der Gerechtigkeit dem menschlichen Herzen eingeboren ist, so mögen diejenigen, die den Menschen für ein einfaches Wesen erklären, ihre Einsprüche erheben und ich werde nur noch *eine* Substanz anerkennen.

260. Du wirst bemerken, daß ich unter dem Worte *Substanz* im Allgemeinen das mit irgendwelcher ursprünglichen Beschaffenheit ausgerüstete Wesen verstehe, wobei von allen besonderen oder nebensächlichen Modificationen abgesehen wird. Wenn nun alle uns bekannten ursprünglichen Eigenschaften in einem und demselben Wesen zusammentreffen können, so kann man nur *eine* Substanz annehmen; aber wenn einige davon sich gegenseitig ausschließen, so gibt es so viele verschiedene Substanzen, als man derartige Ausschließungen vornehmen kann. Denke darüber nach; ich selbst brauche, was auch *Locke* sagen mag,**) die Materie nicht als ausgedehnt und theilbar zu erkennen um versichert zu sein, daß sie nicht denken kann; und wenn ein Philosoph mir sagt, die Bäume empfinden

---

*) Erste Lesart: ihm Edles und Großes eingab.

**) Nach Locke's Anschauungen ist, wie er sagt, nicht undenkbar, daß das Denken eine Fähigkeit der Materie sei. In dem mehrfach angezogenen Briefe vom 19. Jan. 1769 spricht R. sich über diesen Punkt ebenfalls aus.

und die Felsen denken,[1]) und mich durch seine spitzfindige Beweisführung fangen will, so kann ich in ihm nur einen unredlichen Sophisten sehen, der lieber den Steinen Empfindung geben will als dem Menschen eine Seele.

261. Denken wir uns einen Tauben, der die Existenz der Töne leugnet, weil sie nie in sein Ohr gedrungen sind. Ich lege ihm ein Saiteninstrument vor und bringe durch ein anderes verborgenes Instrument den entsprechenden Ton auf ihm zum Erklingen: der Taube sieht die Saite zittern, und ich sage: das macht der Ton. Keineswegs, antwortet er; die Ursache des Erzitterns liegt in der Saite selbst; es ist eine allen Körpern gemeinsame Eigenschaft, so zu zittern. So zeige mir denn, erwiedere ich, dieses Zittern an den andern Körpern oder wenigstens seine Ursache an dieser Saite. Das kann ich nicht, versetzt der Taube; aber da ich nicht begreife, wie diese Saite zittert, soll ich dir denn eine Sache, von der ich nicht die mindeste Vorstellung habe, mittels deiner Töne erklären? Damit würde eine dunkle Thatsache durch eine noch dunklere Ursache erklärt. Gib mir Empfindung für deine Töne, oder ich behaupte, daß sie nicht existiren.

---

[1]) Wie mir scheint, sagt die moderne Philosophie nicht etwa, daß die Felsen denken, sondern sie hat im Gegentheil entdeckt, daß die Menschen nicht denken. Sie erkennt in der Natur nur noch empfindende Wesen an; und der ganze Unterschied, den sie zwischen einem Menschen und einem Steine findet, ist der, daß der Mensch ein empfindendes Wesen mit Sinneswahrnehmung ist, der Stein ein empfindendes Wesen ohne solche. Aber wenn es wahr ist, daß jede Materie empfindet, wo soll ich den Einheitspunkt der Empfindung oder das individuelle Ich auffinden? in jedem Urstofftheilchen oder in zusammengesetzten Körpern? Soll ich diese Einheit gerade so im Flüssigen annehmen wie im Festen, im Zusammengesetzten wie in den Elementen? Man sagt, es gebe in der Natur nur Individuen (Sonderwesen)! Aber welches sind diese Sonderwesen? Ist dieser Stein ein Sonderwesen oder eine Zusammenfassung von Sonderwesen? Ist er ein einzelnes empfindendes Wesen oder enthält er so viele empfindende Wesen als Sandkörner? Wenn jedes elementare Atom ein empfindendes Wesen ist, wie soll ich jene innige Gemeinschaft begreifen, vermöge deren sich das eine im anderen fühlt, so daß ihre beiden Ich in eines zusammenfließen? Die Anziehung kann ein Naturgesetz sein, dessen Geheimniß uns verschlossen ist; aber wir begreifen doch wenigstens, daß die nach Maßgabe der Massen wirkende Anziehung mit der Ausdehnung und Theilbarkeit in keiner Beziehung unverträglich ist. Läßt sich das nämliche von der Empfindung begreifen? Die empfindenden Theile sind ausgedehnt, aber das empfindende Wesen ist untheilbar und eines: es läßt sich nicht zerlegen, es ist ein Ganzes oder gar nichts: das empfindende Wesen ist also kein Körper. Ich weiß nicht, wie unsere Materialisten es sich begreiflich machen, aber mir scheint es, daß die selben Schwierigkeiten, welche sie zur Verwerfung des Gedankens geführt haben, sie auch dazu hätten bringen müssen, die Empfindung zu verwerfen; und ich sehe nicht ein, warum sie nach dem ersten Schritt, den sie gethan, nicht auch den zweiten thun sollten; was würde das ausmachen? und da sie denn doch versichert sind, daß sie nicht denken, wie mögen sie nur behaupten, daß sie empfinden? R. — Es ist bezeichnend für das „Jahrhundert der Philosophie", daß der rechtgläubige Prediger Formey die Materialisten gegen diese Bemerkungen Rousseau's in Schutz nimmt. Vgl. Anm. zu § 307.

262. Je mehr ich über das Denken und das Wesen des menschlichen Verstandes nachsinne, je mehr finde ich, daß die Folgerungen der Materialisten denen dieses Tauben gleichen. Sie sind in der That taub gegen die innere Stimme, die in einem schwer zu verkennenden Tone ihnen zuruft: Eine Maschine denkt nicht, weder Bewegung noch Gestalt können Nachdenken hervorrufen: etwas in dir sucht die Bande zu zerreißen, die es einengen: der Raum ist kein Maß für dich, das ganze Weltall ist nicht groß genug für dich: deine Gefühle und Wünsche, deine Unruhe und selbst dein Stolz haben einen anderen Grund als diesen beschränkten Leib, in den du dich eingekerkert fühlst.

263. Kein materielles Wesen ist aus sich selbst thätig; ich bin es. Mag man mir das auch wegstreiten, ich fühle es, und dieses Gefühl, das zu mir spricht, ist mächtiger als die Vernunft, die es bekämpft. Ich habe einen Körper, auf den die anderen Körper einwirken, wie er auf sie einwirkt; diese wechselseitige Einwirkung unterliegt keinem Zweifel; aber mein Wille ist unabhängig von meinen Sinnen; ich lasse etwas geschehen oder widersetze mich, ich unterliege oder bin Sieger, und ich fühle es deutlich in mir, wenn ich thue, was ich thun wollte, oder wenn ich nur meinen Leidenschaften nachgebe. Die Kraft zu wollen habe ich immer, aber nicht die Kraft auszuführen. Wenn ich mich den Versuchungen hingebe, handle ich einem von außen kommenden Anstoß gemäß. Wenn ich mir diese Schwäche vorwerfe, so höre ich nur auf meinen Willen; Sklave bin ich durch meine Laster, frei durch meine Selbstanklage; das Gefühl meiner Freiheit erlischt nur, wenn ich mich herunterwürdige und die Stimme des Innern schließlich nicht mehr aufkommen lasse gegen das Gesetz des Leibes.

264. Ich kenne den Willen nur daraus, daß ich den meinigen in mir fühle, auch vom Verstande habe ich keine bessere Kenntniß. Wenn man mich frägt, welches die Ursache sei, die meinen Willen bestimmt, so frage ich dagegen nach der Ursache, die mein Urtheil bestimmt: denn es ist einleuchtend, daß diese beiden Ursachen nur eine sind; und wenn man recht begreift, daß der Mensch in seinem Urtheilen thätig ist, daß sein Verstand nur das Vermögen ist zu vergleichen und zu urtheilen, so wird man einsehen, daß seine Freiheit nur ein ähnliches Vermögen ist oder ein von jenem abgeleitetes; er wählt das Gute, wie er das Wahre geurtheilt hat; wenn er falsch urtheilt, so wählt er schlecht. Welches ist also die Ursache, welche seinen Willen bestimmt? Sein Urtheil. Und welches ist die Ursache, welche sein Urtheil bestimmt? Seine geistige Fähigkeit, sein Vermögen zu urtheilen;*) die bestimmende Ursache ist in ihm selbst. Ueber das hinaus begreife ich nichts mehr.

---

*) Damit ist nichts erklärt; aber R. will eben sagen, daß er mit dieser Frage an die Gränzen seiner Einsicht gelangt ist, wo nur die unmittelbare Gewißheit noch beweist.

265. Ohne Zweifel ist es nicht Sache meiner Freiheit, mein eigenes Wohl nicht zu wollen, es ist nicht Sache meiner Freiheit zu wollen, was schlecht für mich ist; sondern meine Freiheit besteht eben darin, daß ich nur wollen kann, was mir zuträglich ist und was ich als zuträglich erkenne, ohne daß etwas von außen her mich bestimme. Folgt etwa daraus, daß es mir nicht gegeben ist ein anderer zu sein als ich selbst, daß mir gar keine Bestimmung über mich gegeben sei?

266. Der Grund jeder Handlung beruht auf dem Willen eines freien Wesens; darüber kann man nicht hinausgehen. Nicht das Wort Freiheit, sondern das Wort Nothwendigkeit ist bedeutungslos. Wer irgend eine Thatsache, irgend eine Wirkung annimmt, die nicht aus einem thätigen Princip herkäme, der muß in der That Wirkungen ohne Ursache annehmen und verfällt in den Zirkelbeweis. Entweder gibt es keinen ersten Anstoß oder jeder erste Anstoß hat keine vorhergehende Ursache und es gibt keinen wahren Willen ohne Freiheit. Der Mensch ist also frei in seinen Handlungen und als solcher von einer unmateriellen Substanz belebt; dieß ist mein dritter Glaubensartikel. Aus diesen dreien wirst du leicht alle übrigen ableiten, ohne daß ich sie fernerhin noch zähle.

267. Wenn der Mensch thätig und frei ist, handelt er aus sich selbst; alles was er aus freier Bestimmung thut, gehört nicht in das geordnete System der Vorsehung und kann ihr nicht aufgerechnet werden. Sie will das Böse nicht, das der Mensch im Mißbrauch der von ihr ihm verliehenen Freiheit begeht; aber sie hindert ihn nicht daran, weil entweder dieses Böse von Seiten eines so schwachen Wesens keines ist in ihren Augen oder weil sie es nicht verhindern könnte ohne seine Freiheit einzuschränken und ein größeres Uebel herbeizuführen, indem sie seine Natur herunterwürdigte. Sie hat ihn frei gemacht, damit er aus freier Wahl nicht das Böse, sondern das Gute thue. Sie hat ihn in Stand gesetzt diese Wahl zu treffen durch guten Gebrauch der Fähigkeiten, die sie ihm verliehen hat; aber sie hat seine Kräfte so beschränkt, daß der Mißbrauch der Freiheit, die sie ihm läßt, die allgemeine Ordnung nicht stören kann. Das Böse, das der Mensch begeht, fällt auf ihn zurück ohne am Weltsystem etwas zu ändern, ohne zu verhindern, daß das Menschengeschlecht selbst sich erhalte, wenn es selbst nicht wollte. Wer dagegen murrt, daß Gott es nicht verhindert das Böse zu thun, der lehnt sich dagegen auf, daß er ihm eine so hervorragende Begabung verliehen, daß er unseren Handlungen die sittliche Würde gab, die sie veredelt, und daß er ihm ein Anrecht auf die Tugend sicherte. Der höchste Genuß ist in der Zufriedenheit mit sich selbst; diese zu verdienen sind wir auf die Erde gesetzt und mit Freiheit begabt, versucht durch die Leidenschaften und zurückgehalten durch das Gewissen. Was konnte die göttliche Macht selbst mehr zu unseren Gunsten thun? Konnte sie den

Widerspruch in unser Wesen legen und dem, der nicht die Macht hatte Böses zu thun, den Preis guter Handlungen geben? Wie! sollte der Mensch auf den Instinct beschränkt und Thier werden, damit er verhindert würde böse zu sein? Nein, Gott meiner Seele, ich werde dir niemals vorwerfen, daß du ihn nach deinem Bilde geschaffen, auf daß ich frei, gut und glücklich sein könnte wie du!

268. Der Mißbrauch unserer Fähigkeiten macht uns unglücklich und schlecht. Unser Gram, unsere Sorgen und unsere Noth kommen aus uns selbst. Das sittliche Uebel ist unbestreitbar unser Werk, und das physische Uebel wäre nichts ohne unsere Laster, die es uns fühlbar machen. Hat nicht die Natur zum Zwecke unserer Selbsterhaltung uns unsere Bedürfnisse fühlen lassen? Ist nicht der körperliche Schmerz ein Zeichen, daß die Maschine nicht in Ordnung ist, und eine Warnung für sie zu sorgen? Aber der Tod — — — Vergiften denn nicht die Bösen ihr Leben und das unsrige? Wer möchte denn immer leben? Der Tod ist die Erlösung von den Uebeln, die ihr euch selbst bereitet; die Natur hat gewollt, daß ihr nicht immer leiden solltet. Wie wenigen Uebeln ist der Mensch unterworfen, der in der ursprünglichen Einfachheit lebt! Er lebt fast ohne Krankheiten, ohne Leidenschaften, er sieht den Tod nicht voraus und fühlt ihn nicht; fühlt er ihn, so ist er ihm erwünscht geworden durch sein Elend: von diesem Augenblick an ist er für ihn kein Uebel mehr. Wenn wir uns damit begnügten zu sein, was wir sind, würden wir unser Schicksal nicht zu beklagen haben; um aber ein eingebildetes Glück zu erjagen, verschaffen wir uns tausend wirkliche Uebel. Wer ein kleines Leiden nicht ertragen kann, muß auf große gefaßt sein. Wenn man seine Natur durch ein ungeregeltes Leben verdorben hat, will man sie durch Heilmittel wieder in Ordnung bringen; zu dem Uebel, das man empfindet, fügt man noch das hinzu, das man fürchtet; die Voraussicht des Todes macht ihn fürchterlich und beschleunigt ihn; je mehr man ihm entfliehen will, desto mehr empfindet man ihn; und bei diesen Klagen gegen die Natur stirbt man vor Angst sein ganzes Leben hindurch an den Uebeln, die man sich bereitet, indem man sich gegen die Natur versündigte.

269. O Mensch, suche den Urheber des Bösen nicht mehr; denn du bist es selbst. Kein andres Uebel gibt es als dasjenige, das du thust oder leidest, und das eine wie das andere kömmt von dir. Das allgemeine Uebel kann nur in der Verletzung der Ordnung liegen, in dem Weltsystem sehe ich eine Ordnung, die sich nie verleugnet. Das besondere Uebel liegt nur in der Empfindung des leidenden Wesens; und diese Empfindung hat der Mensch nicht von der Natur empfangen, er hat sie sich selbst gegeben. Der Schmerz kann dem, der wenig nachdenkt und weder Erinnerung hat noch Voraussicht, wenig anhaben. Nimm unsere verhängnißvollen Fortschritte weg, nimm unsere Verirr=

ungen weg und unsere Laster, nimm das Werk des Menschen weg, und alles ist gut.*)

270. Wo alles gut ist, ist nichts ungerecht. Die Gerechtigkeit ist unzertrennlich von der Güte; nun aber ist die Güte die nothwendige Wirkung einer uneingeschränkten Macht und der jedem sebstbewußten Wesen nothwendig innewohnenden Selbstliebe. Wer alles kann, erstreckt, so zu sagen, seine Existenz mit der der Wesen. Hervorbringen und Erhalten sind die fortwährende Bethätigung der Macht; auf das nicht Seiende wirkt sie nicht; Gott ist nicht der Gott der Todten, er könnte nicht zerstörerisch und übelwollend sein ohne sich zu schaden. Wer alles kann, kann nur wollen, was gut ist.[1]) So muß denn das allerbeste Wesen, weil es das allermächtigste ist, auch das allergerechteste sein; sonst würde es sich selbst widersprechen, denn die Liebe der Ordnung, wenn sie Ordnung schafft, heißt Güte und, wenn sie die Ordnung erhält, Gerechtigkeit.

271. Man sagt, Gott sei den Wesen nichts schuldig. Ich glaube, er ist ihnen schuldig, was er ihnen versprach, da er ihnen das Sein gab. Aber man verspricht doch ein Gut, wenn man die Vorstellung desselben erweckt und das Bedürfniß desselben fühlbar macht. Je mehr ich bei mir selber einkehre und mich befrage, je mehr lese ich in meiner Seele die Worte eingeschrieben: Sei gerecht, und du wirst glücklich sein. — Dem ist aber doch nicht so, wenn ich den gegenwärtigen Zustand der Dinge betrachte; der Böse gedeiht, der Gerechte bleibt unterdrückt. Sieh aber nur, wie wir von Unwillen entbrennen, wenn diese Erwartung getäuscht wird! Das Gewissen erhebt sich und murrt gegen seinen Schöpfer; seufzend ruft es ihm zu: du hast mich getäuscht. —

272. Ich habe dich getäuscht, Verwegener! und wer sagt es dir? Ist deine Seele ausgelöscht? Hast du aufgehört zu existiren? O Brutus, mein Sohn! beflecke nicht im Tode dein edles Leben; laß nicht deine Hoffnung und deinen Ruhm mit deinem Leibe auf den Feldern von Philippi! Warum sagst du: die Tugend ist nichts —, wo du eben den Preis der deinigen erhalten sollst? Du meinst, du werdest sterben: nein, leben wirst du, und dann werde ich alles halten, was ich dir versprochen habe.**)

---

*) Anklang an den Anfang des 1. Buches.

[1]) Mit dem Namen „der Allgütige Allmächtige" (optimus maximus) für das höchste Wesen haben die Alten etwas sehr Richtiges gesagt: aber sie hätten genauer gesagt „der Allmächtige Allgütige"; da seine Güte von seiner Macht kommt, ist er gut, weil er groß (mächtig) ist. R.

**) Plutarch (Leben des Brutus c. 40) erzählt, Brutus habe vor der Schlacht bei Philippi zu Cassius gesagt: „Ich hatte den Cato angeschuldigt, der sich selbst getödtet, da es nicht recht und nicht männlich sei dem Schicksal zu weichen und das Verhängte nicht muthig zu erwarten, sondern zu entlaufen. Nun aber bin ich in meinen Schicksalen ein anderer geworden; und da Gott das

273. Nach den Klagen der ungeduldigen Menschheit sollte man glauben, Gott schulde ihr die Belohnung vor dem Verdienst, er sei verpflichtet ihre Tugend voraus zu bezahlen. Ei, laßt uns erst gut sein, dann werden wir glücklich sein. Verlangen wir nicht den Preis vor dem Siege, den Lohn vor der Arbeit. Nicht in der Rennbahn, sagte Plutarch,[1]) werden die Sieger in unseren heiligen Spielen gekrönt, sondern wenn sie dieselbe durchlaufen haben.

274. Wenn die Seele unmateriell ist, kann sie den Leib überleben; damit aber ist die Vorsehung gerechtfertigt. Hätte ich auch keinen anderen Beweis für die Unstofflichkeit der Seele als den Triumph des Schlechten und die Unterdrückung des Gerechten in dieser Welt, so würde dies allein mich schon hindern daran zu zweifeln. Ein so auffälliger Mißton in der allgemeinen Harmonie würde mich veranlassen seine Auflösung zu suchen. Ich würde zu mir sagen: Mit dem Leben ist nicht alles für uns zu Ende, mit dem Tode tritt alles in die Ordnung zurück. Ich befände mich in der That in der Verlegenheit zu fragen, wo dann der Mensch sei, wenn alles, was er Sinnliches an sich hatte, zerstört ist. Diese Frage ist für mich keine Schwierigkeit mehr, sobald ich zwei Substanzen anerkannt habe. Es ist sehr einfach, daß während meines körperlichen Lebens, wo ich nur durch meine Sinne wahrnehme, alles, was ihnen nicht unterworfen ist, mir entgeht. Wenn die Einheit des Leibes und der Seele zerrissen ist, so begreife ich, daß der eine sich auflösen, die andere erhalten bleiben kann. Warum sollte die Zerstörung des einen die des anderen zur Folge haben? Im Gegentheil waren sie, bei ihrer so verschiedenen Natur, durch ihre Vereinigung in einem erzwungenen Zustand; wenn diese Vereinigung aufhört, treten sie beide in ihren natürlichen Zustand zurück: die thätige und lebende Substanz gewinnt alle Kraft wieder, welche sie anwandte um die unthätige und todte Substanz zu bewegen. Ach! meine Laster zeigen es mir nur zu deutlich, der Mensch lebt nur halb während seines Lebens, und das Leben der Seele beginnt erst mit dem Tode des Leibes.

275. Aber welcher Art ist dieses Leben? und ist die Seele durch ihre Natur unsterblich? Ich weiß es nicht. Mein beschränkter Verstand begreift nichts Schrankenloses; alles was man unendlich nennt, entzieht sich mir. Was kann ich leugnen oder behaupten? Welche Schlüsse kann ich ziehen über Dinge, die ich nicht begreifen kann? Ich glaube, daß

---

gegenwärtige nicht recht lenkt, verlange ich nicht noch einmal andere Hoffnungen und Entwürfe zu erproben, sondern will weggehen und dem Schicksal seinen Lauf lassen." Er tödtet sich auch nach der Schlacht, doch sagt er kurz vor seinem Tode (Plutarch c. 52) er sei glücklicher als die Sieger, die mit Gold und Waffen nicht erobern könnten, was er besitze, das Bewußtsein den Ruhm der Tugend zu hinterlassen.

[1]) Abhandlung: Man kann nicht glücklich leben nach Epicur § 59. R. —

die Seele den Leib lange genug überlebt für die Aufrechterhaltung der Ordnung: wer weiß, ob das lange genug ist für eine ewige Dauer? Immerhin erkenne ich, daß der Leib sich abnützt und durch die Auflösung der Theile zerstört wird: aber ich kann eine ähnliche Zerstörung des denkenden Wesens nicht begreifen; da ich mir nun nicht denken kann, wie es sterben kann, so nehme ich an, daß es nicht stirbt. Da diese Annahme mir tröstlich ist und nichts Vernunftwidriges hat, warum sollte ich Bedenken tragen mich ihr hinzugeben?

276. Ich fühle meine Seele, Gefühl und Gedanke geben mir Kenntniß von ihr; ich weiß, daß sie ist, ohne zu wissen, welches ihre Wesenheit ist; ich kann über Vorstellungen, die ich nicht habe, keine Erörterungen anstellen. Wohl aber weiß ich, daß die Einerleiheit (Identität) des Ich sich nur durch das Gedächtniß erhält und daß ich, um in der That das nämliche Wesen zu sein, mich erinnern muß gewesen zu sein. Ich könnte mich nun nach meinem Tode nicht an das erinnern, was ich während meines Lebens gewesen, wenn ich mich nicht zugleich an das erinnere, was ich gefühlt und was ich demzufolge gethan habe; ich zweifle aber nicht, daß diese Erinnerung eines Tages das Glück der Guten und die Qual der Bösen sein wird. Hienieden ertödten tausend glühende Leidenschaften das innere Gefühl und übertäuben das Gewissen. Demüthigungen und trübe Erfahrungen, welche die Uebung der Tugenden nach sich zieht, lassen uns ihren vollen Reiz nicht fühlen. Aber wenn wir einmal, befreit von dem Trug des Körpers und der Sinne, der Anschauung des höchsten Wesens und der Betrachtung der ewigen Wahrheiten, deren Quelle es ist, theilhaftig sein werden; wenn die Schönheit der Weltordnung alle Kräfte unserer Seele wird erfaßt haben und wir einzig uns damit beschäftigen werden, was wir gethan haben, zu vergleichen mit dem, was wir hätten thun sollen; dann wird die Stimme des Gewissens ihre Macht und Herrschaft wieder erlangen, dann wird die reine Lust, welche aus der Zufriedenheit mit sich selbst entsteht, und der bittere Vorwurf sich erniedrigt zu haben, mit unauslöschlichen Gefühlen das Loos bezeichnen, das ein jeder sich wird bereitet haben. Frage mich nicht, guter Freund, ob es noch andere Quellen des Glückes und der Strafe gibt; ich weiß es nicht; aber diejenige, die ich mir denke, ist genug um mich für dieses Leben zu trösten und ein anderes erhoffen zu lassen. Ich sage nicht, daß die Guten werden belohnt werden; denn welches andere Gut kann ein vorzügliches Wesen erwarten als der Natur gemäß zu existiren? aber glücklich werden sie sein, das behaupte ich, weil ihr Schöpfer, der Schöpfer aller Gerechtigkeit, der ihnen Empfindung gab, sie ihnen nicht verliehen hat zum Leiden, und weil sie nie durch den Mißbrauch ihrer Freiheit ihre Bestimmung durch eigene Schuld geschändet haben: sie haben demnach geduldet in diesem Leben und werden in einem anderen entschädigt werden. Dieses Gefühl ist weniger

auf das Verdienst des Menschen als auf den Begriff der Güte gegründet, welche mir von der göttlichen Wesenheit unzertrennlich erscheint. Ich setze dabei nur voraus, daß die Gesetze der Weltordnung in Kraft und Gott sich selbst gleich bleibe.[1])

277. Frage mich auch nicht, ob die Strafen der Bösen ewig sein werden und ob es der Güte des Schöpfers ihres Wesens angemessen sei, sie zu ewiger Qual zu verurtheilen; ich weiß auch darüber nichts und besitze nicht die eitle Neugier unnütze Fragen aufzuhellen. Was liegt mir daran, was aus den Bösen wird? Ihr Schicksal bekümmert mich wenig. Immerhin jedoch kann ich kaum glauben, daß sie zu endlosen Qualen verurtheilt seien. Wenn die höchste Gerechtigkeit sich rächt, so rächt sie sich gleich in diesem Leben. Ihr Völker seid ihre Diener und euere Verirrungen. Sie bedient sich der Uebel, die ihr euch bereitet, um die Verbrechen zu strafen, welche die Ursachen derselben sind. In eueren unersättlichen, von Neid, Geiz und Ehrsucht zernagten Herzen strafen die rächenden Leidenschaften mitten in euerem vermeintlichen Glücke euere Vergehungen. Wozu braucht man die Hölle im anderen Leben zu suchen? in diesem schon ist sie im Herzen der Bösen.

278. Wo unsere vergänglichen Bedürfnisse ein Ende erreichen, wo unsere unsinnigen Begierden aufhören, müssen auch unsere Leidenschaften und unsere Verbrechen aufhören. Welcher Verkehrtheit könnten sich reine Geister nur schuldig machen? Warum sollten sie böse sein, da sie keine Bedürfnisse kennen? Wenn sie, nicht mehr auf unsere groben Sinne angewiesen, ihr ganzes Glück in der Betrachtung der Wesen finden, können sie nur das Gute wollen; kann aber der auf ewig verdammt sein, der aufhört böse zu sein? Zu diesem Glauben neige ich gerne hin, ohne mich jedoch um eine Entscheidung in diesem Punkte zu bemühen. O gnädiges, gütiges Wesen! welches auch deine Beschlüsse seien, ich verehre sie: wenn du die Bösen ewig strafst, so lege ich meiner schwachen Vernunft Schweigen auf vor deiner Gerechtigkeit; aber wenn die Gewissensnoth dieser Unglücklichen mit der Zeit erlöschen, wenn ihre Leiden endigen und der nämliche Friede uns alle eines Tages in gleicher Weise aufnehmen soll, so lobe ich dich dafür. Ist der Böse nicht mein Bruder?*) Wie oft war ich versucht ihm gleich zu werden! Soll er, befreit von seinem Elend, auch die Herzensschlechtigkeit verlieren, die mit ihm verbunden ist, soll er glücklich sein wie ich, so wird er nicht etwa meine Eifersucht reizen, sondern sein Glück das meinige nur noch erhöhen.

279. Indem ich so Gott in seinen Werken betrachtete und durch diejenigen seiner Eigenschaften, deren Erkenntniß von Bedeutung für mich

---

[1]) Nicht durch uns, nicht für uns, o Herr, zu deines eigenen Namens Ehre, o Gott, laß uns auferstehen. Ps. 115. R. —

*) Darin kann man mit Formey (p. 83) einen Widerspruch gegen R.'s Aeußerung in § 277 finden („das Schicksal der Bösen kümmert mich wenig").

war,*) erforschte, bin ich dahin gelangt, die anfänglich unvollkommene und beschränkte Vorstellung, die ich mir von diesem unermeßlichen Wesen bildete, nach und nach zu erweitern und zu erhöhen. Aber wenn diese Vorstellung edler und größer geworden ist, so ist sie auch der menschlichen Vernunft weniger ebenmäßig. Wenn ich mich im Geiste dem ewigen Lichte nähere, blendet und verwirrt mich sein Glanz, und ich bin genöthigt, alle irdischen Begriffe aufzugeben, die meine Gedanken ihm nahe geführt haben. Gott ist nicht mehr körperlich und sinnenfällig; die höchste Geistigkeit, welche die Welt regiert, ist nicht mehr die Welt selbst: ich erhebe und ermüde vergeblich meinen Geist um sein unerfaßliches Wesen zu begreifen. Wenn ich bedenke, daß von ihm die lebende und thätige Substanz, welche die belebten Körper lenkt, Leben und Thätigkeit empfängt, wenn ich sagen höre, daß meine Seele geistig und Gott ein Geist ist, so fühle ich mich entrüstet über diese Herabwürdigung des göttlichen Wesens; wie wenn Gott und meine Seele derselben Natur wären! wie wenn Gott nicht das einzige unbeschränkte, das einzige wahrhaft thätige, empfindende, denkende und aus sich selbst wollende Wesen wäre, von dem wir Denken, Empfindung, Thätigkeit, Willen, Freiheit und Sein haben! Wir sind nur frei, weil er es will, und seine unerklärbare Substanz ist für unsere Seelen, was unsere Seelen für unseren Leib sind. Ob er Stoff, Körper, Geist und Welt geschaffen hat, weiß ich nicht. Der Begriff des Erschaffens verwirrt mich und übersteigt meine Fassungskraft; ich glaube so weit an sie, als ich sie begreifen kann: aber ich weiß, daß er das Weltall und alles, was da ist, gebildet, daß er alles gemacht, alles geordnet hat. Gott ist ewig ohne Zweifel; aber kann mein Verstand den Begriff der Ewigkeit fassen? Warum soll ich mich mit Worten ohne Gedanken abfinden? Ich begreife bloß, daß er vor den Dingen ist, daß er sein wird, so lange sie bestehen werden und daß er auch fernerhin noch sein würde, wenn alles eines Tages endigen sollte. Daß ein Wesen, welches ich nicht begreife, anderen Wesen das Dasein gibt, das ist bloß dunkel und unverständlich; aber daß das Sein und das Nichts sich von selbst in einander verwandeln, das ist ein greifbarer Widerspruch, ein ausgemachter Widersinn.

280. Gott ist geistig; aber wie ist er es? Der Mensch ist geistig, wenn er logisch schließt, aber die höchste Geistigkeit hat dieses Bedürfniß nicht; für sie gibt es weder Voraussetzungen noch Folgen, ja nicht einmal ein nacktes Urtheil; sie ist rein beschaulich (intuitiv) und sieht gleichmäßig alles Seiende und alles Mögliche; alle Wahrheiten sind für sie nur eine einzige Vorstellung, alle Orte ein einziger Punkt, alle Zeiten ein einziger Augenblick. Die Macht des Menschen ist wirksam durch Mittel, die göttliche Macht wirkt aus sich selbst. Gott kann, weil er

*) Vgl. § 218.

will; sein Wille macht sein Können aus. Gott ist gut, das ist über allen Zweifel erhaben: aber die Güte des Menschen ist die Liebe zu Seinesgleichen, während die Güte Gottes die Liebe der Ordnung ist; denn durch die Ordnung erhält er das Seiende und verknüpft jeden Theil mit dem Ganzen. Ich halte es für erwiesen, daß Gott gerecht ist, es ist dies eine Folge seiner Güte: die Ungerechtigkeit der Menschen ist ihr Werk, nicht das seinige: die Störungen der sittlichen Ordnung, welche in den Augen der Philosophen ein Vorwurf gegen die Vorsehung sind, zeugen für sie in den meinigen. Aber die Gerechtigkeit der Menschen besteht darin, daß jedem gegeben werde, was ihm gehört, während es Sache der Gerechtigkeit Gottes ist, von jedem Rechenschaft über das zu verlangen, was er ihm gegeben hat.

281. Wenn ich nach und nach diese Attribute entdecke, wovon ich keine reine Vorstellung habe, so geschieht dies nur durch unausweichbare Folgerungen und durch den richtigen Gebrauch meiner Vernunft: aber ich behaupte sie ohne sie zu begreifen, und das ist im Grunde keine Behauptung. Mag ich auch sagen: Gott ist so, ich fühle es, ich beweise es mir —, so begreife ich damit immer noch nicht, wie Gott so sein kann.

282. Kurz, je mehr ich mich anstrenge seine unbegränzte Wesenheit zu betrachten, um so weniger begreife ich sie; aber sie ist, das genügt mir: je weniger ich sie begreife, um so mehr verehre ich sie. Ich demüthige mich und sage zu ihm: Wesen der Wesen, ich bin, weil du bist; unablässiges Nachdenken über dich hebt mich zu meinem Ursprung empor. Der würdigste Gebrauch meiner Vernunft ist es, vor dir in mein Nichts zu versinken: die Wonne meines Geistes, der Reiz meiner Schwäche ist es, mich niedergedrückt zu fühlen durch deine Größe.

283. Nachdem ich so aus dem Eindruck der sinnlichen Gegenstände und aus dem inneren Gefühl, welches mich zum Urtheil über die Ursachen nach meiner natürlichen Ansicht geneigt macht, die Grundwahrheiten abgeleitet habe, deren Erkenntniß von Bedeutung für mich war, so habe ich noch zu erforschen, welche Regeln ich daraus für mein Leben zu ziehen habe und welche Gesetze ich mir vorschreiben muß um meine Bestimmung auf Erden zu erfüllen nach der Absicht dessen, der mich dahin gesetzt hat. Meiner Methode fortwährend getreu*) ziehe ich meine Regeln nicht aus den Grundsätzen einer hohen Philosophie, sondern ich finde sie im Grunde meines Herzens in unauslöschlichen Zügen von der Natur eingeschrieben. Ich brauche mich nur selbst zu befragen über das, was ich thun will: alles was ich in meinem Gefühl als gut erkenne, ist gut, was ich als schlecht erkenne, schlecht: der beste Casuist von allen ist das Gewissen; nur wenn man mit ihm feilscht, nimmt man zu den Klügeleien der Gründe seine Zuflucht. Zuerst sorgt doch der Mensch immer für sich

*) Vgl. § 218.

selbst: wie oft aber sagt uns dennoch die innere Stimme, daß wir schlecht handeln, wenn wir unser Wohl auf Kosten anderer betreiben! Wir glauben dem Antrieb der Natur zu folgen und widerstehen ihr doch; wir hören, was sie unseren Sinnen sagt, aber wir verschließen uns gegen das, was sie unseren Herzen sagt: das handelnde Wesen gehorcht, das nicht handelnde befiehlt.*) Das Gewissen ist die Stimme der Seele, die Leidenschaften sind die Stimme des Leibes. Ist es zu verwundern, daß diese beiden Sprachen sich oft widersprechen? und welche muß man dann hören? Nur allzu oft täuscht uns die Vernunft, wir sind nur zu sehr berechtigt sie zurückzuweisen: aber das Gewissen täuscht uns niemals; es ist der wahre Leiter des Menschen: es ist für die Seele, was der Instinct für den Leib ist;[1]) wer ihm folgt, gehorcht der Natur und fürchtet nicht sich zu verirren. Dieser Punkt ist wichtig, fuhr mein Wohlthäter fort, da er sah, daß ich ihn unterbrechen wollte: gestatte, daß ich bei der Aufklärung desselben ein wenig länger verweile.

284. Die ganze Sittlichkeit unserer Handlungen beruht auf unserem eigenen inneren Urtheil. Wenn es wahr ist, daß das Gute gut ist, muß es ebenso sein im Grunde unseres Herzens wie in unseren Werken; der erste Lohn der Gerechtigkeit besteht aber in dem Gefühle, daß man

---

*) Der Geist gehorcht, die Materie will befehlen.

[1]) Die moderne Philosophie, welche nur annimmt, was sie erklärt, hütet sich wohl das dunkle Vermögen des Instincts anzunehmen, welcher ohne irgend eine erworbene Kenntniß die Thiere irgend einem Zwecke entgegenzuführen scheint. Der Instinct ist nach einem unserer weisesten Philosophen eine des Nachdenkens entbehrende, aber durch Nachdenken erworbene Gewohnheit; so wie er diesen Fortschritt erklärt, muß man schließen, daß die Kinder mehr nachdenken als die Erwachsenen, ein zu seltsames Paradoxon, als daß man sich die Mühe einer Prüfung desselben geben möchte. Ohne mich hier auf diese Erörterung einzulassen, frage ich nur, welchen Namen ich dem Eifer geben soll, womit mein Hund die Maulwürfe bekriegt, die er nicht frißt, der Geduld, mit der er sie oft stundenlang belauert, und der Geschicklichkeit, mit welcher er sie faßt, sie in dem Augenblick, wo sie heraufstoßen, aus dem Boden herausschleudert und sie dann tödtet um sie liegen zu lassen, ohne daß ihn je ein Mensch auf diese Jagd dressirt und ihm beigebracht hätte, daß es dort Maulwürfe gebe. Ich frage ferner, und dieß ist noch bedeutsamer, warum dieser nämliche Hund, als ich ihn zum ersten Male zankte, sich mit dem Rücken auf die Erde warf, mit eingezogenen Pfoten in einer bittenden Haltung, die ganz geeignet war mich zu rühren, in der er jedoch keinenfalls geblieben wäre, wenn ich ihn, ohne mich rühren zu lassen, in dieser Verfassung geschlagen hätte. Wie! hatte mein Hund, der noch so jung, ja kaum erst auf die Welt gekommen war, sich schon moralische Vorstellungen angeeignet? Wußte er, was Milde und Edelmuth sei? Welche erworbene Einsicht flößte ihm die Hoffnung ein mich zu besänftigen, wenn er sich so meiner Willkür preisgab? Alle Hunde der Welt thun im gleichen Falle ungefähr das nämliche, das kann jedermann selbst bestätigen. Mögen nun die Philosophen, welche den Instinct so höhnisch verwerfen, diese Thatsachen durch die bloße Wirksamkeit sinnlicher Empfindung und angeblich erworbener Kenntnisse erklären, mögen sie dieselbe auf eine jeden vernünftigen Menschen befriedigende Weise erklären; dann werde ich nichts zu entgegnen haben und nicht mehr vom Instinct reden. R. —

sie ausübe. Wenn die sittliche Güte unserer Natur gemäß ist, so kann der Mensch nur dann gesunden Sinnes und in richtiger Verfassung sein, wenn er gut ist. Ist er es nicht, ist vielmehr der Mensch von Natur böse, so würde ein Aufhören dieses Zustandes ein Verderb sein, und die Güte ist in ihm nur ein Verstöß gegen die Natur. Wäre er geschaffen um Seinesgleichen zu schaden, wie der Wolf seine Beute zu erwürgen, so wäre ein menschlich gesinnter Mensch ein ebenso widernatürliches Geschöpf wie ein mitleidiger Wolf, und nur die Tugend würde uns Gewissensbisse verursachen.

285. Kehren wir in unser eigenes Innere zurück, mein junger Freund! prüfen wir, abgesehen von jedem persönlichen Interesse, wohin sich unsere Neigungen richten. Welches Schauspiel sagt uns mehr zu, das der Qualen oder das des Glückes anderer? Welche Handlung ist uns am angenehmsten und läßt den befriedigendsten Eindruck in uns zurück, eine Handlung der Wohlthätigkeit oder eine Handlung der Bosheit? für was erwärmst du dich bei eueren Vorstellungen auf der Bühne? Bereiten die Verbrechen dir Vergnügen? widmest du deine Thränen den bestraften Verbrechern? Außer unserem Interesse, sagt man, ist uns alles gleichgiltig: und doch tröstet uns in unseren Leiden gerade im Gegentheil der Genuß der Freundschaft und der Menschenliebe; ja selbst bei unseren Freunden wären wir zu einsam, zu beklagenswerth, wenn wir niemanden hätten, der sie mit uns theilte. Wenn es in dem Herzen des Menschen keinen sittlichen Zug gibt, woher hat er denn jene begeisterte Bewunderung für heldenmüthige Handlungen, jene überschwängliche Liebe für große Seelen? Welche Beziehung hat denn diese Begeisterung der Tugend zu unserem Privatinteresse? Warum möchte man lieber Cato sein, der sich das Schwert in's Herz stößt, als Cäsar, der Triumphe feiert? Nimm aus unseren Herzen diese Liebe zum Schönen, und du nimmst dem Leben allen Reiz. Derjenige, in dessen kleinlicher Seele die gemeinen Leidenschaften jene beseligenden Gefühle erstickt haben, derjenige, der sich so sehr in seinem Inneren zusammenzieht, daß er am Ende nur noch sich selbst liebt, kennt keine Begeisterung mehr, sein erstarrtes Herz bebt nicht mehr vor Freude; nie mehr netzt sanfte Rührung seine Augen, für ihn gibt es keinen Genuß mehr; der Unglückselige empfindet und lebt nicht mehr; er ist schon abgestorben.

286. Wie groß indessen auch die Zahl der Schlechten auf der Erde sei, es gibt wenige jener innerlich todten Seelen, welche für alles Gerechte und Gute unempfindlich geworden sind, wenn nicht ihr Interesse dabei betroffen ist. Die Ungerechtigkeit gefällt nur, soweit man Nutzen aus ihr zieht; in allem übrigen verlangt man, daß der Unschuldige beschützt werde. Sieht man auf der Straße oder einem öffentlichen Wege eine Handlung der Gewalt oder Ungerechtigkeit, so steigt sofort im Herzen eine Regung des Zornes und der Entrüstung auf und veranlaßt

uns die Vertheidigung des Unterdrückten zu übernehmen: aber eine mächtigere Pflicht hält uns zurück, die Gesetze nehmen uns das Recht die Unschuld zu beschützen. Wenn dagegen irgend eine Handlung der Milde und des Edelmuths sich vor uns vollzieht, welche Bewunderung, welche Liebe flößt sie uns ein! Wer sagt sich da nicht: Das möchte ich auch gethan haben? Es hat für uns gewiß sehr wenig Bedeutung, daß vor zweitausend Jahren ein Mensch böse oder gerecht gewesen ist, und doch fühlen wir der alten Geschichte gegenüber den nämlichen Antheil, wie wenn das alles sich in unseren Tagen zugetragen hätte. Was kümmern mich die Schandthaten des Catilina? Fürchte ich etwa sein Opfer zu werden? Warum habe ich denn den nämlichen Abscheu vor ihm, wie wenn er mein Zeitgenosse wäre? Wir hassen die Bösen nicht bloß, weil sie uns schaden, sondern weil sie böse sind. Wir wollen nicht bloß glücklich sein, wir wollen auch das Glück anderer; und wenn dieses Glück das unsrige nicht beeinträchtigt, so steigert es dasselbe. Man bemitleidet endlich die Unglücklichen, wenn man es auch nicht wollte; der Anblick ihres Elends bereitet uns Schmerzen. Selbst die verderbtesten Menschen verlieren diesen Trieb nicht ganz; ja er setzt sie oft mit sich selbst in Widerspruch. Der Dieb, der die Wanderer beraubt, bedeckt ein anderes Mal die Blöße der Armen; und der wildeste Mörder stützt einen Mensch, der in Ohnmacht fällt.

287. Man spricht von dem Schrei des Gewissens, der verborgene Verbrechen im Geheimen bestraft und oft sie an's Tageslicht zieht. Ach, wer von uns hätte diese ungelegene Stimme nie gehört? Man spricht da aus Erfahrung; man möchte dieses überwältigende Gefühl, das uns so viele Qualen bereitet, ersticken. Gehorchen wir denn der Natur, wir werden es erkennen, mit welcher Sanftmuth sie uns leitet und welche Wonne man fühlt, wenn man auf sie gehört hat und sich selbst ein gutes Zeugniß geben kann. Der Böse fürchtet und flieht sich selbst; um sich zu erheitern sucht er aus sich herauszukommen; er wirft unruhige Blicke um sich her und sucht etwas, was ihn belustigen könne; ohne bittere Satire und höhnenden Spott wäre er immer traurig; das Lachen des Spottes ist seine einzige Lust. Die Heiterkeit des Gerechten dagegen wohnt in seinem Innern; in ihm lacht nicht Bosheit, sondern Freude: die Quelle seiner Fröhlichkeit ist in seinem Innern; allein ist er ebenso heiter wie mitten in der Gesellschaft; er schöpft sein Vergnügen nicht aus seiner Umgebung, er theilt es ihr mit.

288. Blicke auf alle Völker der Welt, durchfliege die ganze Geschichte: bei so vielen unmenschlichen und verzerrten Formen der Gottesverehrung, bei dieser wunderbaren Verschiedenheit von Sitten und Charakteren findest du überall dieselben Vorstellungen von Gerechtigkeit und Ehrbarkeit, überall die nämlichen sittlichen Grundsätze, überall dieselben Begriffe von Gut und Schlecht. Das Heidenthum der Alten erzeugte

verabscheuungswürdige Götter, welche man hienieden als Verbrecher bestraft hätte und welche als Inbegriff des höchsten Glückes nur die Begehung von Schandthaten und die Befriedigung von Leidenschaften zeigten. Aber selbst mit der Waffe eines geheiligten Ansehens stieg das Laster vergebens aus den ewigen Wohnsitzen herab, der sittliche Instinct stieß es hinaus aus den Herzen der Menschen. Wenn man Jupiters Ausschweifungen feierte, so bewunderte man die Enthaltsamkeit des Xenokrates;*) die keusche Lucretia verehrte die unkeusche Venus; der furchtlose Römer opferte dem Pavor;**) er rief den Gott an, welcher seinen Vater verstümmelte***) und starb ohne zu murren von der Hand des eigenen Vaters. Die größten Männer dienten den verächtlichsten Göttern. Die heilige Stimme der Natur, stärker als die der Götter, verschaffte sich Achtung auf der Erde und schien in den Himmel das Verbrechen sammt den Verbrechern zu verbannen.

289. Es wohnt also in unserem innersten Herzen ein angeborenes Gesetz der Gerechtigkeit und Tugend, nach welchem wir trotz unseren eigenen Grundsätzen unsere und fremde Handlungen als gut oder schlecht beurtheilen; diesem Gesetz nun gebe ich den Namen Gewissen.

290. Bei diesem Worte wird das Geschrei der vermeintlichen Weisen sich von allen Seiten erheben: Ammenmärchen, Vorurtheile der Erziehung! rufen sie alle zusammen. Es gibt nichts im menschlichen Verstand, außer was durch Erfahrung hineinkommt, und wir beurtheilen alles nur nach erworbenen Vorstellungen. Sie gehen aber noch weiter; sie wagen diese ausgemachte und allgemeine Uebereinstimmung aller Nationen zu verwerfen und suchen gegen das schlagende Zusammentreffen des Urtheils der Menschen in der Finsterniß irgend ein dunkles, nur von ihnen allein gekanntes Beispiel; wie wenn alle Triebe der Natur durch die Verkommenheit eines Volkes vernichtet und, sobald es Monstra gibt, die Gattung nichts mehr wäre. Aber was nützt dem skeptischen Montaigne†) alle Mühe, die er sich gibt um in einem Winkel der Welt

---

*) Des leidenschaftslosen und kaltsinnigen Gefährten des Plato (Diogen. Laërt. IV. 2 § 6), den auch eine Phrynis und Laïs nicht hätten erwärmen können. Dagegen erlaubten ihm gegen alles Herkommen die Athener Zeugniß vor Gericht abzulegen ohne Eid.

**) Dem Gotte des Schreckens (damit er sie nicht im Kampfe befalle) Liv. I, 27, 7.

***) Gaea, erzürnt darüber, daß Uranus die mit ihr erzeugten Kinder in den Tartarus schleuderte, gab dem jüngsten Sohne Kronos eine Sichel, womit er den Vater schändete.

†) Petitain citirt die von R. gemeinte Stelle aus dem 22. Cap. des 1. Buches der essais von M.: „Die Gesetze des Gewissens, welche wir aus der Natur entstehen lassen, entspringen der Gewohnheit: jeder hat eine innere Verehrung für die allgemein angenommenen, aus seinem Kreise aufgenommenen Meinungen und Sitten und kann sich von ihnen nicht losmachen ohne Selbstvorwürfe noch sich ihnen anschließen ohne Beifall."

eine den Begriffen der Gerechtigkeit entgegenstehende Gewohnheit aufzudecken? Was nützt es ihm, daß er den verdächtigsten Reisenden ein Ansehen beimißt, welches er den berühmtesten Schriftstellern versagt? Sollen einige unerwiesene und wunderliche Gebräuche, welche sich auf örtliche Ursachen gründen, die wir nicht kennen, den aus der Uebereinstimmung aller Völker gezogenen allgemeinen Thatbeweis umstoßen, obwohl letztere in allen übrigen Dingen sich widersprechen und nur in diesem Punkte einig sind? Du setzest doch sonst deine Ehre in Freimuth und Wahrheit, Montaigne, so sei denn aufrichtig und wahr, wenn ein Philosoph es sein kann, und sage mir, ob es irgend ein Land auf der Erde gibt, wo es ein Verbrechen wäre sein Wort zu halten, mild, wohlthätig und edelmüthig zu sein, wo der ehrenhafte Mann verächtlich und der treulose geehrt ist.

291. Man sagt, jeder unterstütze das allgemeine Wohl zu seinem eigenen Vortheil. Woher kommt es aber denn, daß der Gerechte dazu gegen sein Interesse beiträgt. Wie kann man zu seinem Vortheil in den Tod gehen? Ohne Zweifel wirkt jeder nur für sein Wohl, aber, wenn es ein sittliches Wohl gibt, das man in Rechnung ziehen muß, so wird man nur die Handlungen der Bösen aus ihrem eigenen Interesse erklären: man kann auch annehmen, daß man keinen weiter gehenden Versuch wagen wird. Das wäre doch eine zu verabscheuungswürdige Philosophie, die sich durch tugendhafte Handlungen in Verlegenheit gesetzt sähe, die sich nur damit retten könnte, daß sie niedrige Absichten und Beweggründe ohne Tugend für dieselben ersänne, die genöthigt wäre, den Socrates herunterzuziehen und den Regulus zu verleumden. Wenn derartige Lehren je unter uns Wurzel fassen könnten, die Stimme der Natur wie die der Vernunft würden unaufhörlich sich gegen sie erheben und würden keinem einzigen ihrer Anhänger die Entschuldigung lassen ihnen aus redlicher Meinung anzuhängen.

292. Es ist nicht meine Absicht, mich hier in metaphysische Erörterungen einzulassen, welche meine und deine Fassungskraft übersteigen und im Grunde zu nichts führen. Ich habe dir schon gesagt, ich will mit dir nicht philosophiren, sondern dir nur helfen, dein eigenes Herz zu befragen. Wenn alle Philosophen der Welt beweisen würden, daß ich Unrecht habe, so bin ich doch zufrieden, wenn du fühlst, daß ich Recht habe.

293. Ich brauche dir dazu nur die Unterscheidung unserer erworbenen Vorstellungen von unseren natürlichen Gefühlen zu lehren; denn wir fühlen nothwendiger Weise, bevor wir erkennen; und da wir nicht zu lernen brauchen das für uns Gute zu wollen und das Schädliche zu fliehen, sondern diese Willensbestimmung von der Natur haben, so ist uns auch die Liebe des Guten und der Haß des Schlechten ebenso natürlich wie die Liebe zu uns selbst. Die Acte des Gewissens sind

keine Urtheile, sondern Gefühle: obwohl alle unsere Vorstellungen von außen kommen, so sind doch die Gefühle, die ein Werthurtheil über sie fällen, in uns selbst, und durch sie allein erkennen wir die Zukömmlichkeit und Unzukömmlichkeit zwischen uns und den Dingen, welche wir erstreben oder fliehen müssen.

294. Fühlen heißt für sich existiren; unsere Empfindsamkeit geht unbestreitbar unserer Erkenntniß voran, und wir haben vor den Vorstellungen Gefühle gehabt.[1]) Welches nun auch die Ursache unseres Daseins sei, sie hat jedenfalls für unsere Erhaltung gesorgt, indem sie uns Gefühle gab, die für unsere Natur passen; und man kann wohl nicht leugnen, daß wenigstens diese angeboren sind. In Bezug auf den einzelnen Menschen sind diese Gefühle die Liebe zu sich selbst, die Furcht vor dem Schmerze, die Angst vor dem Tode und das Streben nach Wohlbefinden. Wenn aber der Mensch, was nicht zu bezweifeln, von Natur gesellig oder wenigstens dazu geschaffen ist es zu werden, so kann er es nur durch andere angeborene Gefühle sein, die sich auf seine Gattung beziehen; denn wenn man nur das physische Bedürfniß betrachtet, so muß es die Menschen zerstreuen anstatt sie einander zu nähern. Aus dem durch diese doppelte Beziehung auf sich selbst und zu den Mitmenschen gebildeten moralischen System entspringt nun die Regung des Gewissens. Kenntniß des Guten ist noch nicht die Liebe zum Guten; denn der Mensch hat keine angeborene Kenntniß desselben: sobald aber seine Vernunft ihm diese Kenntniß gibt, so bewirkt sein Gewissen in ihm die Liebe zu demselben; das eben ist dieses angeborene Gefühl.

295. So halte ich es denn nicht für unmöglich, mein Freund, den unmittelbaren Grund des Gewissens ganz unabhängig selbst von der Vernunft als ein Ergebniß unserer Natur zu erklären. Aber wenn es auch unmöglich wäre, so wäre es nicht einmal nothwendig: denn da diejenigen, welche dieses vom ganzen Menschengeschlecht angenommene und anerkannte Princip leugnen, durchaus nicht beweisen, daß es nicht existirt, sondern sich damit begnügen es zu behaupten, so stehen wir, wenn wir behaupten, daß es existirt, auf eben so sicherem Grunde als sie und haben außerdem noch das Zeugniß unseres Inneren und die Stimme des Gewissens, welche für sich selbst zeugt. Wenn das erste Aufleuchten der Urtheilskraft uns blendet und anfangs die Gegenstände vor unseren Augen

---

1) In gewissen Beziehungen sind die Vorstellungen Gefühle und die Gefühle Vorstellungen. Beide Bezeichnungen kommen jeder Wahrnehmung zu, welche uns mit ihrem Gegenstand beschäftigt und mit uns selbst, die wir davon betroffen sind: nur die Reihenfolge dieses Eindrucks bestimmt die Bezeichnung, die ihm zukommt. Wenn wir in erster Linie mit dem Gegenstand befaßt sind und nur durch Reflexion an uns denken, so ist es eine Vorstellung; wenn dagegen der erhaltene Eindruck unsere erste Aufmerksamkeit erregt und wir nur durch Reflexion an den veranlassenden Gegenstand denken, so ist es ein Gefühl. R.

verwirrt, so laß uns warten, bis unsere schwachen Augen sich wieder öffnen und erstarken; bald werden wir die nämlichen Gegenstände im Lichte der Vernunft sehen, wie sie uns die Natur zuerst zeigte: oder vielmehr — seien wir einfacher und weniger eitel; beschränken wir uns auf die ersten Gefühle, die wir in uns selbst finden, weil das Studium, wenn es uns nicht auf Abwege gebracht hat, uns immer wieder zu ihnen zurückführt.

296. O Gewissen, du göttlicher Trieb, unsterbliche, himmlische Stimme; sicherer Führer eines unwissenden und beschränkten, aber denkenden und freien Wesens; unfehlbarer Richter über Gut und Böse, der den Menschen Gott ähnlich macht! Du begründest den Vorzug seiner Natur und die Sittlichkeit seiner Handlungen; ohne dich fühle ich nichts in mir, was mich über das Thier erhöbe, als das traurige Vorrecht, von Irrthum in Irrthum zu versinken vermöge einer ungeregelten Erkenntniß und einer gesetzlosen Vernunft.*)

297. Dank dem Himmel sind wir jetzt befreit von all dem erschreckenden Rüstzeug der Philosophie: wir können Menschen sein ohne Gelehrte zu sein: wir brauchen unser Leben nicht mehr mit dem Studium der Moral zu vergeuden und haben mit geringerem Aufwand einen sichereren Führer in dem ungeheueren Wirrsal der menschlichen Meinungen. Aber es ist nicht genug, daß dieser Führer vorhanden ist, man muß ihn zu erkennen wissen und ihm folgen. Wenn er zu allen Herzen spricht, warum gibt es denn so wenige, die auf ihn hören? Ei, er spricht eben die Sprache der Natur, die wir unter all diesen Umständen vergessen mußten. Das Gewissen ist schüchtern, es liebt die Zurückgezogenheit und den Frieden; die Welt und ihr Geräusch erschrecken es: die Vorurtheile, aus denen man es hat entstehen lassen, sind seine gefürchtetsten Feinde; es flieht oder schweigt vor ihnen; ihre lärmende Stimme erstickt die seinige und läßt es nicht zu Gehör kommen; der Fanatismus wagt es seine Maske anzunehmen und dictirt das Verbrechen in seinem Namen. Es wendet sich endlich ab, nachdem es oft genug zurückgewiesen worden; es spricht nicht mehr zu uns und antwortet uns nicht mehr; und nach so langer Zurücksetzung ist es ebenso schwer es wieder zurückzurufen, als es schwer war, es zu verbannen.

298. Wie oft ließ ich mich ermüden in meinen Untersuchungen durch die Kälte, die ich in mir fühlte! Wie oft gossen Traurigkeit und Ueberdruß ihr Gift aus über meine ersten Nachforschungen und machten sie mir unerträglich! Mein ausgetrocknetes Herz hatte für die Liebe der Wahrheit nur einen matten und lauen Eifer. Ich sagte zu mir: Warum mich quälen in der Jagd nach Dingen, die nicht existiren? Das

---

*) „Solche Stellen bezeugen, daß R. in der That eine besondere, eine einzige Stelle unter den Philosophen seiner Zeit einnimmt.“ Vinet p. 292.

Sittlichgute ist nur ein Hirngespinst; es gibt nichts Gutes als den Sinnengenuß. O wie schwer ist es, wenn man einmal den Geschmack für den geistigen Genuß verloren hat, ihn wiederzugewinnen! Wie viel schwerer noch ihn zu gewinnen, wenn man ihn nie besessen hat! Gäbe es einen Menschen, der kläglich genug wäre, in seinem Leben nie etwas gethan zu haben, dessen Erinnerung ihn mit Selbstzufriedenheit erfüllte und ihm sein Leben werth machte, ein solcher Mensch wäre unfähig sich selbst zu erkennen; er wäre nicht im Stande zu fühlen, welche Güte seiner Natur zukomme und würde gezwungener Weise böse bleiben und auf ewig unglücklich sein. Aber glaubst du, daß es auf der ganzen Erde einen so verkommenen Menschen gibt, der sein Herz nie der Versuchung einer guten That hingegeben hätte? Diese Versuchung ist so natürlich und so verlockend, daß es unmöglich ist ihr immer zu widerstehen; die Erinnerung an die Befriedigung, die sie einmal erzeugt hat, genügt um sie immer wieder zurückzurufen. Leider befriedigt man sie anfangs nur mit Widerstreben; man hat tausend Gründe sich dem Zuge seines Herzens zu widersetzen; die falsche Klugheit hält es gefangen in den Schranken des menschlichen Ich; man muß sich tausendmal Muth zusprechen um sie zu durchbrechen. Das Gefallen am Gutesthun ist der Lohn der guten That, aber diesen Lohn erhält man nur, wenn man ihn verdient hat. Nichts ist liebenswerther als die Tugend; aber man muß sie genießen um es zu erfahren. Wenn man sie umfassen will, nimmt sie, ähnlich dem Proteus der Fabel, zuerst tausend abschreckende Gestalten an und zeigt sich endlich unter ihrer eigenen nur denjenigen, die sie nicht haben loslassen wollen.

299. Immer und immer bestürmt durch mein natürliches Gefühl, welches für das allgemeine Interesse sprach, und durch meine Vernunft, welche alles auf mich bezog, würde ich mein ganzes Leben hindurch vor der Wahl unschlüssig hin- und hergetrieben worden sein, das Böse gethan und das Gute geliebt haben, in fortwährendem Widerspruch mit mir selber, wenn nicht ein neues Licht mein Herz erleuchtet, wenn nicht die Wahrheit, die meinen Ansichten Festigkeit gab, meine Lebensführung wieder gesichert und mich in Uebereinstimmung mit mir selbst gesetzt hätte. Mag man immerhin die Tugend auf die Vernunft allein gründen wollen, welche feste Grundlage kann man ihr denn geben? Die Tugend, sagt man, ist die Liebe der Ordnung. Aber kann und soll diese Liebe die Liebe zu meinem eigenen Wohlbefinden in mir bemeistern? Man gebe mir doch eine helle und ausreichende Vernunft, welche die erstere vorziehen kann. Dieses angebliche Gesetz ist im Grund ein reines Spiel mit Worten; denn ebenso gut kann ich sagen, das Laster ist die Liebe der Ordnung in anderem Sinne. Ueberall, wo es Gefühl und Erkenntniß gibt, ist eine gewisse moralische Ordnung. Der Unterschied ist nur, daß der Gute sich mit Rücksicht auf das Ganze einordnet, der

Böse dagegen das Ganze mit Rücksicht auf sich. Dieser macht sich zum Mittelpunkt aller Dinge; der andere bemißt seinen Radius*) und hält sich im äußeren Kreise. Dann ist er eingeordnet mit Rücksicht auf den gemeinsamen Mittelpunkt, welcher Gott ist, und mit Rücksicht auf alle concentrischen Kreise, welche die Geschöpfe sind. Wenn es keine Gottheit gibt, so denkt nur der Schlechte vernünftig, der Gute ist dann ein sinnloses Geschöpf.

300. O mein Sohn, könntest du es einst fühlen, welche Last von dem Menschen genommen wird, wenn er die Eitelkeit menschlicher Meinungen erschöpft und die Bitterkeit der Leidenschaften gekostet hat und endlich so nahe bei sich den Weg der Weisheit findet, den Lohn für die Mühsale dieses Lebens und die Quelle des Glückes, an dem er verzweifelt hat! Alle durch das Gesetz der Natur gegebenen Pflichten, welche fast ausgelöscht waren in meinem Herzen durch die Ungerechtigkeit der Menschen, machen sich wieder geltend in mir beim Namen der ewigen Gerechtigkeit, welche sie mir auferlegt und sie durch mich erfüllt sieht. Ich fühle in mir nur die Wirkung und das Werkzeug des großen Wesens, welches das Gute will und ausführt und auch mein Wohl bewirken wird durch das Zusammengehen meines Willens mit dem seinigen und den richtigen Gebrauch meiner Freiheit: ich füge mich in die Ordnung, die er aufrichtet, dessen gewiß, daß ich eines Tages die Früchte dieser Ordnung genießen und darin meine Glückseligkeit finden werde; denn welche süßere Wonne kann es geben, als sich eingeordnet zu fühlen in ein System, in welchem alles gut ist? Befällt mich Schmerz, so ertrage ich ihn mit Geduld, im Bewußtsein, daß er vergänglich ist und von einem Körper kommt, der nicht zu mir gehört. Wenn ich ohne Zeugen eine gute Handlung thue, so weiß ich, daß sie gesehen wird, und ich rechne meine Lebensführung in diesem Leben auf das künftige an. Leide ich eine Ungerechtigkeit, so sage ich mir: das gerechte Wesen, welches alles lenkt, wird mich dafür schon zu entschädigen wissen: die Bedürfnisse meines Leibes und die Noth meines Lebens machen mir den Gedanken an den Tod erträglicher. So viele Bande werden dann weniger zu zerreißen sein, wenn ich alles verlassen muß.

301. Warum ist meine Seele meinen Sinnen unterworfen und an diesen Körper gefesselt, der ihn knechtet und einengt? Ich weiß es nicht: oder bin ich in die Geheimnisse Gottes eingedrungen? Doch kann ich ohne Verwegenheit bescheidene Vermuthungen aufstellen. Ich sage mir: Wäre der Geist des Menschen frei und rein geblieben, welches Verdienst hätte er, die Ordnung, die er aufgerichtet sähe und die zu stören er gar keine Veranlassung hätte, zu lieben und sich ihr zu fügen? Er wäre allerdings glücklich; aber seinem Glücke würde der höchste Grad fehlen, der Ruhm der Tugend und die eigene Anerkennung; er würde nur den Engeln gleichen, und ohne Zweifel ist der tugendhafte Mensch

*) seine Beziehung zum Mittelpunkte.

mehr als sie. Da nun die Seele durch ebenso mächtige als unbegreifliche Bande mit einem sterblichen Körper vereinigt ist, bestimmt sie die Sorge um seine Erhaltung, alles auf ihn zu beziehen und gibt ihr eine der allgemeinen Ordnung entgegengesetzte Richtung, obwohl sie fähig ist, diese zu erkennen und zu lieben; dann wird der rechte Gebrauch ihrer Freiheit zu gleicher Zeit Verdienst und Belohnung, und sie verschafft sich ein unwandelbares Glück, indem sie ihre irdischen Leidenschaften bekämpft und sich in ihrem ursprünglichen Willen erhält.

302. Wenn nun selbst in dem Zustand der Erniedrigung, in welchem wir uns während dieses Lebens befinden, alle unsere ersten Neigungen berechtigt sind, unsere Laster aber nur aus uns selbst kommen, warum beklagen wir uns darüber, daß sie uns unterjochen? Warum werfen wir dem Urheber der Dinge die Uebel vor, die wir verschulden, und die Feinde, welche wir selbst gegen uns bewaffnen? O, man mache doch den Menschen nicht zu schlecht; seine Güte wird ihm nie eine Strafe, sein Glück nie ein Vorwurf sein. Die Verbrecher, die da behaupten zum Verbrechen genöthigt zu sein, sind ebenso lügenhaft als böse: warum sehen sie denn nicht, daß die Schwäche, die sie anklagen, ihr eigenes Werk ist, daß ihre erste Verderbniß aus ihrem Willen kommt und daß nur, weil sie es eben so wollen, sie ihren Versuchungen nachgeben und diese unwiderstehlich machen? Sicherlich ist es nicht mehr in ihrer Macht, nicht böse und schwach zu sein, aber es stand bei ihnen, es nicht zu werden. O wie leicht würden wir Herren über uns und unsere Leidenschaften bleiben, selbst während dieses Lebens, wenn wir, da unsere Gewohnheiten sich noch nicht gebildet hätten und unser Geist sich erst zu erschließen begänne, ihn mit den Gegenständen zu beschäftigen wüßten, welche er kennen muß um diejenigen zu schätzen, welche er nicht kennt; wenn wir uns aufrichtig aufklären möchten, nicht um zu glänzen in den Augen der anderen, sondern um gut und weise zu sein nach unserer Natur, um uns glücklich zu machen in der Ausübung unserer Pflichten! Dieß Bestreben scheint uns ermüdend und mühsam, weil wir erst daran denken, wenn wir durch das Laster schon verdorben und unsern Leidenschaften schon preisgegeben sind. Wir bestimmen Urtheil und Werthschätzung, bevor wir das Gute und das Böse kennen; und dann, indem wir alles auf dieses falsche Maß beziehen, geben wir keiner Sache ihren rechten Werth.

303. Es gibt ein Alter, wo unser Herz, noch frei, aber warm, unruhig, nach einem Glücke sich sehnend, das ihm noch unbekannt ist, demselben mit einer neugierigen Ungewißheit nachjagt und, durch die Sinne getäuscht, an seinem nichtigen Bilde hängen bleibt und es zu finden glaubt, wo es nicht ist. Dieser Wahn hat für mich zu lange gewährt. Ach, ich habe ihn zu spät erkannt und ihn nicht ganz zerstören können; er wird so lange dauern wie dieser sterbliche Leib, der seine Ursache ist. Nur wird er mich nicht mehr täuschen, wenn er mich auch

berückt; ich weiß, was er ist; ich gehe ihm nach, aber ich verachte ihn; nicht den Gegenstand meines Glückes, nein, das Hinderniß desselben sehe ich in ihm. Ich sehne mich nach dem Augenblicke, wo ich, befreit von den Fesseln des Leibes, ich sein werde ohne Widerspruch und ohne Abbruch und nur meiner selbst bedürfen werde um glücklich zu sein; bis dahin bin ich es auch schon in diesem Leben, da ich alle Uebel für wenig achte, da ich es beinahe als meinem Wesen fremd ansehe und da das wahre Gute, das ich daraus ziehen kann, von mir selbst abhängig ist.

304. Um mich zum voraus zu diesem Zustand des Glückes, der Kraft und der Freiheit zu erheben, soweit es möglich ist, übe ich mich in den erhabenen Betrachtungen. Ich sinne nach über die Ordnung des Weltalls, nicht um sie durch nichtige Systeme zu erklären, sondern um sie unaufhörlich zu bewundern, um den weisen Urheber, der sich darin fühlbar macht, zu verehren. Ich verkehre mit ihm und erfülle alle meine Fähigkeiten mit seinem göttlichen Wesen; seine Wohlthaten rühren mich, und ich segne ihn für seine Gaben, aber ich bitte nichts. Was sollte ich von ihm verlangen? Daß er um meinetwegen den Lauf der Dinge änderte? Daß er Wunder thue zu meinen Gunsten? Muß ich doch überdieß jede durch seine Weisheit aufgerichtete und durch seine Vorsehung erhaltene Ordnung lieben, wie sollte ich wollen, daß diese Ordnung für mich gestört würde? Nein, dieser frevelhafte Wunsch verdiente eher bestraft als erhört zu werden. Ich verlange von ihm auch nicht das Vermögen recht zu handeln: warum fordern, was er mir gegeben hat? Hat er mir nicht das Gewissen gegeben um das Gute zu lieben, die Vernunft es zu erkennen, die Freiheit es zu wählen? Wenn ich Böses thue, habe ich keine Entschuldigung; ich thue es, weil ich so will: wenn ich verlangte, er möge meinen Willen ändern, würde ich von ihm verlangen, was er von mir will; ich würde damit fordern, daß er meine Arbeit thue und ich den Lohn dafür empfange; wenn ich mit meiner Lage nicht zufrieden bin, so sage ich damit, daß ich nicht mehr Mensch sein, daß ich etwas anderes will als das Bestehende, nämlich die Unordnung und das Böse. Quelle der Gerechtigkeit und Wahrheit, gnädiger und gütiger Gott! in meinem Vertrauen auf dich ist der höchste Wunsch meines Herzens, daß dein Wille geschehe! Wenn ich den meinigen damit vereinige, so thue ich, was du thust, ich überlasse mich deiner Güte; schon zum voraus glaube ich Theil zu nehmen an der höchsten Wonne, welche der Lohn dafür ist.

305. In dem gerechten Mißtrauen gegen mich selbst verlange ich von ihm oder erwarte vielmehr von seiner Gerechtigkeit nur das eine, daß er mich zurechtweise, wenn ich mich verirre und dieser Irrthum gefährlich für mich ist. Aus redlicher Meinung halte ich mich nicht für unfehlbar: meine Ansichten, die ich vielleicht für die richtigsten halte, sind vielleicht nichts als Lügen; denn welcher Mensch hängt nicht an seinen Ansichten? und wie viele Menschen stimmen in allem zusammen? Mag

auch die Verblendung, die mich bethört, aus mir kommen, er allein kann mich davon heilen. Ich habe gethan, was ich konnte, um die Wahrheit zu erfassen; aber ihre Quelle ist zu hoch über mir: wenn meine Kräfte mir versagen um weiter zu kommen, welche Schuld kann mich treffen? an ihr ist es zu mir herabzukommen.

306. Der gute Priester hatte mit Erregung gesprochen; er war bewegt wie ich selbst. Ich glaubte den göttlichen Orpheus zu hören, wie er seine ersten Hymnen sang und den Menschen die Verehrung der Götter lehrte. Indessen stellten sich mir eine Menge von Einwendungen dar: ich machte aber keine, weil sie weniger gegründet als verfänglich und die Ueberzeugung auf seiner Seite war. Wie er so nach seinem Gewissen zu mir sprach, schien das meinige mir seine Worte zu bestätigen.

307. Die Ansichten, die Sie mir eben dargelegt haben, sagte ich zu ihm, scheinen mir ungewöhnlicher in dem, was Sie nach ihrem Geständniß nicht wissen, als in dem, was Sie zu glauben behaupten. Ich sehe darin im Allgemeinen den Theismus oder die natürliche Religion, welche die Christen gerne zusammenwerfen möchten mit dem Atheismus oder der Irreligion, welche dieser Lehre gerade entgegengesetzt ist.*) Indessen habe ich bei dem gegenwärtigen Zustand meines Glaubens mehr hinauf- als herabzusteigen um zu Ihren Ansichten zu gelangen; aber ich finde es schwierig gerade auf Ihrem Standpunkte stehen zu bleiben, wenn man nicht ebenso weise ist wie sie. Um wenigstens ebenso aufrichtig zu sein, will ich mit mir zu Rathe gehen. Dabei soll mich nach ihrem Beispiel das innere Gefühl leiten; und Sie haben mir selbst gelehrt, daß nach dem langen Schweigen, das ich ihm auferlegt hatte, es nicht die Sache eines Augenblicks ist, es wieder zurückzurufen. Ich trage Ihre Reden in meinem Herzen mit mir fort, ich muß darüber nachsinnen. Wenn ich nach reiflicher Ueberlegung ebenso von ihnen überzeugt bleibe wie Sie, so sollen Sie mein letzter Apostel sein und ich werde Ihr Proselyt sein bis zu meinem Tode. Belehren Sie mich aber noch weiter; Sie haben mir nur die Hälfte von dem gesagt, was ich zu wissen brauche. Sprechen sie von der Offenbarung, den heiligen Schriften und jenen dunkeln Glaubenssätzen, über welche mich seit meiner Kindheit der Zweifel hin- und hertreibt, ohne daß ich sie begreifen oder glauben kann, ohne daß ich sie anzunehmen oder zu verwerfen im Stande bin.

308. Ja, mein Sohn, sagte er mich umarmend, ich will dir vollständig darlegen, was ich denke; ich will dir mein Herz nicht blos halb öffnen: aber es bedurfte von deiner Seite eines Verlangens um mich

*) Formey p. 166: „Nicht die Christen werfen diese beiden Lehren zusammen, sondern diese vorgeblichen Theisten, welche gegen die Grundsätze der natürlichen Religion die heftigsten Angriffe richten und damit zeigen, daß sie im Grunde nur verkleidete Atheisten sind." S. Anm. zu R.'s Anm. unter § 260.

zu rückhaltsloser Aeußerung dir gegenüber zu ermächtigen. Ich habe dir bis jetzt nur gesagt, was dir nach meinem Urtheil nützen konnte und wovon ich ganz und gar überzeugt war. Die Erörterung, die mir noch übrig bleibt, ist ganz anderer Natur; ich sehe hier nur Verwickelung, Geheimniß und Dunkelheit und trete nur mit Ungewißheit und Mißtrauen an die Sache heran. Nur mit Angst entscheide ich mich und sage dir lieber meinen Zweifel als meine Meinung. Wären deine Ansichten gesicherter, so würde ich Bedenken tragen dir die meinigen auseinanderzusetzen; aber in deiner gegenwärtigen Lage ist es für dich von Vortheil zu denken wie ich.[1]) Uebrigens sollst du dich bei meinen Worten nur durch das Gewicht der Vernunft bestimmen lassen: ich weiß nicht, ob ich im Irrthum bin. Bei Erörterungen ist es schwer nicht manchmal den Ton der Behauptung anzuschlagen; denke aber daran, daß hier alle meine Behauptungen nur Gründe des Zweifels sind. Suche die Wahrheit selbst; ich verspreche dir nur Aufrichtigkeit.

309. Du siehst in meiner Auseinandersetzung nur natürliche Religion:*) sehr seltsam, daß man eine andere braucht! Woraus soll ich dieses Bedürfniß erkennen? Wie kann ich schuldig befunden werden, wenn ich Gott diene nach der Einsicht, die er meinem Verstande gibt, und nach den Gefühlen, die er meinem Herzen einflößt? Welche Reinheit der Moral, welchen Glaubenssatz zum Nutzen des Menschen und zur Ehre seines Schöpfers kann ich aus einer positiven Lehre ziehen, den ich nicht ohne sie aus dem richtigen Gebrauch meiner geistigen Kräfte ziehen könnte? Zeige mir, was man zu den Pflichten des Naturgesetzes hinzufügen kann zum Ruhme Gottes, zum Wohl der menschlichen Gesellschaft und zu meinem eigenen Vortheil, und welche Tugend du von einer neuen Gottesverehrung erwartest, die nicht auch eine Folge der meinigen wäre. Die erhabensten Vorstellungen Gottes kommen aus der Vernunft allein. Sieh des Schauspiel der Natur und höre die innere Stimme. Hat Gott nicht unseren Augen, unserem Gewissen, unserem Urtheil alles gesagt? Was können uns die Menschen noch mehr sagen? Ihre Enthüllungen erniedrigen Gott nur, indem sie ihm die menschlichen Leidenschaften geben. Nein, die besonderen Glaubenssätze hellen die Begriffe von dem unendlichen Wesen nicht auf, sie verwirren sie; sie veredeln sie nicht, sondern ziehen sie herunter; zu den unbegreiflichen Ge-

---

[1]) Damit könnte sich der gute Landpfarrer jetzt, wie mir scheint, zu seinen Lesern wenden. R. — Damit soll auf die Giltigkeit der folgenden Auseinandersetzungen für die ganze Mitwelt hingewiesen werden. Formey faßt die Worte etwas anders auf, meint aber bald darauf, es wäre eine ehrenvolle und für die Kirche ersprießliche Arbeit, wenn eine „ganze Gesellschaft von Geistlichen" gegen R. eine Apologie des Christenthums schriebe. Er selbst beschränkt sich darauf, die Stellen hervorzuheben, wo R. „der Wahrheit die Ehre gibt".

*) In einem Briefe an Petit-Pierre (Motiers 1763) sagt R.: „das wahre Christenthum ist nichts als die besser erklärte natürliche Religion" u. s. w.

heimnissen, welche es umhüllen, fügen sie noch sinnlose Widersprüche, sie machen den Menschen eingebildet, unduldsam und gefühllos; anstatt den Frieden auf der Erde aufzurichten, bringen sie Schwert und Feuer. Wenn ich frage, wozu das alles gut ist, weiß ich nicht zu antworten. Ich sehe darin nur die Verbrechen des Menschen und das Elend seines Geschlechtes.

310. Man sagt, man hätte einer Offenbarung gebraucht um den Menschen zu lehren, wie Gott verehrt sein wollte; zum Beweise führt man die große Verschiedenheit der abenteuerlichen Culte an, welche sie eingerichtet haben, und sieht nicht ein, wie gerade diese Verschiedenheit aus der Phantasie der Offenbarungen entspringt. Seit die Menschen darauf verfallen sind, Gott sprechen zu lassen, hat ihn jeder nach seinem Kopfe sprechen und ihn sagen lassen, was jeder selbst gewollt hat. Hätte man nur auf das gehört, was Gott dem menschlichen Herzen sagt, so hätte es nie mehr als eine Religion gegeben auf Erden.*)

311. Man bedurfte eine einheitliche Gottesverehrung; ich will es zugeben: aber war denn das ein so wichtiger Punkt, daß man des ganzen Rüstzeugs der göttlichen Macht brauchte um ihn festzustellen? Verwechseln wir doch die Formen der Religion nicht mit der Religion selbst. Der Gottesdienst, den Gott verlangt, ist der des Herzens, und wenn dieser aufrichtig ist, ist er immer der gleiche. Man muß von einer recht wahnwitzigen Eitelkeit besessen sein um zu glauben, Gott bekümmere sich so sehr um die Form eines Priesterkleides, um die Aufeinanderfolge der Worte, welche der Priester spricht, um die Handbewegungen, die er am Altare macht, und um alle seine Kniebeugungen. O mein Freund, bleibe, so hoch du bist, du bist der Erde immer nahe genug. Gott will im Geiste und in der Wahrheit angebetet sein: dieß ist die Pflicht aller Religionen, aller Länder, aller Menschen. Wenn nun aber die äußere Gottesverehrung der guten Ordnung wegen eine gleichmäßige sein soll, so ist das lediglich eine Polizeisache; einer Offenbarung bedarf es dazu durchaus nicht.

312. Mit allen diesen Betrachtungen fing ich nicht an. Die Vorurtheile der Erziehung und jener gefährliche Dünkel, der immer den Menschen über seinen Kreis herausheben will, verleiteten mich, und da ich meine schwachen Begriffe nicht zu dem höchsten Wesen emporheben konnte, bemühte ich mich es zu mir herunterzuziehen. Ich brachte die unendlich weit entfernten Beziehungspunkte, die es zwischen seiner Natur und der meinigen gesetzt hat, einander näher. Ich wollte unmittelbarere Verbindungen, genauere Unterweisungen; und nicht zufrieden, Gott dem Men-

---

*) Es muß auch hier wieder darauf hingewiesen werden, daß die historische Entwickelung des Menschen innerhalb seiner leiblichen Existenz bei R. nie anerkannt wird.

schen ähnlich zu machen, wollte ich auch, um selbst unter meinen Mitmenschen ein Vorrecht zu genießen, eine übernatürliche Einsicht; ich wollte meine ganz eigene Gottesverehrung; Gott hätte mir sagen sollen, was er anderen nicht gesagt oder was andere nicht verstanden hätten wie ich.

313. Da ich nun den Punkt, auf den ich gelangt war, als den gemeinsamen Ausgangspunkt aller Gläubigen bei ihrem Suchen nach einer reineren Gottesverehrung ansah, fand ich in den Glaubenssätzen der natürlichen Religion nur die Elemente jeder Religion. Ich betrachtete diese Mannichfaltigkeit der Secten, die auf der Erde bestehen und sich gegenseitig der Lüge und des Irrthums anklagen, und fragte: Welches ist nun die richtige? Jeder antwortete mir: die meinige; jeder sagte: Ich allein und meine Glaubensgenossen haben die rechte Ansicht; alle anderen sind im Irrthum. „Und wie weißt du, daß deine Secte die richtige ist? — Weil Gott es gesagt hat.[1]) — Und wer sagt dir, daß Gott es gesagt hat? — Mein Pfarrer, und der weiß es wohl. Mein Pfarrer sagt mir, ich solle so glauben, und ich glaube so; er versichert mich, daß alle, welche anders sagen als er, lügen, und so höre ich nicht auf sie.

314. Wie, dachte ich, die Wahrheit ist also nicht eine? und was bei mir wahr ist, kann bei Euch falsch sein? Wenn der, welcher auf dem rechten Wege wandelt, gerade so verfährt wie der Irrende, welches Verdienst oder welches Unrecht hat denn der eine vor dem andern? Ihre Wahl ist nur vom Zufall bestimmt worden; eine Unbilligkeit ist es, ihnen

---

[1]) „Alle," sagt ein guter und vernünftiger Priester, „behaupten, sie hätten und glaubten sie (und so schwatzen sie alle) nicht von den Menschen noch irgend einem andern Geschöpf, sondern von Gott.

Um aber die Wahrheit zu sagen ohne Schönthun und Bemänteln, ist dem nicht so; sie kommen, was man auch sage, von menschlichen Händen und Mitteln; das bezeugt erstlich die Art, wie die Religionen in der Welt aufgenommen worden sind und noch tagtäglich von den einzelnen Menschen aufgenommen werden: Herkunft, Land und Ort bestimmen die Religion: man nimmt die an, welche der Ort, wo man geboren und erzogen wird, bekennt: wir sind beschnitten, getauft, Juden, Mahometaner, Christen, bevor wir wissen, daß wir Menschen sind: die Religion wird nicht durch uns gewählt und ausgelesen; es bezeugt dieß ferner die mit der Religion so schlecht stimmende Sitte und Lebensart; es bezeugt dieß, daß man aus menschlicher und geringfügiger Veranlassung den Absichten seiner Religion zuwiderhandelt". Charron, über die Weisheit B. II., Kap. 5, S. 257. Ausg. von Bordeaux 1601.

Es ist sehr wahrscheinlich, daß das offene Glaubensbekenntniß des tugendhaften Theologen von Condom der des savoyischen Landpfarrers ziemlich gleich gesehen hätte. R. —

Charron lebte 1551—1603 und predigte, nachdem er zuerst Advocat gewesen, den Scepticismus von den Kanzeln. Petitain macht darauf aufmerksam, daß Charron's Lehrer Montaigne ganz ähnlich sage (II. B., 12. K.): „Wir sind Christen gerade so, wie wir Perigordier oder deutsche sind." Wir verweisen noch auf unsere Anm. zu § 173. d. B.

das anzurechnen, man würde belohnen oder bestrafen, daß einer in diesem oder einem andern Lande geboren worden. Wer Gott ein derartiges Urtheil zuzuschreiben wagt, lästert seine Gerechtigkeit.

315. Entweder sind alle Religionen recht und Gott angenehm, oder, wenn er den Menschen eine bestimmte vorschreibt und sie bestraft, wenn sie sie nicht erkennen, so hat er ihr bestimmte und deutliche Zeichen beigegeben, wodurch sie als die einzig wahre unterschieden und erkannt werden kann: diese Zeichen sind für alle Zeiten und Orte, gleichermaßen kenntlich für alle Menschen, groß und klein, gelehrt und unwissend, für Europäer, Indier, Afrikaner und Wilde. Wenn es eine Religion auf Erden gäbe, außer der aber nur ewige Verdammung wäre, und wenn an irgend einem Orte der Welt nur ein einziger redlicher Mensch von ihrer Wahrheit nicht durchdrungen wäre, so wäre der Gott dieser Religion der ungerechteste und grausamste der Tyrannen.

316. Suchen wir also aufrichtig die Wahrheit, geben wir nichts auf das Recht der Geburt und auf das Ansehen der Väter und der Geistlichen, sondern rufen wir alles, was sie uns seit unserer Kindheit gelehrt, vor den Richterstuhl des Gewissens und der Vernunft. Mögen sie immerhin schreien: unterwirf deine Vernunft; mit gleichem Rechte könnte einer, der mich hintergehen will, sagen: ich brauche Gründe um meine Vernunft zu unterwerfen.

317. Die ganze Theologie, welche ich mir aus mir selbst aneignen kann durch die Betrachtung des Weltalls und den rechten Gebrauch meiner Geisteskräfte, beschränkt sich auf das, was ich dir schon auseinandergesetzt habe. Um mehr zu wissen, muß ich zu außerordentlichen Mitteln greifen. Diese können nicht in dem Ansehen der Menschen bestehen; denn da kein Mensch anders geschaffen ist als ich, kann ich alles, was ein Mensch auf natürlichem Wege erkennen kann, auch erkennen, und ein anderer Mensch kann sich ebenso gut täuschen wie ich: wenn ich glaube, was er sagt, so geschieht es nicht, weil er es sagt, sondern weil er es beweist. Das Zeugniß der Menschen ist also im Grunde nur das meiner Vernunft selbst, und thut zu den natürlichen Mitteln, welche mir Gott zur Erkenntniß der Wahrheit gegeben, nichts hinzu.

318. Was hast du nun mir zu sagen, du Apostel der Wahrheit, worüber ich nicht Richter bliebe? — Gott selbst hat gesprochen; höre seine Offenbarung. — Das ist freilich etwas anders. Gott hat gesprochen! fürwahr ein großes Wort. Und zu wem hat er gesprochen? — Zu den Menschen. — Warum habe ich denn nichts gehört? — Er hat andere Menschen beauftragt die sein Wort zu bringen. — Gut: also Menschen sollen mir sagen, was Gott gesagt hat. Lieber hätte ich Gott selbst gehört: für ihn wäre es ebenso einfach gewesen, und ich wäre vor Täuschung sicher gewesen. — Er schützt dich davor, indem er die Sendung deiner Boten bezeugt. — Wie das? — Durch Wunder. —

Und wo sind diese? — In den Büchern. — Und wer hat diese Bücher gemacht? — Menschen. — Und wer hat diese Wunder gesehen? — Menschen, welche sie bezeugen. — Wie! immer menschliche Zeugnisse! immer Menschen, welche mir berichten, was andere Menschen berichtet haben! Wie viele Menschen zwischen Gott und mir! Sehen wir indessen zu, prüfen, vergleichen, berichtigen wir. Ach, würde ich Gott weniger freudigen Herzens gedient haben, wenn er mir alle diese Arbeit hätte erlassen wollen?

319.*) Bedenke, mein Freund, in welche schauerliche Erörterung ich mich verwickelt habe; welche ungeheuere Gelehrsamkeit ich brauche um in's höchste Alterthum hinaufzusteigen, um die Prophezeiungen, Offenbarungen und Thatsachen, alle Denkmäler des Glaubens, welche in allen Ländern der Welt zum Vorschein gekommen sind, zu prüfen, zu wägen, einander gegenüberzustellen und ihnen Ort, Zeit, Urheber und Veranlassung zuzuweisen! Welche Schärfe der Kritik ist mir nothwendig um die authentischen Beweisstücke von den unterschobenen zu unterscheiden, um die Einwürfe mit den Antworten, die Uebersetzungen mit den Originalen zu vergleichen, die Unparteilichkeit der Zeugen, ihren gesunden Sinn und ihre Einsicht zu beurtheilen, um zu wissen, ob man nichts unterdrückt, nichts hinzugethan, nichts versetzt, geändert, gefälscht hat, um die Widersprüche aufzuheben, die noch bleiben, um zu beurtheilen, welches Gewicht das Stillschweigen in den gegen sie angeführten Thatsachen haben muß, ob diese Anführungen ihnen bekannt gewesen, ob sie ihnen wichtig genug vorgekommen um sich zu einer Antwort herbeizulassen, ob die Bücher verbreitet genug waren, daß die unsrigen ihnen zukommen konnten und ob wir redlich genug waren die ihrigen unter uns zu verbreiten und ihre stärksten Einwürfe darin unverändert stehen zu lassen, wie sie sie geschrieben hatten!

320. Wenn alle diese Denkmäler als unanfechtbar erkannt sind, muß zu den Beweisen für die Mission der Urheber geschritten werden; man muß die Gesetze der Wahrscheinlichkeiten, die voraussichtlichen Möglichkeiten gut kennen um zu beurtheilen, welche Voraussagung sich nicht ohne Wunder erfüllen konnte; man muß den Geist der orientalischen Sprachen kennen um zu unterscheiden, was in diesen Sprachen Voraussagung und was nur Redefigur ist; man muß wissen, welche Ereignisse in der Ordnung der Natur liegen und welche nicht, um zu sagen, bis zu welchem Punkte ein geschickter Mensch die Augen der Einfältigen blenden und selbst die Aufgeklärten in Erstaunen setzen kann; man muß erforschen, welcher Art das Wunder sein und welche Bestätigung es haben muß, nicht blos um geglaubt zu werden, sondern auch um den Zweifler strafbar erscheinen zu lassen; man muß die Beweise der wahren

*) R. will weniger den Umfang, als die Unmöglichkeit der Frage in's Licht setzen.

und der falschen Wunder vergleichen und sichere Regeln für die Unterscheidung derselben finden; man muß endlich angeben, warum Gott zur Bestätigung seines Wortes Mittel wählt, welche selbst der Bestätigung so sehr bedürfen, als triebe er Spott mit der Leichtgläubigkeit der Menschen und vermiede absichtlich die wahren Mittel der Ueberzeugung.

321. Nehmen wir an, die göttliche Majestät wolle sich so weit herablassen, einen Menschen zum Werkzeug ihres heiligen Willens zu machen; — ist es vernünftig, ist es gerecht zu verlangen, daß die ganze Menschheit der Stimme dieses Mittlers gehorche, ohne daß er als solcher kenntlich gemacht sei? Verträgt es sich mit der Billigkeit, diesem Menschen als ganzen Beglaubigungsbrief nur ein paar Zeichen mitzugeben, die vor wenigen unbedeutenden Personen gemacht sind und wovon die ganze übrige Menschheit nur vom Hörensagen jemals etwas erfahren wird? Ueberall auf der Erde wäre jede Secte die richtige, wenn man alle Wunder, welche das Volk und die Einfältigen gesehen haben wollen, für wahr hielte; es gäbe mehr Wunder als natürliche Ereignisse, und von allen das größte wäre es, wenn es da, wo es verfolgte Schwärmer gibt, keine Wunder gäbe. Die unwandelbare Ordnung der Natur zeigt die weise Hand, welche sie lenkt, am besten; gäbe es viele Ausnahmen, so wüßte ich nicht mehr, was ich darüber denken sollte; ich für meinen Theil glaube aber zu sehr an Gott um an so viele seiner so unwürdige Wunder zu glauben.

322. Ein Mensch möge auftreten und sagen:*) Sterbliche, ich verkündige euch den Willen des Allerhöchsten; erkennet in meiner Stimme denjenigen, welcher mich schickt; ich befehle der Sonne ihren Lauf zu ändern, den Sternen sich in eine andere Reihe zu stellen, den Bergen sich zu ebnen, den Wogen sich zu erheben, der Erde ihr Angesicht zu wechseln. Wer wird bei solchen Wundern nicht sofort den Herrn der Natur erkennen? den Betrügern gehorcht sie nicht; ihre Wunder geschehen an den Straßenecken, in den Wüsten, in den Häusern, und da haben sie einen leichten Handel mit einem kleinen Haufen von Zuschauern, die schon aufgelegt sind alles zu glauben. Wer wagt mir zu sagen, wie viele Augenzeugen nöthig sind um ein Wunder glaubwürdig zu machen? Wenn eure Wunder, die doch gemacht sind eure Lehre zu bekräftigen, selbst des Beweises bedürfen, wozu dienen sie denn? da brauchte man ja gar keine.

323. Es bleibt endlich die wichtigste Probe bei der also verkündigten Lehre; denn da diejenigen, welche behaupten, daß Gott auf Erden Wunder wirke, sagen, der Teufel ahme sie manchmal nach, so sind wir mit den best bezeugten Wundern nicht viel weiter als früher, und da

*) „Wer sollte nicht glauben, daß derjenige, der sich so ausdrückt, nur Wunder verlange um Christ zu sein.“ Hirtenbrief des Bischofs Beaumont (XVI.). R. selbst bekennt sich in seiner Antwort laut als Christ, freilich nicht als Schüler der Priester, aber als Anhänger Jesu Christi.

die Magier des Pharao selbst in Moses Gegenwart die nämlichen Zeichen zu thun wagten, welche er im ausdrücklichen Auftrage Gottes that, warum hätten sie nicht in seiner Abwesenheit mit gleichem Recht die nämliche Glaubwürdigkeit beansprucht? Nachdem man also die Lehre durch das Wunder bestätigt, muß man das Wunder durch die Lehre [1]) bekräftigen um ja nicht das Werk des Teufels für das Werk Gottes zu nehmen. Was sagt ihr zu diesem Wechselbeweis?

324. Wenn diese Lehre von Gott kommt, muß sie das heilige Gepräge der Göttlichkeit an sich tragen, sie muß nicht allein die wirren Begriffe, die sich unser Verstand auf dem Wege philosophischer Erforschung bildet, aufhellen, sie muß uns auch eine Gottesverehrung, eine Moral und Grundsätze geben, welche zu den Attributen, durch welche allein wir das Dasein Gottes erkennen, stimmen. Lehrte sie uns nun bloß abgeschmackte und vernunftwidrige Dinge, flößte sie uns nur Abneigung gegen Unsresgleichen und Schrecken vor uns selbst ein, stellte sie uns blos einen eifernden, zorn- und rachsüchtigen, parteiischen und die Menschen hassenden Gott vor, einen Gott des Krieges und der Kämpfe, immer bereit zu zerstören und zu zermalmen, immer von Qualen und Strafen redend, sich rühmend, selbst die Unschuldigen zu strafen, so würde mein Herz sich nicht hingezogen fühlen zu diesem fürchterlichen Gott, ich würde mich sehr hüten die natürliche Religion zu verlassen um diese anzunehmen; denn man müßte ja offenbar eine Wahl treffen. Euer Gott ist nicht der meine, würde ich zu diesen Gläubigen*) sagen. Wer sich

---

[1]) Dieß geschieht ausdrücklich an tausend Orten der Schrift, u. a. im Deuteronomium Kap. 13, wo gesagt wird, daß, wenn ein Prophet fremde Götter predigt und seine Worte durch Wunder bekräftigt und seine Prophezeiungen eintreffen, man darauf durchaus keine Rücksicht nehmen, sondern den Propheten dem Tode überantworten soll. Wenn nun die Heiden die Apostel tödteten, welche ihnen einen fremden Gott verkündigten und ihre Sendung durch Weissagungen und Wunder bestätigten, so sehe ich keinen wirklichen Vorwurf, den man ihnen machen konnte und den sie nicht sofort auf uns zurückschleudern könnten. Was nun thun in einem solchen Fall? Nur Eines: zur vernünftigen Prüfung zurückkehren und die Wunder bei Seite lassen. Hätte man sich nur gar nicht auf sie berufen. Das ist die einfachste Vernunft, die man nur mit Düfteleien von wenigstens sehr spitzfindiger Art verdunkelt. Spitzfindigkeiten im Christenthum! Jesus Christus hat also Unrecht gehabt das Himmelreich den Einfältigen zu verheißen; er hat also Unrecht gehabt die schönsten seiner Reden damit zu beginnen, daß er die Einfältigen selig pries, wenn es so vielen Geistes bedarf um seine Lehre zu verstehen und zu lernen an ihn zu glauben. Wenn du mir beweisest, daß ich mich unterwerfen muß, so wird alles recht sein: aber um mir das zu beweisen, mußt du mir verständlich werden; bemiß deine Beweise nach der Fassungskraft eines beschränkten Verstandes, oder ich erkenne in dir den wahren Jünger deines Herrn nicht an, und es ist nicht seine Lehre, die du mir verkündigst. R.

*) Alle uns zugänglichen Ausgaben schreiben à ces sectateurs; mehrere Uebersetzungen scheinen anzunehmen à ses sectateurs (zu seinen d. i. dieses Gottes Anhängern). Die Wahrscheinlichkeit der letzteren Lesart ist aber doch nur eine scheinbare.

zuerst ein einziges Volk auswählt und dann die ganze übrige Menschheit in den Bann thut, der ist nicht der gemeinsame Vater der Menschen; wer die größte Zahl seiner Geschöpfe zur ewigen Strafe verurtheilt, ist nicht der gnädige und gütige Gott, den meine Vernunft mir gezeigt hat.

325. Sie sagt mir in Betreff der Glaubenssätze, daß sie klar, verständlich, durch ihre innere Wahrheit einleuchtend sein müssen. Wenn nun die natürliche Religion unzureichend ist, so ist sie es durch die Dunkelheit, in welcher sie die großen Wahrheiten läßt, welche sie uns lehrt: es ist Sache der Offenbarung uns diese Wahrheiten in einer für den menschlichen Verstand faßlichen Weise zu lehren, sie ihm nahe zu legen und begreiflich zu machen, damit er sie glauben könne. Der Glaube wird gesichert und befestigt durch das Verständniß, und die beste aller Religionen ist unfehlbar die verständlichste: wer den Gottesdienst, den er mir predigt, mit Geheimnissen und Widersprüchen überhäuft, lehrt mir dadurch gerade mißtrauisch gegen ihn zu sein. Der Gott, den ich verehre, ist nicht ein Gott der Finsterniß, er hat mir den Verstand nicht gegeben um mir den Gebrauch desselben zu verbieten: wer mir befiehlt meine Vernunft zu unterwerfen, beleidigt ihren Schöpfer. Der Diener der Wahrheit knechtet meine Vernunft nicht, er hellt sie auf.

326. Wir haben jede menschliche Auctorität bei Seite geschoben; ohne sie weiß ich indessen nicht, wie ein Mensch einen anderen überzeugen kann, wenn er ihm eine vernunftwidrige Lehre vorträgt. Stellen wir für einen Augenblick diese beiden Menschen einander gegenüber und sehen wir, was sie sich sagen können in der unumwundenen Sprache, welche Parteien gegeneinander zu führen pflegen.

327. Der Inspirirte.

Die Vernunft lehrt dir, daß das Ganze größer ist als sein Theil, ich aber lehre dir im Namen Gottes, daß der Theil größer ist als das Ganze.

Der Denker.*)

Wer bist du denn um mir zu sagen, daß Gott sich widerspricht? und wem soll ich denn eher glauben, ihm, der mir durch die Vernunft die ewigen Wahrheiten lehrt, oder dir, der mir in seinem Namen einen Widersinn vorpredigt?

Der Inspirirte.

Mir; denn meine Weisung ist deutlicher ausgesprochen, ich werde dir unwiderleglich beweisen, daß er selbst mich schickt.

Der Denker.

Wie! du willst mir beweisen, daß Gott dich schickt um gegen ihn zu zeugen? Und welcher Art sollen deine Beweise sein um mich zu überzeugen, daß es gewisser ist, daß Gott durch deinen Mund zu mir spricht als durch den Verstand, den er mir gegeben hat?

---

*) le raisonneur. Es ist der dem vorigen Jahrhundert genugsam bekannte „vernünftige Verehrer Gottes“ gemeint.

Der Inspirirte.

Der Verstand, den er dir gegeben! Armseliger, eitler Mensch! als wärest du der erste Gottesverächter, der sich durch die Sünde in seiner verderbten Vernunft verirrte!*)

Der Denker.

Mann Gottes, auch du bist wohl nicht der erste Schelm, der seine Anmaßung als Beweis seiner Berufung ausgibt.

Der Inspirirte.

Wie! die Philosophen greifen auch zu Beschimpfungen!

Der Denker.

Manchmal, wenn die Heiligen ihnen das Beispiel geben.

Der Inspirirte.

O, ich habe ein Recht dazu, denn ich spreche im Namen Gottes.

Der Denker.

Es wäre doch zweckmäßig, du zeigtest deine Vollmachten, bevor du von deinen Vorrechten Gebrauch machtest.

Der Inspirirte.

Meine Vollmachten sind anerkannt, Erde und Himmel werden für mich zeugen. Folge nur meiner Beweisführung, ich bitte dich.

Der Denker.

Deiner Beweisführung! es fällt dir nicht ein beweisen zu wollen. Wenn du mir lehrst, daß meine Vernunft mich täusche, weisest du ja alles zurück, was sie mir zu deinen Gunsten sagen kann. Wer die Vernunft nicht anerkennt, muß ohne dieselbe überzeugen. Denn angenommen, du hättest mich durch deine Beweise überführt, wie soll ich wissen, ob nicht meine durch die Sünde verderbte Vernunft schuld ist, wenn ich deinen Worten zustimme? Welchen Grund oder Beweis könntest du übrigens anführen, der überzeugender wäre als der Satz, den er umstoßen soll? Es ist gerade ebenso glaublich, daß ein guter Schluß erlogen ist, als daß der Theil größer ist als das Ganze.

Der Inspirirte.

Welcher Unterschied! Meine Beweise sind unwiderleglich; sie sind übernatürlicher Art.

Der Denker.

Uebernatürlich! Was bedeutet das? Ich verstehe das nicht.

Der Inspirirte.

Aenderungen in der Ordnung der Natur, Weissagungen, Wunder, Zeichen jeder Art.

*) Man denkt unwillkürlich an den bachelier de Salamanque in Voltaire's histoire de Jenni: „Aber wenn deine Vernunft dich irreführt? — denn du glaubst ja nicht einmal an unsere Universität Salamanca, welche die Unfehlbarkeit des Pabstes und sein unbestreitbares Recht über Vergangenheit, Gegenwart, Zukunft und Nachzukunft declarirt hat."

Der Denker.

Wunder! Zeichen! Von allem dem habe ich nie etwas gesehen.

Der Inspirirte.

Andere haben es für dich gesehen. Ganze Schaaren von Zeugen — — das Zeugniß der Völker — —

Der Denker.

Ist das Zeugniß der Völker übernatürlicher Art?

Der Inspirirte.

Nein! aber wenn es einstimmig ist, ist es unbestreitbar.

Der Denker.

Nichts ist unbestreitbarer als die Regeln der Vernunft; einen Widersinn kann man durch das Zeugniß der Menschen nicht glaubwürdig machen. Ich wiederhole, zeige mir übernatürliche Beweise, denn die Bestätigung durch das menschliche Geschlecht ist keine.

Der Inspirirte.

O verhärtetes Herz! Die Gnade spricht nicht zu dir.

Der Denker.

Das ist nicht meine Schuld; denn nach dir muß man schon die Gnade empfangen haben um sie zu erbitten. Sprich also einmal an ihrer Statt zu mir.

Der Inspirirte.

O, das thue ich ja, aber du hörst nicht auf mich! Doch was sagst du zu den Weissagungen?

Der Denker.

Ich sage zunächst, daß ich ebenso wenig Weissagungen gehört als Wunder gesehen habe. Ich sage ferner, daß keine Weissagung Beweiskraft für mich haben kann.

Der Inspirirte.

Du Knecht des Teufels! warum haben Weissagungen für dich keine Beweiskraft?

Der Denker.

Weil es dazu dreier Dinge bedürfte, deren Zusammentreffen unmöglich ist; ich müßte nämlich bei der Weissagung zugegen gewesen sein, desgleichen beim Eintreffen derselben, und es müßte mir bewiesen sein, daß das Ereigniß nicht nur zufällig mit der Weissagung zusammentreffen konnte; denn da die Bestimmtheit einer auf Gerathewohl gemachten Voraussagung das Eintreffen derselben nicht unmöglich macht, so beweist dieses Eintreffen, wenn selbst die Prophezeiung bestimmter, klarer und verständlicher wäre als ein Satz der Geometrie, für den Weissagenden streng genommen gar nichts.

Du siehst daraus, auf was diese vorgeblichen übernatürlichen Beweise, diese Wunder und Prophezeiungen zurückgehen. Ich soll alles das auf das Wort anderer Leute hin glauben und die Auctorität Gottes,

der zu meiner Vernunft spricht, menschlichem Ansehen unterordnen. Wenn die ewigen Wahrheiten, welche mein Verstand begreift, irgendwie beeinträchtigt werden könnten, so gäbe es für mich keinerlei Gewißheit mehr; nicht bloß hätte ich keine Versicherung dafür, daß du im Namen Gottes zu mir sprichst, nein, ich wäre nicht einmal mehr sicher, daß Gott existirt.

328. Das sind viele Schwierigkeiten, mein Sohn, aber es sind noch nicht alle.*) Unter so vielen verschiedenen Religionen, die sich gegenseitig verfolgen und ausschließen, ist nur eine die richtige, wenn es eine solche überhaupt gibt. Um sie zu erkennen, muß man nicht bloß eine erforschen, sondern alle; und um was es sich auch handeln mag, man darf nicht urtheilen ohne gehört zu haben;[1]) man muß die Einwürfe mit den Beweisen vergleichen; man muß wissen, was jeder den anderen entgegenhält und was er ihnen antwortet. Je mehr eine Ansicht uns bewiesen scheint, um so mehr müssen wir uns fragen, worauf so viele Menschen sich stützen um sie nicht für bewiesen zu erachten. Man müßte sehr harmlosen Sinnes sein um zu glauben, es genüge, die Lehrer der eigenen Partei zu fragen um sich über die Gründe der Gegenpartei zu belehren. Wo sind die Theologen, denen es um die redliche Meinung so sehr zu thun wäre? wo sind die Leute, welche, um die Gründe ihrer Gegner zurückzuweisen, sie nicht zuerst abschwächen? Jeder glänzt in seiner Partei; mancher dagegen, der unter den Seinigen sich viel auf seine Beweise zu gut thut, würde mit diesen nämlichen Beweisen unter Anhängern der Gegenpartei eine sehr einfältige Figur spielen. Will man aber aus den Büchern Belehrung schöpfen, welche Gelehrsamkeit muß man sich erwerben! wie viele Sprachen lernen! wie viele Bibliotheken durchstöbern! wie ungeheuer Vieles lesen! Und wer leitet mich in meiner Wahl? Schwerlich wird man in einem Lande die besten Bücher der Gegenpartei finden, geschweige denn die aller Parteien: fände man sie freilich, so wären sie bald widerlegt. Der Abwesende hat immer Unrecht, und schlechte Gründe, mit Zuversicht vorgetragen, verwischen leicht die guten, die man mit Geringschätzung darlegt. Uebrigens ist häufig nichts trügerischer und stellt nichts die Ansichten der Schreibenden weniger treu dar als die Bücher. Hättest du über den katholischen Glauben urtheilen wollen nach

---

*) Damit wendet sich der Landpfarrer wieder an seinen Schützling; ein ähnlicher Dialog folgt in § 340 fg.

[1]) Plutarch berichtet, daß die Stoiker unter anderen wunderlichen Paradoxen behaupten, es sei bei einem widersprechenden Urtheil unnöthig beide Theile zu hören; denn, sagten sie, entweder hat der erste seine Behauptung erwiesen oder er hat sie nicht erwiesen; hat er sie erwiesen, so ist die Sache fertig und die entgegenstehende Partei muß verurtheilt werden; hat er sie nicht erwiesen, so hat er Unrecht und muß abgewiesen werden. Mir dünkt es, als gleiche die Methode derjenigen, welche eine ausschließliche Offenbarung annehmen, sehr derjenigen dieser Stoiker. Sobald jeder behauptet allein Recht zu haben, so muß man, um unter so vielen Parteien zu wählen, alle anhören, oder man ist ungerecht. R.

dem Buche von Bossuet,*) du hättest dich sehr enttäuscht gefunden, nachdem du unter uns gelebt hättest. Du hättest denn gesehen, daß die Lehre, mit welcher man den Protestanten antwortet, durchaus nicht die ist, welche man dem Volke vorträgt und daß das Buch von Bossuet der gepredigten Lehre kaum ähnlich ist. Um über eine Religion recht zu urtheilen, darf man sie nicht aus den Büchern ihrer Anhänger studiren, man muß sie bei ihnen selbst lernen; das ist ein großer Unterschied. Jeder hat seine Ueberlieferungen, seine Auffassung, seine Gewohnheiten und Vorurtheile, welche den Geist seines Glaubens ausmachen und die man zu diesem Glauben hinzunehmen muß um ihn zu beurtheilen.

330. Wie viele große Völker drucken gar keine Bücher und lesen die unsrigen nicht! Wie sollen sie über unsere Ansichten urtheilen? Wie sollen wir die ihrigen beurtheilen? Wir spotten über sie, sie aber verachten uns;**) und wenn unsere Reisenden sie lächerlich machen, so brauchen diese nur unter uns zu reisen um es uns zurückzugeben. In welchem Lande gibt es keine vernünftigen, aufrichtigen, ehrlichen und wahrheitsliebenden Menschen, welche die Wahrheit nur erkennen wollen um sie zu bekennen? Und doch sieht jeder sie in seiner Religionsform und findet die der anderen Nationen abgeschmackt: so müssen also diese fremden Religionsformen nicht so abenteuerlich sein, als sie uns scheinen, oder das Vernünftige, das wir in der unsrigen finden, beweist nichts.

331. Wir haben drei Hauptreligionen in Europa. Die erste nimmt eine einzige Offenbarung an, die andere zwei, die dritte drei. Jede verabscheut und verflucht die andere und bezichtigt sie der Verblendung, der Verstocktheit, des Eigensinns und der Lüge. Welcher unparteiische Mensch wird zwischen ihnen richten wollen, wenn er nicht zuvor ihre Beweise sorgfältig abgewogen und ihre Gründe gehört hat? Diejenige, welche nur eine Offenbarung annimmt, ist die älteste, und sie scheint die gewisseste zu sein; die welche drei Offenbarungen annimmt, ist die neueste und erscheint als die folgerichtigste; diejenige, welche zwei annimmt und die dritte verwirft, kann wohl die beste sein, aber sie hat jedenfalls alle Vorurtheile gegen sich; ihre Inconsequenz springt in die Augen.

332. Bei den drei Offenbarungen sind die heiligen Bücher in Sprachen geschrieben, welche den Völkern, die ihnen anhängen, unbekannt sind. Die Juden verstehen das Hebräische nicht mehr, die Christen weder das Hebräische noch das Griechische; die Türken und Perser verstehen das Arabische nicht, und die modernen Araber selbst sprechen nicht mehr die Sprache Mahomets. Eine recht einfache Art die Menschen zu belehren, wenn man immer in einer Sprache mit ihnen spricht, welche sie

*) „Darstellung der Lehre der katholischen Kirche" (exposition de la doctrine de l'Eglise catholique) 1671 (Petitain).

**) Weiter hieß es hier in der 1. Ausg.: „sie kennen unsere Gründe nicht, wir kennen die ihrigen nicht . . . ."

nicht verstehen! — Man übersetzt diese Bücher, wird man sagen. — Eine schöne Antwort! Wer gibt mir die Sicherheit, daß diese Bücher treu übersetzt werden, ja daß es überhaupt nur möglich ist sie treu zu übersetzen? und wenn Gott überhaupt einmal zu den Menschen sprechen will, warum soll er dazu eines Dollmetschers bedürfen?

333. Ich werde es nie begreifen, daß das, was jeder Mensch verpflichtet ist zu wissen, in Bücher eingeschlossen sei und daß derjenige, dem diese Bücher und die Leute, welche dieselben verstehen, nicht zugänglich sind, mit einer unverschuldeten Unwissenheit bestraft werde. Immer Bücher! eine wahre Sucht! Weil Europa voll von Büchern ist, halten sie die Europäer für unentbehrlich ohne zu bedenken, daß man auf drei Vierteln der Erde nie Bücher gesehen hat. Sind nicht alle Bücher von Menschen geschrieben? Wie sollte also der Mensch ihrer bedürfen um seine Pflichten zu erkennen? und welche Mittel hatte er sie zu erkennen, bevor diese Bücher verfaßt waren? Entweder wird er seine Pflichten aus sich selbst lernen, oder er braucht sie nicht zu wissen.

334. Unsere Katholiken machen ein großes Wesen aus der Auctorität der Kirche; aber was gewinnen sie damit, wenn sie einen ebenso großen Apparat von Beweisen brauchen um diese Auctorität zu begründen als die anderen Secten um ihre Lehre unmittelbar festzustellen? Die Kirche entscheidet, daß die Kirche das Recht hat zu entscheiden. Ist das nicht eine gut bewiesene Auctorität! Verzichtet man darauf, so kann man all diese Erörterungen von vorne wieder anfangen.

335. Kennt man wohl viele Christen, welche sich die Mühe gegeben hätten sorgfältig zu prüfen, was das Judenthum gegen sie vorbringt? Wenn dieser oder jener etwas davon gesehen, so war es in den Büchern der Christen. Eine treffliche Art sich über die Gründe der Gegner zu unterrichten! Aber wie wäre es auch möglich? Wenn einer es wagte, unter uns Bücher zu veröffentlichen, in welchen offen das Judenthum begünstigt wäre,*) so würden wir den Verfasser, den Verleger und den Verkäufer bestrafen.**) Wenn man immer Recht haben will, so ist dieß eine bequeme und sichere Maßregel. Wie angenehm ist es nicht, Leute zu widerlegen, die gar nicht zu sprechen wagen![1])

---

*) Der Satz hieß zuerst: „in welchen behauptet oder der Beweis versucht würde, daß Jesus Christus nicht der Messias ist" . . . Nach Petitain (zu § 340) hätte R. diese Worte selbst getilgt.

**) Campe: „Wenigstens zu Tode ärgern. Man erinnere sich des Schicksals unseres Lessings nach der Bekanntmachung der berühmten Wolfenbüttelschen Fragmente."

[1]) Aus tausend Fällen geben wir einen, der keines Commentars bedarf. Als im 16. Jahrhundert die katholischen Theologen alle Bücher der Juden ohne Ausnahme zum Feuer verdammt hatten, zog sich der berühmte und gelehrte Reuchlin, den man über diese Angelegenheit berathen hatte, fürchterliche Verfolgungen zu,

336. Diejenigen von uns, denen es möglich ist, mit Juden zu verkehren, kommen kaum weiter. Die Unglücklichen fühlen, daß sie in unserer Gewalt stehen; die Bedrückung, welche man gegen sie ausübt, macht sie ängstlich; sie wissen, wie wenig die christliche Liebe sich aus Ungerechtigkeit und Unmenschlichkeit macht: was könnten sie denn zu sagen wagen, wenn sie nicht wollen, daß wir laut über Gotteslästerung schreien? Die Habsucht stachelt uns auf; sie aber sind zu reich um nicht Unrecht zu haben. Nun sind die Gelehrtesten und Aufgeklärtesten immer die Vorsichtigsten. Da magst du irgend einen erbärmlichen Kerl bekehren und ihn bezahlen, daß er seine Secte verleumdet; du magst mit ein paar armseligen Trödlern anbinden, die nachgeben um dir zu schmeicheln; du trägst den Sieg davon über ihre Unwissenheit oder Feigheit, aber ihre Lehrer lachen im Stillen über deine Albernheit. Glaubst du indessen, daß man an Orten, wo sie sich in Sicherheit wüßten, auch so leichten Handel mit ihnen hätte? In der Sorbonne beziehen sich die Vorhersagungen eines Messias selbstverständlich auf Jesus Christus. Bei den Rabbinen in Amsterdam haben sie ebenso selbstverständlich nicht die mindeste Beziehung zu ihm. Erst dann werde ich glauben die Gründe der Juden richtig verstanden zu haben, wenn sie einen freien Staat, Schulen und Universitäten haben, wo sie ohne Gefahr reden und disputiren können. Dann erst werden wir erfahren können, was sie zu sagen haben.

337. Zu Constantinopel sagen die Türken ihre Gründe, aber wir wagen es nicht, die unsrigen zu sagen; da ist denn das Kriechen auf unserer Seite. Wenn die Türken für Mahomet, an den wir nicht glauben, die nämliche Ehrfurcht von uns verlangen, welche wir für Jesus Christus von den Juden fordern, welche auch nicht an ihn glauben, haben da die Türken Unrecht? und haben wir Recht? Nach welchem billigen Grundsatz werden wir diese Frage lösen?

338. Zwei Drittel der Menschheit sind weder Juden noch Mahometaner noch Christen; und wie viele Millionen haben nie von Moses, Christus oder Mahomet gehört? Man bestreitet es und behauptet, unsere Missionäre kämen überall hin. Das ist bald gesagt. Gehen sie aber auch bis in das noch unbekannte Innere von Afrika, wohin bis jetzt kein Europäer vorgedrungen ist? Gehen sie in die innere Tartarei um zu Pferd den wandernden Horden nachzuziehen, denen sich nie ein Fremder naht und die nicht bloß vom Pabste nie etwas gehört haben, sondern sogar kaum den großen Lama kennen? Gehen sie in die ungeheueren Länderstrecken Amerika's, wo ganze Nationen nicht einmal wissen, daß Völker einer anderen Welt den Fuß in die ihrige gesetzt haben? Gehen

---

die ihn beinahe zu Grunde gerichtet hätten, bloß weil er der Meinung gewesen, man könnte diejenigen Bücher erhalten, welche dem Christenthum nichts anhatten und Stoffe behandelten, die für die Religion gleichgiltig wären. R. —

sie nach Japan, von wo ihre Umtriebe sie für immer vertrieben und wo ihre Vorgänger bei dem gegenwärtig heranwachsenden Geschlecht nur als abgefeimte Intriganten bekannt sind, die mit heuchlerischem Eifer dahergekommen sind um sich unter der Hand der Herrschaft zu bemächtigen? Gehen sie auch in die Harems der asiatischen Fürsten um Tausenden armer Sklaven das Evangelium zu verkünden? Was haben die Frauen in jenem Theile der Welt verbrochen, daß nie ein Missionär ihnen den Glauben predigen kann? Sollen sie alle in die Hölle kommen dafür, daß man sie eingekerkert hält?

339. Wenn es wahr wäre, daß das Evangelium auf der ganzen Erde verkündigt worden, was wäre damit gewonnen? Gewiß ist am Tage vor der Ankunft eines Missionärs in einem Lande irgend jemand gestorben, der ihn nicht hören konnte. Was sollen wir nun mit diesem einen machen, ich bitte dich? Gäbe es in der ganzen Welt nur einen einzigen Menschen, dem Jesus Christus nie wäre gepredigt worden, so wäre der Einwurf ebenso stark wie für ein Viertel der ganzen Menschheit.

340. Was haben die Diener des Evangeliums den entfernten Völkern, als sie zu ihnen gesprochen, gesagt, was man vernünftiger Weise auf ihr Wort annehmen konnte, ohne daß es der genauesten Bestätigung bedurfte?*) Du predigst mir einen Gott, der vor zweitausend Jahren am anderen Ende der Welt in irgend einer kleinen Stadt geboren und gestorben ist; du sagst mir, daß alle diejenigen, welche nicht an dieses Geheimniß geglaubt haben, verdammt werden sollen. Das sind doch recht seltsame Dinge, um sie so schnell auf das bloße Ansehen eines unbekannten Menschen hin zu glauben! Warum ließ dein Gott die Ereignisse, zu deren Kenntniß er mich verpflichten wollte, so fern von mir geschehen? Ist es ein Verbrechen nicht zu wissen, was bei den Antipoden vor sich geht? Kann ich errathen, daß es auf der anderen Erdhälfte ein hebräisches Volk und eine Stadt Jerusalem gegeben hat? Ebenso gut könnte man mich verpflichten zu wissen, was auf dem Monde vorgeht. Du willst es mir eben lehren, sagst du; aber warum hast du es meinem Vater nicht gelehrt? oder warum verdammst du den guten alten Mann, weil er nie etwas davon gehört hat? Soll er ewig für deine Faulheit bestraft werden, der gute, wohlthätige Mann, der nur die Wahrheit suchte? Sei aufrichtig und setze dich an meine Stelle: sieh zu, ob ich auf dein Zeugniß allein die unglaublichen Dinge, die du mir vorträgst, glauben und so viele Ungerechtigkeiten mit der Gerechtigkeit des Gottes, den du mir verkündigst, vereinbaren soll. Lasse mich doch jenes ferne Land sehen, wo so viele in diesem Lande unerhörte Wunder geschehen sind;**) laß mich wissen, warum die Einwohner jenes Jerusalem

*) S. Anm. zu § 329.

**) Nach Petitain findet sich hier in der Handschrift die von R. selbst getilgte und durch die Textstelle ersetzte Variante: „jenes wunderbare Land sehen,

Gott wie einen Wegelagerer behandelt haben. Sie haben ihn nicht als Gott erkannt, sagst du. Was soll denn ich thun, der ich nur durch dich von ihm gehört habe? Du sagst ferner, sie seien gestraft, zerstreut, unterdrückt und geknechtet worden; keiner sei jener nämlichen Stadt mehr nahe. Sicherlich haben sie alles das verdient; aber was sagen die heutigen Einwohner von dem Gottesmorde ihrer Vorgänger? Sie leugnen ihn, auch sie erkennen Gott nicht als Gott. Da konnte man doch die Kinder der andern dort lassen.

341. Wie! in dieser nämlichen Stadt, wo Gott gestorben ist, haben ihn weder die ehemaligen noch die jetzigen Einwohner erkannt? und du willst, ich soll ihn erkennen, der ich zweitausend Jahre später und zweitausend Meilen von dort entfernt geboren bin? Siehst du nicht, daß, bevor ich diesem Buche, das du heilig nennst und von dem ich nichts verstehe, Glauben schenken kann, ich von andern als dir wissen muß, wann und von wem es verfaßt worden, wie es sich erhalten, wie es zu dir gekommen und was diejenigen im Lande, die es verwerfen, obwohl sie alles, was du mir vorträgst, so gut wissen wie du, als ihre Gründe angeben? Du siehst wohl, daß ich nothwendig nach Europa, nach Asien, nach Palästina gehen muß, um alles selbst zu prüfen: ich müßte ein Narr sein, wenn ich dich vor dem anhören wollte. —

342. Diese Rede erscheint mir nicht bloß vernünftig, sondern ich behaupte, daß in einem derartigen Falle jeder verständige Mensch so reden und den Missionär abfertigen muß, der vor der Bestätigung seiner Beweise so schnell zu seiner Unterweisung und Taufe schreiten will. Ich behaupte nun, daß es keine Offenbarung gibt, gegen welche nicht die nämlichen oder andere gleichbedeutende*) Einwürfe ebenso viel oder mehr Gewicht hätten als gegen das Christenthum. Daraus folgt, daß, wenn es nur *eine* echte Religion gibt und jeder Mensch bei Strafe der Verdammung ihr anzuhängen verpflichtet ist, man sie alle sein ganzes Leben hindurch studiren, sie ergründen und vergleichen und die Länder durchziehen muß, in welchen sie aufgestellt worden sind. Niemand ist von der ersten menschlichen Pflicht entbunden, niemand hat das Recht sich auf das Urtheil anderer zu verlassen. Der Handwerker, der nur von seiner Arbeit lebt, der Landmann, der nicht lesen kann, das zarte und ängstliche Mädchen, der Kranke, der kaum sein Bett verlassen kann, sie alle ohne Ausnahme müssen studiren, nachdenken, disputiren, reisen und die Welt durchziehen: kein Volk wird mehr seßhaft und ständig sein; die ganze Erde wird nur noch mit Pilgern bedeckt sein, welche mit großen

---

wo die Jungfrauen gebären und die Götter geboren werden, essen, leiden und sterben."

*) Die Worte „oder andere gleichbedeutende" finden sich nach *Petitain* weder in der Handschrift noch in den ersten Ausgaben, sondern erst in der Genfer Edition.

Kosten und langdauernden Anstrengungen die verschiedenen Religionsformen, die sie darbietet, selbst prüfen, vergleichen und erforschen. Weg dann mit Gewerben und Künsten, menschlichen Wissenschaften und jeder bürgerlichen Beschäftigung: dann kann es nur noch ein Studium geben auf Erden, das der Religion: kaum wird der, welcher sich der dauerhaftesten Gesundheit erfreuet, seine Zeit am besten angewendet, seine Vernunft am zweckmäßigsten gebraucht und am längsten gelebt hat, endlich im Alter wissen, woran er sich zu halten habe; und es wird viel sein, wenn er vor seinem Tode noch lernt, in welcher Religionsform er hätte leben sollen.

343. Willst du diesen Weg etwas bequemer machen und dem Ansehen der Menschen den mindesten Einfluß einräumen, so gibst du ihm im Augenblick alles hin; und wenn der Sohn eines Christen wohl daran thut, ohne gründliche und parteilose Prüfung der Religion seines Vaters zu folgen; warum wäre es vom Sohne eines Türken übel gehandelt, wenn er ebenso der seines Vaters folgte?*) Ich fordere die Unduldsamen alle auf, darauf so zu antworten, daß ein vernünftiger Mensch sich damit befriedigen kann.

344. In die Enge getrieben durch diese Gründe wollen die einen lieber Gott ungerecht sein lassen und die Unschuldigen für die Sünde ihrer Väter strafen, als auf ihren unmenschlichen Glaubenssatz verzichten. Die anderen ziehen sich damit aus der Verlegenheit, daß sie irgend einem Menschen, welcher in einer unüberwindlichen Unwissenheit moralisch gut gelebt hätte, auf die verbindlichste Weise einen Engel zur Unterweisung schicken. Eine treffliche Erfindung! Nicht zufrieden uns ihren Kniffen zu unterwerfen, wollen sie auch Gott in die Nothwendigkeit versetzen sich ihrer zu bedienen.

345. Siehe, mein Sohn, zu welchen Ungereimtheiten Dünkel und Unduldsamkeit führen, wenn jeder nur in seiner eigenen Ansicht sich wiegen will und vor dem ganzen übrigen Theil der Menschheit allein Recht zu haben glaubt. Ich nehme diesen Gott des Friedens, den ich verehre und dir verkündige, zum Zeugen, daß alle meine Nachforschungen redlich gemeint waren; aber ich sah, daß sie erfolglos waren und immer sein würden und daß ich mich auf einen unendlichen Ocean verlor, und so kehrte ich denn um und habe meinen Glauben auf meine ersten Begriffe eingeschränkt. Ich habe nie geglaubt, daß Gott bei der Strafe der Hölle mir befehlen würde, so gelehrt zu sein. So habe ich also alle meine Bücher zugemacht. Ein einziges ist noch offen vor meinen Augen, das

*) Hier folgte noch (ob in der Handschrift oder in der Genfer Ausgabe, können wir nicht ermitteln): „Wie viele Menschen sind zu Rom recht gute Katholiken, welche aus demselben Grunde gute Muselmänner wären, wären sie in Mekka geboren! und wie viele Menschen wiederum sind sehr gute Türken in Asien, welche unter uns sehr gute Christen wären.“

Buch der Natur. In diesem großen und erhabenen Buche lerne ich ihrem göttlichen Urheber zu dienen und ihn zu verehren. Niemand, der es ungelesen läßt, kann Entschuldigung finden; denn es spricht zu allen Menschen eine jedem Verstande zugängliche Sprache. Wäre ich auf einer verlassenen Insel geboren und hätte außer mir keinen einzigen Menschen gesehen, hätte ich nie erfahren, was sich vor Alters in einem Winkel der Welt zugetragen: ich werde, wenn ich meine Vernunft übe uns ausbilde und die von Gott mir verliehenen unmittelbaren Geisteskräfte gut anwende, aus mir selbst lernen ihn zu erkennen und zu lieben, seine Werke zu lieben, das Gute zu wollen, das er will, und, ihm zu gefallen, alle meine Pflichten hienieden zu erfüllen. Was kann alle Gelehrsamkeit der Menschen mir mehr lehren?

346. Was nun die Offenbarung angeht, so würde ich vielleicht, wenn ich ein schärferer Denker und besser unterrichtet wäre, ihre Wahrheit und ihren Nutzen für diejenigen einsehen, welche das Glück gehabt haben, sie zu erkennen; aber wenn ich zu ihren Gunsten Beweise sehe, die ich nicht bestreiten kann, so sehe ich auch gegen sie Einwürfe, die ich nicht beseitigen kann. Es gibt so viele triftige Gründe für und wider, daß ich, in der Unmöglichkeit mich zu entscheiden, sie weder annehme noch verwerfe; ich verwerfe bloß die Verpflichtung sie anzuerkennen, weil diese vorgebliche Verpflichtung mit der Gerechtigkeit Gottes unvereinbar ist und weil Gott die Hindernisse des Heils dadurch so wenig aufhöbe, daß er sie im Gegentheil vermehrt und für den größten Theil des Menschengeschlechtes unüberwindlich gemacht hätte. Diesen Punkt ausgenommen verharre ich in dieser Sache in ehrfurchtsvollem Zweifel. Ich bilde mir nicht ein unfehlbar zu sein: andere konnten entschieden haben, was mir unentschieden scheint; ich denke für mich und nicht für sie; ich tadle sie nicht, ahme sie aber auch nicht nach: ihr Urtheil kann besser sein als das meinige; aber meine Schuld ist es nicht, wenn es nicht mit dem meinigen übereinstimmt.

347. Ich gestehe dir auch, daß die Erhabenheit der heiligen Schriften mich in Erstaunen setzt und daß die Heiligkeit des Evangeliums zu meinem Herzen spricht.*) Siehe die Bücher der Philosophen mit all ihrem Gepränge; wie klein sind sie neben diesem! Kann ein zugleich so erhabenes und so einfaches Buch das Werk der Menschen sein? Kann der, dessen Geschichte es enthält, ein bloßer Mensch sein? Ist das der

---

*) In der Genfer Ausgabe (?) liest man statt dieses Satzes: „Ich gestehe dir auch, daß die Heiligkeit des Evangeliums ein Grund ist, der zu meinem Herzen spricht und auf den irgend eine gute Erwiderung zu finden ich selbst bedauern würde.“ Der Erzbischof von Paris und Formey, welche diese ganze Stelle als Argument gegen R. citiren, letzterer im größten Umfang, gehen nach dem oben gegebenen Text, der vom Erzbischof mit großer Leichtfertigkeit abgeschrieben ist. R. beklagt sich darüber in seiner Erwiderung auf den Hirtenbrief.

Ton eines Schwärmers oder eines ehrgeizigen Sectenführers? Welche Sanftmuth, welche Reinheit in seinen Sitten! welch rührende Anmuth in seinen Lehren! welche Größe in seinem Sittengesetz! welch tiefe Weisheit in seinen Reden! welche Geistesgegenwart, welche Feinheit und Richtigkeit in seinen Antworten! welche Herrschaft über seine Leidenschaften! Wo ist der Mensch, wo der Weise, der ohne Schwäche und ohne Prahlen zu handeln, zu dulden und zu sterben versteht? Wenn Plato[1]) das Bild des Gerechten entwirft, bedeckt mit jedem Vorwurf des Verbrechens, würdig jedes Preises der Tugend, so malt er Jesus Christus Zug für Zug: die Aehnlichkeit ist so schlagend, daß alle Kirchenväter sie bemerkt haben und daß es unmöglich ist, das Bild zu verkennen. Welche Vorurtheile, welche Verblendung*) bedurfte es um es zu wagen, den Sohn der Sophroniske mit dem Sohn der Maria zu vergleichen? Welcher Abstand ist zwischen beiden? Socrates, der ohne Schmerz und ohne Schande starb, spielte seine Rolle leicht bis zu Ende; hätte dieser leichte Tod sein Leben nicht verherrlicht, so würde man im Zweifel sein, ob nicht Socrates mit all seinem Geist ein Sophist gewesen sei. Er fand die Moral, sagt man; aber andere hatten sie vor ihm in Wirklichkeit gesetzt: er sagte nur, was sie gethan hatten, und setzte ihr Beispiel in Lehren um. Aristides war gerecht gewesen, bevor Socrates gesagt hatte, was Gerechtigkeit sei: Leonides war für sein Vaterland gestorben, bevor es Socrates zur Pflicht gemacht, das Vaterland zu lieben; Sparta war enthaltsam, bevor Socrates die Enthaltsamkeit gelobt hatte; bevor er den Begriff der Tugend festgestellt hatte, war Griechenland reich an tugendhaften Männern. Aber wo hatte Jesus in seiner Umgebung diese hohe und reine Sittlichkeit geschöpft, wofür er allein Lehre und Beispiel

---

1) De Republ. lib. I. R. — Dies Citat scheint auf einer Irrung zu beruhen. Es können R. kaum andere Worte Plato's vorgeschwebt haben als die folgenden aus dem 2. Buch C. 4 (pag. 361 de Steph.) wo das Bild des Gerechten dem des Ungerechten entgegengestellt wird: „ohne ein Unrecht zu thun soll er mit dem größten Schein der Ungerechtigkeit behaftet sein, damit die Gerechtigkeit an ihm erfunden werde dadurch, daß er durch den üblen Schein und dessen Folgen sich nicht beirren läßt: sondern unentwegt soll er bis zum Tode gehen, ungerecht erscheinend sein Leben hindurch, da er doch gerecht ist, damit, wenn sie beide auf den äußersten Punkt der Gerechtigkeit und Ungerechtigkeit gekommen sind, sie beurtheilt werden, wer nun der glücklichere von ihnen sei." Petitain, der zu dieser Stelle eine ganz sonderbare Bemerkung macht, citirt als die Kirchenväter, die auf Plato's Stelle aufmerksam gemacht haben, den Justinus (1. Apolog. 5) und Clemens von Alexandrien (strom. 4). R. kommt in einem Briefe v. J. 1769 in anderer Weise auf die Sache zurück. In unserer Textstelle nimmt er gegen Socrates einen ähnlichen Standpunkt ein wie viele Zeitgenossen desselben, die ihn auch für einen Sophisten gehalten haben.

*) R. hatte hier zuerst noch zugesetzt: „und welche schlechte Absicht."

gegeben hat?[1]) Mitten aus dem wüthendsten Fanatismus heraus ließ sich die höchste Weisheit vernehmen, und die Einfalt der heldenmüthigsten Tugenden ehrte das gemeinste aller Völker. Der Tod des Socrates, der ruhig mit seinen Freunden philosophirt, ist der angenehmste, den man wünschen kann; der Tod Jesu, der unter Qualen, beschimpft, verspottet, verflucht von einem ganzen Volke seinen Geist aushaucht, ist der schrecklichste, den man fürchten kann. Wenn Socrates den Giftbecher nimmt, segnet er den, der ihm denselben weinend darreicht; Jesus betet mitten in schrecklichen Qualen für seine wüthenden Henker. Ja, wenn Socrates' Leben und Tod den Weisen zeigen, so zeigt Leben und Tod Jesu einen Gott. Oder soll man annehmen, die Geschichte des Evangeliums sei nur so erfunden worden? Mein Freund, so erfindet man nicht; auch sind die Lebensumstände des Socrates, an denen niemand zweifelt, weniger gut bezeugt als die Jesu Christi. Damit verschiebt man im Grunde nur die Schwierigkeit ohne sie zu beseitigen; es wäre viel unbegreiflicher, daß mehrere Menschen*) dieses Buch im Einverständnisse gemacht, als daß einer allein den Stoff dazu geliefert hätte. Niemals hätten jüdische Schriftsteller diesen Ton oder diese Moral gefunden; das Evangelium hat so große, so schlagende, so unnachahmliche Kennzeichen der Wahrheit, daß der Erfinder noch mehr Staunen erregen müßte als der Held derselben. Bei allem dem ist dieses nämliche Evangelium voll unglaublicher, der Vernunft widerstreitender Dinge, die jeder vernünftige Mensch unmöglich begreifen oder annehmen kann. Was soll man thun inmitten aller dieser Widersprüche? Immer zurückhaltend und vorsichtig sein mein Sohn; in der Stille achten, was man weder verwerfen noch begreifen kann, und sich demüthigen vor dem großen Wesen, welches allein die Wahrheit weiß.

348. Bei diesem unfreiwilligen Scepticismus bin ich stehen geblieben; doch ist er mir keineswegs drückend, weil er sich nicht auf die für's Leben wesentlichen Punkte erstreckt und weil ich über die Grundsätze aller meiner Pflichten entschieden bin. Ich diene Gott in der Einfalt meines Herzens. Ich suche nur zu wissen, was mir für die Einrichtung meines Lebens von Wichtigkeit ist. Um die Glaubenssätze, welche weder auf die Handlungen noch auf die Sittlichkeit von Einfluß sind, die aber dennoch so viele Leute beängstigen, mache ich mir durchaus keine Sorgen. Ich betrachte alle Einzelreligionen als ebenso viele heilsame Einrichtungen, welche in jedem Lande eine gleichmäßige Form der Gottesverehrung durch einen öffentlichen Gottesdienst vorschreiben und

---

[1]) Man sehe in der Bergpredigt die Vergleichung, die er zwischen der Moral des Moses und der seinigen anstellt. Matth. 5, 21 fg. R.

*) Zuerst „vier Menschen“ und dazu die Note: „Ich will ihrer nicht mehr zählen, weil ihre vier Bücher die einzigen Lebensbeschreibungen Christi sind, welche aus der großen Zahl solcher übrig geblieben sind.“

alle ihren Grund haben können in dem Klima, der Regierungsform, dem Volksgeist oder in irgend einer anderen örtlichen Ursache, welche, je nach Ort und Zeit, der einen den Vorzug vor der andern geben. Ich halte sie alle für gut, wenn man Gott damit in entsprechender Weise dient. Der wesentliche Gottesdienst ist der des Herzens. Gott verwirft diese Huldigung, wenn sie aufrichtig ist, nicht, unter welcher Form sie ihm auch dargebracht werde. Da ich in der Religion, die ich bekenne, zum Dienste der Kirche berufen bin, erfülle ich mit aller möglichen Genauigkeit die mir vorgeschriebenen Obliegenheiten, und mein Gewissen würde mir einen Vorwurf machen, wenn ich mich darin in irgend einem Punkte versäumen würde. Du weißt, daß ich nach langer Amtsentsetzung auf die Fürsprache des Herrn Mellarède hin die Erlaubniß erhielt, meine Dienstverrichtungen wieder aufzunehmen, um mir den Lebensunterhalt zu erleichtern. Ehemals las ich die Messe mit der Gedankenlosigkeit, mit der man auf die Länge die wichtigsten Dinge behandelt, wenn man sie zu oft thut; seit der Aenderung meiner Grundsätze feiere ich sie mit mehr Andacht: ich versenke mich in die Majestät des höchsten Wesens, in seine Gegenwart und in die Unzulänglichkeit des menschlichen Verstandes, der so wenig begreift, was sich auf seinen Schöpfer bezieht. In dem Gedanken, daß ich ihm unter einer vorgeschriebenen Form die Bitten des Volkes darbringe, befolge ich alle Gebräuche mit Sorgfalt; ich lese die Texte mit Aufmerksamkeit; ich mache es mir zur Pflicht weder das geringste Wort noch die geringste Ceremonie zu übergehen: wenn ich mich dem Augenblicke der Consecration nähere, so sammle ich mich, um sie mit all den Gesinnungen vorzunehmen, welche die Kirche und die Größe des Sacraments erfordert; ich bemühe mich, meine Vernunft abzutödten vor der höchsten Geistigkeit; ich sage mir: Wer bist du um die Allmacht zu ermessen? Mit Ehrfurcht spreche ich die sacramentalen Worte und ich schenke ihrer Wirkung allen Glauben, dessen ich fähig bin. Wie es auch mit diesem unbegreiflichen Geheimniß sich verhalte, ich fürchte nicht, daß ich am Tage des Gerichts bestraft werde, weil ich es in meinem Herzen entweiht hätte.

349. Geehrt durch den heiligen Dienst, wenn auch auf dessen niedrigster Stufe, werde ich nie etwas thun oder sagen, was mich unwürdig machen könnte, die erhabenen Pflichten desselben zu erfüllen. Ich werde immer den Menschen die Tugend predigen, sie immer zum Rechtthun ermahnen; und, so lange ich kann, werde ich ihnen mit dem Beispiel vorangehen. Es wird nicht meine Sache sein, die Religion ihnen angenehm zu machen; es wird nicht meine Sache sein, ihren Glauben zu befestigen in den wahrhaft werthvollen Glaubenssätzen, welche jeder Mensch verpflichtet ist anzunehmen: aber Gott möge verhüten, daß ich ihnen je die unmenschliche Satzung der Unduldsamkeit predige oder je sie dazu bringe, ihren Nächsten zu verabscheuen, zu andern Menschen zu-

sagen: Ihr werdet verdammt sein —, zu sprechen: Außerhalb der Kirche kein Heil![1]) Befände ich mich in einer angeseheneren Stellung, so könnte diese Zurückhaltung mir Schwierigkeiten bereiten; aber ich bin zu unbedeutend um viel zu fürchten und kann kaum tiefer herunterkommen, als geschehen ist. Was indeß auch komme, ich werde nicht gegen die göttliche Gerechtigkeit lästern und nicht lügen gegen den heiligen Geist.

350. Ich habe lange nach der Ehre gestrebt Pfarrer zu sein; ich strebe jetzt noch danach ohne jedoch ferner darauf zu hoffen. Mein lieber Freund, mir dünkt nichts schöner als Pfarrer zu sein. Ein guter Pfarrer ist ein Diener der Güte, wie ein guter Beamter ein Diener der Gerechtigkeit ist. Ein Pfarrer braucht nie übel zu thun; kann er nicht immer aus sich selbst Gutes thun, so ist er immer an seiner Stelle, wenn er es von anderen erbittet, und oft erlangt er es, wenn er sich Achtung zu erwerben weiß. O, wenn ich je irgend eine arme Pfarrgemeinde von guten Menschen in unseren Bergen zu versehen hätte, ich wäre glücklich; denn ich glaube, ich würde ein Glück für meine Pfarrkinder sein. Ich würde sie nicht reich machen, aber ich würde ihre Armuth theilen; ich würde den Schimpf und die Verachtung von ihr nehmen, die unerträglicher sind als die Dürftigkeit. Ich würde ihnen Liebe zur Eintracht und Brüderlichkeit*) einflößen, welche oft das Elend verscheuchen, immer aber es erträglich machen. Wenn sie sähen, daß ich in nichts besser daran wäre als sie und doch zufrieden lebte, so würden sie lernen sich über ihr Loos zu trösten und zufrieden zu leben wie ich. In meinen Unterweisungen würde ich mich weniger an den Geist der Kirche als an den des Evangeliums halten, wo der Glaube einfach und die Moral erhaben ist, wo man wenig religiöse Uebungen sieht, aber viele Werke der christlichen Liebe. Bevor ich ihnen lehrte, was sie thun müssen, würde ich mich immer bemühen es selbst zu üben, damit sie sähen, daß ich ihnen nur sagte, was meine Uebezeugung wäre. Wenn ich Protestanten in meiner Nachbarschaft oder in meiner Gemeinde hätte, würde ich sie in allem, was mit der christlichen Liebe zusammenhängt,

---

[1]) Die Pflicht, die Religion seines Landes zu befolgen und zu lieben, erstreckt sich nicht bis auf die der Sittlichkeit entgegenstehenden Sätze wie den der Unduldsamkeit. Gerade dieser schreckliche Satz waffnet die Menschen gegen einander und macht sie alle zu Feinden des Menschengeschlechts. Die Unterscheidung zwischen der bürgerlichen und der theologischen Duldung ist kindisch und nichtssagend. Sie sind beide unzertrennlich, man kann die eine nicht annehmen ohne die andere. Selbst Engel würden nicht im Frieden leben mit Menschen, welche sie als Feinde Gottes ansehen würden. R. — Die beiden im Texte angeführten Aussprüche sind das anathema sit und: extra ecclesiam nulla salus. Im contrat social findet man die weitere Ausführung des hier angedeuteten Verhältnisses zwischen Staat und Kirche, wie es der R.'schen Anschauung angemessen war.

*) égalité. Cramer übersetzt „Gerechtigkeit", was gegen die Bedeutung des Wortes und den Sinn der Stelle ist.

nicht abscheiden von meinen eigentlichen Pfarrkindern, ich würde sie alle gleichermaßen antreiben sich gegenseitig zu lieben, sich als Brüder anzusehen, alle Religionen zu achten und in der eigenen in Frieden zu leben. Die Aufforderung die angeborene Religion zu verlassen kommt mir vor wie eine Aufforderung Böses zu thun und damit wie eine eigene böse Handlung. In der Erwartung größerer Einsicht laß uns an der öffentlichen Ordnung fest halten, in allen Ländern die Gesetze achten und den von ihnen vorgeschriebenen Gottesdienst nicht stören: wir wollen die Bürger nicht zum Ungehorsam veranlassen; denn wir haben keinerlei Versicherung, ob es für sie ein Vortheil ist ihre Ansichten gegen andere zu vertauschen, wissen aber ganz bestimmt, daß es ein Unrecht ist, den Gesetzen nicht zu gehorchen.

351. Junger Freund, du hast aus meinem Munde mein Glaubensbekenntniß gehört, so wie Gott es in meinem Herzen liest: du bist der erste, vor dem ich es abgelegt habe; du bist vielleicht der einzige, der es je hören wird. So lange noch ein annehmbarer Glaube unter den Menschen besteht, soll man die friedlichen Seelen nicht verwirren, noch den Glauben der Einfältigen durch Schwierigkeiten, die sie nicht überwinden können und die sie beunruhigen ohne sie aufzuklären, in Bedrängniß versetzen. Wenn aber einmal alles erschüttert ist, muß man den Stamm auf Kosten der Aeste erhalten. Ein aufgeregtes, unsicheres, fast ausgelöschtes Gewissen, das sich in einem Zustand befindet wie das deinige, bedarf der Befestigung und Erweckung; um es aber wieder aufzurichten auf der Grundlage der ewigen Wahrheiten, muß man die schwankenden Pfeiler vollends wegreißen, an welchen es sich noch zu halten vermeint.

352. Du bist in dem entscheidenden Alter, wo der Geist sich der Gewißheit erschließt, wo das Herz seine Gestalt und seine Art erhält, wo man sich für's ganze Leben entschließt im Guten oder im Bösen. Später ist der Stoff verhärtet und neue Eindrücke haften nicht. Junger Mann, empfange in deiner noch eindrucksfähigen Seele das Siegel der Wahrheit. Wäre ich in mir selbst sicherer, so würde ich dir gegenüber einen dogmatischen und entschiedenen Ton angenommen haben: aber ich bin ein Mensch, unwissend und dem Irrthum unterworfen; was konnte ich thun? Ich habe dir mein Herz rückhaltslos enthüllt; was ich für ausgemacht halte, habe ich dir auch so vorgetragen; meine Zweifel habe ich dir als Zweifel, meine Ansichten als Ansichten gegeben; für den Zweifel wie für den Glauben habe ich dir meine Gründe angegeben. Jetzt ist es an dir zu urtheilen: du hast dir Zeit genommen; diese Vorsicht war vernünftig und gibt mir eine gute Meinung von dir. Setze zuerst dein Gewissen in die Lage aufgeklärt sein zu wollen. Sei aufrichtig mit dir selbst. Eigne dir von meinen Ansichten das, was dich überzeugt hat, an und verwirf das Uebrige. Du bist noch nicht so gesunken durch das

Laster, daß du eine schlechte Wahl befürchten müßtest. Ich würde dir den Vorschlag machen uns darüber zu besprechen; aber sobald man in Erörterungen eintritt, erhitzt man sich; Eitelkeit und Eigensinn mischen sich ein; die redliche Meinung hält nicht mehr Stand. Mein Freund, laß dich nie in Erörterungen ein; denn damit klärt man weder sich noch die anderen auf. Ich selbst habe mich erst nach langjährigem Nachdenken entschieden: jetzt bleibe ich dabei; mein Gewissen ist ruhig, mein Herz zufrieden. Wollte ich eine neue Prüfung meiner Ansichten beginnen, ich könnte es mit keiner reineren Liebe zur Wahrheit thun; aber mein Verstand, der schon nicht mehr so lebhaft ist, wäre weniger im Stande sie zu erkennen. Ich werde bleiben, wie ich bin, damit nicht die Neigung zur Betrachtung unvermerkt eine erschlaffende Leidenschaft in mir werde und mich in der Ausübung meiner Pflichten lau mache und daß ich nicht in meinen ersten Pyrrhonismus zurückfalle ohne die Kraft mich wieder herauszuziehen.*) Mehr als die Hälfte meines Lebens ist vorüber; ich habe nur noch so viel Zeit um die übrige Zeit desselben auszunützen und meine Verirrungen auszulöschen durch meine Tugenden. Täusche ich mich, so geschieht es gegen meinen Willen. Wer das Innere meines Herzens sieht, weiß wohl, daß ich mich nicht gerne verblenden lasse. Bei der Unmöglichkeit mich davor durch meine eigene Einsicht zu bewahren bleibt mir als einziges Mittel dazu ein gutes Leben, wenn aber Gott sogar aus den Steinen dem Abraham Kinder erwecken kann, so hat jeder Mensch das Recht, Aufklärung zu erhoffen, wenn er sich ihrer würdig macht.

253. Wenn meine Erwägungen dich veranlassen zu denken wie ich, wenn meine Ansichten die deinigen sind und wenn wir das nämliche Glaubensbekenntniß haben, so gebe ich dir diesen Rath: setze dein Leben nicht mehr den Verführungen des Elends und der Verzweiflung aus, friste es nicht mehr ehrlos mit der Gnade der Fremden und höre auf das verächtliche Brod des Almosens zu essen. Kehre in dein Vaterland zurück, nimm die Religion deiner Väter wieder an, folge ihr in der Aufrichtigkeit deines Herzens und verlasse sie nicht wieder: sie ist sehr einfach und rein; ich halte sie unter allen Religionen der Erde für diejenige, deren Moral die reinste ist und die die Vernunft am besten befriedigt. Wegen der Kosten deiner Reise beunruhige dich ja nicht, dafür wird gesorgt werden. Fürchte auch nicht die falsche Scham einer demüthigenden Rückkehr; man muß sich schämen einen Fehler zu begehen, aber nicht, ihn wieder gut zu machen. Du bist noch in dem Alter, wo man alles verzeiht, aber doch nicht mehr ungestraft sündigt. Wenn du dein Gewissen hören willst, werden tausend nichtige Hindernisse vor seiner Stimme verschwinden. Du wirst es fühlen, daß bei der Ungewißheit,

*) S. unsere Anm. zu § 210.

in welcher wir uns befinden, es eine unverzeihliche Anmaßung ist, eine andere Religion als die seiner Heimat zu bekennen, und eine Charakterlosigkeit, diejenige, die man bekennt, nicht aufrichtig zu üben. Wenn man dann sich verirrt, beraubt man sich einer großen Entschuldigung vor dem Richterstuhl des höchsten Richters. Wird er nicht einen Irrthum, in dem man aufgezogen worden, eher verzeihen als denjenigen, den man selbst zu wählen sich vermessen hat?

354. Mein Sohn, erhalte deine Seele immer in dem Wunsche, daß ein Gott sei, und du wirst nie an ihm zweifeln. Ueberdieß bedenke, welcher Richtung du dich auch anschließen mögest, daß die wirklichen Pflichten der Religion unabhängig sind von den Einrichtungen der Menschen; daß ein gerechtes Herz der wahre Tempel der Gottheit ist; daß es in jedem Lande und in jeder Secte der Inbegriff des Gesetzes ist, Gott zu lieben über alles und den Nächsten wie sich selbst; daß es keine Religion gibt, welche von den Pflichten der Sittlichkeit entbindet; daß es außer diesen keine wesentlichen Pflichten gibt; daß der innere Gottesdienst die erste dieser Pflichten ist und daß ohne Glauben keine wahre Tugend besteht.

355. Fliehe diejenigen, welche unter dem Vorwand, die Natur zu erklären, trostlose Lehren in die Herzen der Menschen säen und deren scheinbarer Scepticismus hundertmal zuversichtlicher und dogmatischer ist als der entschiedene Ton ihrer Gegner. Unter dem eingebildeten Vorwand, daß sie allein aufgeklärt, wahr und aufrichtig seien, unterwerfen sie uns herrisch ihren einschneidenden Entscheidungen und vermessen sich, als die wahren Principien der Natur uns unverständliche Systeme zu geben, die sie in ihrer Einbildung aufgebaut haben. Im Uebrigen zerstören, zertreten und stürzen sie um, was immer den Menschen heilig ist, und nehmen den Betrübten den letzten Trost, den Mächtigen und Reichen den einzigen Zügel ihrer Leidenschaften; sie reißen aus den Herzen den Gewissensvorwurf des Verbrechens und die Hoffnung der Tugend und rühmen sich noch die Wohlthäter des Menschengeschlechtes zu sein. Niemals, sagen sie, ist die Wahrheit dem Menschen schädlich. Ich glaube das auch; aber für mich ist dieß eben ein schlagender Beweis, daß, was sie lehren, nicht die Wahrheit ist.[1])

[1]) Die beiden Parteien greifen sich gegenseitig mit so vielen Trugschlüssen an, daß es ein unübersehbares und gewagtes Unternehmen wäre, sie alle widerlegen zu wollen; es ist schon viel gethan, wenn man einige anmerkt, wie sie sich gerade zeigen. Einer derselben, mit dem die Philosophenpartei am vertrautesten ist, ist es, wenn sie ein angenommenes Volk von guten Philosophen einem solchen von schlechten Christen entgegensetzt, wie wenn ein Volk von wahren Philosophen eine leichtere Schöpfung wäre, als ein Volk von wahren Christen. Ich weiß nicht, ob der Einzelne aus dem einen von diesen beiden Theilen leichter zu finden ist als aus dem andern; aber ich weiß recht gut, daß, sobald man einmal von Völkern redet, man solche annehmen muß, welche die Philosophie ohne Religion mißbrauchen,

356. Guter junger Mensch, sei aufrichtig und wahr ohne Eigendünkel; verstehe es, unwissend zu sein: so wirst du weder dich noch die anderen täuschen. Wenn du deine Fähigkeiten je so ausgebildet hast, daß du im Stande bist zu den Menschen zu reden, so thue es immer im Einklang mit deinem Gewissen und laß dich nicht verwirren, wenn sie dir Beifall klatschen. Der Mißbrauch des Wissens erzeugt die Ungläubigkeit. Jeder Gelehrte verschmäht die Ansichten des Volkes; jeder will seine eigene für sich haben. Die dünkelhafte Philosophie führt zur Starkgeistigkeit, wie die blinde Gläubigkeit zur Schwärmerei führt. Halte dich fern von diesen Uebertreibungen; bleibe immer fest auf dem Pfade der Wahrheit oder dessen, was dir in der Einfalt deines Herzens als solche erscheint, und laß dich nie davon abbringen, weder durch Eitelkeit

---

wie die unsrigen die Religion ohne Philosophie mißbrauchen; das aber scheint mir den Stand der Frage sehr zu ändern.

Bayle hat sehr gut bewiesen, daß der Fanatismus verderblicher ist als der Atheismus, das ist auch unbestreitbar; aber das hat er nicht gesagt, obwohl es nicht weniger wahr ist, daß der Fanatismus, wenn auch rachsüchtig und grausam, dennoch eine große und starke Leidenschaft ist, welche das Herz des Menschen erhebt, den Tod verachten lehrt und eine wunderbare Schwungkraft verleiht, die man nur besser zu leiten braucht, um aus ihr die erhabensten Tugenden zu ziehen; während die Irreligion uns insgemein der raisonirende und philosophische Geist an das Leben fesselt, die Seele verweichlicht und herunterzieht, alle Leidenschaften in der Niedrigkeit des eigenen Interesses und in der Verworfenheit des menschlichen Ich vereinigt und so ganz unvermerkt die wahren Grundpfeiler jeder Gesellschaft untergräbt; denn was die Einzelinteressen Gemeinsames haben, ist so wenig, daß es das Gegentheil nie aufwiegen kann.

Wenn der Atheinsmus kein Menschenblut vergießen läßt, so geschieht es weniger aus Liebe zum Frieden als aus Gleichgiltigkeit für das Gute: mag alles gehen, wie es will, es bekümmert den vermeinten Weisen wenig, wenn er nur in seinen vier Pfählen Ruhe behält. Seine Grundsätze verursachen den Tod der Menschen nicht, aber sie verhindern die Geburt derselben, indem sie die Sitten, die zu ihrer Vermehrung beitragen, zerstören, sie ihrer Gattung entfremden und alle Seelenregungen in einen geheimen Egoismus auflösen, der für die Vermehrung des Geschlechtes ebenso verhängnißvoll ist wie für die Tugend. Die philosophische Indifferenz gleicht der Ruhe des Staates unter dem Despotismus; es ist die Ruhe des Todes, die noch zerstörender wirkt als selbst der Krieg.

So ist der Fanatismus zwar in seinen unmittelbaren Wirkungen verderblicher als der heutzutage sogenannte philosophische Geist; aber er ist es weniger in seinen Folgen. Uebrigens ist es leicht in den Büchern mit schönen Grundsätzen zu prunken: es ist die Frage, ob sie mit der Lehre gut zusammenhängen und nothwendig daraus hervorgehen; und das ist bis jetzt noch nicht klar geworden. Man müßte auch erfahren, ob die Philosophie, wenn sie ganz ungehindert wäre und zur Herrschaft gelangte, der Ruhmsucht, dem Eigennutz und Ehrgeiz und den kleinen Leidenschaften der Menschen auch gebieten könnte und ob sie auch die so süße Menschenliebe ausüben würde, welche sie uns mit der Feder anrühmt.

Vermöge ihrer Grundsätze kann die Philosophie nichts Gutes thun, was die Religion nicht noch besser verrichtete; die Religion aber thut viel Gutes, was die Philosophie nicht zu thun vermag.

Im Leben ist das eine andere Sache; doch betrachten wir den Punkt näher.

noch durch Schwäche. Wage es, Gott zu bekennen vor den Philosophen; wage es, Menschenliebe zu predigen vor den Unduldsamen. Du stehst dabei vielleicht ganz allein; aber du wirst in dir ein Zeugniß tragen, das dir das Zeugniß der Menschen entbehrlich macht. Mögen sie dich lieben oder hassen, deine Schriften lesen oder verschmähen, was thut es? Sage, was wahr ist, thue, was gut ist; von Werth für den Menschen ist nur, daß er seine Pflichten erfülle auf Erden; wer aber für sich selbst arbeiten will, muß sich selbst vergessen. Mein Sohn, die Sorge um uns selbst führt uns irre; die Hoffnung des Gerechten allein lügt nie.

---

357. Ich habe diese Aufzeichnungen mitgetheilt, nicht als eine Richtschnur für die Ansichten, denen man in Bezug auf die Religion zu folgen habe, sondern als ein Muster, wie man mit seinem Zögling Er-

---

Kein Mensch folgt seiner Religion, wenn er überhaupt eine hat, in allen Punkten; das ist sicher: die meisten haben kaum eine und folgen der, die sie haben, gar nicht; auch das ist ausgemacht: etliche haben aber nun doch eine und befolgen sie wenigstens theilweise; es ist auch unbestreitbar, daß religiöse Beweggründe sie oft verhindern Böses zu thun und sie zu Tugenden und lobenswerthen Handlungen veranlassen, welche ohne diese Beweggründe nicht da wären.

Wenn nun ein Mönch ein anvertrautes Gut ableugnet, was folgt daraus anders, als daß ein Narr es ihm anvertraut hatte? Hätte Pascal es gethan, so wäre es ein Beweis, daß Pascal ein Scheinheiliger sei, nichts weiter. Aber ein Mönch! . . . Haben denn diejenigen Leute gerade Religion, die ein Gewerbe aus ihr machen? Alle Verbrechen, welche unter der Geistlichkeit vorkommen wie anderwärts, beweisen durchaus nicht, daß die Religion unnütz sei, sondern nur, daß sehr wenige Leute Religion haben.

Unsere modernen Regierungen verdanken unbestreitbar dem Christenthum die Befestigung ihres Ansehens und das Seltenerwerden der Revolutionen; es hat sie selbst menschlicher gemacht: das beweisen die Thatsachen, wenn man jene mit den alten Staaten vergleicht. Die bessere Erkenntniß der Religion hat durch die Verdrängung des Fanatismus den christlichen Sitten mehr Milde gegeben. Diese Umwandlung ist nicht etwa das Werk der Wissenschaften; denn, überall, wo sie geblüht haben, ist die Menschenliebe darum nicht heiliger gehalten worden: die Grausamkeiten der Athener, der Aegyptier, der römischen Kaiser und der Chinesen bestätigen es. Wie viele Werke der Barmherzigkeit sind das Werk des Evangeliums! Wie oft bewirkt die Beichte bei den Katholiken, daß fremdes Gut zurückgegeben und angerichteter Schaden wieder gut gemacht werde! Wie viele Versöhnungen und Almosen veranlaßt bei uns das Herannahen der Abendmahlszeit! Wie sehr verminderte das Jubeljahr bei den Hebräern die Habgier ungerechter Herren! wie viele Noth verhinderte es nicht! Die gesetzliche Brüderlichkeit vereinigte das ganze Volk; man sah keinen Bettler mehr bei ihnen. Auch bei den Türken sieht man keine, weil die frommen Stiftungen bei ihnen zahllos sind: aus religiösem Princip sind sie selbst gegen die Feinde ihres Glaubens gastfreundlich.

„Die Mahometaner sagen," nach Chardin, „daß nach der Prüfung, welche der allgemeinen Auferstehung folgt, alle Leiber über eine Brücke gehen müssen, welche Poul-Serrho genannt wird und über dem ewigen Feuer erbaut ist, eine Brücke, die man, wie sie sagen, die dritte und letzte Prüfung und das wahre jüngste Gericht nennen kann, weil hier die Scheidung der Guten und der Bösen vollzogen wird" . . . u. s. w.

örterungen anstellen könne um von dem Wege, den ich vorzuzeichnen gesucht habe, nicht abzukommen. Solange man menschlichem Ansehen und den Vorurtheilen des Landes, in welchem man geboren ist, keinen Einfluß zugesteht, kann uns die bloße vernünftige Einsicht in der natürlichen Unterweisung nicht weiter führen als die natürliche Religion; und dabei bleibe ich auch mit meinem Emil stehen. Soll er eine andere haben, so habe ich keinen Anspruch mehr dabei sein Führer zu sein; es ist dann an ihm sie zu wählen.

358. Wir arbeiten im Einklang mit der Natur, während sie den physischen Menschen bildet, suchen wir, den sittlichen zu bilden; aber unsere Fortschritte sind nicht die nämlichen. Der Leib ist schon kräftig und stark, wenn die Seele noch haltlos und schwach ist; und trotz aller menschlichen Kunst entwickelt sich die leibliche Anlage immer vor der Ver-

---

„Die Perser," fährt Chardin fort, „halten außerordentlich viel auf diese Brücke; und wenn irgendjemand ein Unrecht leidet, wofür er auf keine Weise und zu keiner Zeit Recht bekommen kann, so tröstet er sich schließlich mit den Worten: „Nun wohl! bei dem lebendigen Gotte, du wirst es am letzten Tage mir doppelt ersetzen; du wirst nicht über den Poul-Serrho kommen, ohne mir zuvor Genugthuung gegeben zu haben; ich werde mich an den Saum deines Kleides anklammern und mich vor deine Füße werfen." Ich habe viele hervorragende Leute aus allen Berufsarten gesehen, welche aus Angst, man möchte beim Uebergang über diese gefürchtete Brücke ihnen auf diese Weise ein Halt zurufen, diejenigen, die sich über sie beklagten, anflehten ihnen zu verzeihen; das ist mir selbst hundertmal begegnet. Leute von Stand, die mich aus Zudringlichkeit zu Schritten veranlaßt hatten, die ich lieber anders gethan hätte, kamen nach Verfluß einiger Zeit, wenn sie dachten, mein Aerger sei vorüber, zu mir und sagten: „Ich bitte dich, halal becon antchisra d. h. mache, daß diese Geschichte recht oder gerecht für mich sei." Einige haben mir selbst Geschenke gemacht und Gefälligkeiten erwiesen, damit ich ihnen verziehe, mit der Erklärung, daß es von Herzen geschehe: der Grund davon ist nichts anderes als dieser Glaube, daß man nicht über die Höllenbrücke komme, wenn man nicht denen, die man bedrückt habe, den letzten Heller zurückgegeben habe." Band VII. 12° S. 50.

Soll man nun annehmen, daß der Gedanke an diese Brücke, welche so viele Ungerechtigkeiten wieder gut macht, nicht auch einmal solche verhüte? Nähme man den Persern diesen Gedanken und überzeugte man sie, daß es weder einen Poul-Serrho noch etwas der Art gebe, wo die Unterdrückten an ihren Peinigern nach dem Tode gerächt werden, ist es nicht einleuchtend, daß sie sich dadurch sehr erleichtert und von der Sorge, jene Unglücklichen zu besänftigen, befreit fühlen müßten? Es ist also unwahr, daß diese Lehre nicht schädlich wäre; sie wäre folglich keine Wahrheit.

Philosoph, deine Sittengesetze sind sehr schön; aber zeige mir doch einmal die Bewährung derselben. Laß einen Augenblick deine Ausflüchte und sage mir kurz, was du an die Stelle des Poul-Serrho setzest." R.

Ueber Chardin vgl. Anm. ** zu II. § 195. Zum Schlusse des § 356 setzen wir hier noch eine Stelle aus einem Briefe, welchen R. am 7. Juni unmittelbar vor seiner Flucht aus Paris an Moultou schrieb: „Ich habe Gott verherrlicht und zum Wohle der Menschen geredet. Um einer so großen Sache willen würden weder du, mein Freund, noch ich uns je weigern zu leiden."

nunft. Bis jetzt haben wir alle unsere Sorge darauf gerichtet die eine zurückzuhalten und die andere anzutreiben, damit der Mensch, so viel wie nur möglich, immer einer bleibe. Während wir seine natürliche Seite entwickelten, haben wir die aufkeimende Sinnlichkeit hintangehalten; wir haben sie geregelt, indem wir die Vernunft gepflegt haben. Die geistige Welt hat den Eindruck der sinnlichen gemäßigt. Indem wir bis zu den letzten Gründen der Dinge emporstiegen, haben wir ihn der Herrschaft der Sinne entzogen; es war eine einfache Sache von der Erforschung der Natur sich zur Frage nach dem Urheber derselben emporzuheben.

359. Wenn wir einmal so weit gekommen sind, welch neuen Einfluß haben wir uns da verschafft auf unseren Zögling! wie viele neue Wege haben wir, zu seinem Herzen zu sprechen! Jetzt erst findet er seinen wahren Vortheil darin gut zu sein, das Gute zu thun fern von den Augen der Menschen und ohne durch die Gesetze dazu gezwungen zu sein; gerecht zu sein zwischen Gott und sich,*) seine Pflicht zu erfüllen selbst auf Kosten seines Lebens und die Tugend in seinem Herzen zu tragen, nicht nur aus Liebe zur Ordnung, der ja doch jeder die Liebe zu sich immer veranstellt, sondern aus Liebe zum Urheber seines Wesens, die mit dieser Liebe zu sich selbst zusammenfließt, um endlich das beständige Glück zu genießen, welches die Ruhe eines guten Gewissens und die Betrachtung jenes höchsten Wesens im anderen Leben ihm verheißen, wenn er dieses Leben gut angewendet hat. Darüber hinaus sehe ich nur Ungerechtigkeit, Heuchelei und Lüge unter den Menschen: der Eigennutz, der im Widerstreit über alle anderen Dinge den Sieg davonträgt, lehrt einem jeden von ihnen das Laster mit der Maske der Tugend zu schmücken. Alle anderen Menschen sollen meinen Vortheil bewirken auf Kosten des ihrigen; alles soll sich um mich allein drehen; das ganze menschliche Geschlecht soll, wenn es sein muß, sterben in Noth und Elend um mir einen Augenblick des Leidens oder der Entbehrung zu ersparen: so spricht in seinem Innern jeder Ungläubige, wenn er seine Ueberlegungen anstellt. Ja, ich werde es behaupten, solange ich lebe: wer in seinem Herzen gesagt hat, es ist kein Gott — und etwas anderes redet,**) ist nur ein Lügner oder unzurechnungsfähig.

360. Lieber Leser, ich fühle es wohl, mag ich es anfangen, wie ich will, wir werden nie das nämliche Antlitz an meinem Emil sehen; du stellst ihn dir immer vor wie euere jungen Leute, immer unbesonnen, frech, unstät, von Lust zu Lust, von einer Unterhaltung zur andern flatternd ohne sich dauernd mit etwas beschäftigen zu können. Du lachst, wenn ich aus einem feurigen, lebhaften, thatenlustigen und stürmischen jungen Menschen im brausendsten Lebensalter eine beschauliche, philosophische

*) Bezieht sich auf § 271—273.
**) Als eben auseinandergesetzt worden ist.

Natur, einen wahren Theologen mache. Du sagst: dieser Träumer läuft immer seinem Hirngespinnste nach; will er uns einen Zögling nach seiner Art zeigen, so bildet er ihn nicht bloß, er erschafft ihn und zieht ihn heraus aus seinem Kopfe, und während er immer der Natur zu folgen glaubt, entfernt er sich von ihr bei jedem Schritt. Wenn ich meinen Zögling mit den eurigen vergleiche, so finde ich kaum, worin sie sich gleichen könnten. So verschieden sind sie aufgezogen, daß es fast ein Wunder ist, wenn sie sich in etwas gleich sehen. Wie er seine Kindheit in der ganzen Freiheit zugebracht hat, die jene sich im Jünglingsalter herausnehmen, so zieht er sich selbst als Jüngling die Regel, der man jene als Kinder unterworfen hat; diese Regel wird diesen zur Geißel, sie entsetzen sich vor ihr und sehen darin nur die lange Tyrannei ihrer Lehrer; sie glauben nur dadurch aus der Kindheit herauszutreten, daß sie jede Art von Joch von sich schütteln;[1]) dann entschädigen sie sich für den langen Zwang, in welchem man sie gehalten hat, wie ein Gefangener, seiner Fesseln entledigt, seine Glieder ausreckt, biegt und hin- und herbewegt. Emil dagegen sieht es als eine Ehre an, Mann zu werden und dem Joche der sich entwickelnden Vernunft sich zu unterwerfen; sein jetzt ausgebildeter Leib braucht jene Bewegsamkeit nicht mehr und wird von selbst ruhig, während sein zur Hälfte entfalteter Geist seinerseits einen Aufschwung zu nehmen sucht. So ist das Alter der Vernunft für die einen nur die Zeit der Ungebundenheit; für den andern ist es die Zeit des klaren Denkens.

361. Willst du nun wissen, ob sie oder er der Ordnung der Natur mehr entspreche, so betrachte die Abweichungen davon bei denjenigen, welche sich mehr oder weniger von ihr entfernen: beobachte die jungen Leute auf dem Lande und siehe, ob sie so ausgelassen sind wie die eurigen: „Während ihrer Kindheit,“ sagt Herr Le Beau, „sieht man die Wilden immer thätig, immer mit verschiedenen Spielen beschäftigt, welche ihren Körper in Bewegung erhalten; kaum aber haben sie das Jünglingsalter erreicht, so werden sie ruhig und träumerisch; nur noch von ernsten oder Glücksspielen wollen sie etwas wissen.“[2]) Emil, der in der vollen Freiheit der Landkinder und Wilden erzogen worden ist, muß wie sie mit dem Heranwachsen sich verändern und ruhiger werden. Der ganze Unterschied besteht darin, daß er nicht bloß um zu spielen und sich zu ernähren thätig ist, sondern bei seinen Arbeiten und seinen Spielen gelernt hat zu denken. Ist er nun auf diesem Wege bis zu diesem Ziele gelangt, so fühlt er sich von selbst auf den Pfad hingezogen, auf den

---

[1]) Niemand sieht die Kindheit mit verächtlicheren Blicken an als diejenigen, welche sie eben verlassen, wie in keinem Lande die Stände mit größerer Aengstlichkeit festgehalten werden als in denjenigen, wo die Verschiedenheit nicht groß ist und jeder immer fürchtet mit dem niederer Gestellten verwechselt zu werden. R.

[2]) Begegnisse des Herrn C. le Beau, Advocaten beim Parlament Bd. II. S. 70. R.

ich ihn jetzt leite: die Gegenstände, die ich seiner Betrachtung vorführe, reizen seine Neugier, weil sie an sich schön und für ihn ganz neu sind, er aber im Stande ist sie zu begreifen. Wie sollten dagegen eure jungen Leute, welche eure faden Unterweisungen, eure langen Moralreden und eure ewigen Katechismen langweilen und erschöpfen, der Anspannung des Geistes, den man ihnen verödet, den lästigen Vorschriften, womit man sie fortwährend niedergedrückt, und den Betrachtungen über den Urheber ihres Wesens, aus dem man ihnen einen Feind ihrer Freuden gemacht hat, sich nicht entziehen? Für alles das haben sie nur Abneigung, Widerwillen und Ekel gefaßt; der Zwang hat sie davon abgeschreckt: wie sollten sie sich ihnen fürderhin widmen, wenn sie einmal selbst über sich verfügen können? Nur Neues kann ihnen noch gefallen; was man ihnen als Kindern gesagt hat, können sie jetzt nicht mehr brauchen. Gerade so verhält es sich aber mit meinem Zögling: wenn er erwachsen ist, spreche ich zu ihm wie zu einem Erwachsenen und sage ihm nur noch Neues; aber gerade weil diese Dinge den andern langweilig sind, muß er sie nach seinem Geschmacke finden.

362. So lasse ich ihn denn doppelt Zeit gewinnen, indem ich den Fortschritt der Natur zum Nutzen seiner Vernunft verzögere. Aber habe ich das in der That gethan? Nein; ich habe nur die Einbildungskraft gehindert ihn zu beschleunigen: ich habe die verfrühten Unterweisungen, die der junge Mensch von anderer Seite erhält, durch anderartige Unterweisung aufgewogen. Wenn ich, während der Strudel unserer Lebenseinrichtungen ihn fortzieht, ihn durch eine andere Lebensrichtung nach der entgegengesetzten Seite ziehe, so nehme ich ihn damit nicht von seiner Stelle weg, sondern halte ihn darin fest.

363. Der eigentliche Zeitpunkt der Natur kommt endlich heran, und er muß kommen. Da der Mensch sterben muß, so muß er sich auch erneuen, damit die Gattung bleibe und die Ordnung der Natur erhalten werde. Wenn du an den oben besprochenen Zeichen den entscheidenden Augenblick ahnst,*) so verlasse im Augenblick ihm gegenüber deinen alten Ton. Er ist noch dein Schüler, aber nicht mehr dein Zögling. Er ist dein Freund, er ist Mann; behandle ihn fortab als solchen.

364. Wie! soll ich auf mein Ansehen verzichten, wo es mir am nothwendigsten ist? Soll ich den Herangewachsenen in dem Augenblick sich selbst überlassen, wo er sich selbst am wenigsten zu leiten weiß und sich den größten Abirrungen überläßt? Soll ich meinen Rechten entsagen, wo es für ihn vom größten Werthe ist, daß ich sie gebrauche? — Deine Rechte! Wer sagt, du sollest ihnen entsagen? jetzt beginnen sie erst für ihn. Bis dahin erlangtest du alles nur durch Gewalt oder List von ihm; das Ansehen, das Gesetz der Pflicht war ihm unbekannt; du mußtest

*) § 5. d. Buches.

ihn zwingen oder ihn täuschen, um dir Gehorsam zu verschaffen. Siehe dagegen, mit wie vielen neuen Ketten du sein Herz umwunden hast. Vernunft, Freundschaft, Dankbarkeit, tausend Gefühlsregungen sprechen in einer Sprache zu ihm, die er nicht mißverstehen kann. Das Laster hat ihn gegen diese Stimme noch nicht taub gemacht; er ist erst den Leidenschaften der Natur zugänglich. Die erste von allen, die Selbstliebe,*) gibt ihn dir gefangen, ebenso ferner der tägliche Umgang; entreißt ihn dir die Uebereilung eines Augenblicks, so führt ihn die Reue im Augenblick zu dir zurück; das Gefühl, das ihn an dich bindet, ist das einzig dauernde; alle anderen vergehen und verwischen sich gegenseitig. Laß ihn nicht verderben, so wird er immer lenksam bleiben; widerspänstig wird er erst, wenn er schon verdorben ist.

365. Ich gestehe allerdings, daß, wenn du seinen aufkeimenden Begierden geradezu entgegentrittst und die neuen Bedürfnisse, die sich ihm fühlbar machen, ungeschickter Weise als Verbrechen behandeln willst, er nicht mehr lange auf dich hören wird; aber sobald du meinen Weg verlässest, stehe ich für nichts mehr ein. Erinnere dich immer, daß du der Diener der Natur bist; ihr Feind kannst du nie werden.

366. Doch, wie ist zu helfen? Man glaubt hier nur die Wahl zu haben zwischen der Begünstigung und der Bekämpfung seiner Neigungen, zwischen dem Tyrannen und dem gefälligen Helfer; und doch hat beides so gefährliche Folgen, daß man nur zu viel Grund hat in der Wahl zu schwanken.

367. Als erstes Mittel die Schwierigkeit zu beseitigen stellt sich eine schleunige Verheirathung dar; unbestreitbar ist dieß die sicherste und natürlichste Auskunft. Ich zweifle indessen, ob es die beste und die ersprießlichste sei. Ich werde später meine Gründe angeben; unterdessen gebe ich zu, daß man die jungen Leute im heirathsfähigen Alter verheirathen soll. Aber dieses Alter kommt für sie heran vor der Zeit; wir haben es zu früh herbeigeführt; man muß es bis zur Reife hinauszögern.

368. Brauchte man bloß die Neigungen zu beobachten und den Anzeichen zu folgen, so wäre es leicht geschehen: aber es bestehen so viele Widersprüche zwischen den Rechten der Natur und den Gesetzen unserer Gesellschaft, daß man fortwährend ausbiegen und Ausflüchte suchen muß um sie zu versöhnen; es bedarf vieler Kunst um zu verhüten, daß der Mensch in der Gesellschaft ganz und gar ein erkünsteltes Wesen sei.

369. Nach den oben dargelegten Gründen bin ich der Meinung, daß man mit den angegebenen Mitteln und anderen ähnlichen die Harmlosigkeit der Begierden und die Unverdorbenheit der Sinne wenigstens

*) S. § 14. und Anm. ** dazu.

bis zum zwanzigsten Jahre hinausschieben kann: so viel ist ausgemacht, daß bei den Germanen ein junger Mann, der vor diesem Alter seine Keuschheit verlor, entehrt blieb: und die Schriftsteller schreiben mit Recht der Enthaltsamkeit dieser Völker in der Jugend die Kraft ihrer Leibesbeschaffenheit und die große Zahl ihrer Kinder zu.*)

370. Man kann diese Frist selbst noch bedeutend verlängern; und vor wenigen Jahrhunderten noch war in Frankreich nichts gewöhnlicher. Unter anderen bekannten Beispielen betheuerte Montaigne's Vater, ein ebenso gewissenhafter und wahrheitsliebender als starker und gesund gebauter Mann, als er im dreiunddreißigsten Jahre sich verheirathet, sei er noch keusch gewesen, nachdem er lange in den italienischen Kriegen Dienste gethan: und man kann in den Schriften des Sohnes sehen, welche Kraft und Heiterkeit der Vater bei mehr als sechzig Jahren sich bewahrte.**) Die gegentheilige Meinung beruht ganz sicher mehr auf unseren Sitten und Vorurtheilen als auf der Kenntniß unseres Geschlechtes im Allgemeinen.

371. Ich kann also das Beispiel unserer Jugend bei Seite lassen; wer nicht ebenso erzogen worden ist, für den beweist es nichts. In der Erwägung, daß die Natur in dieser Beziehung keinen bestimmten Zeitpunkt kennt, den man nicht früher herbeiführen oder hinausschieben könnte, glaube ich, ohne gegen das Naturgesetz zu verstoßen, annehmen zu dürfen, Emil sei durch meine Sorgfalt bis zu dieser Zeit in seiner ursprünglichen Unschuld verblieben, und ich sehe diese glückliche Zeit ihrem Ende nahe gerückt. Umgeben von immer wachsenden Gefahren wird er trotz allen Vorkehrungen bei der ersten Gelegenheit meinen Händen entschlüpfen, und diese Gelegenheit wird sich bald genug zeigen; er wird dem blinden Triebe seiner Sinne folgen; tausend gegen eins ist zu wetten, daß er unterliegen wird. Ich habe zu viel über die Sitten der Menschen nachgedacht um den unwiderstehlichen Einfluß dieses ersten Augenblickes auf sein ganzes übriges Leben nicht einzusehen. Wenn ich mich anstelle, als sehe ich nichts, so macht er sich meine Schwäche zu Nutzen; er glaubt mich zu hintergehen, aber er verachtet mich und ich bin an seinem Falle mitschuldig. Suche ich ihn zur Umkehr zu bewegen, so ist es zu spät, er hört nicht mehr auf mich; ich werde ihm lästig, verhaßt, unausstehlich; er wird sich je eher je lieber von mir losmachen. Es bleibt mir also nur ein vernünftiger Ausweg; ich muß ihn vor sich selbst verantwortlich machen für seine Handlungen, ihn vor den Ueberraschungen des Irrthums bewahren und ihm die Gefahren, die ihn umgeben, offen zeigen. Bis jetzt habe ich ihn durch seine Unwissenheit zurückgehalten; jetzt muß ich ihn durch seine Einsicht im Zaume halten.

---

*) Caesar, gall. Krieg VI, 21 (vgl. Tacitus, Germania c. 20).
**) Montaigne essais II, 8.

372. Diese neue Art der Unterweisung ist von Bedeutung; aber es ist am Platze weiter zurückzugreifen. Es ist jetzt Zeit, daß ich ihm, so zu sagen, Rechenschaft ablege, die Verwendung seiner Zeit und der meinigen zeige, ihm erkläre, was er ist und was ich bin, was ich gethan und was er gethan hat und was wir einander schuldig sind; ich muß ihm alle seine sittlichen Beziehungen erklären, alle Verpflichtungen, die er eingegangen, alle, die man ihm gegenüber auf sich genommen hat; ich muß ihm zeigen, wie weit er in der Entwicklung seiner Fähigkeiten gekommen, und wie weit er noch kommen muß, welche Schwierigkeiten er dabei antreffen und durch welche Mittel er sie überwinden wird, in was ich ihm noch helfen und in was er künftighin sich allein selber helfen kann; endlich habe ich ihn auf den entscheidenden Punkt hinzuweisen, auf dem er sich befindet, auf die neuen Gefahren, die ihn umgeben, und auf alle die triftigen Gründe, die ihn veranlassen müssen, sorgfältig über sich zu wachen, bevor er seinen hervorbrechenden Begierden Gehör schenkt.

373. Bedenke, daß, um einen Erwachsenen zu leiten, man in allem das Gegentheil von dem thun muß, was man gethan hat um ein Kind zu leiten. Stehe nicht an ihn über die gefährlichen Geheimnisse aufzuklären, die du ihm bisher mit so großer Sorgfalt verborgen hast. Da er sie endlich einmal wissen muß, soll er sie auch von keinem anderen erfahren, auch nicht durch sich selbst kennen lernen, sondern nur durch dich; da er künftighin genöthigt ist zu kämpfen, muß er, um vor einer Ueberraschung sicher zu sein, seinen Feind kennen lernen.

374. Die jungen Leute, die man über diese Dinge aufgeklärt findet ohne zu wissen, wie sie es geworden sind, sind nie ungestraft zu dieser Kenntniß gelangt. Da diese gewissenlose Aufklärung nicht an einem ehrbaren Gegenstand erworben sein kann, so befleckt sie zum mindesten die Einbildungskraft derer, die sie empfangen haben, und macht sie geneigt für die Laster derjenigen, die sie ihnen mittheilen. Das ist aber nicht alles; Dienstboten nehmen auf diese Weise den Sinn eines Kindes für sich ein, gewinnen ihr Vertrauen und stellen ihnen ihren Erzieher als einen langweiligen und mürrischen Menschen dar; und einer der beliebtesten Gegenstände ihrer geheimen Unterhaltungen sind Schmähreden auf ihn. Wenn der Zögling dahin gelangt ist, mag der Lehrer sich zurückziehen, er kann nichts Gutes mehr stiften.

375. Aber warum wählt sich das Kind seine besonderen Vertrauten? Immer wegen der Tyrannei seiner Erzieher. Warum sollte es sich vor ihnen verbergen, wenn es nicht dazu gezwungen wäre? Warum sollte es sich über sie beklagen, wenn es keinen Grund dazu hätte? Sie sind doch von Natur seine ersten Vertrauten; an der Wärme, mit der es ihnen seine Gedanken mittheilt, sieht man, daß es sie nur halb gedacht zu haben glaubt, bis es sie ihnen mitgetheilt hat. Rechne darauf: wenn

das Kind von deiner Seite weder Strafpredigt noch Verweis fürchtet, wird es dir immer alles sagen, und man wird ihm nichts zu sagen wagen, was es vor dir verschweigen müßte, wenn man sicher weiß, daß es dir nichts geheim halten wird.

376. Ich rechne darum um so zuversichtlicher auf meine Methode, weil ich, wenn ich ihre Wirkungen so genau als möglich verfolge, keine einzige Lage im Leben meines Zöglings sehe, die mir nicht irgend ein angenehmes Bild von ihm zurückläßt. Selbst in dem Augenblick, wo die Leidenschaft seiner Natur ihn fortreißt und wo er, gegen die Hand, die ihn zurückhält, sich auflehnend, sich sträubt und mir zu entschlüpfen beginnt, finde ich in seiner Bewegtheit und Aufregung seine erste Einfalt wieder; sein Herz, ebenso rein wie sein Leib, kennt die Verstellung so wenig als das Laster; Vorwurf und verächtliche Behandlung haben ihn nicht feig gemacht; nie hat ihm gemeine Furcht gelehrt sich zu verstellen. Er hat all die Unumwundenheit der Unschuld; er ist natürlich ohne Bedenklichkeit; er weiß noch nicht, wozu man jemanden hintergehen sollte. Keine Bewegung geht in seiner Seele vor, ohne daß sein Mund oder seine Augen sie verriethen; oft sind die Gefühle, die er empfindet, mir früher bekannt als ihm.

377. So lange er mir sein Inneres noch so frei aufdeckt und mir mit Vergnügen sagt, was in ihm vorgeht, habe ich nichts zu befürchten, die Gefahr ist noch fern; aber wenn er schüchterner und zurückhaltender wird, wenn ich in seinen Reden die erste Verlegenheit der Scham bemerke, entwickelt sich schon der Instinct, der Gedanke des Unrechts gesellt sich schon dazu, und es ist kein Augenblick mehr zu verlieren; wenn ich ihn nicht schleunigst selbst aufkläre, wird er bald wider meinen Willen aufgeklärt sein.

378. Mehr als ein Leser, selbst wenn er sich meine Gedanken aneignet, wird meinen, es handle sich nur um eine auf den Zufall angeknüpfte Unterredung mit dem jungen Manne, und damit sei die Sache abgemacht. O, auf diese Weise lenkt man das menschliche Herz nicht! Die Worte haben keinen Werth, wenn man nicht den Augenblick dazu vorbereitet hat. Bevor man säet, muß man das Land umgraben; die Saat der Tugend geht schwer auf; es bedarf vieler Vorkehrungen, damit sie Wurzel fasse. Einer der Umstände, die die Predigten am nutzlosesten machen, ist es, daß man sie gleichermaßen an jedermann richtet, ohne Unterscheidung und Auswahl. Wie kann man annehmen, daß die nämliche Predigt für so viele so verschieden gestimmte, an Geist, Laune, Alter, Geschlecht, Stand und Ansichten so verschiedene Zuhörer passe? Es sind vielleicht keine zwei, für die passend sein könnte, was man für alle sagt; und alle unsere Seelenstimmungen bleiben sich so wenig gleich, daß es vielleicht nicht zwei Augenblicke im Leben jedes Menschen gibt, wo die nämliche Rede den nämlichen Eindruck auf ihn machen könnte.

Urtheile selbst, ob es die geeignete Zeit ist, die ernsten Lehren der Weisheit zu vernehmen, wenn die entzündete Sinnlichkeit den Verstand beherrscht und den Willen überwältigt. Sprich also jungen Leuten nie von Vernunft, selbst wenn sie im Alter der Vernunft sind, wenn du sie nicht vorher befähigt hast, Vernunft zu verstehen. Die meisten nutzlosen Reden sind es viel mehr aus Schuld der Lehrer als der Schüler. Der Schulmeister und der Erzieher sagen beinahe das nämliche: nur sagt es der erstere bei jeder Veranlassung, der letztere nur, wenn er seiner Wirkung gewiß ist.

379. Wie ein Nachtwandler im Schlafe umherirrt und am Rande von Abgründen einhergeht, in welche er hinabstürzte, wenn er plötzlich aufgeweckt würde; so entgeht mein Emil im Schlafe der Unwissenheit Gefahren, die er gar nicht wahrnimmt: wenn ich ihn unversehens aufwecke, ist er verloren. Suchen wir ihn also zuerst vom Abgrund wegzubringen, dann werden wir ihn aufwecken um ihm denselben aus größerer Entfernung zu zeigen.

380. Lectüre, Einsamkeit, Müßiggang, weichliche und sitzende Lebensweise und der Umgang mit Frauen und jungen Mädchen, das sind die gefährlichen Pfade für sein Alter, welche ihn fortwährend am Abgrund hinführen. Ich lenke nun durch andere sinnliche Gegenstände seine Sinne ab; ich gebe seinem Denken und Trachten eine andere Richtung und bringe es dadurch von derjenigen, die sie schon zu ergreifen begonnen, ab; ich übe seinen Körper in anstrengenden Arbeiten und halte so die Thätigkeit seiner Einbildungskraft, die ihn fortreißt, zurück. Wenn die Arme viel arbeiten, ruht die Einbildungskraft aus; wenn der Körper sehr ermüdet ist, erhitzt sich das Herz nicht. Die wirksamste und leichteste Vorsichtsmaßregel ist es, ihn der Gefahr des Ortes zu entreißen. Ich führe ihn zunächst aus den Städten hinaus, fern von den Gegenständen, die ihn verlocken könnten. Doch das ist noch nicht genug; in welcher Einöde, in welchem menschenleeren Zufluchtsort wird er den Bildern, die ihn verfolgen, entfliehen? Die Entfernung der gefährlichen Gegenstände ist nichts, wenn ich nicht auch die Erinnerung an sie entferne: wenn es mir nicht gelingt, ihn von allem loszumachen, wenn ich ihn nicht sich selbst entziehe, so könnte ich ihn ebenso gut lassen, wo er war.

381. Emil versteht ein Handwerk, aber dieses Handwerk hilft uns hier nichts; er liebt und versteht den Ackerbau, aber der Ackerbau genügt uns nicht: die Beschäftigungen, die er kennt, werden ihm zur Fertigkeit; wenn er sich ihnen hingibt, ist es, als thäte er nichts; er denkt an etwas ganz anderes; Kopf und Arme arbeiten jedes für sich. Er braucht eine neue Beschäftigung, die ihn durch ihre Neuheit anzieht, ihn in Athem hält, ihm gefällt, ihn fesselt und in Bewegung setzt; eine Beschäftigung, die ihm zur Leidenschaft wird und bei der er mit seinem

ganzen Wesen ist. Die einzige nun, welche mir alle diese Bedingungen zu vereinigen scheint, ist die Jagd. Wenn je die Jagd ein unschuldiges Vergnügen, wenn sie passend für den Menschen ist, so müssen wir jetzt von ihr Gebrauch machen.*) Emil hat alles um darin etwas zu leisten; er ist kräftig, gewandt, ausdauernd, unermüdlich. Er wird unfehlbar Geschmack für diese Beschäftigung gewinnen; er wird das ganze Feuer seines Alters an sie wenden; er wird dabei wenigstens für einige Zeit die gefährlichen Neigungen verlieren, welche aus der Weichlichkeit entstehen. Die Jagd härtet das Herz ebenso gut ab wie den Leib; sie gewöhnt an Blut und Gefühllosigkeit. Man hat Diana als eine Feindin der Liebe dargestellt; die Allegorie ist ganz richtig: verliebtes Schmachten entsteht nur in süßer Ruhe; heftige Körperbewegung erstickt die zärtlichen Gefühle. Im Walde und in den Gefilden sind der Liebende und der Jäger so verschieden gestimmt, daß die nämlichen Gegenstände ganz verschiedene Bilder in ihnen hervorrufen.**) Schattige Waldeskühle und Laubhallen, die süßen Zufluchtsorte des Liebenden, sind für jenen nur Wildweiden, Dickicht und Wildlager; wo der eine nur Schalmeien, Nachtigallen und Vogelgezwitscher hört, denkt sich der andere Hörnerklang und Hundegebell; der eine träumt nur von Dryaden und Nymphen, der andere von Treibern, Meute und Pferden. Gehe einmal auf dem Lande mit diesen beiden Arten von Menschen spazieren; du wirst an der Verschiedenheit ihrer Reden bald erkennen, daß die Erde für sie nicht den gleichen Anblick gewährt und daß die Richtung ihrer Gedanken ebenso verschieden ist wie die Wahl ihrer Vergnügungen.

382. Ich begreife wohl, wie diese Neigungen zusammentreffen können und wie man schließlich Zeit für alles findet. Aber die Leidenschaften der Jugend lassen sich nicht so zertheilen: gib ihr eine einzige Beschäftigung, die sie lieb gewinnt, und alles Uebrige ist bald vergessen. Die Verschiedenheit der Begierden kommt von der Verschiedenheit der angeeigneten Vorstellungen***), und die ersten Vergnügungen, die man kennen lernt, sind lange die einzig gesuchten. Ich will nun nicht, daß Emil seine ganze Jugend damit zubringe Thiere zu erlegen, ich möchte diese wilde Leidenschaft nicht einmal in allem billigen; es genügt mir, wenn ich sie dazu brauchen kann eine gefährlichere Leidenschaft aufzuheben, daß er mich ruhig anhöre, wenn ich von ihr spreche, und mir die Zeit lasse, sie zu schildern ohne ihn aufzuregen.

---

*) Formey S. 181: „Pflüger, Tischler, Jäger. Vortreffliche Anwendung der besten Lebensjahre!"

**) Die Behauptung ist vielleicht nicht zu kühn, daß Goethe's Gedicht „Verschiedene Empfindungen an einem Platze", in welchem ein Mädchen, ein Jüngling, ein Schmachtender und ein Jäger auftreten, von der obigen Stelle angeregt worden ist.

***) R. sagt connaissances; er meint aber nicht „Kenntnisse" in dem Sinn von absichtlich angeeignetem Wissen. Vgl. § 412 und Anm. * dazu.

383. Es gibt Zeiten im menschlichen Leben, die geeignet sind, nie wieder in Vergessenheit zu gerathen. Eine solche ist für Emil diejenige, wo er die besprochene Belehrung empfängt; sie muß für sein ganzes übriges Leben bestimmend sein. Bemühen wir uns also, sie so in sein Gedächtniß einzuprägen, daß sie nie mehr darin verwischt wird. Eine der Verirrungen unserer Zeit ist es, die bloße, nackte Vernunft zu gebrauchen, wie wenn die Menschen bloß Geist wären. Indem man die Sprache der Zeichen vernachlässigte, welche zur Einbildungskraft reden, hat man die wirksamste Sprache verloren. Der Eindruck des Wortes ist immer schwach; zum Herzen spricht man weit besser durch die Augen als durch die Ohren. Da wir alles mit der Vernunft ausmachen wollen, haben wir aus unseren Vorschriften Worte gemacht; für die Handlungen haben wir nichts übrig gelassen. Die Vernunft allein ist nicht thätig; sie hält uns manchmal zurück, selten regt sie an, und nie hat sie etwas Großes hervorgebracht. Immer vernünfteln ist die Sucht der kleinen Geister. Die starken Seelen haben eine ganz andere Sprache; und mit dieser überzeugt man und regt zum Handeln an.

384.*) Ich mache die Beobachtung, daß in den letzten Jahrhunderten die Menschen nur noch durch Gewalt und Interesse auf einander Einfluß haben, während die Alten viel durch Ueberredung und durch die Stimmungen des Gefühls wirkten, weil sie die Sprache der Zeichen nicht vernachlässigten. Alle Uebereinkünfte wurden mit Feierlichkeit geschlossen, um sie unverletzlicher zu machen: bevor die Gewalt sich festgesetzt hatte, waren die Götter die Richter des menschlichen Geschlechtes; vor ihnen schlossen die Einzelnen ihre Verträge und Verbindungen und gelobten ihre Versprechungen; das Antlitz der Erde war das Buch, in welchem die Urkunden darüber aufbewahrt wurden. Felsen, Bäume, Steinhaufen, welche durch diese Vornahmen geweiht und den ungebildeten Menschen ehrwürdig wurden, waren die Blätter in diesem jederzeit vor aller Augen aufgeschlagenen Buche. Der Brunnen des Eides, der Brunnen des Lebenden und Sehenden, die alte Eiche von Mambre, der Hügel des Zeugen, das waren die rohen, aber erhabenen Denkmäler für die Heiligkeit der Verträge; niemand hätte es gewagt, mit frevler Hand an diese Denkmale zu rühren, und die Treue der Menschen war besser gesichert durch die Bürgschaft dieser stummen Zeugen als heute durch die ganze vergebliche Strenge der Gesetze.

385. In den Staaten machte das erhabene Gepränge der königlichen Macht Eindruck auf die Völker. Zeichen der Würde, ein Thron, ein Scepter, ein Purpurgewand, eine Krone, ein Diadem waren für sie geheiligte Sachen. Diese Zeichen machten ihnen den Mann, den sie da-

*) Abschweifung über rhetorische Kunst § 384—388. S. unsere Einleitung Band I S. 137. Der Zweck dieser Abschweifung ist aus § 390 ersichtlich.

mit geschmückt sahen, verehrungswürdig: ohne Soldaten und Drohungen gehorchte man ihm, sobald er nur sprach. Heutzutage sucht man diese Zeichen abzuschaffen; aber was entsteht aus solcher Geringschätzung?[1]) Daß die königliche Majestät aus ihren Herzen ausgelöscht wird, daß die Könige nur mit Hilfe von Soldaten sich Gehorsam verschaffen können und daß die Achtung der Unterthanen nur in der Furcht vor der Strafe besteht. Die Könige haben nicht mehr die Unbequemlichkeit ihr Diadem zu tragen, noch die Großen die Zeichen ihrer Würde; aber man muß immer hunderttausend Arme bereit haben um ihre Befehle zur Ausführung zu bringen. Mag das ihnen vielleicht auch schön erscheinen, so ist doch leicht einzusehen, daß dieser Tausch ihnen auf die Länge nicht zum Vortheil ausschlagen kann.

386. Was die Alten mit der Beredsamkeit erreicht haben, ist wunderbar: aber diese Beredsamkeit bestand nicht bloß in schönen und gut gesetzten Reden; auch war ihre Wirkung niemals größer, als wenn der Redner am wenigsten sprach. Wenn man etwas sehr lebhaft sagte, drückte man es nicht durch Worte, sondern durch Zeichen aus; man sagte es nicht, man zeigte es. Der Gegenstand, den man vor Augen stellt, setzt die Einbildungskraft in Bewegung, erregt die Neugierde und erhält den Geist in der Erwartung dessen, was man sagen will, und oft hat dieser Gegenstand allein alles gesagt. Wenn Thrasybul und Tarquinius Mohnköpfe abschlagen, wenn Alexander sein Siegel auf den Mund seines Günstlings drückt, wenn Diogenes vor Zeno einherschreitet, redeten sie da nicht besser, als wenn sie lange Reden gehalten hätten? Welcher Umschweif von Worten hätte die nämlichen Gedanken besser ausgedrückt? Darius, der mit seinem Heere in Scythien stand, empfängt vom Könige der Scythen einen Vogel, einen Frosch, eine Maus und fünf Pfeile. Der Gesandte überreicht sein Geschenk und geht

---

[1]) Die römische Geistlichkeit hat sie ganz geschickt beibehalten und nach ihrem Beispiele einige Republiken, unter anderen die von Venedig. Die venetianische Regierung genießt auch jetzt noch trotz des Verfalls des Staates unter dem Gepränge ihrer ehemaligen Majestät die ganze Zuneigung und Verehrung des Volkes; nach dem Pabste mit seiner Tiara gibt es vielleicht keinen König, keinen Mächtigen, keinen Mann auf der Welt, der so geachtet wäre wie der Doge von Venedig, der ohne Macht und Ansehen, aber durch seine feierliche Erscheinung geheiligt und unter dem herzoglichen Hute mit einer Weiberhaube geschmückt ist. Die Feierlichkeit des Bucentaurus, worüber die Narren so viel lachen, würde die Bevölkerung von Venedig ihren letzten Blutstropfen vergießen lassen für die Aufrechterhaltung ihrer tyrannischen Regierung. R — Die erwähnte Feierlichkeit fand statt, wenn der Doge das Schiff Bucentaurus bestieg um sich dem Meere zu vermählen. Petitain macht darauf aufmerksam, daß, als Venedig österreichisch wurde (1797) und jene Ceremonie wegfiel, kein Venetianer einen Blutstropfen vergossen habe. Formey bemerkt, Heinrich IV. in seinem Wamms sei seinen Unterthanen werther gewesen als ein mit allen Zeichen königlicher Würde über und über geschmückter Monarch.

ohne ein Wort wieder von dannen. Heutzutage hätte man den Mann für verrückt gehalten. Aber diese schreckenerregende Ansprache wurde verstanden,*) und Darius hatte nichts Eiligeres zu thun als in sein Land zurückzueilen, so schnell er konnte. Setze einen Brief an Stelle jener Zeichen, so wird er drohender sein, aber weniger erschrecken; es wäre nur eine Großprahlerei gewesen, über die Darius bloß gelacht hätte.

387. Wie viele Aufmerksamkeit schenkten die Römer der Sprache der Zeichen! Kleider, nach Altern und Ständen verschieden, Togen, Kriegsmäntel, verbrämte Gewänder, Bullen, Gewänder mit breitem Rande, die curulischen Stühle, Lictoren, Stabbündel, Beile, Kränze von Gold, von Gras, von Blättern, kleine und große Triumphe: alles bei ihnen war Gepränge, Schaustellung, Feierlichkeit, und alles machte Eindruck auf die Herzen der Bürger. Dem Staate war daran gelegen, daß das Volk sich gerade an dem Orte versammelte und nicht an einem andern, daß es das Capitol sah oder nicht sah; daß es dem Senate zugewendet oder abgewendet war, daß es sich lieber an dem Tage berieth und nicht an einem anderen. Die Angeklagten legten andere Kleider an, ebenso die Amtsbewerber; die Krieger prahlten nicht mit ihren Thaten, sie zeigten ihre Wunden. Beim Tode Cäsars würde einer von unseren Rednern um das Volk aufzuregen wohl alle Gemeinplätze der Schule erschöpft haben um eine ergreifende Schilderung seiner Wunden, seines Blutes und seines Leichnams zu geben: Antonius, der doch ein beredter Mann war, that nichts von allem dem, er ließ den Leichnam herbeitragen. Welche Rhetorik!

388. Doch führt mich diese Abschweifung unvermerkt weit von meiner Aufgabe ab; so machen es indessen auch viele andere, auch sind meine Abschweifungen zu zahlreich um, wenn sie lang wären, geduldet zu werden: ich kehre also zur Sache zurück.

389. Laß in deinen Reden zur Jugend nie die trockene Vernunft sprechen. Umkleide sie mit einem Leib, wenn du der Jugend faßbar werden willst. Laß die Sprache des Verstandes durch das Herz eindringen, damit sie verstanden werde. Kalte Vernunftbeweise, ich wiederhole es, können unsere Ansichten bestimmen, aber nie unsere Handlungen; sie bewegen uns zu glauben, aber nicht zu handeln: man beweist, was man denken soll, aber nicht, was man thun soll. Ist dieß für alle Menschen richtig, so ist es noch richtiger für die Jugend, die in den

---

*) Damit behauptet R. zu viel. Darius sah diese Gaben als Zeichen der Unterwerfung (von Luft, Wasser, Erde und Leuten) an; aber der weise Gobryas (Herodot IV § 132) lehrte ihm, die Geschenke wollten sagen: „Wenn ihr nicht wie Vögel in die Luft fliegt oder als Mäuse euch in die Erde verkriecht oder als Frösche in's Wasser springt, so werdet ihr nicht nach Hause zurückkehren, sondern diese Pfeile werden euch tödten."

Sinnen noch befangen und deren Gedanken nicht gleichen Schritt halten mit ihrer Einbildungskraft.

390. Ich werde mich also auch nach den oben besprochenen Vorbereitungen wohl hüten ohne Weiteres in Emil's Zimmer zu gehen und ihm in plumper Weise eine lange Rede zu halten über den Punkt, über den ich ihn aufklären will. Ich werde zuerst seine Einbildung erregen: ich wähle Zeit, Ort und Umstände möglichst günstig für den beabsichtigten Eindruck aus: ich rufe, so zu sagen, die ganze Natur als Zeugen unserer Unterredung herbei; das ewige Wesen, dessen Werk sie ist, soll die Wahrheit meiner Worte bestätigen; ich nehme es zum Richter zwischen Emil und mir; ich bezeichne den Ort, an dem wir uns befinden, die Felsen, Wälder und Gebirge, die uns umgeben, als Denkmale seiner und meiner Gelöbnisse; ich lege in meine Augen, meine Stimme und meine Geberden die Begeisterung und Wärme, die ich ihm einflößen will. Dann spreche ich zum ihm und er wird auf mich hören, ich werde weich und er wird bewegt werden. Ich lasse mich von der Heiligkeit meiner Pflichten durchdringen und mache ihm dadurch die seinigen achtungswürdiger; ich belebe die Kraft der Gründe mit Bildern und Redewendungen; ich werde mich nicht lang in kalten Lebensregeln verbreiten, sondern sprudeln von überströmendem Gefühl; meine Vernunft wird kalt und lebensklug sein, aber mein Herz wird nie genug gesagt haben. Wenn ich ihm dann alles zeige, was ich für ihn gethan habe, werde ich es darstellen, als habe ich es für mich gethan: in meiner Zärtlichkeit wird er den Grund aller meiner Fürsorge erblicken. Welche Ueberraschung und Erregung werde ich in ihm hervorrufen, wenn ich plötzlich meine Sprache ändere! ich werde sein Herz nicht einengen und etwa nur von seinem Interesse mit ihm reden, nein, nur von dem meinigen werde ich künftighin reden und ihn um so mehr rühren; ich werde sein junges Herz mit allen Gefühlen der Freundschaft, des Edelsinns und der Dankbarkeit entflammen, die ich schon angefacht habe und die so leicht zu nähren sind. Ich werde ihn an meinen Busen drücken, indem ich Thränen der Rührung über ihn vergieße; ich werde zu ihm sagen: „du bist mein Glück, mein Sohn, du bist mein Werk; von deinem Glücke erwarte ich das meinige: wenn du meine Hoffnungen täuschest, so raubst du mir zwanzig Jahre meines Lebens und machst mich unglücklich für meine alten Tage.“ Auf solche Worte muß ein junger Mensch hören, und so prägt man die Erinnerung an sie in sein innerstes Herz ein.

391. Bis hieher war es mein Bemühen, Beispiele zu geben, wie ein Erzieher seinen Schüler in schwierigen Fällen belehren muß. Das Nämliche habe ich in diesem Falle versucht; aber nach vielen Versuchen verzichte ich in der Ueberzeugung, daß die französische Sprache zu geziert ist um je in einem Buche die Harmlosigkeit des ersten Unterrichts über gewisse Punkte zu ertragen.

392. Man sagt, die französische Sprache sei die keuscheste; ich für meinen Theil halte sie für die unreinste; denn mir scheint es, daß die Keuschheit einer Sprache nicht darin besteht, daß sie unanständige Wendungen sorgfältig umgeht, sondern darin, daß sie sie gar nicht besitzt. In der That muß man, um sie zu vermeiden, doch an dieselben denken; es gibt aber keine Sprache, in der es schwieriger wäre in jeder Beziehung rein zu sprechen, als die französische.*) Der Leser, der immer geschickter ist im Auffinden eines schlüpfrigen Sinnes als der Schriftsteller in der Vermeidung eines solchen, ärgert und entsetzt sich über alles. Wie sollten Worte, welche durch unreine Ohren gehen, nichts von ihrem Schmutze mit sich nehmen? Im Gegentheil, ein gutgesittetes Volk hat eigentliche Ausdrücke für alles; und diese Ausdrücke sind immer anständig, weil sie immer anständig gebraucht werden. Es ist unmöglich, sich eine sittsamere Sprache zu denken als die der Bibel, gerade deshalb weil darin alles mit Natürlichkeit gesagt ist. Um die nämlichen Dinge anstößig zu machen, braucht man sie nur in's Französische zu übersetzen. Was ich meinem Emil zu sagen habe, wird in seinen Ohren nichts Unehrbares und Unkeusches haben; wer es aber auch so beim Lesen finden will, muß ein ebenso reines Herz haben wie er.

393. Ich möchte sogar meinen, daß Erwägungen über die wahre Reinheit der Rede und das falsche Anstandsgefühl des Lasters in den moralischen Unterhaltungen, zu denen diese Betrachtung uns führt, eine ganz zweckmäßige Stelle einnehmen könnten; denn, wenn er die Sprache der Ehrbarkeit lernt, muß er auch die des Anstandes lernen, und er muß allerdings wissen, warum beide so verschieden sind. Sei das nun, wie es wolle, wenn man, anstatt vor der Zeit der Jugend die Ohren vollzustopfen mit nutzlosen Vorschriften, worüber sie in einem Alter, wo sie am Platze wären, sich lustig macht, wenn man statt dessen wartet und den Augenblick sich auszusprechen vorbereitet; wenn man ihr dann die Gesetze der Natur in ihrer vollen Wahrheit darlegt; wenn man ihr diese nämlichen Gesetze bestätigt zeigt durch die leiblichen und geistigen Uebel, welche die Uebertretung derselben für die Schuldigen zur Folge hat; wenn man bei der Besprechung des unbegreiflichen Geheimnisses der Zeugung mit dem Gedanken an den Reiz, welchen der Urheber der Natur in diesen Act gelegt hat, den Gedanken an die ausschließliche Hingabe verbindet, die seine Wonne ausmacht, ferner den Gedanken an die Pflichten der Treue und Schamhaftigkeit, welche ihn umgeben und seinen Reiz verdoppeln, während sie ihren Zweck erfüllen; wenn man ihr die

*) Trapp (Rev.-W.). meint, das sei in allen Sprachen gleich. Zu bemerken ist dagegen: 1. hat die franz. Sprache weniger Wörter als die meisten anderen europäischen Sprachen, daher muß sie öfters zu Zweideutigkeiten Veranlassung geben, 2. ist die weibisch lüsterne Art der Franzosen auch ihrer Sprache durch die Literatur aufgeprägt worden.

Ehe darstellt nicht bloß als die süßeste Gemeinschaft, sondern als den unverletzlichsten und heiligsten aller Verträge und ihr mit Nachdruck die Gründe angibt, welche ein so heiliges Band allen Menschen ehrwürdig machen und denjenigen, der ihre Reinheit zu beflecken wagte, mit Haß und Fluch bedecken; wenn man ihr ein treues und wahres Bild von den Gräueln der Ausschweifung, ihrer thierischen Abstumpfung und dem unmerklichen Gleiten gibt, das von der ersten Verirrung zu allen anderen führt und den, der sich ihnen ergibt, endlich in den Abgrund stürzt; wenn man, sage ich, ihr einleuchtend zeigt, wie von der Keuschheit des Sinnes Gesundheit, Kraft, Muth, Tugend, die Liebe selbst und alle wahren Güter des Menschen abhängen; dann, behaupte ich, wird man ihr diese selbe Keuschheit wünschenswerth und schätzbar machen und ihren Geist gelehrig finden für die Mittel sie zu erhalten; denn so lange man sie erhält, schätzt man sie; nur wenn man sie verloren, verachtet man sie.

394. Es ist durchaus nicht wahr, daß die Neigung zum Schlechten unbezwingbar und daß man nicht im Stande sei sie zu besiegen, wenn man sich noch nicht gewöhnt hat ihr zu unterliegen. Aurelius Victor*) erzählt, daß mehrere Menschen aus wahnsinniger Liebe zu Cleopatra freiwillig eine Nacht von ihr um den Preis ihres Lebens erkauften; dem Rausche der Leidenschaft ist dieses Opfer auch nicht unmöglich. Denken wir uns indessen, daß der wahnsinnigste Mensch, der seine Sinne am wenigsten beherrscht, die Zurüstungen zu seinem Tode sehe mit dem Bewußtsein, daß er durch sie eine Viertelstunde darauf in Qualen verenden werde: dieser Mensch würde nicht bloß von diesem Augenblicke an über die Versuchungen Herr werden, es würde ihn selbst wenig Anstrengung kosten ihnen zu widerstehen: das schreckliche Bild, das sie begleiten würde, würde sie bald von ihm verscheuchen; und endlich, wenn er sie oft genug zurückgewiesen, würden sie gar nicht wiederkommen. Die Lauheit unseres Willens macht unsere ganze Schwäche aus, man ist immer stark genug zu thun, was man thun will: volenti nihil difficile.**) O, wenn wir das Laster ebenso verabscheuten, wie wir das Leben lieben, würden wir uns eines angenehmen Lasters ebenso leicht enthalten, wie eines tödtlichen Giftes in einem leckeren Gericht.

395. Warum sieht man denn nicht ein, daß, wenn alle Lehren, welche man einem jungen Menschen über diesen Punkt gibt, erfolglos sind, sie es nur aus dem Grunde sind, weil sie für sein Alter keinen Sinn haben und weil es für jedes Alter wichtig ist, daß die Vernunft in Formen gekleidet werde, welche sie liebenswerth machen? Sprich ernst zu ihm, wenn es nothwendig ist; was du ihm aber sagst, muß immer

*) de viris illustr. 88.
**) Dem Wollenden ist nichts schwierig.

einen Reiz haben, der ihn zwingt auf dich zu hören. Bekämpfe seine Begierden nicht mit trockenem Tone; erſticke seine Einbildungen nicht, sondern leite sie, daß sie keine Mißgeburten erzeugen. Sprich zu ihm von der Liebe, von Frauen und Vergnügungen; laß ihn in deinen Reden einen Reiz finden, der seinem jungen Herzen schmeichle; wende alles daran sein Vertrauter zu werden: nur als solcher wirst du wahrhaft sein Leiter sein. Dann brauchst du nicht zu besorgen, deine Worte möchten ihn langweilen; er wird dich mehr reden lassen, als du nur willst.

396. Wenn es nach diesen Grundsätzen mir möglich geworden ist, alle nothwendigen Vorkehrungen zu treffen und so zu meinem Emil zu reden, wie es die Umstände verlangen, in welche der Fortschritt der Jahre ihn gebracht hat, so zweifle ich nicht, daß er von selbst zu dem Punkte gelange, zu dem ich ihn führen will, daß er sich mit Herzenslust unter meine Führung stelle und, betroffen von den Gefahren, von denen er sich umringt sieht, zu mir sage: „O mein Freund, mein Beschützer, mein Leiter! umkleide dich wieder mit dem Ansehen, das du in dem Augenblicke niederlegen willst, wo es für mich von Werth ist, daß du es behaltest; bis jetzt hattest du es nur durch meine Schwäche; fürderhin sollst du es durch meinen Willen haben und es wird mir um so heiliger sein. Vertheidige mich gegen alle Feinde, die mir nachstellen, besonders gegen diejenigen die ich in mir trage und die mich verrathen; wache über dein Werk, damit es deiner würdig bleibe. Ich will deinen Geboten gehorchen, jetzt und immer, das ist mein standhafter Wille; wenn ich dir je ungehorsam sein werde, so geschieht es gegen meinen Willen: mache mich frei, indem du mich gegen meine Leidenschaften beschützest, die mir Gewalt anthun; verhüte, daß ich ihr Sklave sei, und zwinge mich, mein eigener Herr zu sein, indem ich nicht meinen Sinnen, sondern meiner Vernunft gehorche.“

397. Wenn du deinen Zögling so weit gebracht hast (und es ist deine Schuld, wenn er nicht so weit kommt), so hüte dich, ihn allzu bald beim Worte zu nehmen, damit er, wenn je deine Herrschaft ihm zu drückend erscheint, sich nicht berechtigt glaube, sich ihr zu entziehen und dich zu beschuldigen, du habest ihn überrascht. Jetzt ist Zurückhaltung und Würde am Platz, und dieser Ton wird um so mehr Eindruck auf ihn machen, als er ihn zum ersten Male an dir wahrnimmt.

398. Du sagst also zu ihm: „Junger Mensch, du gehst leichtsinnig bedenkliche Verbindlichkeiten ein; man müßte sie kennen um berechtigt zu sein sie auf sich zu nehmen: du weißt nicht, mit welcher Wuth die Sinnlichkeit deinesgleichen in den Abgrund des Lasters stürzt unter dem Schein des Vergnügens. Du hast kein verworfenes Herz, das weiß ich wohl; du wirst dein Wort nie brechen, aber wie oft wirst du bereuen, es gegeben zu haben! wie oft wirst du einen Mann, der dich

liebt, verfluchen, wenn er, um dich dem Uebel, das dir droht, zu entziehen, sich genöthigt sieht, dir das Herz zu zerreißen! Gerade wie Ulysses, bewegt von dem Gesange der Sirenen, seinen Führern zurief, sie möchten ihn losbinden, so wirst du, verführt von den Lockungen der Lust, die Bande, die dich beengen, zerreißen wollen; du wirst mich mit deinen Klagen bestürmen und mir meine Tyrannei vorwerfen, wenn ich auf's zärtlichste um dich besorgt sein werde; obwohl ich nur an dein Glück denke, werde ich mir doch deinen Haß zuziehen. O mein Emil, ich werde den Schmerz, dir verhaßt zu sein, nie ertragen; selbst dein Glück ist mir zu theuer um diesen Preis. Guter junger Mensch, siehst du nicht, daß, wenn du dich zum Gehorsam gegen mich verpflichtest, du mich zwingst dich zu leiten, mich zu vergessen und mich dir zu widmen, weder auf deine Klagen noch auf dein Murren zu hören und deine Begierden wie die meinigen fortwährend zu bekämpfen? Du legst mir ein Joch auf, härter als das deinige. Bevor wir beide es auf uns nehmen, laß uns unsere Kräfte prüfen; laß dir und mir Zeit zum Nachdenken und denke daran, daß wer am langsamsten verspricht, immer am treusten sein Wort hält."

399. Wisse auch du selbst, daß du, je schwerer du es mit der Verpflichtung nimmst, die Ausführung um so leichter machst. Der junge Mensch soll nur wissen, daß er viel verspricht, du aber noch mehr. Wenn die Stunde gekommen ist und er, so zu sagen, den Vertrag unterzeichnet hat, dann ändere deinen Ton und übe deine Herrschaft mit ebenso viel Sanftmuth, als du Strenge in Aussicht gestellt hast. Du sagst zu ihm: „Junger Freund, dir fehlt die Erfahrung; aber ich habe dafür gesorgt, daß die Vernunft dich nicht im Stiche lasse. Du bist im Stande, überall die Beweggründe meines Betragens zu erkennen; du brauchst dazu nur abzuwarten, bis du kaltblütig genug bist. Gehorche mir nur immer und dann erst frage nach dem Grunde meines Befehls; ich werde bereit sein dir Rechenschaft zu geben, sobald du im Stande bist mich zu verstehen, und ich werde nie Bedenken tragen, dich zum Richter zwischen dir und mir zu machen. Du versprichst gefügig zu sein, und ich verspreche, diese Fügsamkeit nur dazu zu benützen, dich zum glücklichsten der Menschen zu machen. Bürge meines Versprechens ist das Schicksal, das dir bisher zu Theil geworden ist. Finde einen Menschen deines Alters, der ein so angenehmes Leben gelebt wie du, und ich verspreche dir nichts mehr."

400. Nachdem ich meinen Einfluß festgestellt habe, wird es meine erste Sorge sein, die Nothwendigkeit, davon Gebrauch zu machen, fern zu halten. Ich werde alles anwenden, um mich in seinem Vertrauen immer mehr festzusetzen, mich zum Vertrauten seines Herzens zu machen und über seine Vergnügungen zu bestimmen. Weit entfernt, die Neigungen seines Alters zu bekämpfen, werde ich sie in Rechnung ziehen um

Herr über sie zu sein; ich werde auf seine Ansichten eingehen um sie zu leiten; ich werde kein entferntes Glück auf Kosten des gegenwärtigen für ihn suchen. Er soll nicht ein Mal glücklich sein, sondern immer, wenn das möglich ist.

401. Diejenigen, welche die Jugend vernünftig leiten wollen um sie vor den Versuchungen der Sinne zu bewahren, flößen ihr Abscheu vor der Liebe ein und möchten ihr gerne aus dem Gedanken an sie in diesem Alter ein Verbrechen machen, wie wenn die Liebe für die Greise da wäre. Alle diese trügerischen Lehren, die das Herz Lügen straft, überzeugen nicht. Der junge Mensch läßt sich durch einen viel sichereren Instinct leiten und lacht im Geheimen über die trübseligen Grundsätze, die er zum Schein annimmt um den Augenblick abzuwarten, wo er sie hinfällig machen kann. Alles das ist gegen die Natur. Ich werde auf einem entgegengesetzten Wege sicherer zum selben Ziele gelangen. Dabei trage ich keine Bedenken, jenes süße Gefühl, das er herbeisehnt, in ihm zu wecken; ich schildere es ihm als das höchste Glück des Lebens, weil es das in der That ist; und wenn ich es ihm schildere, soll er sich ihm auch hingeben; wenn ich ihn fühlen lasse, welche Wonne die Vereinigung der Herzen zum Reiz der Sinne hinzufügt, flöße ich ihm Widerwillen gegen die ausgelassene Sinneslust ein und gebe ihm mit dem Liebesbedürfniß auch Vernünftigkeit.

402. Wie beschränkt muß man doch sein um in den entstehenden Begierden eines jungen Mannes nur ein Hinderniß für die Vernünftigkeit zu sehen! Ich sehe darin im Gegentheil das wahre Mittel ihn gerade für die Lehren derselben empfänglich zu machen. Auf die Leidenschaften wirkt man nur durch Leidenschaft ein; nur durch ihren Einfluß muß man die Tyrannei derselben bekämpfen und immer muß man aus der Natur selbst die zur Regelung derselben geeigneten Mittel gewinnen.

403. Emil ist nicht dazu geschaffen immer für sich allein zu leben; als Glied der Gesellschaft muß er ihre Pflichten erfüllen. Da er mit den Menschen leben soll, muß er sie kennen. Den Menschen im Allgemeinen kennt er: er soll nun noch die Einzelnen kennen lernen. Er weiß, was man in der Welt thut; er soll nun auch noch sehen, wie man darin lebt. Es ist Zeit, ihm die Außenseite dieser großen Schaubühne zu zeigen, deren verstecktes Spiel er schon durchaus kennt. Er wird dabei nicht mehr das stumpfe Anstaunen eines jungen unerfahrenen Menschen zeigen, sondern das Urtheil eines geraden und scharfen Verstandes. Seine Leidenschaften können ihn allerdings irreführen: wann thun sie das etwa nicht? — aber er wird sich wenigstens nicht durch fremde Leidenschaften verblenden lassen. Sieht er sie, so betrachtet er sie mit dem Auge eines vernünftigen Mannes ohne sich durch ihr Beispiel hinreißen oder durch ihr Vorurtheil verführen zu lassen.

404. Wie ein Alter vorzüglich dazu geeignet ist die Wissenschaften

zu erlernen, so ist es ein anderes um zu lernen, wie man mit der Welt umgehen muß. Wer das zu frühe lernt, richtet sich danach sein ganzes Leben ohne Wahl und ohne Nachdenken und, wenn auch mit Selbstbefriedigung, doch ohne das rechte Bewußtsein dessen, was er thut. Wer es dagegen lernt und die Gründe dafür einsieht, wendet es mit besserem Urtheil und folglich mit mehr Richtigkeit und Anmuth an. Man gebe mir ein zwölfjähriges Kind ohne irgendwelche Kenntnisse, in seinem fünfzehnten Jahre muß ich es dir so verständig wiedergeben wie dasjenige, welches seit seiner frühesten Jugend unterrichtet worden ist; mit dem Unterschied, daß das Wissen des letzteren nur in seinem Gedächtnisse liegt, das des meinigen aber in seinem Urtheil. Desgleichen führe man einen jungen Menschen von zwanzig Jahren in die Welt ein; bei guter Leitung wird er in einem Jahre liebenswürdiger und bewußt höflicher sein als der, den man seit seiner Kindheit darin aufgezogen hat: denn der erstere wird im Stande sein die Gründe für alle sein Alter, seinen Stand und sein Geschlecht betreffenden Vorkommnisse, welche die Form des Umgangs bestimmen, zu erkennen, die Grundsätze daraus abzuleiten und sie auf die nicht vorausgesehenen Fälle zu übertragen, während der andere, der anstatt jeder Regel nur die durch Uebung erlangte Fertigkeit besitzt, in Verlegenheit ist, sobald man sich auf anderen Boden mit ihm begibt.

405. Die jungen Mädchen in Frankreich werden bis zu ihrer Verheirathung alle in Klöstern erzogen. Bemerkt man wohl, daß es ihnen Mühe kostet, die für sie so neuen Gewohnheiten anzunehmen? und wird man wohl die Frauen in Paris beschuldigen, sie hätten ein linkisches, verlegenes Wesen und wüßten sich in der Gesellschaft nicht zu benehmen, weil man sie nicht von Kindheit an in dieselbe versetzt habe? Dieses Vorurtheil kommt von den Weltleuten selbst her, welche nichts Wichtigeres kennen, als diese erbärmliche Wissenschaft, und sich nun thörichter Weise einbilden, man könne sich nicht früh genug daran machen sie zu erwerben.

406. Allerdings soll man auch nicht zu lange warten. Wer seine ganze Jugend fern von der großen Welt zugebracht hat, wird sein ganzes übriges Leben in ihr ein verlegenes, gezwungenes Wesen zeigen, seine Zeit immer zur Unzeit wahrnehmen, in seinen Manieren schwerfällig und ungeschickt sein und sich davon auch durch die Gewohnheit nicht losmachen, sondern durch seine Anstrengungen nur noch lächerlicher werden. Jede Art der Belehrung hat ihre eigene Zeit, die man kennen muß, und ihre Gefahren, die zu vermeiden sind. Besonders aber vereinigen sie sich in unserem Falle; aber auch hier setze ich ihnen meinen Zögling nicht aus ohne Vorkehrungen, die ihn dagegen schützen sollen.

407. Wenn meine Methode mit einem und dem selben Zielpunkt alle Absichten erfüllt und, indem sie einen Mißstand beseitigt, zugleich einen anderen verhütet, dann urtheile ich, daß sie gut ist und daß ich auf dem rechten Wege bin. Das glaube ich in dem Mittel zu erkennen, welches

sie mir jetzt an die Hand gibt. Will ich streng und trocken mit meinem Schüler sein, so verliere ich sein Vertrauen und bald wird er sich vor mir verbergen. Will ich gefällig und nachgiebig sein oder die Augen zudrücken, was nützt ihm dann meine Obhut? Ich berechtige ihn nur in seinen Verirrungen und erleichtere sein Gewissen auf Kosten des meinigen. Führe ich ihn in die Welt ein mit der einzigen Absicht ihn zu belehren, so wird er mehr lernen, als mir lieb ist. Halte ich ihn bis an's Ende entfernt davon, was hat er dann von mir gelernt? Alles vielleicht, nur nicht die für den Menschen und Bürger, der mit Seinesgleichen leben will, nothwendigste Kunst.*) Gebe ich diesen Bemühungen eine zu weit gehende Richtung auf den Nutzen, so wird für ihn gar kein Nutzen herauskommen; denn er schätzt nur das Gegenwärtige. Begnüge ich mich ihm Vergnügungen zu verschaffen, welche Wohlthat erweise ich ihm dann? er wird weichlich und lernt nichts dabei.

408. Nichts von alledem! Mein Mittel sorgt für alles. „Dein Herz," sage ich zu dem jungen Manne, „braucht eine Gefährtin; wir wollen eine für dich passende aussuchen: vielleicht finden wir sie nicht leicht, wahre Auszeichnung ist immer selten; aber wir wollen uns nicht übereilen noch uns zurückschrecken lassen. Ohne Zweifel gibt es eine, und wir werden sie am Ende finden oder wenigstens eine, die ihr am nächsten kommt." Mit einer für ihn so angenehmen Aussicht führe ich ihn in die Welt ein. Was soll ich mehr sagen? Siehst du nicht, daß ich alles gethan habe?

409. Wenn ich ihm die Geliebte, die ich für ihn bestimmt habe, schildere, so mag man sich denken, ob ich Gehör bei ihm zu erhalten, ob ich ihm die Eigenschaften, die er lieben soll, angenehm und schätzenswerth zu machen und ob ich alle seine Empfindungen auf das, was er suchen oder meiden soll, zu richten verstehen werde. Ich müßte der ungeschickteste Mensch sein, wenn ich ihm nicht zum voraus Leidenschaft einflöße ohne zu wissen für wen. Es ist gleichgültig, ob der Gegenstand, den ich ihm schildere, ein eingebildeter ist; es genügt, wenn er ihm nur Widerwillen eingibt gegen diejenigen, die ihn versuchen könnten; es genügt, wenn er überall auf Vergleichungen geführt wird, die seinem Traumbild den Vorzug vor den wirklichen Gestalten geben, auf die er treffen wird: und was ist denn die wirkliche Liebe selbst als Wahn, Lüge und Täuschung?**) Man liebt das Bild, das man sich macht, mehr als den

---

*) Der Widerspruch dieser Stelle mit R.'s oberstem Grundsatz, nur den Menschen zu bilden (s. Buch I. § 13. und § 29.), kann niemanden entgehen. Er zieht sich übrigens durch das ganze Werk hindurch und ist auch dadurch nicht entschuldigt, daß an mehreren Stellen betont wird, nicht ein Wilder solle Emil werden, sondern ein (möglichst) natürlicher Mensch in der Gesellschaft. Man vergleiche übrigens noch § 421 u. § 424.

**) Ganz ähnlich V. § 119.

Gegenstand, dem man sich hingibt. Sähe man, was man liebt, gerade so, wie es ist, so gäbe es keine Liebe mehr auf Erden. Wenn man nicht mehr liebt, so bleibt die Person, die man liebte, die selbe wie zuvor, aber man sieht sie nicht mehr als die nämliche an; der trügerische Schleier sinkt und die Liebe verfliegt. Gebe ich nun selbst das erträumte Bild, so hängen die Vergleichungen von mir ab und ich verhüte leicht die Bethörung durch wirkliche Gegenstände.

410. Deßhalb soll man einen jungen Mann nicht täuschen, indem man ihm ein Muster von Vollkommenheit vormalt, das nicht existiren kann; aber ich werde die Fehler seiner Geliebten so wählen, daß sie für ihn passen und ihm gefallen und dazu dienen die seinigen zu bessern. Man soll ihn nicht belügen durch die falsche Angabe, daß der Gegenstand, den man ihm schildert, existire; aber wenn ihm das Bild behagt, wird er ihm bald ein Original wünschen. Vom Wunsch zur Annahme ist es ein leichter Sprung; es handelt sich da nur um einige geschickte Beschreibungen, welche durch augenfälligere Züge dem eingebildeten Gegenstand einen größeren Schein von Wirklichkeit geben. Ich würde ihm sogar einen Namen geben und lächelnd zu ihm sagen: „Wir wollen deine zukünftige Geliebte Sophie nennen; Sophie ist ein Name von guter Vorbedeutung: wenn diejenige, die du wählen wirst, ihn nicht trägt, wird sie wenigstens würdig sein ihn zu tragen; wir können ihr diese Ehre im voraus erweisen.“ Wenn man nach all diesen Einzelheiten*) ohne ja oder nein zu sagen sich mit Ausflüchten aus der Sache zieht, wird seine Vermuthung sich in Gewißheit verwandeln; er wird glauben, man mache ihm ein Geheimniß aus der ihm bestimmten Lebensgefährtin und er werde sie schon zu sehen bekommen, wenn es Zeit sei. Ist es einmai so weit und hat man die Züge, die man ihm zeigen muß, gut gewählt, so ist alles Uebrige leicht; man kann ihn fast ohne Gefahr in die Welt hinausgehen lassen: man schütze ihn nur vor seinen Sinnen, sein Herz ist in Sicherheit.

411. Ob er nun der erdichteten Gestalt, welcher ich seine Zuneigung verschafft habe, Leben gebe oder nicht, wenn sie nur gut erfunden ist, so wird sie ihn dennoch zu allem, was ihr gleicht, hinziehen, und von allem, was ihr nicht gleicht, zurückstoßen, gerade als ob es eine wirkliche Person wäre. Welcher Vortheil um sein Herz vor den Gefahren zu beschützen, denen seine Person ausgesetzt sein muß, um seine Sinne durch seine Phantasie in Schranken zu halten und ihn vor allem jenen Erzieherinnen zu entreißen, welche ihre Mühe so theuer bezahlen lassen und einen jungen Menschen zur Höflichkeit ziehen, indem sie ihm alle Ehrbarkeit rauben! Sophie ist so sittsam! Wie wird er das herausfordernde Wesen jener aufnehmen? Sophie ist einfach! Wie soll ihm das Wesen jener ge-

*) Zusatz der 1. Ausg.: in diesen Dingen.

fallen? Von seinen Ideen bis zu diesen Bemerkungen ist ein so weiter Weg, daß die letzteren ihm nicht gefährlich werden können.

412. Alle diejenigen, welche von der Leitung der Kinder reden, befolgen die nämlichen Vorurtheile und Grundsätze, weil sie schlecht beobachten und noch viel mangelhafter nachdenken. Die jugendlichen Verirrungen kommen weder aus dem Temperament noch aus den Sinnen, sondern aus der Denkungsart.*) Handelte es sich hier um die Knaben, die in den Collegien (Gymnasien), und von den Mädchen, welche in den Klöstern erzogen werden, so würde ich zeigen, daß dieß selbst in Hinsicht auf sie richtig ist; denn der erste Unterricht, den sie beiderseits erhalten, der einzige, der Früchte bringt, ist die Unterweisung im Laster; aber nicht die Natur verdirbt sie, sondern das Beispiel. Doch überlassen wir die Pensionäre der Collegien und Klöster ihren schlechten Sitten; gegen sie wird es nie ein Mittel geben. Ich spreche nur von der häuslichen Erziehung. Man nehme einen jungen Menschen, der im Hause seines Vaters in der Provinz vernünftig erzogen worden und prüfe ihn im Augenblick, wo er in Paris ankommt oder in die Welt eintritt; du wirst bei ihm vernünftige Gedanken über ehrbare Dinge und einen Willen finden, der selbst eben so gesund ist wie seine Vernunft; du wirst finden, daß er das Laster verabscheut und vor Ausschweifungen Grauen empfindet; schon beim bloßen Namen einer sittenlosen Person wirst du in seinen Augen sehen, wie sich die Unschuld in ihm entsetzt. Ich behaupte, daß kein einziger sich entschließen könnte, allein in die traurigen Behausungen jener Unglücklichen einzutreten, wenn er selbst wüßte, was dort vorgeht, und ein Bedürfniß empfände.

413. Betrachte diesen nämlichen jungen Mann ein halbes Jahr später, und du wirst ihn nicht wieder erkennen; freie Aeußerungen, weltmännische Ansichten, ein ungenirtes Wesen lassen ihn als einen ganz anderen Menschen erscheinen, nur seine Späße über die frühere Einfalt, seine Scham, wenn man ihn daran erinnert, zeigen, daß er noch derselbe ist und daß er darüber erröthet. Wie sehr hat er sich gebildet in kurzer Zeit! Woher kommt eine so große und so plötzliche Umwandlung? Von der Entwickelung seines Temperaments? Würde sich sein Temperament im väterlichen Hause nicht gerade so entwickelt haben? und doch würde er gewiß diesen Ton und diese Ansichten nicht angenommen haben. Aus der ersten Sinneslust? Ganz im Gegentheil. Wenn man sich dieser hingibt, ist man ängstlich und unruhig, man flieht das Tageslicht und das Geräusch. Die erste Wohllust liebt immer das Geheimniß;

---

*) Opinion. Vgl. § 382 u. Anm. ** dazu. Die moderne Psychologie und Pädagogik legt daher auf die Bildung des Vorstellungsinhaltes das Hauptgewicht. Opinion hat hier nicht den Sinn, den R. dem Worte im 1. Buche und sonst (z. B. § 416. d. B.) häufig gibt (Weltmeinung, Vorurtheil). § 414. gebraucht R. selbst den Ausdruck manière de penser.

die Scham würzt und verbirgt sie: die erste Geliebte macht nicht frech, sondern schüchtern. Ganz versunken in einen für ihn so neuen Zustand, sammelt sich der junge Mensch um ihn zu genießen und fürchtet immer ihn zu verlieren. Ist er lärmenden Charakters, so ist er weder wohllüstig noch zärtlich; sobald er sich rühmt, hat er nicht genossen.

414. Eine andere Art zu denken hat allein diese Verschiedenheit hervorgebracht. Sein Herz ist noch das selbe, aber seine Ansichten haben sich geändert. Sein Gefühl, das sich langsamer verändert, wird sich am Ende durch jene ebenfalls verwandeln; und dann erst wird er wahrhaft verdorben sein. Kaum ist er in die Welt eingetreten, so erhält er eine der ersten ganz entgegengesetzte Erziehung, die ihn lehrt gering zu schätzen, was er geachtet, und zu achten, was er verschmäht hatte: man stellt ihm die Lehren seiner Eltern und Lehrer als ein schulmeisterliches Geschwätz und die Pflichten, die sie ihm gepredigt, als eine kindische Moral dar, die ein erwachsener Mensch verachten müsse. Er hält sich durch seine Ehre verpflichtet sein Betragen zu ändern; er wird unternehmend ohne eigentliches Ziel, ein Geck aus falscher Scham. Er verspottet die guten Sitten, bevor er an den schlechten Gefallen gefunden, und thut sich viel auf Ausschweifungen zu gut ohne zu wissen, wie man sie anfängt. Ich werde das Geständniß eines jungen Officiers bei den schweizerischen Garden nie vergessen, den die lärmenden Belustigungen seiner Kameraden sehr langweilten, ohne daß er es wagte, sich ihnen zu entziehen, um nicht von ihnen ausgelacht zu werden: „Ich übe mich darin,“ sagte er, „wie man das Tabakrauchen lernt, trotz meiner Abneigung: der Geschmack daran wird mit der Gewohnheit kommen; man muß nicht immer Kind bleiben.“

415. So muß man denn einen jungen Menschen, der in die Welt eintritt, weniger vor der Sinnlichkeit als vor der Eitelkeit bewahren: er gibt den Neigungen anderer mehr nach als den seinigen, und der Dünkel macht mehr Wohllüstlinge als die Liebe.*)

416. Nach dieser Erörterung frage ich, ob irgend auf der ganzen Welt ein junger Mensch besser bewaffnet ist als mein Zögling gegen alles, was seine Sitten, Ansichten und Grundsätze anfechten kann, ob irgend einer mehr im Stande ist dem Strom zu widerstehen. Denn gegen welche Verführung wäre er nicht geschützt? Wenn seine Begierden ihn zu den Frauen hinziehen, so findet er bei ihnen nicht, was er sucht, und sein anders gestimmtes Herz hält ihn zurück. Erregen und drängen ihn seine Sinne, wo soll er Befriedigung finden? Der Abscheu vor dem Ehebruch und der Ausschweifung hält ihn ebenso von den öffentlichen Dirnen wie von den verheiratheten Frauen fern; die Verirrungen der Jugend beginnen

---

*) Dieß ist eine der wenigen Stellen aus dem pädagogischen Inhalte des 4. Buches, die Raumer noch berücksichtigt.

aber immer mit einer dieser beiden Menschenklassen. Ein heirathsfähiges Mädchen kann gefallsüchtig sein; aber sie wird nicht alle Scham abwerfen und nicht so weit gehen, einem jungen Manne, der sie heirathen kann, wenn er sie für anständig hält, sich an den Hals zu werfen; überdieß wird jemand bei ihr sein, der sie überwacht. Ebenso wird Emil sich nicht ganz selbst überlassen sein; beide werden wenigstens die Angst und die Furcht als unzertrennliche Wächter ihrer ersten Neigungen haben; sie werden nicht mit einem Male bis zu den letzten Vertraulichkeiten schreiten und auch nicht Zeit genug haben allmählich ohne Hindernisse dazu zu gelangen. Um sich anders zu benehmen muß er schon von seinen Genossen Anleitung bekommen und gelernt haben, über ihre Zurückhaltung sich lustig zu machen und zudringlich zu werden wie sie. Aber welcher Mensch ist weniger zur Nachahmung geneigt als Emil? Welcher Mensch läßt sich weniger durch den Modeton bestimmen als einer, der keine Vorurtheile hat und auf die anderen nichts zu geben gelernt hat? Ich habe zwanzig Jahre daran gearbeitet ihn gegen die Spötter zu wappnen: sie werden ihn nicht gleich in einem Tage zu ihrem Spielballe machen; denn das Lächerliche ist in seinen Augen nur die Vernunft der Thoren, und nichts macht unempfindlicher gegen Spöttereien als die Erhabenheit über die Tagesmeinung. Anstatt Witzeleien braucht er Vernunft; und, so lange er so gestimmt ist, fürchte ich nicht, daß junge Narren ihn mir entreißen; ich habe das Gewissen und die Wahrheit auf meiner Seite. Wenn das Vorurtheil nun doch mitsprechen soll, so ist eine zwanzigjährige Anhänglichkeit doch auch etwas: man wird ihm nie einreden, daß ich ihn mit nutzlosen Lehren gelangweilt habe; in einem geraden und gefühlvollen Herzen wird die Stimme eines treuen Freundes das Geschrei von zwanzig Verführern leicht zum Schweigen bringen. Da es sich in diesem Falle nur darum handelt ihm zu zeigen, daß sie ihn täuschen, indem sie dergleichen thun, als behandelten sie ihn als Mann, während sie ihn in Wirklichkeit als Kind behandeln, so werde ich mich bemühen, immer einfach, aber ernst und klar in meinen Auseinandersetzungen zu sein, damit er fühle, daß ich ihn als Mann behandle. Ich werde zu ihm sagen: „Du siehst, daß nur dein Interesse, das auch das meinige ist, mich so reden läßt; ein anderes kenne ich nicht. Aber warum wollen denn diese jungen Leute dich überreden? verführen wollen sie dich: sie lieben dich nicht und nehmen keinerlei Interesse an dir; ihre einzige Triebfeder ist der geheime Aerger zu sehen, daß du besser bist als sie; sie wollen dich auf ihren niedrigen Standpunkt herunterdrücken und werfen dir nur deshalb vor, daß du dich leiten lassest, damit sie selbst dich in die Hände bekommen. Kannst du glauben, daß du bei dem Wechsel gewinnen wirst? Ist ihre Weisheit denn so viel mehr werth und ihre Eintagsfreundschaft stärker als die meinige? Um ihrem Gespött einiges Gewicht zu geben, müßten sie ihr Ansehen gewichtiger machen können; welches ist aber ihre

Erfahrung um ihre Grundsätze über die unsrigen zu stellen? Sie haben nur die Unbesonnenheiten anderer nachgeahmt, wie sie jetzt die ihrigen nachgeahmt sehen möchten. Um sich über die vermeintlichen Vorurtheile ihrer Väter wegzusetzen, unterwerfen sie sich denjenigen ihrer Genossen. Ich sehe nicht, was sie dabei gewinnen: aber ich sehe zwei große Vortheile, die sie ganz gewiß dabei verlieren: einmal die väterliche Liebe, die sie immer zärtlich und aufrichtig berathen hat, dann die Erfahrung, die ihr Urtheil über Bekanntes fällt; denn die Väter sind Kinder gewesen, aber nicht umgekehrt."

417. „Oder hältst du sie doch noch in ihren verkehrten Grundsätzen für aufrichtig? Nicht einmal dieß ist der Fall, lieber Emil; sie täuschen sich um dich zu täuschen; sie sind mit sich selbst nicht einig: immer straft ihr Herz sie Lügen, und oft widerspricht ihnen ihr Mund. Mancher von ihnen zieht alles Ehrbare in's Lächerliche und wäre doch untröstlich, wenn seine Frau die nämlichen Ansichten hätte. Mancher dehnt diese Gleichgiltigkeit in Bezug auf die Sitten selbst auf die der Frau aus, die er noch nicht hat, oder, um das Maß der Schande voll zu machen, auf die seiner wirklichen Gattin: gehe indessen weiter; sprich von seiner Mutter und sieh, ob er sich gerne für ein Kind des Ehebruchs, einen Sohn eines sittenlosen Weibes ansehen lassen will, für einen Menschen, der widerrechtlich den Namen einer Familie trägt um den natürlichen Erben das Erbe wegzustehlen, kurz ob er sich ohne Widerrede als Bastard behandeln lassen will. Wem von ihnen wird es lieb sein, seine Tochter mit der Schande bedeckt zu sehen, die er auf die Tochter eines anderen häuft? Keiner von ihnen würde sich scheuen dein Leben anzutasten, wenn du ihm gegenüber alle Grundsätze in Anwendung brächtest, die er dir einzuflößen bemüht ist. Auf diese Weise zeigen sie am Ende ihre Inconsequenz, und man sieht, daß keiner von ihnen glaubt, was er sagt. Das sind Gründe, lieber Emil: prüfe nun die ihrigen, wenn sie welche haben, und vergleiche. Wollte ich Hohn und Spott gegen sie gebrauchen, so würdest du sehen, wie sie der Lächerlichkeit vielleicht ebenso und mehr anheimfallen würden als ich. Aber ich scheue mich vor einer ernstlichen Prüfung nicht. Der Triumph der Spötter ist von kurzer Dauer; die Wahrheit bleibt, ihr sinnloses Lachen verhallt."

418. Du kannst dir nicht denken, wie Emil in seinem zwanzigsten Jahre sich noch lenken lasse. Wie verschieden doch unsere Ansichten sind! Ich konnte nicht begreifen, wie er sich mit zehn Jahren leiten ließ; denn welchen Anhalt hatte ich ihm gegenüber in jenem Alter? Um einen solchen zu gewinnen, bedurfte es der Arbeit von fünfzehn Jahren. Damals erzog ich ihn nicht, sondern bereitete ihn nur für die Erziehung vor. Er ist jetzt genug erzogen um lenksam zu sein; er erkennt die Stimme der Freundschaft und weiß der Vernunft zu gehorchen. Allerdings lasse ich ihm den Schein der Unabhängigkeit; aber zu keiner Zeit war er mehr

unter meiner Herrschaft, denn jetzt will er es auch sein. So lange ich mich nicht zum Herren seines Willens machen konnte, blieb ich Herr über seine Person; ich verließ ihn nicht auf Schritt und Tritt. Jetzt überlasse ich ihn manchmal sich selbst, weil ich ihn immer leite. Wenn ich ihn verlasse, umarme ich ihn und sage ihm mit zuversichtlichem Tone: Emil, ich vertraue dich meinem Freunde an, ich übergebe dich seinem redlichen Herzen; er wird mir gutstehen für dich.

419. Natürliche Zuneigung, die nie zuvor eine Störung erlitten hat, wird ebenso wenig in einem Augenblick ausgetilgt als Grundsätze, die unmittelbar aus der ersten vernünftigen Erkenntniß abgeleitet sind. Wenn irgend eine Aenderung während meiner Abwesenheit sich vollzieht, so wird sie nie von langer Dauer sein, er wird sich nie so sehr vor mir verbergen können, daß ich die Gefahr nicht vor dem Uebel merkte und nicht zur Zeit helfen könnte. Wie man nicht auf ein Mal schlecht wird, so lernt man nicht auf einmal heucheln; und wenn je ein Mensch ungeschickt ist in dieser Kunst, so ist es Emil, der keine einzige Gelegenheit im Leben gehabt hat, sie anzuwenden.

420. Durch diese und viele andere Maßregeln halte ich ihn so sehr gesichert gegen fremde Einwirkung und gegen die Grundsätze der Menge, daß ich ihn lieber mitten in der schlechtesten Gesellschaft von Paris sehen möchte als allein in seinem Zimmer, der ganzen Unruhe seines Alters preisgegeben. Man mag es anfangen, wie man will, von allen Feinden, die einen jungen Menschen bedrohen können, ist er selbst der gefährlichste, den man nicht beseitigen kann: dieser Feind ist aber nur durch unsere Schuld gefährlich; denn, wie ich schon tausendmal gesagt habe, nur durch die Einbildung wird die Sinnlichkeit erregt. Ihr Bedürfniß ist eigentlich gar kein physisches; es ist nicht wahr, daß es ein wirkliches Bedürfniß ist. Wenn nie ein schlüpfriger Gegenstand unsere Augen getroffen, wenn nie ein unehrbarer Gedanke in unserem Geiste erwacht wäre, so würde sich dieses vermeintliche Bedürfniß uns vielleicht nie fühlbar gemacht haben, und wir wären keusch geblieben, ohne Versuchungen, ohne Kampf und ohne Verdienst. Man weiß nicht, welche geheimen Gährungen gewisse Lagen und Anblicke im Blute der Jugend hervorrufen, ohne daß sie selbst die Ursache dieses ersten Dranges zu erfassen vermag, der nicht leicht zu beruhigen ist und immer wiederkommt. Je mehr ich wenigstens über diesen wichtigen Entwickelungspunkt und seine näheren oder entfernteren Ursachen nachdenke, desto einleuchtender wird es mir, daß ein in einer Einöde, ohne Bücher, ohne Unterricht und ohne Frauen aufgewachsener Einsiedler, so alt er auch werden möchte, keusch sterben würde.

421. Aber es handelt sich hier nicht von einem Wilden dieser Art. Wenn man einen Menschen unter Seinesgleichen und für die Gesellschaft erzieht, ist es unmöglich, ja es ist nicht einmal räthlich, ihn immer in dieser heilsamen Unwissenheit zu lassen; auch ist es für ein vernünftiges

Leben das bedenklichste, nur halb gelehrt zu sein. Die Erinnerung an die Gegenstände unserer Wahrnehmung und die Vorstellungen, die wir uns angeeignet haben, verfolgen uns in die Einsamkeit, beleben sie ohne unseren Willen mit Bildern, die noch verführerischer sind als die Gegenstände selbst, und machen die Einsamkeit für denjenigen, der sie dahin mit sich nimmt, ebenso verhängnißvoll, als sie für denjenigen ersprießlich ist, der sich darin immer einsam zu erhalten weiß.

422. Wache also nur sorgfältig über den jungen Mann, vor allem übrigen kann er sich selbst wahren; deine Aufgabe aber ist es ihn vor sich selbst zu behüten. Lasse ihn Tag und Nacht nie allein, schlafe wenigstens in seinem Zimmer: erst, wenn der Schlaf ihn übermannt, soll er zu Bette gehen und nach dem Aufwachen augenblicklich aufstehen. Traue dem Instinkt nicht, sobald du dich nicht mehr auf ihn beschränkst: er ist richtig, so lange er allein wirkt; er ist bedenklich, sobald er sich mit den Einrichtungen der Menschen vermischt: man muß ihn nicht ersticken, sondern regeln; und das ist vielleicht schwieriger als ihn ganz auszutilgen. Es wäre sehr gefährlich, wenn er deinem Zögling lehrte seine Sinne zu bethören und Gelegenheiten zu ihrer Befriedigung zu erfinden: kennt er einmal diesen gefährlichen Ersatz, so ist er verloren. Von Stund an wird sein Leib und sein Geist entnervt werden; bis zum Grabe wird er die traurigen Folgen dieser schlimmen Gewohnheit an sich tragen, der verhängnißvollsten, der je ein junger Mensch zum Opfer fallen kann. Es wäre ohne Zweifel besser — — —*) Wenn die Wallungen eines hitzigen Temperaments unbesiegbar werden, theurer Emil, dann beklage ich dich; aber ich werde keinen Augenblick schwanken, ich werde durchaus nicht dulden, daß der Zweck der Natur vereitelt werde. Wenn dann ein Joch dich knechten soll, so übergebe ich dich lieber demjenigen, von dem ich dich wieder befreien kann: mag kommen, was da wolle, ich werde dich leichter den Weibern entreißen als dir selber.

423. Bis zum zwanzigsten Jahre wächst der Leib und braucht seinen ganzen Stoff: die Enthaltsamkeit ist dann in der Ordnung der Natur gelegen, und nur auf Kosten von Leib und Leben verstößt man gegen sie. Vom zwanzigsten Jahre an ist die Enthaltsamkeit eine sittliche Pflicht; sie ist von Bedeutung um sich selbst zu beherrschen und seine Begierden bemeistern zu lernen. Aber die moralischen Pflichten haben ihre Einschränkungen, ihre Ausnahmen und Regeln. Wenn die menschliche Schwäche eine Wahl unvermeidlich macht, so wähle man von zwei Uebeln das geringere: wie auch die Sache liege, besser ist es einen Fehltritt zu begehen als sich ein Laster anzueignen.

---

*) Die Ergänzung dieser Stelle und die Ausführung der in diesem § mehr angedeuteten Punkte glauben wir den Lesern des Emil überlassen zu müssen. R. hatte in all diesen Dingen traurige Erfahrungen gemacht.

424. Denke daran, daß ich hier nicht mehr von meinem Zögling rede, sondern von dem deinigen. Seine Leidenschaften, die du hast gähren lassen, unterjochen ihn: räume ihm also nur offen das Feld und bestreite ihm seinen Sieg nicht. Wenn du ihm diesen in seinem wahren Lichte zeigst, wird er weniger Stolz als Scham empfinden, und du verschaffst dir das Recht ihn auf seinen Irrwegen zu leiten und ihn wenigstens vor den Abgründen zu bewahren. Der Schüler soll ja nichts thun, ohne daß es der Lehrer wisse und wolle, auch nichts Schlechtes; und es ist hundertmal besser, daß ein Erzieher einen Fehler gutheiße und sich täusche, als wenn er durch seinen Zögling getäuscht würde und der Fehler geschähe, ohne daß er davon wüßte. Wer über irgend etwas die Augen glaubt zudrücken zu müssen, sieht sich bald genöthigt, gegen alles blind zu sein: ein Mißbrauch, den man duldet, zieht einen anderen nach sich, und die Reihe schließt erst mit dem Umsturz jeglicher Ordnung und mit der Verachtung jedes Gesetzes.

425. Ein anderer Irrthum, den ich schon bekämpft habe, der aber aus den beschränkten Köpfen nicht herauszubringen ist, ist der, daß man immer die Würde des Lehrers behaupten und in den Augen des Schülers für einen vollendeten Menschen gelten will. Diese Methode ist ganz verkehrt. Wie kann man verkennen, daß man auf diese Weise sein Ansehen, statt es zu befestigen, zerstört, daß man, um sich Gehör zu verschaffen, sich an die Stelle derjenigen setzen muß, an die man sich wendet, und daß man Mensch sein muß um zum menschlichen Herzen zu reden! Alle diese vollkommenen Menschen rühren nicht und überzeugen nicht; man sagt sich immer, es werde ihnen nicht schwer Leidenschaften zu bekämpfen, die sie nicht fühlen. Zeige deinem Zögling deine Schwächen, wenn du ihn von den seinigen heilen willst; er soll in dir die nämlichen Kämpfe bemerken, die er zu bestehen hat; an deinem Beispiel soll er sich besiegen lernen und nicht sagen wie die andern: diese alten Leute sind ärgerlich, daß sie nicht mehr jung sind, und wollen die Jungen als Greise behandeln; und da ihre Begierden alle erloschen sind, wollen sie uns aus den unsrigen ein Verbrechen machen.

426. Montaigne erzählt,*) er hätte eines Tages den Herrn de Langey gefragt, wie oft er während seiner Unterhandlungen in Deutschland sich im Dienste des Königs berauscht habe. Ich möchte gerne den Erzieher eines gewissen jungen Mannes fragen, wie oft er im Dienste seines Zöglings in ein verrufenes Haus gegangen sei. Wie oft? nein: wenn nicht beim ersten Male einem Wohllüstling das Verlangen vergeht es wieder zu besuchen, wenn er nicht Reue und Scham mit sich nach Hause bringt, wenn er nicht an deinem Busen Ströme von Thränen vergießt, so verlasse ihn augenblicklich; er ist nur ein Unmensch oder du

*) Essais I, 25.

ein Narr; niemals wirst du ihm mehr zu etwas nütze sein. Aber lassen wir diese äußersten, ebenso traurigen als gefährlichen Rettungsmittel, die mit unserer Erziehung nichts zu thun haben.

427. Wie viele Vorsichtsmaßregeln müssen nicht bei einem jungen gutgearteten Manne ergriffen werden, bevor man ihn den schändlichen Sitten unserer Zeit preisgiebt! Diese Maßregeln sind mühsam, aber unerläßlich: die Nachlässigkeit in diesem Punkte verdirbt bei der Jugend alles; durch die Verirrungen der Jugend entarten die Menschen und werden eben das, was sie heutzutage sind. Selbst in ihren Lastern sind sie feil und feige, denn sie haben nur kleine Seelen, weil ihre abgenutzten Leiber frühzeitig verdorben worden sind; kaum bleibt ihnen Leben genug um sich zu bewegen. Ihre kleinlichen Gedanken bezeichnen einen haltlosen Geist; sie kennen kein großes und edles Gefühl; sie haben weder Einfalt noch Kraft: heruntergekommen in jeder Beziehung und niedrig schlecht kennen sie nur Eitelkeit, Bosheit und Falschheit; sie haben nicht einmal Muth genug hervorragende Verbrecher zu sein. Das sind die verächtlichen Menschen, welche der Taumel der Jugend erzeugt: fände sich ein einziger darunter, der mäßig und nüchtern zu sein, und mitten unter ihnen sein Herz, sein Blut und seine Sitten von der Ansteckung des Beispiels freizuhalten wüßte, in dreißig Jahren würde er all diese Larven zermalmen und mit geringerer Mühe Herr über sie werden, als er brauchte um Herr über sich selbst zu bleiben.

428. Hätte Glück oder Herkunft Emil nur einigermaßen begünstigt, er wäre dieser Mensch, wenn er es sein wollte: aber er würde jene zu sehr verachten um sie sich unterwerfen zu wollen. Sehen wir ihn jetzt mitten unter ihnen in die Welt eintreten, nicht um eine Rolle zu spielen, sondern um sie kennen zu lernen und darin eine seiner würdige Gefährtin zu finden.

429. In welchem Rang er auch geboren sei und in welche Gesellschaft er sich zuerst einführe, sein Auftreten wird einfach sein und ohne Glanz: Gott verhüte, daß er so unglücklich sei darin zu glänzen! Die Eigenschaften, welche auf den ersten Blick auffallen, sind ihm nicht eigen, er hat sie nicht und will sie nicht haben. Er mißt dem Urtheil der Menschen zu wenig Werth bei um ihre Vorurtheile zu würdigen und macht sich nichts daraus, daß man ihn achte, bevor man ihn kennt. Seine Art sich zu zeigen ist weder bescheiden noch selbstgefällig, sondern natürlich und wahr; er kennt weder verlegenes Wesen noch Verstellung, in der Mitte der Gesellschaft ist er der nämliche, wie wenn er allein und ohne Zeugen ist. Wird er darum gegen irgendjemand grob, wegwerfend und unaufmerksam sein? Gerade das Gegentheil: wenn er für sich allein die andern Menschen nicht für nichts achtet, warum sollte er es thun, wenn er unter ihnen lebt? Er bevorzugt sie nicht vor sich selbst in seinem Auftreten, weil er sie in seinem Herzen nicht bevorzugt; aber er zeigt

ihnen auch keine Gleichgiltigkeit, die er nicht im entferntesten hat: wenn er die Formeln der Höflichkeit nicht kennt, so hat er die Theilnahme der Menschlichkeit. Er will niemanden leiden sehen; er wird keinem andern seinen Platz aus Schönthuerei abtreten, sondern gern und aus Güte, wenn er ihn vergessen sieht und der Meinung ist, diese Vernachlässigung könnte ihn kränken; denn es wird meinen jungen Mann weniger schwer ankommen freiwillig stehen zu bleiben, als einen andern gezwungen stehen zu sehen.

430. Obwohl Emil die Menschen im Allgemeinen nicht achtet, zeigt er ihnen doch keine Geringschätzung, weil er sie beklagt und Mitleid mit ihnen fühlt. Kann er ihnen auch den Geschmack für die wirklichen Güter nicht geben, so läßt er ihnen doch ihre eingebildeten Güter, mit denen sie sich begnügen, um sie nicht, wenn er sie ihnen ohne Weiteres wegnähme, noch unglücklicher als vorher zu machen. Er liebt also weder Zank noch Widerspruch; er ist auch kein Wohlredner oder Schmeichler, sondern er sagt seine Meinung ohne die irgendjemandes zu bekämpfen, weil er die Freiheit über alles liebt und die Freimüthigkeit eines ihrer schönsten Rechte ist.

431. Er spricht wenig, weil ihm nichts daran gelegen ist, daß man sich mit ihm beschäftige; aus dem selben Grunde sagt er nur das Zweckdienliche: was würde ihn sonst veranlassen zu reden? Emil ist zu unterrichtet um je schwatzhaft zu sein. Das viele Plaudern kommt nothwendig von der Einbildung geistreich zu sein, und davon werde ich nachher reden, oder von dem Werthe, den man auf Kleinigkeiten legt, und der thörichten Meinung, andere müßten ebenso viel Wesens daraus machen wie wir. Wer genug weiß, um jedem Ding seinen wahren Werth zu geben, spricht niemals zu viel; denn er weiß auch die Aufmerksamkeit, die man ihm schenkt, und den Antheil zu schätzen, den man an seinen Reden nehmen kann. Im Allgemeinen sprechen die Menschen viel, welche wenig wissen, und umgekehrt. Es liegt auf der Hand, daß ein unwissender Mensch alles für wichtig hält, was er sagt, und daß er es jedermann sagt. Ein unterrichteter Mensch dagegen schließt seinen Vorrath nicht leicht auf; er hätte zu viel zu sagen und sieht noch mehr, was nach ihm zu sagen wäre: so schweigt er denn.

432. Emil verstößt nicht gegen die Art, wie sich die andern geben, nein, er richtet sich ganz gerne nach ihr, nicht um im Umgange erfahren zu erscheinen noch um das Wesen eines höflichen Menschen zur Schau zu tragen, sondern im Gegentheil um nicht aufzufallen und jeder Auszeichnung aus dem Wege zu gehen; es ist ihm nie wohler, als wenn niemand Acht auf ihn hat.

433. Obwohl er beim Eintritt in die Welt ihre Art und Weise nicht im geringsten kennt, ist er darum durchaus nicht schüchtern und furchtsam; wenn er sich bei Seite hält, so geschieht es nicht aus Ver-

legenheit, nein, um recht zu sehen, darf er selbst nicht gesehen werden; denn es kümmert ihn kaum, was man von ihm denke, und vor dem Lächerlichwerden hat er nicht die mindeste Angst. Ruhig und kaltblütig war er ja immer, deshalb läßt er sich nicht durch falsche Scham verwirren. Ob man auf ihn sieht oder nicht, er verrichtet alles, was er thut, auf's beste; da er ferner, um die anderen gut zu beobachten, nie aus sich heraustritt, so erfaßt er die Art derselben*) mit einer Leichtigkeit, die bei den Knechten der täglichen Meinung unmöglich ist. Man kann sagen, daß er den Umgang mit den Menschen gerade deshalb früher erfaßt, weil er so wenig Wesens daraus macht.

434. Man täusche sich indessen nicht über sein Auftreten und vergleiche ihn nicht mit euren feinen jungen Herrchen. Er ist entschieden, aber nicht eingebildet; seine Art ist frei, aber nicht wegwerfend: freches Wesen ist nur den Knechten eigen, die Unabhängigkeit kennt keine Ziererei. Ich habe nie gesehen, daß ein innerlich stolzer Mann Stolz in seiner Erscheinung gezeigt hätte: diese Ziererei ist den feilen und eitlen Seelen viel mehr eigen, die nur dadurch eine Rolle spielen können. Ich lese in einem Buche,**) wie eines Tages ein Fremder sich in dem Tanzsaal des berühmten Marcel einfand und dieser ihn fragte, aus welchem Lande er wäre: „Ich bin ein Engländer," antwortete der Fremde. „Sie ein Engländer!" versetzt der Tanzmeister, „Sie sollten aus jener Insel sein, wo die Bürger an der Staatsverwaltung Antheil haben und einen Theil der obersten Gewalt ausmachen? [1]) Nein, diese gebückte Haltung, dieser schüchterne Blick, dieser unsichere Gang zeigen mir nur den titeltragenden Knecht eines Reichsfürsten."

---

*) „Die Gebräuche derselben" war die erste Lesart.

**) Helvetius de l'esprit II, 1. Vgl. II. § 240. und die Anmerkungen dazu.

[1]) Als ob es Bürger gebe, die nicht Mitglieder der Stadtverwaltung wären und als solche nicht Theil an der obersten Gewalt hätten! Aber indem die Franzosen es angemessen erachteten den achtenswerthen Namen Bürger, der ehemals den Mitgliedern der altfranzösischen Stadtburgen zukam, für sich zu gebrauchen, haben sie den Begriff desselben so sehr entstellt, daß man gar nichts mehr darunter verstehen kann. Ein Mensch, der mir kürzlich viel dummes Zeug gegen die Neue Heloise geschrieben, hat seine Unterschrift mit dem Titel „Bürger von Paimboeuf" geziert und damit einen vortrefflichen Witz auf mich zu machen geglaubt. R. — R. bringt in dieser Anmerkung citoyen mit cité in Verbindung. Die letzten Worte beziehen sich darauf, daß R. sich Bürger von Genf nannte, womit er als der von keinem Fürsten abhängige, zur Theilnahme an der Regierung eines freien Staates berufene freie Mann angesehen sein wollte. Ein Gleiches konnte der „Bürger von Paimboeuf" nicht verlangen. Campe bemerkt z. d. St.: „Noch im vergangenen Jahre und zwar in den ersten Tagen der französischen Revolution hörte und las man in Paris häufig den Namen citoyen de Paris statt bourgeois de Paris; und ein Journalist (der Verfasser der revolutions de Paris) mußte daher dem Pariser Publikum diese Rousseauische Stelle vorlegen, um ihm den Unterschied zwischen citoyen und bourgeois bekannt zu machen."

435. Ich weiß nicht, ob dieses Urtheil eine große Einsicht in das wirkliche Verhältniß des Charakters eines Menschen und seines Aeußeren zeigt. Ich, der ich nicht die Ehre habe Tanzmeister zu sein, würde gerade das Gegentheil gedacht haben. Ich hätte gesagt: „Dieser Engländer ist kein Höfling; ich habe nie gehört, daß die Höflinge eine gebückte Haltung und einen unsicheren Gang haben; ein schüchterner Mensch bei einem Tanzlehrer wäre vielleicht im Hause der Gemeinen ganz etwas anderes." Dieser Herr Marcel muß in der That seine Landsleute für lauter Römer halten.

436. Wer liebt, will wiedergeliebt werden. Emil liebt die Menschen, also will er ihnen gefallen. Um so mehr den Frauen; sein Alter, seine Sitten und Aussichten, alles trägt dazu bei dieses Verlangen in ihm zu erwecken. Ich sage: seine Sitten, denn sie thun viel dazu; die gesitteten Menschen sind die eigentlichen Verehrer der Frauen. Sie führen nicht wie die anderen jene eigenthümlichen spöttisch-galanten Reden; aber sie haben eine wahrere, zärtlichere und aus dem Herzen kommende Hingebung. Ich würde unter hunderttausend Wüstlingen in der Nähe einer jungen Frau einen gesitteten Mann, der sich zu beherrschen weiß, herauskennen. Man urtheile danach, wie sich Emil benehmen muß bei seinem noch unverdorbenen Temperament und so vielen Veranlassungen ihm zu widerstehen! In ihrer Nähe wird er freilich wohl manchmal schüchtern und verlegen sein; aber diese Verlegenheit wird ihnen sicherlich nicht mißfallen, und selbst die eingezogensten werden es nur zu oft verstehen, sich daran zu weiden und sie noch zu vermehren. Uebrigens wird seine Hingebung sich je nach der Lebensstellung derselben merklich verschieden äußern. Er wird zurückhaltender und achtungsvoller gegenüber den Frauen, lebhafter und zärtlicher bei heirathsfähigen Mädchen sein. Er ist sich des Ziels seines Strebens *) bewußt, und denjenigen, die ihn daran erinnern, wird er die meiste Aufmerksamkeit bezeigen.

437. Niemand wird genauer sein in allen Dingen, die auf die Ordnung der Natur und selbst auf die gut geordnete Gesellschaft gegründet sind; doch wird er die ersten immer vor den letzteren bevorzugen und z. B. einen Privatmann, der älter ist als er, mehr achten als einen Beamten seines Alters. Da er nun für gewöhnlich einer der jüngsten sein wird in der Gesellschaft, in welcher er sich befindet, wird er auch einer der bescheidensten sein, nicht aus Eitelkeit demüthig erscheinen zu wollen, sondern aus einem natürlichen und auf die Vernunft gegründeten Gefühl. Er wird nicht die vorlaute Lebensklugheit eines jungen Gecken haben, der zur Unterhaltung der Gesellschaft lauter spricht als die vernünftigen Leute und den Alten das Wort abschneidet: er wird von seiner Seite kein Beispiel für jene Antwort geben, die ein alter

*) § 408.

Edelmann Ludwig XV. ertheilte, als dieser ihn fragte, ob er seinem Jahrhundert oder dem gegenwärtigen den Vorzug gebe: „Majestät, ich habe meine Jugend in Ehrfurcht vor den alten Leuten zugebracht, jetzt muß ich meine alten Tage in Ehrfurcht vor den Kindern verleben.“

438. Wenn sein Herz auch zärtlich und empfindsam ist, so gilt ihm doch die Tagesmeinung nicht als Maßstab in der Schätzung der Dinge, und so wird er, wenn er den andern auch gefallen will, sich doch wenig aus ihrer Hochachtung machen. Daraus folgt, daß er mehr herzlich als höflich sein, nie ein geziertes, dünkelhaftes Wesen zeigen und daß ihn eine Liebkosung mehr rühren wird als tausend Lobsprüche. Aus den nämlichen Gründen wird er weder in seinem Auftreten noch in seiner Erscheinung nachlässig sein; er kann sogar in seinem Anzug etwas gesucht erscheinen, nicht um als Mann von Geschmack zu gelten, sondern um sein Aussehen angenehmer zu machen; er wird nie zum goldenen Rahmen*) seine Zuflucht nehmen, und nie wird der Aushängeschild des Reichthums seine Kleidung verunzieren.

439. Man sieht, daß alles das von meiner Seite keinen großen Aufwand von Vorschriften verlangt, sondern nur eine einfache Wirkung seiner ersten Erziehung ist. Man macht uns aus dem Umgange mit Menschen ein großes Geheimniß; wie wenn man in dem Alter, in das er eintritt, ihn nicht von Natur lernte, und wie wenn man seine ersten Gesetze nicht bloß aus einem redlichen Herzen schöpfen müßte! Die wahre Höflichkeit besteht darin, den Menschen Wohlwollen zu erzeigen: sie offenbart sich müheloś, wo sie vorhanden ist; nur für diejenigen, die sie nicht besitzen, muß man den Schein derselben in Regeln fassen.

440. „Die unglücklichste Wirkung der gebräuchlichen Höflichkeit ist es, daß man die Kunst lehrt die Tugenden, welche sie nachahmt, zu entbehren. Legt man uns in der Erziehung Menschlichkeit und Wohlthun in's Herz, so werden wir Höflichkeit besitzen, oder wir werden ihrer nicht mehr bedürfen.“

441. „Wenn wir nicht diejenige Höflichkeit besitzen, welche sich durch gefällige Formen ankündigt, so werden wir diejenige besitzen, die den rechtschaffenen Mann und den Bürger kennzeichnet; wir werden nicht zur Falschheit greifen müssen.“

442. „Um zu gefallen braucht man nicht erkünstelt zu sein, sondern nur gut; um der Schwäche der Menschen zu schmeicheln braucht man nicht falsch zu sein, sondern nur nachsichtig.“

443. „Die Leute, mit denen man auf solche Weise verkehrt, wer-

*) Die Stelle ist an und für sich verständlich; doch erinnern wir an II. § 256, wo erzählt wird, wie der „goldene Rahmen“ für Emil sprichwörtlich wurde.

den dadurch nicht eingebildet noch verdorben; nur dankbar werden sie sein und dadurch besser werden." [1])

444. Mir scheint es, wenn irgend eine Erziehung die Art von Höflichkeit erzeugen muß, welche Herr Duclos hier verlangt, so ist es diejenige, deren Plan ich bis jetzt entworfen habe.

445. Ich gebe indessen zu, daß bei so abweichenden Grundsätzen Emil durchaus nicht sein wird wie alle anderen Leute, und Gott möge ihn davor bewahren! Aber, wo er anders ist als die Leute, würde er weder mürrisch noch lächerlich sein: man wird den Unterschied merken ohne sich dadurch belästigt zu fühlen. Emil wird, wenn man so will, ein liebenswürdiger Fremdling sein. Zuerst wird man ihm seine Eigenthümlichkeit verzeihen und sagen: er wird sich schon bilden. In der Folge wird man sich an seine Art vollkommen gewöhnt haben; und wenn man sieht, daß er sich nicht ändert, so wird man ihm noch einmal verzeihen und sagen: er ist einmal so.

446. Er wird nicht gefeiert werden als ein liebenswürdiger Mann, sondern man wird ihn lieben ohne zu wissen warum; niemand wird seinen Verstand rühmen, aber man wird ihn gern zum Richter zwischen gescheidten Leuten nehmen: sein Verstand wird klar sein und in gewissen Schranken sich bewegen, er wird einen geraden Sinn und ein gesundes Urtheil haben. Er wird nicht den neuen Gedanken nachlaufen und daher nicht mit seinem Verstande prahlen. Ich habe ihn zur Einsicht gebracht, daß alle heilsamen und den Menschen wahrhaft nützlichen Gedanken die zuerst entdeckten gewesen sind, daß diese zu allen Zeiten die einzigen wirklichen Bande der Gesellschaft ausmachen und daß den überstiegenen Geistern das einzige Verdienst bleibt, sich durch gefährliche und dem Menschengeschlechte verhängnißvolle Gedanken auszuzeichnen. Diese Art Bewunderung zu erregen macht keinen Eindruck auf ihn: er weiß, wo er das Glück seines Lebens finden muß und womit er zum Glücke anderer beitragen kann. Der Kreis seiner Kenntnisse erstreckt sich nicht über das Nutzbringende hinaus. Sein Weg ist eng, aber deutlich vorgezeichnet; da er keine Versuchung fühlt ihn zu verlassen, verschwindet er in der Masse der mit ihm Wandelnden, er will sich nicht verirren, aber auch nicht glänzen. Emil ist ein Mensch von gesundem Sinn und will nichts anderes sein: möchte man ihn auch mit dieser Bezeichnung höhnen wollen, er wird sich immer für geehrt halten.

447. Obwohl der Wunsch zu gefallen ihn nicht ganz und gar gleichgiltig läßt gegen die Meinung der Menschen, so wird er von ihr

---

[1]) „Betrachtungen über die Sitten unserer Zeit" von H. Duclos. R. — Duclos war R.'s Freund. Er achtete ihn sehr hoch und correspondirte mit ihm auch noch von Motiers aus. In den Memoiren der madame d'Epinay erscheint D. freilich als ein frivoler Intrigant. Vgl. R.'s Anmerkung zu § 117, wo mehrere Seiten hindurch der nämliche Gegenstand behandelt wird.

doch nur das auffassen, was sich unmittelbar auf seine Person bezieht ohne sich um die willkürlichen Beurtheilungen zu bekümmern, welche nur die Mode oder die Vorurtheile zum Gesetz haben. Er wird seinen Stolz darin setzen alles gut zu machen, was er thut, und selbst besser als ein anderer: im Wettlauf will er der behendeste, im Ringen der stärkste, in der Arbeit der geschickteste, im Spiel der gewandteste sein: aber er wird nicht viel nach den Vortheilen fragen, welche nicht an und für sich einleuchtend sind und der Bestätigung durch das Urtheil anderer bedürfen, z. B. daß er mehr Verstand besitze, besser spreche, gelehrter sei als ein anderer u. dgl.; noch weniger aber nach denjenigen, die nicht von der Person abhängen, z. B. daß er von besserer Herkunft sei, als reicher angesehen werde, daß man ihm mehr Credit und Ansehen zuschreibe, daß er durch einen größeren Aufwand bemerklich werde.

448. Er liebt die Menschen, weil sie Seinesgleichen sind, und wird daher diejenigen besonders lieben, die ihm am meisten gleichen, weil er fühlt, daß er selbst gut ist; da er nun diese Aehnlichkeiten nach der Uebereinstimmung der Richtung in moralischen Dingen beurtheilt, so wird es ihm große Befriedigung gewähren, in allem was zu einem guten Charakter gehört, Anerkennung zu finden. Er wird sich nicht gerade sagen: Ich freue mich, weil man mich anerkennt —, sondern: Ich freue mich, weil man anerkennt, was ich Gutes gethan habe; ich freue mich darüber, daß die Leute, welche mich ehren, sich selbst Ehre machen: solange sie so richtig urtheilen werden, wird es angenehm sein ihre Achtung zu erwerben.

449. Da er nun die Menschen nach ihren Sitten in der Gesellschaft studirt, wie er sie zuvor nach ihren Leidenschaften in der Geschichte studirt hatte, wird er oft Gelegenheit haben darüber nachzudenken, was dem menschlichen Herzen wohl und wehe thut. So philosophirt er denn über die Grundsätze des Geschmackes,*) ein Studium, das ihm während dieser Zeit zukommt.

450. Je weiter man die Definitionen des Geschmacks herholt, um so mehr verirrt man sich; der Geschmack ist nur die Fähigkeit über das, was der Mehrzahl gefällt oder mißfällt, zu urtheilen. Ueber das hinaus läßt sich über den Geschmack nichts mehr sagen. Daraus folgt nun nicht, daß es mehr Menschen von Geschmack gebe als andere; denn obwohl die Mehrzahl über jeden Gegenstand vernünftig urtheilt, so gibt es doch wenige Menschen, die über alle so urtheilen wie sie; und obwohl dies Zusammentreffen der verbreitetsten Geschmacksurtheile den guten Geschmack ausmacht, gibt es doch wenige Menschen von Geschmack, ebenso wie es wenige schöne Leute gibt, obgleich die Vereinigung der am häufigsten vorkommenden Gesichtszüge die Schönheit ausmacht.

*) Les principes du goût. Gemeint sind die Grundsätze der ästhetischen Werthschätzung.

451. Man bemerke, daß es sich hier nicht um das handelt, was man liebt, weil es uns nützlich ist, noch von dem, was man haßt, weil es uns schadet. Der Geschmack bethätigt sich nur an gleichgiltigen Dingen oder höchstens an solchen, die uns des Vergnügens wegen interessiren, nicht aber an denjenigen, welche mit unseren Bedürfnissen zusammenhängen; um über diese zu urtheilen ist der Geschmack nicht nothwendig, das Bedürfniß allein genügt. Das macht eben die reinen Geschmacksurtheile so schwierig und, wie mir scheint, so willkürlich; denn außer dem natürlichen Gefühl,*) das ihn bestimmt, sieht man keinen Grund für seine Entscheidungen. Ferner muß man seine Gesetze in sittlichen Dingen und in natürlichen unterscheiden. In den letzteren scheinen die Grundsätze des Geschmacks durchaus unerklärlich.**) Doch ist es von Bedeutung, daß bei allem, was mit der Nachahmung zu thun hat,[1]) das Moralische hereinspielt: so erklärt man Schönheiten, die natürlicher Art zu sein scheinen, es in der That aber durchaus nicht sind. Ich will noch hinzufügen, daß der Geschmack sich nach örtlichen Bestimmungen richtet, welche ihn in tausenderlei Dingen von den Himmelsstrichen, den Sitten, der Regierungsform und bestimmten Einrichtungen abhängig machen, manchmal auch nach anderen, die mit dem Alter, dem Geschlecht und dem Charakter zusammenhängen, und daß man in dieser Beziehung über den Geschmack nicht disputiren soll.

452. Der Geschmack ist allen Menschen natürlich; aber sie besitzen ihn nicht alle in gleichem Maße, er entwickelt sich nicht bei allen im gleichen Grade; bei allen aber ist er Veränderungen aus verschiedenen Ursachen ausgesetzt. Das mögliche Maß des Geschmackes hängt von der Empfindsamkeit ab, die man besitzt, seine Ausbildung und Gestalt von der Gesellschaft, in welcher man gelebt hat. Zunächst muß man in zahlreicher Gesellschaft leben um viele Vergleichungen anzustellen. Zweitens bedarf man der Unterhaltung und Erholung in der Gesellschaft; denn in geschäftlichen Gesellschaften ist nicht das Vergnügen, sondern das Interesse bestimmend. Drittens bedarf man der Gesellschaften, in welchen

---

*) Instinct.

**) Früherer Zusatz: „denn wer z. B. sagt mir, warum dieser oder jener Gesang geschmackvoll ist und ein anderer nicht? Wer gibt uns Grundsätze über die Zusammenstellung der Farben? Wer sagt uns, warum das Eirund an einem Rasenbeet besser gefällt als die Rundung und warum letzteres an dem Becken eines Springbrunnens besser gefällt?" — R. mochte fühlen, daß sich dafür Erklärungen, wenn auch vielleicht nicht die richtigen, leicht würden finden lassen.

[1]) Dieß ist bewiesen in einem „Aufsatz über den Ursprung der Sprachen," den man in meinen sämmtlichen Schriften findet. R. — S. unsere Anm. zu I. § 147. und II. § 273. R. meint Cap. XV. seines Aufsatzes. Wenn dort gesagt ist, nur der Geschmack habe von allen Empfindungen nichts Moralisches (Geistiges) an sich, so ist damit der Sinn des Geschmacks, nicht der ästhetische Geschmack gemeint. — Die moderne Wissenschaft führt das moralische Urtheil ganz auf das ästhetische zurück.

die Ungleichheit nicht zu groß, die Herrschaft der Tagesmeinung dagegen mäßig ist und wo mehr das Vergnügen als die Eitelkeit herrscht; denn im entgegengesetzten Falle erstickt die Mode den Geschmack und man sucht dann nicht das Gefällige, sondern das Auffallende.

453. In diesem letzteren Falle ist es nicht mehr wahr, daß der gute Geschmack der Geschmack der Mehrzahl sei. Und warum? Weil der Gegenstand wechselt. Die Menge hat dann nicht mehr ihr eigenes Urtheil, sondern sie urtheilt nur nach denen, die sie für aufgeklärter hält; sie billigt nicht, was gut ist, sondern was jene gebilligt haben. Zu allen Zeiten wirke man dahin, daß jedermann seine eigene Ansicht habe; was dann angenehmer an sich ist, wird immer den Beifall der Mehrzahl für sich haben.

454. Die Menschen machen in ihren Arbeiten alles nur durch Nachahmung schön. Alle wirklichen Muster des Geschmackes finden sich in der Natur. Je mehr wir uns von unserem Meister entfernen, je entstellter sind unsere Gemälde. Dann nehmen wir unsere Muster an dem, was wir lieben, und das selbsterdachte Schöne, das der Laune und der Auctorität unterworfen ist, ist eben nur noch das, was denen, die uns leiten, gefällt.

455. Diejenigen, die uns leiten, sind die Künstler, die Großen und die Reichen; und was sie hinwiederum leitet, ist ihr Interesse oder ihre Eitelkeit. Um die Wette suchen sie neue Mittel der Verschwendung, diese um ihre Reichthümer zur Schau zu stellen, jene um daraus Gewinn zu ziehen. Auf diese Weise entfaltet der große Luxus seine Herrschaft und macht nur das schätzbar, was schwierig und kostbar ist: dann ist das vermeintliche Schöne, weit entfernt, die Natur nachzuahmen, nur schön durch den Kampf mit ihr. So sind Luxus und schlechter Geschmack unzertrennlich. Ueberall, wo der Geschmack verschwenderisch ist, ist er falsch.

456. Im Umgang der beiden Geschlechter besonders bildet sich der gute oder schlechte Geschmack aus; seine Pflege ist eine nothwendige Folge des Zwecks dieser Gesellschaft. Wenn aber die Leichtigkeit des Genusses das Verlangen zu gefallen abschwächt, muß der Geschmack entarten; und das ist meines Bedünkens ein fernerer, sehr fühlbarer Grund, warum der gute Geschmack mit den guten Sitten zusammenhängt.

457. Den Geschmack der Frauen muß man in natürlichen Dingen und solchen, die vom Urtheil der Sinne abhängen, zu Rathe ziehen, den der Männer in geistigen Dingen und solchen, die mehr vom Verstande abhängen. Wenn die Frauen sind, was sie sein sollen, so werden sie sich auf die in ihrem Bereich liegenden Dinge beschränken und immer richtig urtheilen; aber seitdem sie sich zu Schiedsrichterinnen in der Literatur aufgeworfen und begonnen haben, Bücher zu beurtheilen und um jeden Preis solche zu schreiben, verstehen sie sich auf nichts mehr. Schriftsteller,

welche gelehrte Frauen über ihre Werke befragen, sind immer sicher schlecht berathen zu werden; die feinen Herren, die sie über ihren Anzug befragen, sind immer lächerlich gekleidet. Ich werde bald Gelegenheit haben von den wahren Anlagen dieses Geschlechtes zu reden, von der Art sie auszubilden und von den Dingen, über welche alsdann ihre Entscheidungen gehört werden müssen.*)

458. Das sind die grundlegenden Betrachtungen, die ich als Grundsätze aufstelle, wenn ich mit Emil über eine Sache rede, die ihm in seiner augenblicklichen Lage und seinem augenblicklichen Ziel nichts weniger als gleichgiltig ist. Und wem sollte sie gleichgiltig sein? Die Kenntniß dessen, was den Menschen angenehm oder unangenehm ist, ist nicht bloß demjenigen, der ihrer bedarf, nothwendig, sondern auch demjenigen, der ihnen nützlich sein will: es ist selbst wichtig ihnen zu gefallen um ihnen zu dienen; auch die Kunst zu schreiben ist nichts weniger als ein müßiges Studium, wenn man sie dazu anwendet der Wahrheit Gehör zu verschaffen.

459. Wenn ich zum Zwecke der Geschmacksbildung meines Zöglings zu wählen hätte zwischen Ländern, wo die Pflege des Geschmacks noch im Entstehen begriffen ist, und andern, wo sie schon ausgeartet wäre, so würde ich der rückschreitenden Ordnung folgen; ich würde seine Wanderung mit diesen letzteren beginnen und mit den ersteren beschließen. Der Grund dieser Wahl ist der, daß der Geschmack durch eine übertriebene Verzärtelung verdorben wird, welche für Sachen empfindlich macht, die der große Haufe gar nicht wahrnimmt: diese Verzärtelung führt zur Disputirsucht; denn je mehr man die Gegenstände verfeinert, desto mehr vervielfältigen sie sich: diese Verfeinerung macht das Gefühl empfindlicher und mannichfaltiger. Es bilden sich dann ebenso viele Geschmäcke aus, als es Köpfe gibt. Bei den Erörterungen über das zu Bevorzugende gewinnt die Philosophie und das Wissen; und so lernt man denken. Feine Beobachtungen können wohl nur durch Leute von sehr weitem Gesichtskreis gemacht werden, da jene erst nach allen anderen auffallen und weil Leute, die an zahlreiche Gesellschaften wenig gewöhnt sind, ihre Aufmerksamkeit in der Gesellschaft an den großen Zügen erschöpfen. Es giebt gegenwärtig vielleicht keinen fein gebildeten Ort in der Welt, wo der allgemeine Geschmack schlechter wäre als zu Paris. Dennoch bildet sich der gute Geschmack in dieser Hauptstadt; und es erscheinen wenige geschätzte Bücher in Europa, deren Verfasser sich nicht in Paris gebildet hätte. Wer glaubt, es genüge, die Bücher zu lesen, welche dort geschrieben werden, ist im Irrthum: man lernt viel mehr im Gespräch mit den Schriftstellern als aus ihren Büchern; und die Schriftsteller selbst sind es nicht, bei denen man am meisten lernt. Der Geist der Gesell-

*) Im 5. Buche. Vgl. besonders V § 184.

schaft entwickelt einen denkenden Kopf und erweitert den Gesichtskreis, soweit es möglich ist. Wenn du einen Funken von Geist hast, so gehe auf ein Jahr nach Paris: bald wirst du alles sein, was du sein kannst, oder du wirst nie etwas werden.*)

460. Man kann auch an Orten, wo der schlechte Geschmack herrscht, denken lernen; nur darf man nicht denken wie diejenigen, welche diesen schlechten Geschmack haben, und das ist schwer zu vermeiden, wenn man zu lange bei ihnen bleibt. Man muß mit ihrer Hilfe das Werkzeug des Urtheils vervollkommnen, es aber nicht gebrauchen wie sie. Ich werde mich hüten, Emils Urtheil so zu verfeinern, daß es am Ende eine ganz andere Gestalt annimmt; und wenn sein Gefühl fein genug ist um den verschiedenen Geschmack der Leute zu bemerken und zu vergleichen, dann werde ich den seinigen auf einfachere Gegenstände zurücklenken.

461. Um ihm einen reinen und gesunden Geschmack zu bewahren, werde ich mit meinen Maßregeln noch weiter ausholen. In der Unruhe eines zerstreuten Lebens werde ich nützliche Unterhaltungen mit ihm zu veranlassen wissen; und indem ich sie immer auf Gegenstände lenke, die ihm angenehm sind, werde ich Sorge tragen, sie ihm ebenso angenehm als belehrend zu machen. Das ist die rechte Zeit für das Lesen angenehmer Bücher; jetzt kann man ihm zeigen, wie man eine Rede analysirt, und ihn für alle Schönheiten der Beredsamkeit und der Sprache empfänglich machen. Das Studium der Sprachen ihrer selbst willen hat wenig Werth, ihr Gebrauch ist nicht so wichtig, als man glaubt; aber das Studium der Sprachen führt zu dem der allgemeinen Grammatik. Man muß lateinisch lernen um gut französisch zu können; man muß beide studieren und vergleichen um die Gesetze der Redekunst zu verstehen.

462. Es gibt überdieß eine gewisse Einfachheit des Geschmackes, die zum Herzen spricht und sich nur in den Schriften der Alten findet. Er wird sie in der Beredsamkeit, in der Poesie, in jeder Art von Schriftwerken wie in Geschichte gehaltreich und nüchtern im Urtheil finden. Unsere Schriftsteller dagegen sagen wenig und sprechen viel. Wenn sie uns fortwährend ihr Urtheil als Gesetz geben, so tragen sie damit nicht zur Bildung des unsrigen bei. Die Verschiedenheit des Geschmackes beider macht sich in allen Denkmälern und selbst auf den Gräbern fühlbar. Unsere Grabdenkmäler sind überfüllt mit Lobsprüchen; auf denen der Alten fand man Thatsachen verzeichnet:

Sta viator; heroem calcas.[1])

---

*) Campe citirt Mercier (tableau de Paris), wo dem mit Salzen erfüllten Boden und Luftkreis von Paris die Wirkung zugeschrieben wird, lebhaft, witzig, heiter und unbesonnen zu machen.

[1]) „Stehe, Wanderer, dein Fuß weilt auf einem Helden" — nach Voltaire (siècle de Louis XIV. chap. 3.) auf dem Grabe des in der Schlacht bei Nördlingen gefallenen Generals François de Mercy. (Petitain.)

463. Hätte ich diese Inschrift auf einem alten Grabmal gefunden, ich hätte sofort errathen, daß sie modern sei; denn bei uns ist nichts so gewöhnlich als Helden, während sie bei den Alten selten waren. Anstatt zu sagen, daß ein Mensch ein Held gewesen sei, hätten sie gesagt, was er gethan, um einer zu sein. Man vergleiche mit der Grabschrift dieses Helden die des weibischen Sardanapal:

Ich habe Tarsus und Anchiale in einem Tage gebaut, und nun bin ich todt.*)

464. Welche von beiden sagt nach deiner Ansicht mehr? Unser Lapidarstil mit seinem Schwulst ist nur gut dazu Zwerge aufzublähen. Die Alten zeigten die Menschen, wie sie sind, und man sah, daß es Menschen waren. Wenn Xenophon das Andenken einiger beim Rückzug der zehntausend durch Verrath gefallener Krieger ehren will, so sagt er: Sie starben, tadellos als Soldaten und als Freunde. — Das ist alles: aber man bedenke, was bei dieser so kurzen und so einfachen Grabschrift das Herz des Schriftstellers erfüllt haben mußte. Wehe dem, der dieß nicht herrlich findet!

465. Bei den Thermopylen las man auf einem Marmor diese Worte eingegraben:

Wanderer, sage Sparta, daß wir hier todt liegen, getreu seinen Gesetzen.**)

Man sieht wohl, daß die Akademie der Inschriften***) diese nicht verfaßt hat.

466. Ich müßte mich täuschen, wenn mein Zögling, der auf Worte so wenig Werth legt, nicht sogleich auf diese Unterschiede seine Aufmerksamkeit richtet und sich nicht dadurch in der Wahl seiner Lectüre bestimmen läßt. Hingerissen durch des Demosthenes männliche Beredsamkeit wird er sagen: das ist ein Redner —; aber wenn er Cicero liest, wird er sagen: das ist ein Advocat.

467. Im Allgemeinen wird Emil mehr Geschmack an den Büchern der Alten finden, als an den unsrigen, schon deshalb, weil die Alten als die ersten der Natur näher und ihre Anlage ihnen ganz eigenthümlich ist. Was auch la Motte†) und der Abbé Terrasson††) darüber gesagt haben konnten, es gibt keinen wahren Fortschritt der Vernunft in

---

*) Arrian (Anab. II., 5) und Strabo geben die Inschrift so: „Sardanapal, Sohn des Anakyndaraxes, baute Anchialos (Anchiale) und Tarsus in einem Tage. Du aber, o Fremdling, iß und trink und scherze, denn alles andere Menschliche ist nicht das Handumkehren werth.“ Diodor (II., 23) gibt eine längere Inschrift in Versen, die den nämlichen Gedanken ausdrückt.

**) Herodot VII., 228.

***) Vgl. III., § 173.

†) In dem Streite über den Vorzug der alten oder der neuen Litteratur standen La Motte und Fontenelle auf Seiten der Gegner des Alterthums.

††) Jean Terrasson, geb. zu Lyon 1670, gest. zu Paris 1750, aus einer in der literarischen Welt sehr bekannten Familie, stellte u. a. Tasso über Virgil und Homer. Bekannt ist seine dissertation critique sur l'Iliade d'Homère u. s. w.

der menschlichen Gattung, weil alles, was auf der einen Seite gewonnen wird, auf der anderen wieder verloren geht; weil alle Geister immer von dem selben Punkte ausgehen und weil die Zeit, die man braucht um zu wissen, was andere gedacht haben, für die Ausbildung des eigenen Denkens verloren geht, so daß man mehr angeeignete Kenntnisse und weniger geistige Kraft besitzt. Unser Geist ist wie unsere Arme gewohnt alles mit Werkzeugen zu machen und nichts durch sich selbst. Fontenelle sagte, dieser ganze Streit über die Alten und die Modernen lasse sich auf die Frage zurückführen, ob die Bäume ehemals größer gewesen seien als jetzt. Wenn der Ackerbau sich geändert hätte, so wäre diese Frage gar nicht ungerechtfertigt.

468. Nachdem ich ihn so zu den Quellen der reinen Litteratur zurückgeführt habe, zeige ich ihm auch das Abwasser, welches daraus in die Behälter unserer modernen Compilatoren geflossen ist; Journale, Uebersetzungen und Encyclopädien: er wirft auf alles das einen Blick und läßt es liegen um nie mehr darauf zurückzukommen. Zu seinem Ergötzen lasse ich ihn auch das Geschwätz der Akademien hören; ich mache ihm begreiflich, daß jedes einzelne Mitglied allein immer mehr werth ist als in der ganzen Versammlung: danach zieht er von selbst den Schluß auf die Nützlichkeit aller dieser schönen Einrichtungen.

469. Ich führe ihn zu den Schauspielen, nicht um die Sitten, sondern um den Geschmack zu studiren; denn da zeigt er sich den Denkfähigen ganz besonders. Lebensregeln und Moral mußt du nicht beachten, sage ich zu ihm; denn das muß man irgendwo anders lernen. Das Theater ist nicht für die Wahrheit gemacht; es will den Menschen schmeicheln und sie ergötzen; in keiner Schule lernt man so gut die Kunst ihnen zu gefallen und das menschliche Herz anzuregen. Das Studium des Theaters führt zu dem der Poesie; ihr Ziel ist genau das selbe. Mit welchem Vergnügen wird er die Sprachen der Dichter, das Griechische, das Lateinische, das Italienische studieren, wenn er nur einen Funken von Geschmack für die Dichtkunst hat! Dieses Studium wird für ihn eine zwanglose Unterhaltung und darum nicht minder nutzbringend sein; es wird eine Wonne für ihn sein in einem Alter, wo das Herz sich mit so vielem Entzücken jeder Art von Schönheit, die es anzuregen geeignet ist, hingibt. Stelle dir auf der einen Seite meinen Emil vor und auf der anderen einen jungen Menschen aus eueren Collegien (Gymnasien), wie sie das vierte Buch der Aeneide, Tibull oder das Gastmahl des Platon lesen: welcher Unterschied! Wie sehr ist das Herz des einen bewegt von Dingen, die auf den anderen gar keinen Eindruck machen! Guter, junger Mensch! halte ein, unterbrich deine Lectüre, ich sehe, du bist zu erregt: die Sprache der Liebe mag dir wohl gefallen, aber sie soll dir den Kopf nicht verwirren: sei ein gefühlvoller Mensch, aber doch ein vernünftiger. Bist du nur das eine von beiden, so bist du nichts.

Uebrigens liegt mir wenig daran, ob er in den alten Sprachen, der schönen Litteratur und Poesie viele Fortschritte mache. Er wird nichts an seinem Werthe verlieren, wenn er auch von allem dem nichts weiß, und von allen diesem Tand handelt es sich in seiner Erziehung nicht.

470. Mein Hauptzweck, wenn ich ihn das Schöne in jeder Gestalt fühlen und lieben lerne, ist, seine Neigung und seinen Geschmack darauf hinzulenken, zu verhüten, daß seine natürliche Richtung verdorben werde und er eines Tages in seinem Reichthum die Mittel seines Glücks suche, die er viel näher finden muß. Ich habe anderswo*) gesagt, der Geschmack sei nur die Kunst auf kleine Dinge sich zu verstehen, und das ist sehr richtig: da aber die Annehmlichkeit des Lebens gerade von einem Gewebe von Kleinigkeiten abhängt, so ist ein derartiges Streben nichts weniger als gleichgiltig; denn dadurch lernen wir es mit den Gütern erfüllen, die in unsere Hand gelegt sind, und zwar in dem eigentlichsten Werth, den sie für uns haben können. Ich meine hier nicht die sittlichen Güter, welche von der richtigen Beschaffenheit unseres Innern abhängen, sondern nur von Dingen der Sinnlichkeit und des wirklichen Genusses, abgesehen von den Vorurtheilen der Tagesmeinung.

471. Man erlaube mir, um meinen Gedanken besser zu entwickeln, für einen Augenblick meinen Emil zu verlassen, dessen reines und gesundes Herz niemanden mehr zur Richtschnur dienen kann, und in mir selbst ein anschaulicheres und den Sitten des Lesers naheliegenderes Beispiel zu suchen.

472. Es gibt Lebenslagen, welche die Natur zu verändern und die Menschen, die sich in denselben befinden, im Guten oder Schlimmen umzubilden scheinen. Ein Hasenfuß wird tapfer, wenn er in das Navarra-Regiment eintritt. Aber nicht bloß im Soldatenstand erwirbt man Korpsgeist, auch machen sich seine Wirkungen nicht immer im Guten fühlbar. Ich habe hundertmal mit Schrecken bei mir gedacht, wenn ich das Unglück hätte irgend ein Amt, das ich im Sinne habe, in einem gewissen Lande**) zu bekleiden, so würde ich morgen fast unvermeidlich ein Tyrann, ein Blutsauger, ein Volksbedrücker, ein Unglück für den Fürsten und ein geborener Feind der ganzen Menschheit, aller Billigkeit und jeglicher Tugend sein.

473. Ebenso würde ich, wenn ich reich wäre, alles gethan haben, was man thun muß um es zu werden: ich wäre also schamlos und niederträchtig, empfindlich und aufmerksam für mich allein, unbarmherzig und hart gegen alle Welt, ein höhnischer Betrachter des Elends des ge-

---

*) In seinem Briefe an D'Alembert über die Schauspiele. (Petitain.)

**) Natürlich wohl Frankreich. Bei der eigenthümlichen Verkleidung dieses Gedankens liegt es wohl nahe, eine Anspielung etwa auf Helvetius, der Generalsteuerpächter war, darunter zu vermuthen

meinen Volkes;*) denn ich würde den Nothleidenden keinen anderen Namen geben um nicht daran zu erinnern, daß ich selbst einmal dazu gehörte. Endlich würde ich aus meinem Vermögen das Werkzeug meiner Lust machen und auf sie allein meine Gedanken richten; bis auf diesen Punkt aber wäre ich wie alle anderen Menschen.

474. Darin würde ich mich aber wohl sehr von ihnen unterscheiden,**) daß ich eher sinnlich und wohllüstig wäre als eingebildet und eitel und mich mehr dem Luxus der Weichlichkeit als dem der Großthuerei hingeben würde. Ich würde mich sogar in gewisser Beziehung schämen meinen Reichthum zu sehr zur Schau zu stellen und immer den Neidischen, den mein Dünkel niederdrückte, vor mir zu sehen glauben, wie er seinen Nachbarn in's Ohr flüsterte: Seht doch den Schelm, wie sehr er sich fürchtet, man möchte den Schelm in ihm erkennen.

475. Aus der unendlichen Fülle von Gütern, welche die Erde bedecken, würde ich aussuchen, was mir am angenehmsten wäre und was ich mir am besten zu eigen machen könnte. Darum wäre es auch die erste Anwendung meines Reichthums, daß ich mir Muße und Freiheit damit erkaufte, dazu noch Gesundheit, wenn sie käuflich wäre; da sie sich indessen nur durch Mäßigkeit erwerben läßt und ohne Gesundheit es kein wahres Vergnügen im Leben gibt, so wäre ich enthaltsam aus Sinnlichkeit.

476. Ich würde der Natur immer so nahe als möglich bleiben um den Sinnen zu schmeicheln, die ich von ihr empfangen habe, in der Gewißheit, daß ich in meinen Genüssen um so mehr wirklichen Genuß fände, je mehr sie vom Ihrigen dazu gethan hätte. Wenn ich Gegenstände zur Nachahmung auswählte, würde ich immer sie zum Muster nehmen; in meinen Neigungen würde ich ihr den Vorzug geben; in meinem Geschmack würde ich sie immer zu Rathe ziehen, von den Speisen würde ich immer diejenigen auswählen, die ihre beste Zubereitung von ihr empfangen haben und durch möglichst wenig Hände gehen, bis sie auf unseren Tisch kommen. Betrügerischen Verfälschungen würde ich zuvorkommen und dem Vergnügen selbst entgegengehen. Meine unfeine und grobe Eßlust würde einen Gasthofbesitzer nicht reich machen; er würde mir nicht um Goldeswerth Gift für Fisch***) verkaufen, meine Tafel wäre nicht bedeckt mit Gerichten aus aufgeputztem Unflath und fremdländischem Aas; ich würde meine eigene Mühe daran wenden, meine Sinnlichkeit zu befriedigen, denn dann ist die Mühe selbst ein Vergnügen und vermehrt den erwarteten Genuß.

---

*) de la canaille.

**) R. gibt hier in der That einen Beitrag zu seinen Bekenntnissen. S. dort I., 1, p. 30 (Didot), wo von seiner Sinnlichkeit im materiellen Genusse, I., 3, p. 96 fg. wo von seiner Liebessensibilität und seinem stürmisch erregten Wesen die Rede ist.

***) Wortspiel: du poison pour du poisson.

Wollte ich ein Gericht aus weit abgelegenen Ländern kosten, so würde ich es lieber wie Apicius*) dort aufsuchen als es kommen lassen; denn die ausgesuchtesten Gerichte ermangeln immer einer Würze, die man nicht mitnehmen und die kein Koch ihnen geben kann, die Luft des Landes, das sie hervorgebracht hat.

477. Aus dem nämlichen Grunde würde ich es nicht machen wie diejenigen, welche sich nur da wohl befinden, wo sie nicht sind und die Jahreszeiten in Widerstreit gegen sich selbst und gegen die Lage der Gegend setzen, im Winter den Sommer und im Sommer den Winter suchen, in Italien Kühle und im Norden Wärme haben wollen ohne zu bedenken, daß, während sie der Strenge der Jahreszeiten aus dem Wege zu gehen meinen, sie dieselbe gerade da finden, wo man es nicht versteht sich dagegen zu wahren. Ich würde ganz ruhig da bleiben oder gerade das Gegentheil thun: ich möchte gerade von einer Jahreszeit alles, was sie Angenehmes hat, und aus einer Gegend alles, was ihr eigenthümlich ist, genießen. Ich hätte dann eine Mannichfaltigkeit von Vergnügungen und Gewohnheiten, die sich nicht gleichen und immer von der Natur selbst geboten würden; den Sommer würde ich in Neapel zubringen, den Winter in Petersburg, bald einen sanften Zephyr einathmend, hingestreckt in den kühlen Grotten von Tarent, bald athemlos und ermattet von den Vergnügungen eines Tanzfestes in einem erleuchteten Eispalast.

478. In meinem Tafelgeräth und in der Ausstattung meiner Wohnung möchte ich durch sehr einfachen Schmuck die verschiedenen Jahreszeiten nachahmen und jeder alle ihre Annehmlichkeiten abgewinnen ohne den nachkommenden vorzugreifen. Eine solche Störung der natürlichen Ordnung ist mehr mühsam als geschmackvoll; man zwingt ihr damit unfreiwillige Erzeugnisse ab, die sie widerwillig und ohne Segen hergibt und die ohne rechte Art und ohne rechten Geschmack weder den Leib ernähren, noch dem Gaumen angenehm sein können. Nichts Geschmackloseres gibt es als die Frühfrüchte; mit großen Kosten bringt es so ein reicher Mann in Paris mit seinen Oefen und Treibhäusern dahin, das ganze Jahr auf seinem Tische nur schlechte Gemüse und schlechtes Obst zu haben. Hätte ich Kirschen, wenn es friert, und aromatische Melonen mitten im Winter, mit welchem Genusse würde ich sie nun kosten, wenn mein Gaum das Bedürfniß befruchtet und erfrischt zu werden nicht fühlt? Wären schwere Kastanien in der Hitze der Hundstage mir sehr angenehm? oder würde ich sie, wenn sie eben aus dem Ofen kommen, der Johannisbeere und Erdbeere und erfrischenden Früchten vorziehen, die ich auf der Erde ohne zu viele Mühe auflesen kann? Wer sein Kamin im Januar mit erzwungenem Grün, mit blassen und geruchlosen Blumen bedeckt, schmückt nicht den Winter, sondern er schändet den Frühling; er beraubt sich da=

*) M. Apicius lebte unter Tiberius und schrieb ein Kochbuch.

mit des Vergnügens im Walde die ersten Veilchen zu suchen, die erste Knospe auszuspähen und mit Entzücken auszurufen: Menschen, ihr seid nicht verlassen, die Natur lebt noch!

479. Um gut bedient zu sein würde ich wenige Diener haben: das ist schon gesagt worden, aber es ist gut, es nochmals zu sagen. Ein Bürgersmann genießt mehr wirkliche Bedienung von seinem einzigen Diener als ein Herzog von sechs Herren, die ihn umgeben. Ich habe mir hundertmal gesagt: wenn ich bei Tisch mein Glas neben mir habe, so trinke ich, wenn es mir eben gefällt; wenn ich an einer reich besetzten Tafel sitze, so müssen zwanzig Stimmen „Wein" rufen, bevor ich meinen Durst stillen kann. Alles, was man durch andere thut, wird schlecht verrichtet, wie man es auch anfängt. Ich würde nicht zu den Kaufleuten schicken, sondern selbst hingehen, und zwar, daß meine Leute nicht vor mir mit ihm sich verabredeten, um sicherer zu wählen und weniger zu bezahlen, ferner, um eine angenehme Bewegung zu machen, um zu sehen, was draußen vorgeht; das erfrischt und belehrt manchmal: endlich würde ich es thun um zu gehen, und das ist immer auch etwas. Ein zu unbewegliches Leben führt Langeweile herbei; wer viel geht, hat wenig Langeweile. Der Thürhüter und die Bedienten sind schlechte Dollmetscher; ich möchte nicht immer diese Leute zwischen mir und der übrigen Welt haben und nicht immer in einem lärmenden Wagen unter die Leute gehen, als fürchtete ich angesprochen zu werden. Ein Mann, der seine eigenen Beine braucht, hat seine Pferde immer zur Hand; sind sie müde oder krank, so weiß er es vor allen anderen; er braucht nicht zu besorgen, er möchte unter diesem Vorwande das Haus hüten müssen, wenn sein Kutscher sich einen guten Tag machen will; auf der Fahrt werden ihn nicht tausenderlei Hindernisse vor Ungeduld zur Verzweiflung bringen und in einem Augenblicke, wo er fliegen möchte, auf der Stelle festbannen. Wenn endlich niemand uns so gut bedient wie wir uns selbst, wäre man auch mächtiger als Alexander und reicher als Crösus, so soll man von den anderen nur die Dienste annehmen, die man sich nicht selbst leisten kann.

480. Ich möchte keinen Palast als Wohnung; denn in diesem Palaste würde ich nur *ein* Zimmer bewohnen; jedes gemeinschaftliche Zimmer gehört niemanden, und jedes Zimmer meiner Leute wäre mir ebenso fremd wie das meines Nachbars. Die gewiß sehr sinnlichen Morgenländer sind alle einfach in Wohnung und Hausgeräthen. Sie betrachten ihr Leben wie eine Reise und ihre Wohnung wie eine Herberge. Dieser Grund verfängt freilich wenig bei uns Reichen, die wir uns einrichten, als lebten wir immer; aber ich hätte einen anderen, der die nämliche Wirkung hervorrufen würde. Mir schiene es, wenn ich mich mit so vielen Umständen an einem Orte einrichte, so verbanne ich mich aus allen anderen und kerkere mich, so zu sagen, in meinem Palaste ein.

Die Welt ist doch ein schöner Palast: gehört nicht alles dem Reichen, wenn er genießen will? Ubi bene, ibi patria; das ist sein Spruch; seine Laren sind die Orte, wo das Geld alles vermag, seine Heimat ist überall, wo sein Geldschrank durchkommen kann, wie Philipp jeden festen Platz für gewonnen ansah, wo ein mit Silber beladenes Maulthier hineineinkommen könnte.[1]) Warum also Mauern und Thore um sich ziehen, als wollte man nie mehr hinausgehen? Wenn eine Seuche, ein Krieg oder ein Aufstand mich aus einem Orte verjagt, gehe ich an einen anderen und finde da mein Absteigequartier schon vor mir angekommen. Warum soll ich mir die Mühe nehmen, mir selbst eines herzustellen, da man in der ganzen Welt für mich baut? Da das Leben doch so sehr drängt, warum soll ich mir Genüsse für eine ferne Zukunft vorbereiten, die ich gleich heute finden kann? Man kann sich kein angenehmes Loos verschaffen, wenn man unaufhörlich mit sich selbst im Widerspruch lebt. So warf Empedocles den Agrigentinern vor, daß sie Vergnügungen aufhäuften, als hätten sie nur einen Tag zu leben, und bauten, als sollten sie nie sterben.*)

481. Was nützt mir eine so weitläufige Wohnung, da ich so wenig habe sie zu bevölkern und noch weniger sie anzufüllen? Meine Hausgeräthe wären einfach wie mein Geschmack; weder Bilder- noch Büchersammlung würde ich haben, besonders wenn ich Bücher gern hätte und mich auf Gemälde verstünde. Ich wüßte dann, daß solche Sammlungen nie vollständig sind und daß die Unvollständigkeit mehr Aerger verursacht, als wenn man gar nichts hat. In diesem Falle macht der Ueberfluß unglücklich; das hat jeder Sammler erfahren. Wenn man sich auf diese Sachen versteht, muß man nicht sammeln: wer sich seiner Sammlung selbst zu bedienen weiß, hat keine um sie andern zu zeigen.

482. Das Spiel ist keine Unterhaltung eines Reichen, sondern ein Nothwillen für unbeschäftigte Leute; mir würden aber meine Vergnügen zu viel Geschäfte verursachen um mir viel Zeit für einen so schlechten Gebrauch übrig zu lassen. Ich als einsamer, armer Mann spiele höchstens einmal Schach, und das ist mir schon zu viel. Wäre ich reich, so würde ich noch weniger spielen und nur um einen sehr kleinen Einsatz, um keinen Mißvergnügten zu sehen und selbst keiner zu sein. Dies Interesse am Spiel, das bei Wohlhabenden keinen Beweggrund bildet, kann nur in einem schlecht gearteten Geist zur Sucht umschlagen. Der Gewinn, den ein reicher Mann beim Spiel machen kann, ist ihm immer weniger fühlbar als der Verlust; da aber die Einrichtung der bescheidenen Spiele, welche den Vortheil auf die Länge aufzehrt, es mit sich bringt,

---

[1]) Als zu Athen ein prächtig gekleideter Fremder gefragt wurde, woher er sei, antwortete er: Ich bin ein Reicher. Das dünkt mir sehr gut geantwortet. R. (Note der Handschrift, zuerst in die Pariser Ausgabe von 1801 aufgenommen.)

*) Aus Montaigne essais II, 1.

daß dieselben mehr auf den Verlust als auf den Gewinn hinausgehen, so kann man bei richtiger Ueberlegung sich nicht sehr für eine Unterhaltung einnehmen lassen, wo man jegliche Wahrscheinlichkeiten gegen sich hat. Wer mit der Bevorzugung des Schicksals seiner Eitelkeit schmeicheln will, kann eine solche bei viel verlockenderen Anlässen suchen; auch zeigt sich eine derartige Bevorzugung bei einem geringeren Spiel nicht weniger als bei dem höchsten. Die Neigung zum Spiel, ein Erzeugniß der Habsucht und der Langweile, faßt nur in einem leeren Kopf oder Herzen Wurzel; ich glaube, ich hätte genug Gefühl und Kenntnisse um ein derartiges Ersatzmittel entbehren zu können. Man sieht bei den Denkern selten ein großes Gefallen am Spiel, das die Gewohnheit zu denken stört oder auf unfruchtbare Combinationen führt: es ist auch eine und vielleicht die einzige Wohlthat, welche die Neigung für die Wissenschaften erzeugt hat, daß sie diese schmutzige Leidenschaft ein wenig dämpft; man wird sich lieber üben den Nutzen des Spiels zu beweisen als sich ihm hingeben.*) Ich meinestheils würde unter den Spielern dagegen kämpfen und mehr Vergnügen daran finden mich über sie bei ihren Verlusten lustig zu machen als ihnen ihr Geld abzugewinnen.

483. Ich wäre der nämliche in meinem Privatleben wie in meinem Verkehr mit der Welt. Ich hätte den Wunsch, daß mein Geld überall Wohlsein verschaffte und nie eine Ungleichheit fühlen ließe. Der Flitterstaat ist in tausenderlei Beziehungen lästig. Um alle mögliche Freiheit unter den Menschen mir zu sichern, möchte ich so gekleidet sein, daß ich in allen Gesellschaftsklassen an meiner Stelle zu sein schiene und daß ich in keiner auffiele, daß ich, ohne Verstellung oder Aenderung in meiner Erscheinung, ein Mann des Volkes wäre in einer Kneipe und ein feiner Gesellschafter im Palais Royal. Dadurch wäre ich freier in meiner Bewegung und könnte mir immer die Vergnügungen aller Stände sichern. Wie man sagt, gibt es Frauen, die vor gestickten Aermeln ihre Thüren schließen und nur Leute in Spitzen empfangen; ich würde also meinen Tag anderswo zubringen: wären indessen jene Frauen jung und hübsch, so könnte ich manchmal Spitzen anlegen um vielleicht die Nacht bei ihnen zuzubringen.

484. Gegenseitige Zuneigung, Gleichartigkeit des Geschmacks und Uebereinstimmung der Charaktere wären das einzige Band meiner Gesellschaft; ich würde mich ihr als Mensch hingeben, nicht als Reicher; ich würde nie dulden, daß ihr Reiz durch das Interesse vergiftet würde. Wenn meine Wohlhabenheit mir einige Menschenliebe gelassen hätte, würde ich meine Dienste und Wohlthaten auf einen großen Kreis ausdehnen; doch möchte ich eine Gesellschaft um mich haben, nicht einen Hof, Freunde,

*) Es existirte damals eine „Abhandlung über das Spiel“ von Babeyrac, welche Formey citirt, und dieser selbst vertheidigt das Spiel.

keine Günstlinge; ich wäre nicht der Gönner meiner Gäste, sondern ihr Wirth. Unabhängigkeit und Gleichheit würden meinen Verbindungen den reinen Charakter des Wohlwollens lassen; und wo Pflicht und Interesse nichts zu sagen hätten, würden Vergnügen und Freundschaft allein Gesetze geben.

485. Weder ein Freund noch eine Geliebte läßt sich erkaufen. Es ist leicht um Geld Frauen zu haben; aber gerade auf diese Weise wird man nie der Geliebte. Liebe läßt sich nicht verkaufen; ja, das Geld tödtet sie unfehlbar. Wer bezahlt, und wäre er auch der liebenswürdigste Mensch, kann nicht lange geliebt werden, schon deshalb weil er bezahlt. Bald wird er für einen anderen bezahlen, oder vielmehr, dieser andere wird mit seinem Gelde bezahlt werden; und gerade in dieser durch das Interesse und die Ausschweifung ohne Liebe, Ehre und wahre Lust gebildeten Doppelverbindung bleibt das habgierige, untreue und verächtliche Weib, das von dem elenden Menschen, der sich zahlen läßt, behandelt wird, wie sie den Dummkopf behandelt, der bezahlt, beiden gegenüber aller Verpflichtung ledig. Es wäre ein angenehmes Ding freigebig zu sein gegen diejenigen, die man liebt, wenn das nicht einen Handel begründete. Ich kenne nur ein Mittel diese Neigung seiner Geliebten gegenüber zu befriedigen ohne die Liebe zu vergiften, nämlich, ihr alles zu geben und sich dann von ihr ernähren zu lassen. Es bleibt dann die Frage, wo es ein Weib gebe, dem gegenüber dieses Verfahren nicht unsinnig wäre.

486. Derjenige, welcher sagte: Ich besitze die Laïs, nicht sie mich*) — sagte etwas sehr Geistloses. Der Besitz, der nicht gegenseitig ist, hat keinen Werth: damit besitzt man höchstens das Geschlecht, aber nicht die Person. Warum nun, wo das Geistige in der Liebe fehlt, vom Uebrigen ein so großes Wesen machen? Nichts ist ja leichter zu haben. Ein Maulthiertreiber ist darin dem Glücke näher als ein Millionär.

487. Könnte man nur den Inconsequenzen des Lasters weit genug nachgehen, wie sehr würde man es enttäuscht finden, wenn es auch erlangt, was es erstrebt hat! Wozu diese barbarische Sucht die Unschuld zu verderben, sich ein Opfer zu machen aus einem jungen Wesen, das man hätte beschützen sollen und das man mit diesem ersten Schritt unvermeidlich in einen Abgrund von Elend hinabzieht, aus dem nur der Tod es wieder herausziehen wird? Rohheit, Eitelkeit, Beschränktheit, Verirrung und nichts weiter ist es. Selbst die Lust ist darin keine natürliche, sondern eine Schöpfung der Einbildung und zwar der gemeinsten, da sie Mißachtung seiner selbst voraussetzt. Wer sich bewußt ist, der niedrigste der Menschen zu sein, scheut doch die Vergleichung mit jedem

---

*) Ἔχω Λαΐδα, ἀλλ᾽ οὐκ ἔχομαι. Diogen. Laert. II, 75. Laïs war eine berühmte Buhlerin, mit der Aristippus von Cyrene Umgang hatte. Freunden, die ihm deshalb Vorwürfe machten, antwortete er, wie angegeben.

anderen und will als der erste gelten um weniger verhaßt zu sein. Man sehe nur, ob diejenigen, denen so sehr nach diesem eingebildeten Leckerbissen gelüstet, jemals junge, liebenswürdige Menschen sind, die es verdienten zu gefallen und denen man verzeihen könnte, wenn sie wählerisch wären. Nein: wer Schönheit, Vorzüge und Gefühl besitzt, fürchtet die Erfahrungen der Geliebten nicht, sondern in gerechter Zuversicht sagt er: Du kennst die Vergnügungen, wohlan; mein Herz verspricht dir eine Lust, die du noch nicht gekannt hast.

488. Aber ein alter, durch Schwelgerei entkräfteter Satyr ohne irgend etwas Einnehmendes, ohne Schonung und Rücksicht, ohne irgend eine Art von Achtbarkeit, unfähig und unwürdig einem Weibe, welche etwas von persönlicher Liebenswürdigkeit weiß, zu gefallen, glaubt einem jungen unschuldigen Wesen gegenüber alles das zu ersetzen, indem er der Erfahrung durch Schnelligkeit zuvorkommt und sie in die erste sinnliche Aufregung versetzt. Seine äußerste Hoffnung setzt er darauf durch die Neuheit zu gefallen; das ist unbestreitbar der geheime Beweggrund für seine Laune; aber er täuscht sich, der Abscheu, den er erregt, ist nicht weniger natürlich als die Begierden, die er erregen möchte. Er täuscht sich auch in seiner thörichten Erwartung: diese nämliche Natur trachtet danach, ihre Rechte wieder an sich zu reißen: ein käufliches Mädchen hat sich immer schon hingegeben; und da sie sich einem Manne ihrer Wahl hingegeben, so hat sie die Vergleichung, die jener fürchtet, schon gemacht. Er erkauft sich also eine eingebildete Lust und wird darum nicht weniger verabscheut.

489. Bei aller Möglichkeit des Wechsels für einen Reichen würde ich wenigstens in einem Punkte nicht wechseln. Wenn mir auch weder Sitten noch Tugend mehr bleiben, so hätte ich doch wenigstens noch einigen Geschmack, Verstand und Zartsinn; und das würde mich davor bewahren mein Vermögen närrischer Weise mit der Jagd nach Hirngespinsten zu vergeuden, Geld und Leben zu erschöpfen um mich von Kindern verrathen und auslachen zu lassen. Wäre ich jung, so würde ich die Freuden der Jugend suchen; und da ich sie in all ihrer Wohllust haben möchte, würde ich sie nicht als reicher Mann suchen. Bliebe ich, was ich bin, so wäre die Sache anders; ich würde mich vernünftiger Weise auf die Freuden meines Alters beschränken; ich würde nur denjenigen Neigungen nachgeben, von welchen ich Genuß hätte, und würde diejenigen unterdrücken, die mir nur Qual bereiten könnten. Ich würde meinen grauen Bart nicht den spöttischen Witzen junger Mädchen aussetzen; ich könnte es nicht mit ansehen, wenn meine widrigen Liebkosungen ihnen Ekel bereiteten, wenn ich ihnen auf meine Kosten Stoff zu den lächerlichsten Erzählungen gäbe und sie mir denken müßte, wie sie die ekelhafte Lust des alten Affen ausmalten, daß die Lust, die sie erduldet, gerächt wäre. Wenn schlecht bekämpfte Gewohnheiten meine früheren Neigungen

in Bedürfnisse umgewandelt hätten, würde ich dieselben vielleicht befriedigen, aber mich dessen schämen und vor mir selbst erröthen. Ich würde die Leidenschaft vom Bedürfniß trennen und mich, so gut es ginge, einrichten, dabei aber stehen bleiben: ich würde mir aus meiner Schwäche kein Geschäft mehr machen und vor allem nur einen einzigen Zeugen derselben haben. Das menschliche Leben hat andere Vergnügungen, wenn diese ihm versagen: wer denen, die uns fliehen, thörichter Weise nachläuft, verliert auch diejenigen, die uns noch übrig geblieben sind. Man wechsle also seine Neigungen mit den Jahren und vertausche die Alter ebenso wenig als die Jahreszeiten: zu allen Zeiten muß man sein eigenes Leben führen und nicht gegen die Natur ankämpfen; diese nutzlosen Bestrebungen verbrauchen das Leben und verhindern uns es zu gebrauchen.

490. Das Volk langweilt sich kaum, denn sein Leben ist arbeitsvoll; sind seine Vergnügen nicht mannigfaltig, so sind sie selten; viele Arbeitstage lassen ihm die Wonne einiger Festtage so recht empfinden. Die Abwechselung von langer Arbeit und kurzer Muße dient ihm als Würze für die Vergnügungen seines Standes. Die große Geißel der Reichen ist die Langeweile: mitten unter so vielen mit großen Kosten beschafften Lustbarkeiten, mitten unter so vielen Leuten, die sich befleißigen ihnen gefällig zu sein, verzehrt und tödtet sie die Langeweile; sie bringen ihr Leben damit zu sie zu fliehen und sich von ihr einholen zu lassen; ihre unerträgliche Last drückt sie nieder; die Frauen zumal, die sich nicht zu beschäftigen und nicht zu unterhalten wissen, werden von ihr verzehrt unter dem Namen von Nervenleiden;*) sie verwandelt sich bei ihnen zu einem fürchterlichen Uebel, das ihnen manchmal den Verstand und endlich das Leben raubt. Ich für meinen Theil kenne kein schrecklicheres Loos als das eines hübschen Weibes in Paris nach dem des liebenswürdigen Anbeters, der sich an sie heftet und wie sie, ein müßiges Weib geworden seinen Stand doppelt in's Gesicht schlägt, während die Eitelkeit Eroberungen gemacht zu haben ihm die Oede der traurigsten Tage, welche je eine menschliche Creatur zugebracht, erträglich machen muß.

491. Anstand, Moden und Gewohnheiten, welche vom Luxus und dem feinen Ton herkommen, bannen das ganze Leben in die widrigste Einförmigkeit. Das Vergnügen, das man vor anderer Augen genießen will, ist für jedermann verloren: man genießt es weder für die Leute noch für sich.[1]) Das Gelächter, vor dem sich die tägliche Meinung so sehr fürchtet, ist immer bei der Hand um sie zu knechten und zu strafen.

---

*) Damals vapeurs (Magendünste) genannt, seit dem bekannten Gedichte von Claudius bei uns ziemlich verschollen.

[1]) Zwei Damen aus der guten Gesellschaft wollten sich dafür angesehen wissen, als genössen sie viel Unterhaltung, und verpflichteten sich nie vor fünf Uhr Morgens zu Bette zu gehen. Im strengsten Winter bringen ihre Leute die Nacht im Freien zu um sie zu erwarten und wissen sich kaum vor dem Erfrieren zu schützen.

Man wird immer nur durch bestimmte Formen lächerlich: wer in seine Lage und seine Vergnügungen Abwechselung zu bringen weiß, verwischt heute den Eindruck von gestern: er existirt gar nicht in der Erinnerung der Menschen; aber er genießt, denn er gehört sich ganz selbst zu jeder Stunde und in jeder Lage. Nur in Folgendem würde ich ein gleichbleibendes Verfahren einschlagen; in jeder Lage würde ich mich um keine andere bekümmern und jeden Tag für sich nehmen, unabhängig von gestern und morgen. Wie ich ein Volksmann sein würde unter dem Volke, wäre ich Landmann auf dem Lande; und wenn ich vom Ackerbau reden würde, sollte mich kein Bauer auslachen. Ich würde mir keine Stadt auf dem Lande bauen, noch mitten in der Provinz die Tuilerien vor meine Wohnung setzen. Am Abhang eines angenehmen, recht schattigen Hügels würde ich ein kleines ländliches Haus besitzen, ein weißes Haus mit grünen Läden; und obwohl ein Strohdach zu jeder Jahreszeit das beste ist, so würde ich doch zum Prunk nicht den traurigen Schiefer, sondern Ziegel vorziehen, weil sie reinlicher und freundlicher aussehen als Stroh, weil man in meiner Heimat die Häuser immer so deckt und mich das ein wenig an die glückliche Zeit meiner Jugend erinnern würde. Am Hause müßte ein Geflügelhof sein und statt des Pferdestalles ein Stall mit Kühen der Milch wegen, die ich sehr liebe. Ferner wäre da ein Gemüsegarten und als Park ein hübscher Baumgarten, dem ähnlich, von dem ich nachher sprechen werde. Das Obst, das ich den Spaziergängern freigäbe, würde weder gezählt noch von meinem Gärtner eingesammelt; meine karge Prachtliebe würde auch keine herrlichen Spaliere, die man kaum anzurühren wagte, den Leuten vor Augen stellen. Diese kleine Verschwendung wäre nun wenig kostspielig, weil ich mein Heim in einer entfernten Provinz ausgesucht hätte, wo man wenig Geld und viel Früchte sieht, wo Ueberfluß und Armuth herrschen.*)

492. Da würde ich eine mehr gewählte als zahlreiche Gesellschaft von Freunden versammeln, die das Vergnügen lieben und kennen, und von Frauen, die vom Lehnstuhl aufstehen und sich ländlichen Spielen hingeben, und dann und wann an Stelle der Spitzenspuhle und der Karten die Angelschnur, die Leimruthe, den Rechen der Mäherinnen und das Körbchen der Winzer in die Hand nehmen könnten. Da wäre jeder Stadtton vergessen, und, ländlich auf dem Lande geworden, würden wir eine Menge verschiedener Ergötzlichkeiten vor uns sehen, die uns jeden Abend nur die Verlegenheit der Wahl für den anderen Tag bereiten

---

Eines Abends oder, besser gesagt, eines Morgens tritt jemand in das Zimmer, wo diese beiden so sehr vergnügten Damen die Stunden verfließen ließen ohne sie zu zählen: da waren sie denn vollständig allein, jede in einem Lehnsessel schlafend. R.

*) Zu R.'s Zeiten sah man darin keinen Widerspruch. Vgl. unsere Anm. zu III § 120.

würden. Körperliche Bewegung und Arbeitsamkeit würden unseren Magen und Geschmack erfrischen. Alle unsere Mahle wären Feste, in denen man sich mehr an der Fülle als an der Feinheit ergötzte. Heiterkeit, ländliche Arbeiten und lustige Spiele sind die ersten Köche der Welt, feine Ragouts dagegen sind für Leute, die von Sonnenaufgang an in Thätigkeit sind, etwas sehr Lächerliches. Die Aufwartung würde ebenso wenig geordnet als elegant sein; der Eßsaal wäre überall, im Garten, in einem Kahn, unter einem Baum; bald weit entfernt an einer sprudelnden Quelle, auf schwellendem, frischem Grase, unter Erlen- und Haselbüschen; ein langer Zug fröhlicher Gäste würde singend die Geräthe für den Schmaus dahin tragen; der Rasen diente als Tisch und als Stuhl; das Ufer der Quelle wäre der Anrichtetisch und die Nachkost hinge von den Bäumen herunter; die Gerichte würden ohne Ordnung aufgetragen, der Appetit würde alle Umstände überflüssig machen; jeder würde sich selbst unverhohlen bevorzugen und es in der Ordnung finden, daß jeder andere es auch so machte: aus dieser herzlichen und gemäßigten Vertraulichkeit würde ohne Grobheit, Falschheit und Zwang ein scherzhaftes Gezänke entstehen, hundertmal reizender als die Höflichkeit und geeigneter die Herzen zu verbinden. Kein übelzeitiger Kammerdiener würde unsere Gespräche belauschen, unser Benehmen im Geheimen kritisiren, unsere Bissen mit gierigen Augen zählen, sich einen Scherz daraus machen uns auf's Trinken warten zu lassen und über ein zu langes Mahl murren. Wir würden unsere Diener sein um die Herren zu sein; jeder würde durch alle bedient werden; die Stunden würden ungezählt verfließen; die Mahlzeit wäre eine Ruhezeit und würde so lange dauern als die Tageshitze. Wenn irgend ein Landmann, die Werkzeuge auf der Schulter, an uns vorbei zur Arbeit zurückginge, so würde ich ihn durch einige passende Reden und einige Schlücke guten Weins erfreuen, die ihn seine Noth heiterer ertragen ließen; und ich selbst hätte auch das Vergnügen mich innerlich gerührt zu fühlen und im Stillen zu mir zu sagen: Noch bin ich ein Mensch.

493. Wenn irgend ein ländliches Fest die Bewohner des Ortes versammelte, so wäre ich unter den ersten mit meiner Schaar; wenn einige Heirathen, vom Himmel gesegneter als in der Stadt, in meiner Nachbarschaft geschlossen würden, so wüßte man, daß ich die Freude liebe, und lüde mich ein. Ich würde den guten Leuten einige Geschenke bringen, so einfach wie sie selbst, die das Fest erhöhen würden; und ich würde dafür einige Gaben von unschätzbarem Werthe dort antreffen, Wohlthaten, die Meinesgleichen so wenig kennen, Ungezwungenheit und wahres Vergnügen. Ich würde fröhlich am Ende ihrer langen Tafel speisen, den Rundreim eines alten ländlichen Liedes mitsingen und in ihrer Scheune mit freudigerem Herzen tanzen als auf einem Ball der großen Oper.

494. Bis dahin ist alles wunderschön, wird man sagen; aber wie ist es mit der Jagd? heißt das auf dem Lande leben, wenn man nicht

jagt? Freilich: ich wollte nur eine Maierei, da bin ich im Unrecht. Ich nehme an, ich sei reich, da muß ich meine besonderen Vergnügen und zwar verheerende Vergnügen haben: das ist ein ganz anderer Fall. Ich muß Länder, Wälder, Forsthüter, Flurzehnten, Herrenrechte, vor allem aber Weihrauch und Weihwasser haben.

495. Gut! Aber dieses Land wird Nachbarn haben, die auf ihre Rechte eifersüchtig sind und die anderer an sich reißen möchten; unsere Flurwächter werden sich zanken, vielleicht auch die Herren: so entstehen zum mindesten Zank, Hader, Haß und Prozesse: das ist schon nicht sehr angenehm. Meine Pächter werden nicht gerne meine Hasen in ihren Feldern und meine Eber in ihren Gärten sich herumtreiben sehen; wagt er auch den Feind nicht zu tödten, der seine Arbeit vernichtet, so wird ihn doch jeder gern von seinem Felde wegtreiben: wenn sie den Tag über ihr Land bebaut haben, werden sie dieselben die Nacht hindurch bewachen müssen; dazu brauchen sie Hunde, Trommeln, Hörner und Schellen: und mit all dem Lärm werden sie meinen Schlaf stören. Ich werde wider Willen an das Elend der armen Leute denken und mir Vorwürfe darüber nicht ersparen können. Hätte ich die Ehre Fürst zu sein, würde mich das alles kaum berühren; aber als frischer Emporkömmling und Reicher werde ich noch ein etwas bürgerliches Herz haben.*)

496. Das ist nicht alles; die Menge des Wildbrets wird die Jäger anlocken; ich werde bald Wilddiebe zu bestrafen haben; ich brauche Gefängnisse, Kerkermeister, Schützen und Galeeren: das scheint mir alles sehr hart zu sein. Die Weiber der Unglücklichen werden meine Thür belagern und mich mit ihrem Gejammer belästigen; entweder muß man sie wegjagen oder mißhandeln. Die armen Leute, die nicht gewildert haben, deren Ernte aber meinem Wild zur Beute gefallen ist, werden ihrerseits Klage erheben: die einen werden gestraft werden, weil sie das Wild erlegt, die andern zu Grunde gerichtet, weil sie es geschont haben: fürwahr eine traurige Wahl! Von allen Seiten tritt mir nur Elend entgegen, ich höre nichts als Seufzer: das muß, meine ich, die Lust, ganze Massen von Rebhühnern und Hasen fast vor seinen Füßen zu erlegen, sehr verderben.

497. Willst du von dem Vergnügen das Unangenehme fernhalten, so halte jede Ausschließlichkeit fern: je mehr man es allen Menschen gemeinsam sein läßt, desto reiner genießt man es immer. Ich werde also von all dem Gesagten nichts thun; sondern, ohne meine Neigungen zu

*) Mit diesen Auslassungen über die Jagd wollte R., abgesehen von den bekannten allgemeinen Mißständen dem Grafen Charolois einen Hieb versetzen. R. erzählt in den Confessions II. Th. 11 B. (S. 543 Didot), wie er oft von der Ermitage in Montmorency aus Zeuge der Bedrückungen gewesen, welche die Jagdliebe dieses Herren den armen Bauern verursacht habe. — Aehnliche Schilderungen finden sich auch in Diderot's Erzählungen.

ändern, werde ich denen, die ich bei mir voraussetze, mit dem geringsten Aufwande mich hingeben. Meinen Landaufenthalt werde ich da aufschlagen, wo die Jagd für jedermann frei ist und wo ich ihre Lust ohne Belästigung genießen kann. Das Wild wird seltener sein; aber man braucht dann mehr Geschick es aufzusuchen, und man hat mehr Vergnügen es zu finden. Ich erinnere mich des Herzklopfens, das mein Vater beim ersten Rebhühnerflug verspürte, und der ungeheuren Freude, mit der er einen Hasen erjagte, dem er den ganzen Tag nachgegangen war. Ja, ich behaupte, daß er, allein mit seinem Hunde, mit Gewehr, Waidtasche und Pulverhorn und seiner kleinen Beute beladen, abgemüdet und von Dornen zerrissen, Abends zufriedener mit seinem Tagewerke zurückkam als jene modischen Jäger, welche auf einem guten Pferde zwanzig geladene Gewehre hinter sich hertragen lassen und sie eben nur wechseln und ohne Kunst, ohne Ehre und beinahe ohne körperliche Anstrengung das Wild ringsum niederschießen. Das Vergnügen ist also nicht geringer, nur ist die Unannehmlichkeit beseitigt, wenn man weder sein Waidland zu hüten, noch Wilddiebe zu bestrafen, noch arme Leute zu peinigen hat: das ist doch ein triftiger Grund es lieber so zu machen wie ich. Mag es nun auch sein, wie es wolle, wenn man die Menschen fortwährend quält, muß man schließlich selbst dafür büßen; die fortwährenden Verwünschungen des Volkes machen früh oder spät das Wildbret bitter.

498. Noch einmal, die ausschließenden Vergnügungen sind der Tod des Vergnügens. Die wahre Lust ist die, die man mit dem Volke theilt; was man da für sich allein haben will, genießt man nicht. Wenn die Mauern, die ich um meinen Park ziehe, ihn mir zu einer traurigen Klause machen, so habe ich mir nur mit großen Kosten das Vergnügen des Spaziergangs entzogen; so bin ich denn genöthigt es mir in größerer Entfernung zu verschaffen. Der Fluch des Besitzes verpestet alles, was er berührt. Ein Reicher will überall der Herr sein und befindet sich nicht wohl, wo er es nicht ist: er ist genöthigt sich immer selbst zu fliehen. Ich dagegen werde in dieser Beziehung als reicher Mann gerade das thun, was ich in meiner Armuth gethan habe. Jetzt macht mich das Gut der anderen reicher, als ich es je vom eigenen sein kann, und ich bemächtige mich alles dessen, was mir in meiner Umgebung zusagt: es gibt keinen ausgesprocheneren Eroberer als ich; ich greife selbst in das Recht der Fürsten ein; ich eigne mir ohne Unterschied alles offene Gelände an, das mir gefällt; ich gebe ihm Namen; ich mache das eine zu meinem Park, das andere zu meiner Terrasse, und damit bin ich der Herr desselben; von dem Augenblick an ergehe ich mich ungestraft darin; um den Besitz zu behaupten gehe ich oft wieder dahin; den Boden nütze ich durch meine Gänge ab, wie ich nur will; und ich werde mir nie einreden lassen, daß der formelle Besitzer des Grundes, den ich mir aneigne, mehr Nutzen aus dem Gelde zieht, welches er ihm einbringt, als ich aus

seinem Grundstück ziehe. Will man mir nun durch Gräben und Hecken lästig fallen, so kümmert mich das wenig; ich nehme meinen Park auf meine Schultern und trage ihn anderswohin; an Unterkünften dafür fehlt es in der Gegend nicht, und ich kann meine Nachbarn lange ausplündern, bevor ich mein Daheim verliere.

499. Das ist ein kleiner Versuch über den wahren Geschmack in der Wahl eines angenehmern Zeitvertreibs; in diesem Sinne genießt man: alles andere ist nur Wahn, Einbildung und thörichte Eitelkeit. Wer sich von diesen Regeln entfernt, möchte noch so reich sein, er wird sein Geld als Aas verzehren und den Werth des Lebens nie kennen lernen.

500. Man wird mir ohne Zweifel entgegenhalten, derartige Vergnügungen stünden allen Menschen zu Gebot und man brauche nicht reich zu sein um sie zu kosten. Darauf wollte ich gerade kommen. Man hat Vergnügen, wenn man es haben will: die Einbildung allein macht alles schwierig und scheucht das Glück vor uns weg; es ist hundertmal leichter glücklich zu sein als es zu scheinen. Der Mann von Geschmack, der wahre Genußfähige weiß mit dem Reichthum nichts anzufangen, es genügt ihm frei und sein eigener Herr zu sein. Wer Gesundheit genießt und des Nothwendigen nicht entbehrt, ist reich genug, wenn er die eingebildeten Güter aus seinem Herzen reißt: das ist die aurea mediocritas*) des Horaz. Ihr Leute mit den Geldsäcken, suchet also eine andere Verwendung für eueren Reichthum, denn zum Vergnügen ist er nicht zu brauchen. Emil wird das nicht besser wissen als ich; aber mit seinem reineren und gesünderen Herzen wird er es noch tiefer empfinden, und alle seine Beobachtungen in der Gesellschaft werden es ihm nur bestätigen.**)

501. Während wir so die Zeit hinbringen, suchen wir immer nach Sophie und finden sie nicht. Es ist auch gut, daß sie sich nicht so rasch gefunden hat, wir haben sie auch an Orten gesucht, wo sie ganz gewiß nicht zu finden war.[1])

502. Endlich drängt der Augenblick; es ist Zeit, sie alles Ernstes zu suchen, damit er sich nicht selbst eine solche schaffe, die er für Sophie nähme, und seinen Irrthum zu spät einsehe. Lebe denn wohl, Paris, berühmte, geräuschvolle Stadt voll Rauch und Schmutz, wo die Frauen

*) „Der goldene Mittelweg.“ Horat. carm. II, 10, 5.

**) Früherer Zusatz: „diese Art den Geschmack zu bilden wiegt die der Bücher wohl auf. Horaz und Chaulieu werden ihm nicht mehr lehren. Es bleibt nur, wie gesagt, die Frage, ob das nichtssagende und fruchtlose Vorschriften sind oder ob sie ihm angemessen sind.“

[1]) Mulierem fortem quis inveniet? Procul, et de ultimis finibus pretium ejus. Sprich. XXXI., 10. — R. („Wer wird ein tüchtiges Weib finden? Ihr Werth ist wie Dinge, die fern von den äußersten Enden kommen.“ Luther: „Wem ein tugendsam Weib bescheeret ist, die ist viel edler denn die köstlichsten Perlen.“)

nicht mehr an die Ehre, die Männer nicht mehr an die Tugend glauben. Lebe wohl, Paris: wir suchen Liebe, Glück und Unschuld; so können wir nie fern genug von dir sein.*)

---

*) Man ist seit Raumer gewöhnt den Emil hier als abgeschlossen zu betrachten und das fünfte Buch als einen wenig zur Sache gehörigen Anhang über weibliche Erziehung ganz zu übergehen, obwohl der mit „Sophie" überschriebene Theil dieses Buches nur eine Art Episode ist. Mit § 172 nimmt Rousseau den Faden wieder auf und spricht von Emil weit mehr als von Sophie, ja die letzten Partien des 5. Buches wie die Abschweifung „über das Reisen" haben mit Sophie gar nichts zu thun. Auch Vinet weiß nach seiner langen Analyse der vier ersten Bücher vom fünften nichts; wir haben selbst die Erfahrung gemacht, daß man in pädagogischen Vorlesungen u. dgl. von den vier Büchern des Emil spricht, als hätte R. in der That nach den Worten, welche das 4. Buch beschließen, seinem Werke nichts mehr hinzugesetzt. Er hat es indessen gethan und er war mit dem vollsten Interesse an der Abfassung des fünften Buches betheiligt (vgl. die Anm. zu IV § 201). Diese muß für die historische Betrachtung des R.'schen Werks — und eine andere haben wir wenigstens nicht im Auge — genügen, um das nun folgende fünfte Buch nicht willkürlich aus seinem Zusammenhang zu lösen. Dieser Zusammenhang wird eben einleuchtend genug, wenn man erwägt, daß R. nicht von einzelnen Menschen spricht, sondern von der Erziehung des ganzen Menschengeschlechtes. Fängt seine Erziehung gerade desbalb bei der Geburt an, so will sie auch bis zu dem Punkte führen, wo das Fortleben der Generation gesichert ist. Aber auch diejenigen, die im Emil nur eine Anleitung für den Erzieher sehen wollen, dürften wohl verpflichtet sein, die vielen Rückblicke und nachträglichen Beleuchtungen früherer Ausführungen, die R. im 5. Buche gibt, nicht ganz zu übersehen. Die von § 311 beginnende Erörterung ist für den ganzen Emil so wichtig als irgend eine Stelle in den vier ersten Büchern. Auch an das „Glaubensbekenntniß", dessen Zusammenhang mit R.'s Erziehungswerk freilich auch oft mißverstanden oder nicht erkannt wird, bietet das 5. Buch manche Anklänge.

Fünftes Buch.

1. So wären wir denn beim letzten Acte der Jugend angelangt, aber noch stehen wir nicht an der Lösung der Entwicklung.

2. Es ist nicht gut, daß der Mensch allein sei. Emil ist Mann*) geworden; wir haben ihm eine Gefährtin versprochen und müssen sie ihm geben. Diese Gefährtin ist Sophie.**) Wo ist sie zu Hause? wo finden wir sie? Zuerst müssen wir sie kennen. Wissen wir erst, wer sie ist, so werden wir leichter auf den Ort kommen, wo sie wohnt; aber wenn wir sie auch gefunden haben, so ist unsere Aufgabe noch nicht zu Ende. „Da unser junger Edelmann", sagt Locke,***) „auf dem Punkte ist, sich zu verheirathen, so ist es Zeit ihn bei seiner Auserwählten zu lassen." Damit schließt er sein Werk. Da ich nicht die Ehre habe einen Edelmann zu erziehen, so werde ich mich wohl hüten Locke in diesem Punkte nachzuahmen.

---

*) Da homme Mensch und Mann heißt, so entsteht bei R. ein Wortspiel mit dem vorhergehenden Satz.

**) IV § 410.

***) § 222 (Coste). Raumer, „mit Locke einverstanden" bricht hier seine Besprechung R.'s ebenfalls ab. Wir verweisen unsererseits auf die Schlußbemerkung zum 4. Buche.

Sophie

oder

das Weib.*)

3. Sophie soll Weib sein, wie Emil Mann ist, d. h. sie soll alles haben, was der Natur ihrer Gattung und ihres Geschlechtes zukommt um ihren Platz in der physischen und moralischen Weltordnung auszufüllen. Beginnen wir also die Gleichheiten und Verschiedenheiten ihres Geschlechtes und des unsrigen zu untersuchen.

4. In allem, was nicht zum Geschlechte gehört, ist das Weib, was der Mann ist: sie hat die nämlichen Organe, die nämlichen Bedürfnisse, die nämlichen Anlagen; die Maschine ist auf die gleiche Art gebaut, ihre Theile sind dieselben, ihre Wirkung ist die gleiche, die Gestalt ist ähnlich; in welcher Hinsicht man sie auch betrachte, sie unterscheiden sich nur durch ein mehr oder weniger.

---

*) **Fünftes Buch.** Mannesalter. — Emil ist Mann, er braucht eine Gefährtin. — **Sophie** § 3—171. Die Frau soll dem Manne gefallen und ihm unterwürfig sein. Natürliche Scham. Abweisende Haltung des weiblichen Theils. Moralische Folgen des Verhältnisses. Das Weib muß nicht bloß ehrbar sein, sondern auch so scheinen. Pflege der angenehmen Form; weibliche Beschäftigungen auf das Schöne gerichtet. Verhütung leidenschaftlicher Neigungen, welche der Hörigkeit der Frau widersprechen. Pflege der angenehmen Fertigkeiten. Religiöse Unterweisung in doctrinärer Form, auf's Moralische gerichtet. Beobachtungsgabe der Frauen. Ihre äußere Erscheinung (§ 125 fg.). Wahl des Gatten: Nothwendigkeit gleicher Lebenslage für glückliche Ehen. — **Emil** verläßt Paris um eine Gattin zu suchen (§ 188). Das Fußreisen. Emil in Sophiens Haus. Erwachende Neigung, Ansiedlung in der nahe gelegenen Stadt. Der 20jährige Emil (§ 223). Die Liebenden: Liebe und Eifersucht. Der kranke Landmann: Theilnahme der Liebenden. Die Liebesprobe. **Das Reisen.** Emil erwirbt sich Menschen- und Staatskenntnisse und kehrt als freier, zum Wohlthun geneigter Mensch zurück, um mit Sophie ein „goldenes Alter“ heraufzubeschwören. Emils und Sophiens Vereinigung und eheliches Glück.

14*

5. In allem, was mit dem Geschlechte zusammenhängt, haben Weib und Mann überall Berührungspunkte und überall Verschiedenheiten; die Schwierigkeit der Vergleichung entspringt aus der Schwierigkeit in der Beschaffenheit beider zu bestimmen, was zum Geschlechte gehört und was nicht. Durch die vergleichende Anatomie und selbst durch den bloßen Anblick findet man allgemeine Verschiedenheiten, welche mit dem Geschlecht nicht in Zusammenhang zu stehen scheinen; dieß ist dennoch der Fall, aber wir sind nicht im Stande die Verbindungen wahrzunehmen: wir wissen nicht, wie weit sich diese Verbindungen erstrecken können; das einzige, was wir sicher wissen, ist, daß alles, was jene gemeinschaftlich haben, der Gattung angehört und alles, was sie verschieden haben, dem Geschlechte. Unter diesem doppelten Gesichtspunkte treffen wir bei ihnen so viele Beziehungen und Gegensätze, daß es vielleicht eines der Wunder der Natur ist, wie sie zwei Wesen, denen sie eine so verschiedene Beschaffenheit gegeben hat, so ähnlich machen konnte.

6. Diese Berührungspunkte und Verschiedenheiten müssen auf die geistige Beschaffenheit Einfluß haben; diese Folge liegt auf der Hand, sie stimmt mit der Erfahrung überein und zeigt die Fruchtlosigkeit des Streites über den Vorzug oder die Gleichheit der Geschlechter: wie wenn ein jedes, indem es seiner eigenthümlichen Bestimmung entsprechend das von der Natur ihm gestellte Ziel erreicht, damit nicht vollkommener wäre, als wenn es dem andern ähnlicher wäre! In dem, was sie gemeinschaftlich haben, sind sie sich gleich; wo sie von einander abweichen, sind sie nicht vergleichbar. Ein vollkommenes Weib und ein vollkommener Mann dürfen sich im Geist ebenso wenig gleichen wie von Antlitz; die Vollkommenheit kennt aber kein mehr oder weniger.

7. In der Vereinigung der Geschlechter trägt jedes zu dem gemeinsamen Zwecke bei, aber nicht auf die nämliche Weise. Aus dieser Verschiedenheit entspringt die erste bestimmtere Unterscheidung zwischen den geistigen Beziehungen beider zu einander. Das eine soll thätig und stark, das andere leidend und schwach sein: das eine muß nothwendiger Weise wollen und können, das andere braucht nur geringen Widerstand zu leisten.

8. Steht dieser Grundsatz fest, so folgt, daß es die besondere Bestimmung des Weibes ist dem Manne zu gefallen. Wenn auch der Mann seinerseits gefallen soll, so ist das nicht so unbedingt nothwendig: seine Auszeichnung besteht in seiner Kraft; er gefällt schon darum, weil er stark ist. Das ist nicht das Gesetz der Liebe, ich gebe es zu; aber es ist das Gesetz der Natur, das vor der Liebe selbst bestanden hat.

9. Wenn das Weib bestimmt ist zu gefallen und unterthan zu sein, so muß sie sich dem Manne angenehm machen und ihn nicht herausfordern: ihre Macht ruht in ihren Reizen; durch sie muß sie ihn zwingen seine Kraft zu finden und zu gebrauchen. Die sicherste Kunst diese

Kraft zu beleben besteht darin, daß sie nothwendig gemacht werde durch den Widerstand. Dann verbindet sich der Stolz mit der Begierde, und der eine Theil triumphirt über den Sieg, den der andere ihn erkämpfen läßt. Daher der Angriff und die Vertheidigung, die Kühnheit des einen Geschlechtes und die Schüchternheit des anderen, endlich die Zurückhaltung und Scham, mit der die Natur den schwächeren Theil ausgerüstet hat um den stärkeren zu unterwerfen.

10. Wie könnte man annehmen, daß dieses Gesetz beiden Theilen das gleiche Entgegenkommen vorschriebe und daß derjenige Theil, in dem die Begierde sich zuerst regt, sie auch zuerst aussprechen sollte? Wie kann man so verkehrt urtheilen; da das Unternehmen für beide Geschlechter so verschiedene Folgen hat, ist es natürlich, daß sie sich ihm mit derselben Kühnheit hingeben? Wie kann man verkennen, daß wenn bei einer so großen Ungleichheit im gemeinschaftlichen Beginnen nicht die Zurückhaltung dem einen eine Mäßigung auferlegte, die dem anderen die Natur auferlegt, der Untergang beider die Folge wäre und daß das Menschengeschlecht zu Grunde gienge durch die Mittel, die zu seiner Erhaltung bestimmt waren? Bei der Leichtigkeit, mit welcher die Frauen die Sinne der Männer erregen und in ihrem tiefsten Herzen eine fast abgestorbene Glut neu zu entfachen verstehen, brauchte es nur irgend ein unglückliches Land zu geben, wo die Philosophie eine solche Gewohnheit eingeführt hätte, besonders in heißen Gegenden, wo mehr Weiber geboren werden als Männer, und diese würden von jenen geknechtet und zuletzt ihre Opfer sein, sie wären alle dem Tode verfallen, ohne je etwas dagegen thun zu können.

11. Wenn die Weibchen der Thiere nicht dieselbe Scham haben, was folgt daraus? Haben sie wie die Frauen die unbegränzten Begierden, denen diese Scham als Zügel dient? Bei ihnen kommt die Begierde nur mit dem Bedürfniß; ist dieses befriedigt, so schweigt die Begierde; sie stoßen das Männchen nicht mehr aus Verstellung,[1]) sondern im vollen Ernste zurück: sie machen es nicht so wie die Tochter des Augustus, sondern umgekehrt; wenn das Schiff seine Ladung hat, nehmen sie keine Passagiere mehr auf. Selbst wenn sie frei sind, sind die Augenblicke der Geneigtheit bei ihnen kurz und bald vorüber; der Naturtrieb drängt sie und hält sie auch wieder zurück. Welchen Ersatz für diesen negativen Trieb findet man bei den Frauen, wenn man ihnen die Scham nimmt? Wer warten wollte, bis sie sich um die Männer nicht mehr bekümmern, müßte warten, bis sie zu gar nichts mehr gut wären.

---

[1]) Ich habe schon bemerkt, daß die Zurückweisungen aus Ziererei und zum Necken fast allen weiblichen Geschöpfen eigen sind, selbst unter den Thieren und auch wenn sie ganz und gar geneigt sind sich zu ergeben; man muß ihr Treiben nie beobachtet haben um das zu leugnen. R.

12. Das höchste Wesen wollte das menschliche Geschlecht in allem auszeichnen:*) wenn es dem Menschen unbeschränkte Neigungen gibt, gibt es ihm zur gleichen Zeit ein Gesetz um sie zu regeln, damit er frei sei und selbst über sich herrsche: wenn es ihn ungemäßigten Leidenschaften bloßstellt, stellt es ihnen die Vernunft an die Seite um sie zu zügeln: wenn es das Weib unbegränzten Begierden überläßt, so fügt es ihnen die Scham hinzu um sie in Schranken zu halten. Dazu setzt es für die vernünftige Anwendung seiner Anlagen noch eine wirkliche Belohnung aus, nämlich das Wohlgefallen an der Ehrbarkeit, wenn man sie zur Richtschnur seiner Handlungen macht. Das alles wiegt meiner Meinung nach den Instinct der Thiere wohl auf.

13. Mag nun das menschliche Weibchen die Begierden des männlichen Theils mitempfinden oder nicht, mag es ihnen entsprechen wollen oder nicht, es stößt diesen immer zurück und wehrt sich, aber nicht immer mit dem nämlichen Nachdruck und folglich nicht immer mit dem gleichen Erfolg. Daß der Angreifende den Sieg davon trage, muß der angegriffene Theil es gestatten oder befehlen: denn wie viele und geschickte Mittel besitzt er um den Angreifer zur Gewalt zu nöthigen! Die freieste und süßeste aller Handlungen läßt keine wirkliche Ueberwältigung zu, Natur und Vernunft stellen sich dem entgegen: die Natur, indem sie dem schwächeren Theil so viel Kraft verliehen hat, als nöthig ist um zu widerstehen, wenn er dazu entschlossen ist; die Vernunft, insofern eine wirkliche Vergewaltigung nicht bloß die allerroheste Handlung ist, sondern auch ihrem Zwecke widerstreitet, sei es, weil der Mensch so seiner Lebensgefährtin den Krieg erklärt und sie ermächtigt, ihre Person und Freiheit selbst auf Kosten des Lebens des Angreifers zu vertheidigen, sei es, weil die Frau allein beurtheilen kann, in welchem Zustand sie sich befindet, und die Kinder gar keine Väter hätten, wenn jeder Mann die Rechte derselben sich anmaßen könnte.

14. Eine dritte Folge der Anlage der Geschlechter ist es, daß der stärkere Theil zum Schein Herr ist; in Wirklichkeit aber von dem schwächeren abhängt, und zwar nicht vermöge einer werthlosen ritterlichen Gewohnheit oder des eingebildeten Edelmuths des Beschützers, sondern durch ein unveränderliches Gesetz der Natur, welche dem Weibe mehr Leichtigkeit gibt die Begierden des Mannes zu erregen, als dem Mann sie zu befriedigen und dadurch diesen, ob er wolle oder nicht, von dem Belieben des anderen Theils abhängig macht und ihn zwingt auch seinerseits gefallen zu wollen, um jenen zu vermögen, daß er zugebe, daß er der stärkere sei. Am angenehmsten für den Mann bei seinem Siege ist es dann, daß er zweifeln kann, ob die Schwäche der Gewalt gewichen oder ob der Wille sich ergibt; und es ist eine gewöhnliche List des Weibes

*) Vgl. IV § 267 im Glaubensbekenntniß d. sav. V.

diesen Zweifel immer zwischen sich und jenem bestehen zu lassen. Der Sinn der Weiber entspricht darin vollkommen ihrer Anlage: sie schämen sich ihrer Schwäche nicht, sondern rühmen sich ihrer vielmehr; ihre zarten Muskeln sind widerstandslos; sie thun dergleichen, als könnten sie die leichtesten Lasten nicht ertragen; sie würden sich schämen stark zu sein. Und warum? Nicht bloß um zart zu erscheinen, sondern aus einer geschickter angelegten Vorsicht; sie sichern sich lange voraus Entschuldigungen und das Recht nach Bedürfniß schwach zu sein.

15. Der Fortschritt der durch unsere Laster ermöglichten Einsicht hat in dieser Beziehung die frühere Auffassung bei uns sehr geändert; man spricht kaum noch von Vergewaltigungen, seit sie so wenig nothwendig sind und seit die Männer nicht mehr daran glauben[1]); während sie hingegen etwas sehr Gewöhnliches sind im hohen Alterthum bei den Griechen und Juden, weil eben diese Anschauung in der Einfalt der Natur begründet ist und nur durch die Erfahrung in der Liederlichkeit ausgetilgt werden konnte. Wenn man heutzutage weniger Fälle der Vergewaltigung anführt, so geschieht es gewiß nicht deswegen, weil die Menschen enthaltsamer, sondern weil sie weniger leichtgläubig sind und weil manche Klage, die ehemals einfache Völker überzeugt hätte, heute nur das Gelächter der Spötter hervorruft; man thut besser daran zu schweigen. Im Deuteronomium*) gibt es ein Gesetz, wonach eine geschändete Jungfrau mit dem Verführer gestraft wurde, wenn das Verbrechen in der Stadt verübt worden war; war es auf dem Feld oder an abgelegenen Orten begangen, wurde der Mann allein bestraft; „denn", sagt das Gesetz, „die Jungfrau hat geschrieen und ist nicht gehöret worden." Diese wohlmeinende Ausdeutung lehrte den Jungfrauen sich an besuchten Orten nicht überraschen zu lassen.

16. Die Wirkung dieser Verschiedenheit der Anschauung auf die Sitten ist augenfällig. Die Männer fanden, daß ihre Vergnügungen mehr von der Geneigtheit des schönen Geschlechtes abhängen, als sie geglaubt hatten, und haben diese Geneigtheit sich durch Gefälligkeiten dienstbar gemacht, wofür sie von jenen reichlich entschädigt wurden.

17. So führt uns denn das Physische unvermerkt zum Geistigen, und es entstehen aus der rohen Vereinigung der beiden Geschlechter die süßesten Gesetze der Liebe. Nicht deshalb, weil die Männer es so gewollt haben, üben die Frauen ihre Herrschaft aus, sondern weil es die Natur so will: sie besaßen sie, bevor sie sie zu haben schienen. Der

---

[1]) Es kann wohl ein derartiges Mißverhältniß des Alters und der Kraft vorkommen, daß man von einer wirklichen Vergewaltigung sprechen kann; hier handle ich aber von dem Verhältniß der beiden Geschlechter zu einander nach der Ordnung der Natur und nehme für beide die gemeinsame Beziehung an, welche jenes Verhältniß begründet. R.

*) Kap. 22 V. 23—27. Der letzte Vers ist im Texte citirt.

nämliche Hercules, der die fünfzig Töchter des Thespius*) zu überwältigen glaubte, sah sich dennoch gezwungen bei Omphale zu spinnen; und der starke Samson war nicht so stark als Delila. Diese Herrschaft gehört den Weibern und kann ihnen nicht genommen werden, selbst wenn sie dieselbe mißbrauchen: könnten sie sie je verlieren, es wäre schon lange geschehen.

18. In Bezug auf die Wirkungen des Geschlechtes besteht keine Gleichheit zwischen den Geschlechtern. Der Mann ist nur Mann in gewissen Augenblicken, das Weib ist Weib sein ganzes Leben oder wenigstens seine ganze Jugend hindurch; alles erinnert sie fortwährend an ihr Geschlecht, und um die Verrichtungen desselben recht zu erfüllen braucht sie einer dazu passenden Leibesbeschaffenheit. Sie bedarf der Schonung während ihrer Schwangerschaft, der Ruhe während des Wochenbettes, eines weichlichen und ruhigen Lebens um die Kinder zu stillen; sie braucht Geduld und Sanftmuth um sie zu erziehen, einen Eifer und eine Hingabe, die sich durch nichts zurückschrecken lassen; sie bildet das Band zwischen ihnen und dem Vater, sie allein verschafft ihnen seine Liebe und gibt ihm das Vertrauen, daß er sie die seinigen nennt. Wie viel Zärtlichkeit und Sorgfalt braucht sie nicht um die Einigkeit in der ganzen Familie aufrecht zu erhalten! Und endlich muß das alles nicht eine Sache der Tugend, sondern der natürlichen Neigung sein; ohne das wäre die menschliche Gattung bald erloschen.

19. Die Strenge der Pflichten beider Geschlechter gegen einander ist nicht die nämliche und kann es nicht sein. Wenn das Weib in dieser Beziehung sich über die ungerechte Ungleichheit beklagt, welche der Mann hier walten läßt, so hat sie Unrecht; diese Ungleichheit ist durchaus keine menschliche Einrichtung, oder sie ist wenigstens kein Werk des Vorurtheils, sondern der Vernunft: demjenigen von beiden Theilen, welchem die Natur die Kinder als Pfand zugewiesen hat, liegt auch die Verantwortung dafür dem anderen gegenüber ob. Ohne Zweifel ist es niemanden erlaubt sein Wort zu brechen, und jeder Ehemann, welcher seine Gattin des einzigen Preises für die strengen Pflichten ihres Geschlechtes beraubt, ist ein ungerechter, roher Mensch: das untreue Weib geht aber weiter, es löst die Familie auf und zerreißt alle Bande der Natur; wenn sie dem Manne Kinder gibt, die nicht ihm gehören, verräth sie beide und fügt zur Untreue den Betrug. Man kann sich kaum eine Unordnung und ein Verbrechen denken, das nicht mit diesem zusammenhinge. Wenn es eine schreckliche Lage im Leben gibt, ist es die eines unglücklichen Vaters, der ohne Vertrauen auf seine Frau sich den süßesten Regungen seines Herzens nicht hinzugeben wagt, der, wenn er sein Kind umarmt, im Zweifel ist, ob er nicht das Kind eines anderen liebkose,

*) Diodor. bibl. hist. IV, 29 erzählt die Geschichte ausführlich.

das Pfand seiner Schande, den Räuber des Gutes seiner eigenen Kinder. Was ist in diesem Falle die Familie anderes als eine Gesellschaft von geheimen Feinden, welche ein schuldbeladenes Weib gegen einander aufhetzt, während sie verlangt, daß sie sich gegenseitig Liebe heucheln sollen.

20. Es ist also nicht bloß erforderlich, daß die Frau treu sei, sondern, daß ihr Mann ihre Angehörigen und die ganze Welt sie dafür ansehen; sie soll bescheiden, aufmerksam und zurückhaltend sein und in den Augen der Leute wie in ihrem eigenen Gewissen das Zeugniß ihrer Tugend lesen. Wenn endlich der Vater seine Kinder lieben soll, so muß er auch ihre Mutter achten. Dieß sind die Gründe, welche auch den Schein zu einer Pflicht für die Frauen und Ehre und Ansehen ihnen ebenso unerläßlich machen wie die Keuschheit. Aus diesen Grundsätzen entspringt nebst der inneren Verschiedenheit der Geschlechter eine neue Forderung der Pflicht und Schicklichkeit, welche den Frauen ganz besonders die ängstlichste Aufmerksamkeit auf ihr Betragen, ihr Gebahren und ihre Haltung auferlegt. Wer nur so im Allgemeinen behauptet, daß die beiden Geschlechter sich gleich und ihre Pflichten die nämlichen seien, verliert sich in nutzlose Declamationen und behauptet nichts, solange man auf diese Auseinandersetzungen nicht antwortet.

21. Ist das nicht ein triftiger Beweis, wenn man als Antwort auf so fest begründete allgemeine Gesetze Ausnahmen anführt? Die Frauen, sagt man, sind nicht immer gesegneten Leibes. — Allerdings nicht, aber es ist ihre Bestimmung es zu sein. — Wie! weil es auf der Welt etwa hundert große Städte gibt, wo die Frauen zügellos leben und wenig Kinder haben, behauptet ihr, die Frauen seien dazu bestimmt wenige zu haben? Und was würde aus eueren Städten werden, wenn das ferner liegende Land, wo die Frauen einfacher und keuscher leben, die Unfruchtbarkeit der Weltdamen nicht wieder gut machte? In wie vielen Gegenden gelten die Frauen, die nur vier oder fünf Kinder gehabt haben, für nicht recht fruchtbar?[1]) Und was will das schließlich heißen, wenn diese oder jene Frau wenig Kinder hat? Ist es darum weniger die Bestimmung der Frau Mutter zu sein? und müssen Natur und Sitten nicht durch allgemeine Gesetze für diesen Stand sorgen?

22. Wären auch die Zwischenzeiten zwischen den Schwangerschaften so lang, wie man annimmt, kann eine Frau ohne Bedenken und Gefahr ihre Lebensart so plötzlich ändern und vertauschen? Soll sie heute Amme und morgen Kriegerin sein? Soll sie Stimmung und Neigungen

---

[1]) Ohne das würde das Geschlecht nothwendig aussterben: daß es sich erhalte, dazu bedarf es, wenn alles gegen einander gehalten wird, daß jede Frau ungefähr vier Kinder gebäre; denn von den Kindern stirbt beinahe die Hälfte, bevor sie selbst welche haben können, und es müssen doch zwei übrig bleiben um Vater und Mutter vorzustellen. Man sehe, ob die Städte diese Bevölkerung erzeugen können. R. — Man vgl. auch Emil I § 50 fg. und § 56 nebst Anm.

wechseln wie ein Chamäleon die Farben? Soll sie mit einem Male aus dem Schatten der vier Wände und der häuslichen Thätigkeit hinaus in Wind und Wetter, zu den Mühen, Strapazen und Gefahren des Krieges? Soll sie bald furchtsam[1]) sein, bald wieder muthig, bald zart und bald derb? Wenn die in Paris auferzogenen jungen Männer nur schwer den Kriegsdienst ertragen, werden dann Frauen, welche nie der Sonnenhitze getrotzt und kaum einen Marsch machen können, ihn nach einer fünfzigjährigen Verweichlichung ertragen? Werden sie dieses rauhe Handwerk ergreifen in dem Alter, wo die Männer es verlassen?

23. Es gibt Länder, wo die Frauen fast ohne Beschwerden niederkommen und ihre Kinder fast ohne Mühe auferziehen; ich gestehe es: aber in diesen selben Ländern gehen die Mäner zu jeder Zeit halb nackt, strecken die wilden Thiere nieder, tragen einen Kahn wie einen Tornister, jagen sieben- bis achthundert Stunden weit, schlafen im Freien auf der bloßen Erde, ertragen unglaubliche Anstrengungen und bleiben tagelang ohne Essen. Wenn die Weiber kräftig werden, werden es die Männer um so mehr; wenn die Männer weichlich werden, werden die Weiber noch weichlicher; wenn auf beiden Seiten der Wechsel gleich ist, bleibt der Unterschied der nämliche.

24. Plato weist in seiner Republik den Weibern die nämlichen Leibesübungen zu wie den Männern; das ist nicht zu verwundern. Nachdem er in seiner Staatseinrichtung die Scheidung in Familien aufgehoben hatte, wußte er nicht mehr, was er mit den Weibern anfangen sollte und sah sich genöthigt sie zu Männern zu machen. Dieser treffliche Kopf hatte alles berechnet und vorgesehen: er begegnete einem Einwurf, an den vielleicht niemand gedacht hätte; den aber, den man ihm gemacht hat, hat er schlecht beantwortet. Ich spreche nicht von jener vorgeblichen Gemeinsamkeit der Frauen, einem Vorwurf, der eben durch seine häufige Wiederkehr beweist, daß diejenigen, die ihn dem Plato machen, ihn niemals gelesen haben;*) ich spreche von jenem Verwischen der bürgerlichen Unterschiede, womit er überall die beiden Geschlechter zu den nämlichen Beschäftigungen und Arbeiten zusammennimmt und unfehlbar die unerträglichsten Mißbräuche hervorrufen muß; ich spreche von jener Verkehrung der süßesten Gefühle der Natur, die er einem künstlich gemachten Gefühl, das nur durch jene bestehen kann, zum Opfer bringt: als ob man um eine durch das Herkommen festgesetzte Verbindung zu schließen, nicht den Ausgang von der Natur nehmen müßte! wie wenn die Liebe zum Nächsten nicht der Grund derjenigen sein müßte, die man

---

[1]) Die Furchtsamkeit der Frauen ist ebenfalls ein Naturtrieb der doppelten Gefahr gegenüber, die ihnen während ihrer Schwangerschaft droht. R.

*) Denn Plato sagt (republ. V, 8 p. 458 ε): „Ohne Regel mit einander zu leben oder etwas anderes der Art zu thun ist weder gebührlich in dem Staate der Glücklichen noch werden die Herrschenden es zulassen.“

dem Staate schuldig ist! wie wenn nicht durch die kleine Heimat, welche die Familie bildet, das Herz sich an die große Heimat anschlösse! als ob nicht gerade der gute Sohn, der gute Gatte und der gute Vater den guten Bürger ausmachten.

25. Sobald einmal bewiesen ist, daß Mann und Frau in Charakter und körperlicher Anlage weder gleichgeartet sind noch sein dürfen, so folgt, daß sie nicht die selbe Erziehung haben dürfen. Wenn sie dem Fingerzeig der Natur folgen, so müssen sie im Verein wirken, aber nicht in gleicher Thätigkeit; das Ziel ihrer Arbeit ist das nämliche, die Arbeit selbst aber nicht; ebenso ist es mit den Neigungen, von denen jene geleitet wird. Nachdem wir uns bemüht haben den natürlichen Menschen zu bilden, wollen wir nun, um unser Werk nicht unvollendet zu lassen, untersuchen, wie die Frau gebildet werden soll, die diesem Manne angemessen ist.

26. Willst du immer recht geleitet sein, so folge dem Winke der Natur. Alles, was das Geschlecht bestimmt, muß als von der Natur eingerichtet geachtet werden. Man sagt wohl immer: die Frauen haben diesen und jenen Fehler, den wir nicht haben. — Ja, euer Dünkel täuscht euch; bei euch wären das Fehler, bei ihnen sind es Eigenschaften; hätten sie diese nicht, so gienge alles nicht so gut. Laß diese vermeintlichen Fehler nicht ausarten, aber hüte dich ja sie auszurotten.

27. Die Frauen erheben ihrerseits immer darüber Klage, daß wir sie zur Eitelkeit und Gefallsucht erziehen, daß wir sie fortwährend mit kindischem Zeug unterhalten um leichter Herr über sie zu bleiben; sie machen uns für die Fehler verantwortlich, die wir ihnen vorwerfen. Wie verkehrt! Seit wann bekümmern sich denn die Männer um die Erziehung der Töchter? Wer verhindert die Mütter sie zu erziehen, wie es ihnen gut dünkt? Sie haben keine Collegien (Gymnasien). Wie schlimm! Wollte doch der Himmel, daß es auch für die Knaben keine gäbe! sie würden dann viel vernünftiger und anständiger erzogen werden. Zwingt man eure Töchter ihre Zeit mit Lappalien zu verlieren? Läßt man sie gegen ihren Willen die Hälfte ihres Lebens am Putztische zubringen, wie ihr es macht? Hindert man euch sie nach euerem Gutdünken zu erziehen und erziehen zu lassen? Ist es unsere Schuld, daß sie uns gefallen, wenn sie schön sind, daß ihre Ziererei uns verführen, daß die Kunststücke, die sie von euch lernen, uns verlocken, daß wir sie gern geschmackvoll gekleidet sehen und daß wir sie in aller Muße die Waffen schleifen lassen, mit denen sie uns besiegen? Versucht es nur einmal sie zu erziehen wie die Männer; sie werden nicht das mindeste dagegen haben. Je mehr sie ihnen ähnlich werden wollen, desto weniger werden sie über jene eine Herrschaft ausüben; und dann werden die Männer wahrhaft die Herren sein.

28. Alle den beiden Geschlechtern gemeinsamen Fähigkeiten sind

ihnen nicht gleichmäßig zugetheilt; alles in allem genommen wiegen sie sich jedoch auf. Das Weib vermag mehr als Weib, weniger aber an Stelle des Mannes; überall, wo es seine Rechte geltend macht, ist es im Vortheil; wo es sich die unsrigen anmaßen will, bleibt es hinter uns zurück. Auf diese allgemeine Wahrheit kann man nur mit Ausnahmen antworten, wie es die galanten Verfechter des schönen Geschlechtes beständig zu thun pflegen.

29. Wenn man in den Frauen die männlichen Eigenschaften ausbilden will und die ihnen eigentlich zukommenden vernachlässigt, handelt man demnach ersichtlich gegen ihren Vortheil. Die schlauen Weiber sehen das zu klar ein um sich darüber zu täuschen; wenn sie den Versuch machen unsere Vortheile sich anzumaßen, geben sie die ihrigen nicht auf; aber, da sie nicht beide zusammen gut festhalten können, weil sie eben unvereinbar sind, begegnet es ihnen, daß sie ihr eigenes Ziel nicht ererreichen, ohne doch dem unsrigen näher zu kommen, und die Hälfte ihres Werthes verlieren. Höre meinen Rath, einsichtige Mutter, und mache aus deiner Tochter nicht etwa einen rechten Mann, als wolltest du die Natur meistern, sondern ein rechtes Weib und sei versichert, daß sie darum für sich und uns nur schätzbarer sein wird.

30. Folgt daraus, daß sie in gänzlicher Unwissenheit erzogen und nur auf die Geschäfte der Haushaltung beschränkt werden soll? Soll der Mann aus seiner Gefährtin seine Magd machen? soll er sich in ihrer Nähe des größten Reizes der Gesellschaft berauben? Soll er, um sie sich dienstbar zu machen, sie von jeder Empfindung, jeder Kenntniß abschließen? Soll er eine wahre Maschine aus ihr machen? Nein, gewiß nicht; so hat es die Natur nicht gewollt, die den Frauen einen so angenehmen freien Sinn gibt: im Gegentheil, sie will, daß sie denken, urtheilen, lieben und lernen, daß sie ihren Geist pflegen wie ihr Aeußeres; das sind die Waffen, die sie ihnen gibt als Ersatz für die fehlende Kraft und um die unsrige zu leiten. Sie sollen viele Dinge lernen, doch nur solche, die zu wissen ihnen schicklich ist.

31. Ob ich die besondere Bestimmung des Geschlechtes betrachte oder seine Richtung beobachte und seine Pflichten überschaue, alles weist mich gleichmäßig auf die ihm angemessene Form der Erziehung. Weib und Mann sind für einander gemacht, aber ihre gegenseitige Abhängigkeit ist nicht gleich: die Männer hängen von den Weibern ab durch ihre Begierden; die Weiber von den Männern durch ihre Begierden und ihre Bedürfnisse; wir könnten eher ohne sie bestehen als sie ohne uns. Damit sie haben, was sie brauchen, und ihren Stand wirklich ausfüllen, müssen wir es ihnen geben, wir müssen es ihnen geben wollen und sie dessen für würdig halten, sie hängen ab von unseren Gefühlen, von dem Werthe, den wir ihren Vorzügen zumessen, und von dem Eindruck, den ihre Reize und ihre Tugenden auf uns machen. Schon durch das Ge-

setz der Natur sind die Frauen, sowohl um ihrer Kinder als ihrer selbst willen, ganz und gar von den Urtheilen des Mannes abhängig: es genügt nicht, daß sie achtenswerth seien, sie müssen wirklich geachtet werden; sie müssen nicht bloß schön sein, sie müssen gefallen; sie müssen nicht allein sittsam sein, sondern auch als sittsam anerkannt werden; ihre Ehre ruht nicht allein auf ihrem Lebenswandel, sondern auf ihrem Rufe; es ist auch nicht möglich, daß ein Weib, welches sich ohne Weiteres als ehrlos ansehen läßt, jemals ehrbar sei. Wenn der Mann recht handelt, hängt er nur von sich selbst ab und kann der öffentlichen Meinung trotzen; wenn aber das Weib recht handelt, hat es nur die Hälfte seiner Aufgabe erfüllt; was man von einer Frau denkt, ist für sie nicht weniger wichtig, als was sie in Wirklichkeit ist. Daraus folgt, daß ihre Erziehung in dieser Beziehung einen der unsrigen entgegengesetzten Weg verfolgen muß: das Tagesurtheil ist das Grab der Tugend bei den Männern, ihr Thron bei den Frauen.

32. Von der guten Natur der Mütter hängt zunächst die der Kinder ab; von der Sorgfalt der Frauen hängt die erste Erziehung der Männer ab, ebenso ferner ihre Sitten und Leidenschaften, ihre Neigungen und Vergnügungen, ja selbst ihr Glück. So muß die ganze Erziehung auf die Männer Bezug nehmen. Ihnen zu gefallen und nützlich zu sein, sich von ihnen lieben und ehren zu lassen, sie als Kinder zu erziehen, als Männer zu pflegen, sie zu berathen und zu trösten, ihnen das Leben angenehm und süß zu machen: das sind die Pflichten der Frauen zu jeder Zeit, das müssen sie von Kindheit an lernen. Wenn man nicht auf diesen Grundsatz zurückgeht, entfernt man sich vom Ziel, und alle Vorschriften, die man jenen gibt, werden weder zu ihrem Glücke noch zu dem unsrigen dienen.*)

33. Aber wenn auch jede Frau den Männern gefallen will und gefallen wollen muß, so ist es doch ein großer Unterschied, ob sie dem Mann von Verdienst, dem wahrhaft liebenswerthen Manne gefallen will oder jenen zierlichen Gecken, die ihr Geschlecht schänden und dasjenige, das sie nachahmen. Weder Natur noch Vernunft kann den Frauen Liebe einflößen für das an den Männern, was ihnen selbst gleicht, und jene sollen sich nicht dadurch liebenswürdig machen wollen, daß sie ihre Art annehmen.

34. Sobald sie also das bescheidene und gesetzte Wesen ihres Geschlechts verlassen, und das Gebahren jener leeren Menschen annehmen, folgen sie nicht etwa ihrer Bestimmung; sondern verzichten darauf; sie entziehen sich selbst die Rechte, die sie zu erringen meinen. Wären wir anders, sagen sie, so gefielen wir den Männern nicht. Das ist unwahr.

*) Aehnliche Gedanken sind in der Anm. 1 zu § 3 des 1. Buches ausgesprochen.

Man muß selbst Narr sein um die Narren zu lieben; das Verlangen diese Menschen anzulocken zeigt den Geschmack des Weibes, das sich ihm hingiebt. Gäbe es keine leichtfertigen Männer, sie würden sich beeilen solche zu machen; die Leichtfertigkeiten der Männer sind auch vielmehr das Werk der Weiber als umgekehrt. Ein Weib, das die wahren Männer liebt und ihnen gefallen will, weiß die rechten Mittel schon zu wählen. Die Weiber sind von Natur gefallsüchtig; aber ihre Gefallsucht wechselt ihre Art nnd ihr Ziel je nach ihren Zwecken; richten wir denn diese Zwecke nach den Zwecken der Natur, dann werden die Weiber die für sie passende Erziehung erhalten.

35. Die kleinen Mädchen lieben den Schmuck beinahe von Geburt an: nicht zufrieden, hübsch zu sein, wollen sie auch, daß man sie hübsch finde; an ihrem ganzen Gebahren sieht man, daß diese Sorge sie schon beschäftigt; und kaum sind sie im Stande zu verstehen, was man ihnen sagt, so leitet man sie dadurch, daß man ihnen sagt, was man von ihnen denken werde. Legt man recht ungeschickter Weise den kleinen Knaben diesen nämlichen Beweggrund nahe, so wird er über sie bei weitem nicht dieselbe Macht ausüben. Wenn sie nur ungehindert sich erlustigen können, so kümmern sie sich ungeheuer wenig darum, was man von ihnen wohl denken werde. Nur nach langer Zeit und vieler Mühe unterwirft man sie diesem nämlichen Gesetze.

36. Woher nun auch bei den Mädchen diese erste Lehre komme, sie ist immerhin sehr gut. Da der Leib, so zu sagen, vor der Seele entsteht, muß die Pflege des Leibes den Anfang machen; diese Ordnung ist beiden Geschlechtern gemeinsam. Aber das Ziel dieser Ausbildung ist ein verschiedenes; bei dem einen ist es die Entwicklung der Kraft, bei dem andern die der Anmuth: nicht als ob diese Eigenschaften bei jedem Geschlechte ausschließlich vorhanden wären, nur ist ihre Ordnung eine entgegengesetzte; die Weiber brauchen ziemlich viele Kraft um alles mit Anmuth zu thun; so brauchen auch die Männer ziemlich viel Geschicklichkeit um alles mit Leichtigkeit zu thun.

37. Mit der ausgearteten Weichlichkeit der Weiber beginnt auch die der Männer. Die Weiber sollen nicht kräftig sein wie sie, sondern für sie, damit die Männer, welche von ihnen geboren werden, es auch seien. In dieser Beziehung sind die Klöster, wo die Zöglinge eine derbe Kost, aber viel Bewegung und körperliche Uebung haben und im Freien und in Gärten spielen, dem elterlichen Hause vorzuziehen, wo ein Mädchen, zärtlich aufgezogen, immer verhätschelt oder ausgezankt, immer unter den Augen der Mutter in einem gut verschlossenen Zimmer, nicht wagt sich zu erheben, zu gehen, zu sprechen, zu athmen und keinen Augenblick der Freiheit hat um zu spielen, zu springen, zu laufen und zu schreien und dem ihrem Alter natürlichen Muthwillen sich zu überlassen: immer entweder eine verderbliche Nachsicht oder eine übel verstandene Strenge;

nirgends ein vernünftiges Verfahren. So richtet man Leib und Seele der Jugend zu Grunde.

38. Die spartanischen Mädchen übten sich wie die Knaben in kriegerischen Spielen, nicht um in den Krieg zu ziehen, sondern um eines Tages Kinder zu gebären, welche die Beschwerden desselben zu ertragen fähig wären. Ich billige das nun nicht; um dem Staate Soldaten zu geben, ist es nicht nothwendig, daß die Mütter die Flinte getragen und das preußische Exercitium durchgemacht haben; aber ich finde, daß im Allgemeinen die griechische Erziehung in dieser Richtung sehr verständig war. Die jungen Mädchen erschienen oft öffentlich, nicht unter die Knaben gemischt, sondern für sich vereinigt. Es gab fast kein Fest, kein Opfer, keine Feierlichkeit, wo man nicht Schaaren von Töchtern der ersten Bürger sah, bekränzt mit Blumen, Gesänge singend und Reigen bildend, mit Körben, Gefäßen und Opfergaben, für die entarteten Sinne der Griechen ein reizendes Schauspiel, das die üble Wirkung ihrer unanständigen Gymnastik wohl aufwog. Welchen Eindruck dieser Gebrauch nun auch auf das Herz der Männer machte, immerhin war er vorzüglich geeignet, dem weiblichen Geschlecht in der Jugend durch angenehme, mäßige und zuträgliche Uebungen den Leib zu kräftigen und den Geschmack zu schärfen und zu bilden durch das fortwährende Bedürfniß zu gefallen ohne Gefährdung der Sitten.

39. Sobald diese jungen Leute verheirathet waren, sah man sie nicht mehr öffentlich; auf das Haus eingeschränkt widmeten sie alle ihre Sorgfalt nur noch der Haushaltung und der Familie. Dieß ist die Lebensart, welche Natur und Vernunft dem weiblichen Geschlechte vorschreiben. Von diesen Müttern kommen dann auch die gesundesten, kräftigsten, bestgebauten Männer der Welt; und trotz des schlechten Rufes einiger Inseln steht es doch fest, daß von allen Völkern der Welt, selbst die Römer nicht ausgenommen, keines angegeben wird, wo die Frauen zugleich eingezogener und liebenswürdiger gewesen und gute Sitten besser mit der Schönheit vereint hätten als im alten Griechenland.

40. Man weiß, daß die Bequemlichkeit der Kleidung, welche den Körper nirgends beengte, viel beitrug ihm bei beiden Geschlechtern jene schönen Verhältnisse zu bewahren, welche man an ihren Statuen wahrnimmt und welche heute noch der Kunst zum Muster dienen, seit die entstellte Natur ihr unter uns keine mehr darbietet. Von allen jenen mittelalterlichen Fesseln, von jener Menge von Bändern, die unsere Glieder nach allen Richtungen einschnüren, hatten sie kein einziges. Ihre Frauen kannten den Gebrauch jener Schnürleiber nicht, womit die unsrigen den Wuchs eher verunstalten als hervorheben. Ich kann nicht annehmen, daß dieser Mißbrauch, der in England zu einer kaum denkbaren Höhe gestiegen ist, nicht am Ende das ganze Geschlecht zerrütten sollte; ich behaupte auch, daß die Anmuth, die man damit bezwecken will, einen

schlechten Geschmack verräth. Eine wie eine Wespe in zwei Theile getheilte weibliche Gestalt ist gar kein angenehmer Anblick; das beleidigt das Auge und ruft peinliche Vorstellungen hervor. Die Zierlichkeit des Wuchses hat wie alles Uebrige ihre Verhältnisse und ihr Maß, über welche hinaus sie ganz sicher zum Fehler wird; dieser Fehler wäre am nackten Leib auch für das Auge auffallend: warum sollte er unter der Kleidung eine Schönheit sein?

41. Ich will nicht näher auf die Gründe eingehen, warum die Frauen so hartnäckig darauf bestehen sich so zu panzern: eine eingefallene Brust, ein aufgedunsener Bauch u. dgl. sind allerdings bei einer zwanzigjährigen Person sehr häßlich, bei einer dreißigjährigen nimmt man keinen Anstoß mehr daran: da wir aber, ob es uns recht sei oder nicht, immer das sein müssen, was die Natur aus uns machen will und das Auge des Menschen sich darin nie täuscht, so sind diese Fehler in jedem Alter weniger mißfällig als die thörichte Ziererei eines vierzigjährigen jungen Mädchens.

42. Alles was die Natur beengt und beschränkt, zeigt schlechten Geschmack; das ist ebenso richtig in Bezug auf den Putz des Leibes wie von dem Schmuck des Geistes. Leben, Gesundheit, Vernunft und Wohlsein müssen allem voranstehen; Anmuth ist nicht denkbar beim Unbehagen; Zartheit ist kein Schmachten, denn man braucht nicht ungesund zu sein um zu gefallen. Man erregt Mitleid, wenn man leidet; aber Lust und Begierde suchen die Frische der Gesundheit.

43. Die Kinder beider Geschlechter haben viele gemeinschaftliche Erlustigungen, und das ist recht; haben sie nicht auch als Erwachsene solche? Sie haben auch ihre besonderen Neigungen für sich. Die Knaben suchen Bewegung und Lärm, Trommeln, Säbel, kleine Fuhrwerke: die Mädchen haben lieber Dinge, die für's Auge sind und zum Schmucke dienen, Spiegel, Flittersachen, Putzwerk und besonders Puppen; die Puppe ist die eigentliche Unterhaltung für dieses Geschlecht; ihr Geschmack ist darin ganz augenfällig nach ihrem Berufe gebildet. Das Physische in der Kunst zu gefallen besteht im Putz; mehr können die Kinder von dieser Kunst nicht pflegen.

44. Man sehe nur ein kleines Mädchen, wie es den ganzen Tag bei seiner Puppe zubringt, fortwährend seinen Anzug ändert, sie hundertmal an- und auskleidet, immer wieder neue Zusammenstellungen zum Schmucke sucht, passende und unpassende, wie es eben kommt; die Finger ermangeln noch der Geschicklichkeit, der Geschmack ist noch nicht gebildet, aber schon zeigt sich die Neigung: bei dieser ewigen Beschäftigung verfließt die Zeit, ohne daß es daran denkt; die Stunden verfliegen, es weiß es nicht, es vergißt selbst die Mahlzeiten; es verlangt mehr nach Putz als nach Nahrung. Aber, entgegnet man, es putzt nicht sich, sondern seine Puppe. — Freilich sieht es nicht auf sich, sondern auf seine

Puppe, für sich kann es nichts thun, es ist noch nicht ausgewachsen, es hat weder Geschick noch Kraft, es ist noch nichts, es lebt ganz in seiner Puppe und legt in sie seine ganze Gefallsucht. Doch soll das nicht immer so bleiben, es erwartet den Augenblick, wo es selbst seine Puppe ist.

45. Hier zeigt sich also ein sehr ausgesprochener ursprünglicher Geschmack: man braucht ihm nur nachzugehen und ihn zu leiten. Es ist gewiß, daß die Kleine von Herzen gerne es verstehen möchte, ihre Puppe zu putzen, ihr Aermelschleifen, ein Halstuch, Falten und Spitzen zu machen; aber man hält sie in allem dem so unbarmherzig in der Abhängigkeit von dem Belieben anderer, daß es ihr viel bequemer wäre, wenn sie alles ihrer eigenen Erfindung verdanken müßte. So zeigt sich der Sinn der ersten Unterweisungen, die man ihr gibt: sie bestehen nicht in Aufgaben, die man ihr stellt, sondern in Gefälligkeiten, die man ihr erweist. In der That lernen auch fast alle jungen Mädchen nur mit Widerstreben lesen und schreiben; aber die Nadel führen, das lernen sie immer gern. Sie bilden sich gleich ein erwachsen zu sein und denken mit Vergnügen daran, daß diese Geschicklichkeit ihnen einst dazu dienen kann sich zu putzen.

46. Ist dieser erste Pfad gefunden, so ist er leicht zu verfolgen: Nähen, Sticken, Spitzen machen, das kommt von selbst. Das Teppichsticken ist nicht mehr so nach ihrem Geschmack: die Zimmergeräthe liegen ihnen so fern, sie haben nichts mit der Person zu thun, sie hängen mit anderen Vorstellungen zusammen. Die Teppichstickerei ist eine Unterhaltung für die Frauen; junge Mädchen werden nie ein großes Vergnügen daran finden.

47. Diese ungezwungenen Fortschritte lassen sich leicht bis zum Zeichnen ausdehnen, denn diese Kunst liegt der Kunst sich geschmackvoll zu kleiden sehr nahe: aber ich meine, man sollte sie nicht zum Landschaftszeichnen anhalten und noch weniger zum Figurenzeichnen. Blätter, Früchte, Blumen, Gewandungen und was immer dazu dienen kann, den Bekleidungsstücken geschmackvolle Linien zu geben und sich selbst ein Stickmuster zu machen, wenn man keines nach seinem Geschmacke findet, das genügt. Ueberhaupt, wenn die Männer darauf ausgehen, ihre Studien auf praktische Kenntnisse zu beschränken, so ist das für die Frauen um so wichtiger, da ihr Leben, wenn auch weniger beschäftigt, doch eine stetigere Hingabe an ihre Geschäfte zeigt oder zeigen soll und von mannigfaltigen Thätigkeiten unterbrochen wird, so daß es ihnen nicht gestattet ist sich nach eigener Wahl irgend einer Geschicklichkeit zu widmen zum Nachtheil ihrer Obliegenheiten.

48. Mag man nun auch darüber spotten, der Verstand ist beiden Geschlechtern gleichermaßen eigen. Die Mädchen sind im Allgemeinen gelehriger als die Knaben, und man muß selbst seinem Ansehen bei ihnen mehr Geltung verschaffen, wie ich gleich nachher sagen werde: aber daraus

folgt nicht, daß man irgend etwas von ihnen verlangen dürfte, wovon sie den Nutzen nicht einsehen können; es ist die Kunst der Mütter ihnen bei allem, was sie vorschreiben, den Nutzen begreiflich zu machen, und das ist um so leichter, als das Verständniß bei den Mädchen früher entwickelt ist als bei den Knaben. Diese Regel schließt von ihrem Geschlechte, wie vom unsrigen, nicht allein alle müßigen Beschäftigungen aus, welche keinen rechten Zweck haben und auch diejenigen, die sich damit abgegeben, den anderen nicht angenehmer machen, sondern auch alle diejenigen Beschäftigungen, deren Nutzen dem Alter nicht angemessen ist und auch in einem vorgerückten Alter von dem Kinde nicht vorausgesehen werden kann. Wenn ich es nicht billige, daß man einen Knaben zum Lesenlernen zwinge, so will ich es um so weniger bei den Mädchen, solange man ihnen nicht ganz begreiflich gemacht hat, wozu das Lesen gut ist; auch folgt man bei der Art, mit der man ihnen gewöhnlich den Nutzen desselben auseinandersetzt, vielmehr den eigenen Anschauungen als den ihrigen. Und wo ist denn eigentlich die Nothwendigkeit erwiesen, daß ein Mädchen so frühe lesen und schreiben können soll? Wird sie sobald einem Haushalte vorzustehen haben? Es gibt nur wenige Mädchen, die von dieser bedenklichen Kenntniß mehr Gebrauch als Mißbrauch machen, und alle sind ein wenig zu neugierig um es nicht ohne Zwang zu lernen, wenn sie Muße und Gelegenheit dazu haben. Vielleicht müßten sie vor allem rechnen lernen: denn nichts bietet zu jeder Zeit einen greifbareren Nutzen, verlangt eine längere Uebung und gibt zu Fehlern mehr Veranlassung als das Rechnen. Wenn die Kleine ihr Vesperbrot nur durch ein Rechenexempel erlangen könnte, so stehe ich dafür, daß sie bald würde rechnen können.

49. Ich kenne eine junge Person, welche früher schreiben lernte als lesen und zuerst mit der Nadel schrieb, bevor sie es mit der Feder konnte. Vor allen Buchstabenformen wollte sie zuerst nur das O machen. Sie machte unablässig große und kleine O's, O's von jeder Gestalt, verschlungene O's und immer in verkehrter Richtung. Unglückseliger Weise sah sie sich, als sie gerade mit dieser nützlichen Uebung beschäftigt war, im Spiegel, und da sie fand, daß diese gezwungene Haltung ihr nicht gut stand, warf sie als eine zweite Minerva*) die Feder weg und wollte keine O's mehr machen. Ihr Bruder schrieb ebenso ungern wie sie; aber ihm war der Zwang unangenehm, nicht das Aussehen, das er ihm gab. Man verfiel nun auf ein anderes Mittel sie zum Schreiben zurückzubringen: das kleine Mädchen war heikel und eitel, sie wollte nicht haben, daß ihr Leinenzeug auch von ihren Schwestern gebraucht würde; nun unterließ man es fernerhin zu bezeichnen; sie mußte es selbst bezeichnen: das Weitere versteht sich von selbst.

---

*) Welche aus solchen Gründen die Flöte wegwarf.

50. Man suche also Gründe für die Beschäftigungen, welche man den jungen Mädchen zuweist; aber man gebe ihnen immer welche. Trägheit und Unfügsamkeit sind für sie die gefährlichsten Fehler, die man am schwersten wieder ablegen kann. Die Mädchen müssen umsichtig und thätig sein: noch mehr, sie müssen frühzeitig sich an Zwang gewöhnen. Dieses Unglück, wenn es überhaupt eines ist,*) ist von ihrem Geschlecht unzertrennlich; wenn sie sich je davon losmachen, so werden sie nur um so Härteres erdulden müssen. Sie werden ihr ganzes Leben hindurch dem unablässigsten und strengsten Zwange unterworfen sein, dem des Anstandes. Man muß sie von Anfang an daran gewöhnen, damit er ihnen nie schwer falle; sie sollen alle ihre Launen bändigen, um sie dem Willen anderer zu unterwerfen. Wollten sie immer arbeiten, so müßte man sie manchmal zwingen nichts zu thun. Zerfahrenheit, Leichtfertigkeit, Unbeständigkeit sind die Fehler, welche leicht entstehen, wenn ihre ersten Neigungen ausarten und immer befriedigt werden. Um diesem Mißbrauch zuvorzukommen, muß man ihnen vor allem lehren sich zu bezwingen. Bei unseren unsinnigen Einrichtungen ist das Leben der Frau ein fortwährender Kampf gegen sich selbst; es ist gerecht, daß dieses Geschlecht die Leiden theile, die es uns verursacht hat.**)

51. Man verhüte, daß den Mädchen ihre Beschäftigungen langweilig und ihre Erholungen zur Leidenschaft werden, wie es immer geschieht bei der alltäglichen Erziehung, wo man, nach Fénelon's Worten alle Langeweile auf die eine und alles Vergnügen auf die andere Seite setzt.***) Der erste dieser beiden Mißstände wird, wenn man den vorstehenden Regeln folgt, nur dann eintreten, wenn die Personen, in deren Umgebung sie sind, ihnen nicht behagen. Ein kleines Mädchen, das

*) Gewöhnung an die von der Natur verhängte Nothwendigkeit ist bei R. ein erster Erziehungsgrundsatz.

**) Wohl dadurch, daß sie durch fehlerhafte Erziehung, die sie den Kindern gegeben, diese der Naturbestimmung entfremdet haben und damit Ursache unserer widernatürlichen Lebenseinrichtungen geworden sind.

***) François de Salignac de Lamothe Fénelon (1651—1715, Erzieher der Enkel Ludwigs XIV, Mitglied der Akademie, später Erzbischof von Cambray) sagt in seinem Buche über die Erziehung der Mädchen (1687, in erweiterter Gestalt 1715) im fünften Kapitel: „Ein sehr gewöhnlicher Fehler vieler Erzieher liegt darin, daß sie alles Vergnügen auf die eine und alle Langeweile auf die andere Seite setzen: die Langeweile zum Lernen und die Freude zu den Erholungen. Was bleibt da dem Kinde übrig als sich bei aller Ungeduld zu fügen und auf die Spielzeit mit heißer Sehnsucht zu warten?" Das Buch von Fénelon hat einen Zug mit R. gemein, den es auch mit Locke theilt: die Auflehnung gegen den düstern Zwang des nur auf eine Sammlung von Kenntnissen gerichteten Unterrichts und die Hinweisung auf die Natur. Größere leitende Ideen fehlen ihm aber. Wer behaupten mag, wie Vinet thut (vergl. unsere Einleitung im 1. Bd. S. 136), daß R. von Fénelon irgendwie abhängig sei, verkennt den ganzen bleibenden Werth des R.'schen Werkes.

seine Mutter oder die Kindsfrau gern hat, wird den ganzen Tag ohne Langeweile neben ihnen arbeiten; schon das Plaudern wird ihm Entschädigung für allen Zwang sein. Aber wenn seine Erzieherin ihm unerträglich ist, wird ihm alles, was es vor ihren Augen zu thun hat, ebenso widerwärtig sein. Es ist kaum zu erwarten, daß die Mädchen, denen es bei ihren Müttern nicht wohler ist als bei irgendjemand auf der Welt, je gut ausschlagen werden; aber um ihre wahre Gesinnung zu beurtheilen, muß man sie studiren und sich nicht auf ihre Worte verlassen; denn sie wissen zu schmeicheln und zu heucheln und verstehen es frühe sich zu verstellen. Man darf ihnen auch nicht befehlen ihre Mütter zu lieben; die Zuneigung entsteht nicht aus der Pflicht, der Zwang aber dient hier zu gar nichts. Anhänglichkeit, Antheil und Gewohnheit allein macht die Mutter der Tochter liebenswerth, wenn jene nichts thut um sich ihren Haß zuzuziehen.*) Selbst die Einschränkung, in der die Tochter gehalten wird, schwächt, wenn sie vernünftig gehandhabt wird, diese Anhänglichkeit nicht, nein, sie wird sie selbst verstärken, weil die Abhängigkeit ein den Weibern natürlicher Zustand ist und die Mädchen in Folge dessen fühlen, daß sie zum Gehorsam geboren sind.

52. Deßhalb weil sie wenig Freiheit haben oder haben dürfen, gebrauchen sie die, welche man ihnen läßt, bis zum Uebermaß; übertrieben in allem geben sie sich ihren Spielen mit noch größerem Eifer hin als die Knaben: dieß ist der zweite Mißstand, von dem ich zu reden habe. Dieser Eifer muß gemäßigt werden; denn er ist die Veranlassung mehrerer den Frauen eigenen Fehler, wie u. a. der Laune und der unsinnigen Vorliebe, womit die Frauen sich heute für irgend einen Gegenstand begeistern, den sie morgen gar nicht mehr ansehen.**) Die Unbeständigkeit der Neigungen ist für sie ebenso bedenklich wie das Uebermaß darin, und beide entspringen aus derselben Quelle. Man lasse ihnen ihre Heiterkeit, ihr Lachen, ihre Ausgelassenheit und ihre närrischen Spiele; aber man verhüte, daß sie sich an dem einen ersättigen um zum andern zu eilen; man dulde nicht, daß sie in einem einzigen Augenblicke ihres Lebens keinen Zügel mehr fühlen. Man gewöhne sie daran, daß sie mitten in ihren Spielen sich unterbrechen und ohne Murren zu anderen Thätigkeiten abrufen lassen. Dabei genügt die Gewohnheit allein, weil sie nur die Natur unterstützt.

53. Aus dieser gewohnheitsmäßigen Einschränkung entspringt eine Fügsamkeit, welche die Frauen ihr ganzes Leben hindurch nothwendig haben, da sie immer entweder einem Manne oder dem Urtheil der Männer

---

*) Ebenso IV § 13 fg.

**) Fénelon (Kap. 5): „sie hassen und lieben sofort ohne eigentlichen Grund; wen sie lieben, der ist in ihren Augen fehlerlos, und wen sie nicht mögen, an dem ist auch gar nichts Gutes.“

unterworfen sind und es ihnen nicht gestattet ist über dieses Urtheil sich zu erheben. Die erste und wesentlichste Eigenschaft einer Frau ist die Sanftmuth: geboren zum Gehorsam gegen ein so unvollkommenes und oft so lasterhaftes und fehlervolles Wesen wie der Mann, muß sie frühzeitig selbst die Ungerechtigkeit erleiden und die Verkehrtheiten eines Gemahls ertragen lernen ohne sich zu beklagen: nicht für ihn, sondern für sich selbst muß sie sanftmüthig sein. Die scharfe und eigensinnige Laune steigert immer nur ihre Leiden und das schlimme Betragen der Männer; diese sehen wohl ein, daß sie sich durch solche Waffen nicht dürfen besiegen lassen. Der Himmel gab ihnen nicht ihr einschmeichelndes und versöhnendes Wesen, damit sie streitsüchtig würden; er machte sie nicht schwach, damit sie herrisch wären;*) er gab ihnen keine so sanfte Stimme, damit sie Scheltworte ausstießen; er gab ihnen ihre so zarten Züge nicht, damit sie dieselben durch Zornausbrüche entstellten. Wenn sie zänkisch werden, vergessen sie sich: sie haben oft Recht sich zu beklagen, nie aber zu zanken. Jeder soll die Art seines Geschlechts bewahren; ein zu sanfter Ehemann kann seine Frau frech machen; aber wenn ein Mann nicht gerade ein Unthier ist, so beschwichtigt ihn die Sanftmuth der Frau und triumphirt früh oder spät über ihn.

54. Die Mädchen sollen immer unterwürfig sein, die Mütter aber nicht immer unerbittlich. Um ein junges Mädchen fügsam zu machen, braucht man es nicht gerade unglücklich zu machen; um bescheiden zu werden, braucht es nicht stumpf zu sein; im Gegentheil, ich würde gar nichts dagegen haben, wenn man ihm manchmal einige Geschicklichkeit gestattete, nicht um beim Ungehorsam sich der Strafe zu entwinden, sondern um sich vom Gehorsam entbinden zu lassen. Es handelt sich nicht darum, seine Abhängigkeit ihm drückend, sondern nur, sie ihm fühlbar zu machen. Die List ist eine dem weiblichen Geschlechte natürliche Anlage; und in der Ueberzeugung, daß alle natürlichen Neigungen gut und richtig an und für sich sind, bin ich dafür, daß man diese wie die andern pflege: man muß nur den Mißbrauch derselben verhüten.

55. Ich berufe mich in Bezug auf die Richtigkeit dieser Bemerkung auf jeden unbefangenen Beobachter. Ich will nicht, daß man darüber die Frauen selbst befrage: unsere beengenden Einrichtungen können sie nöthigen ihren Verstand zu schärfen. Man soll die Mädchen selbst beobachten, die kleinen Mädchen, die, so zu sagen, eben erst zur Welt gekommen sind. Man vergleiche sie mit den Knaben desselben Alters; wenn diese jenen gegenüber nicht schwerfällig, ungeschickt und dumm erscheinen, so werde ich unbestreitbar Unrecht haben. Man erlaube mir ein einziges Beispiel, das die ganze kindliche Unbefangenheit widerspiegelt.

---

*) Freilich wird Sophie später ziemlich „herrisch" (impérieuse) ihrem Bräutigam gegenüber geschildert (vgl. § 238).

56. Man hört sehr häufig, daß den Kindern verboten wird etwas bei Tisch zu verlangen; denn man glaubt bei ihrer Erziehung seinen Zweck nicht besser zu erreichen, als wenn man sie mit unnützen Vorschriften überladet, als ob ein Stück von diesem oder jenem nicht bald bewilligt oder abgeschlagen wäre,[1]) ohne daß man immer ein armes Kind an seiner durch die Hoffnung genährten Begehrlichkeit fast vergehen läßt. Jedermann kennt den schlauen Einfall eines von dem nämlichen Verbot betroffenen Knaben, welcher bei Tisch vergessen worden war und nun darauf verfiel Salz u. dgl. zu verlangen. Ich rede nicht davon, daß man ihn ordentlich peinigen konnte, da er direct nur Salz, indirect aber Fleisch verlangt hatte; die Vernachlässigung war so hart, daß ich nicht glauben kann, daß man ihn bestraft hätte, wenn er das Gesetz offen übertreten und ohne Umschweife gesagt hätte, er sei hungrig. Man höre dagegen, wie es in meiner Gegenwart ein kleines Mädchen von sechs Jahren in einem viel schwierigeren Falle anfieng; denn abgesehen davon, daß es ihm streng verboten war direct oder indirect etwas zu verlangen, wäre der Ungehorsam nicht verzeihlich gewesen, da es von allen Gerichten gegessen hatte mit Ausnahme eines einzigen, von dem man ihm vergessen hatte zu geben und nach dem es ein großes Gelüste empfand.

57. Um nun durchzusetzen, daß man das Vergessen wieder gut machte, ohne daß man es des Ungehorsams beschuldigen konnte, gieng es mit ausgestrecktem Finger alle Gerichte durch und sagte ganz laut, während es auf die einzelnen Schüsseln hinwies: „Von dem habe ich gegessen, von jenem habe ich gegessen;" aber es bemühte sich so auffällig diejenige, von welcher es nicht gegessen hatte, ohne ein Wort zu übergehen, daß jemand, der es bemerkte, fragte: „Hast du aber auch von dem gegessen?" — „O nein!" antwortete sanft die kleine Leckerin und und schlug die Augen nieder. Ich füge nichts weiter hinzu, man vergleiche selbst: dieser Einfall ist eine Mädchenlist, jener die List eines Knaben.

58. Was ist, ist gut; ein allgemeines Gesetz ist nie schlecht. Diese dem weiblichen Geschlechte verliehene besondere Geschicklichkeit ist eine sehr billige Entschädigung für die ihm abgehende Kraft; ohne das wäre die Frau nicht die Gefährtin des Mannes, sondern seine Sklavin: durch diese überlegene Begabung hält sie sich dem Manne ebenbürtig und leitet ihn, indem sie ihm gehorcht. Die Frau hat alles gegen sich, unsere Fehler, ihre Aengstlichkeit und ihre Schwäche; für sich hat sie nur ihre Gewandtheit und ihre Schönheit. Ist es nicht gerecht, daß sie beide pflege? Aber die Schönheit steht ihr nicht unbedingt zu; tausend Zufälle können

---

[1]) Ein Kind wird zudringlich, wenn es seinen Vortheil dabei sieht; aber es wird die nämliche Sache nie zweimal verlangen, wenn die erste Antwort immer unwiderruflich ist. R.

sie vernichten, sie schwindet mit den Jahren und die Gewohnheit hebt ihre Wirkung auf. Im Verstand allein liegt die wahre Kraft des weiblichen Geschlechtes, nicht in jenem einfältigen Witz, dem man in der Gesellschaft so hohen Werth beimißt und der zum Glücke des Lebens gar nichts beiträgt, sondern im Verständniß*) ihrer Lage, in der Kunst, unsere Lage sich zu Nutzen zu machen und unsere Vortheile für sich selbst auszubeuten. Man weiß gar nicht, wie sehr diese Gewandtheit der Frauen uns selbst zum Vortheil gereicht, wie vielen Reiz sie der Gesellschaft der beiden Geschlechter verleiht, wie sehr sie dazu dient die Ausgelassenheit der Kinder zurückzudrängen, wie sehr sie rohe Ehemänner in Schranken und das Haus in Ordnung zu halten im Stande ist, wo sonst die Zwietracht Verwirrung anstiften würde. Verschlagene und boshafte Weiber mißbrauchen sie allerdings: aber was mißbraucht das Laster nicht? Zerstören wir diese Werkzeuge des Glückes nicht, weil die Bösen sich ihrer manchmal zum Schaden bedienen.

59. Durch den Putz kann man wohl glänzen, doch gefällt man nur durch die eigene Erscheinung. Unsere Kleidung stellt nicht unser Wesen dar: sie entstellt oft, wenn sie zu gesucht ist; diejenige Kleidung aber, welche die Person am auffälligsten macht, wird selbst oft am wenigsten bemerkt. In dieser Hinsicht ist die Erziehung der jungen Mädchen ganz verkehrt. Man verspricht ihnen Putzsachen als Belohnung und flößt ihnen eine Liebe für gesuchten Schmuck ein: „Wie schön sie ist!" ruft man ihnen zu, wenn sie recht ausgeputzt sind. Und man müßte ihnen ja ganz im Gegentheil die Ansicht beibringen, daß so viel Staat nur da ist um Mängel zu verbergen, und daß es der wahre Triumph der Schönheit ist durch sich selbst zu glänzen. Die Modesucht ist ein Zeichen schlechten Geschmackes, weil die Gesichter mit der Mode nicht wechseln und die Körpergestalt dieselbe bleibt, so daß, was ihr einmal ansteht, ihr immer anstehen muß.

60. Sähe ich das junge Mädchen in seinem Putze daherstolziren, so würde ich mich beunruhigt stellen über ihren derart verstellten Leib und das mögliche Urtheil der Leute und würde sagen: All dieser Putz schmückt sie zu sehr, es ist schade; sollte sie wohl in einem einfacheren Anzug wieder erscheinen können? ist sie schön genug um dies oder jenes entbehren zu können? — Vielleicht wird sie dann zuerst bitten, man möge ihr den Putz wegnehmen und dann urtheilen: dann könnte man ihr Beifall spenden, wenn Veranlassung dazu vorhanden ist. Ich würde sie gerade dann erst recht loben, wenn sie am einfachsten gekleidet wäre. Wenn sie den Putz nur als eine ergänzende Zuthat zu der natürlichen Anmuth und als ein stillschweigendes Geständniß ansieht, daß sie um zu

*) Verstand — Witz — Verständniß ist franz. immer esprit. Die Stelle wird durch dieses Wort eigentlich unübersetzbar.

gefallen einer besonderen Hilfe bedarf, so wird ihr Anzug sie nicht stolz, sondern eher demüthig machen, und wenn sie einmal mehr geputzt erscheint als gewöhnlich und sagen hört: Wie schön sie ist! — wird sie vor Verdruß erröthen.

61. Uebrigens gibt es Gestalten, welche des Putzes bedürfen, doch gibt es keine, die einen kostspieligen Staat verlangen. Verschwenderischer Putz ist eine Sache der Standeseitelkeit, nicht der persönlichen; er kömmt nur vom Vorurtheil. Die wahre Gefallsucht ist manchmal geziert, nie aber dünkelhaft; Juno schmückte sich prächtiger als Venus. „Du kannst sie nicht schön machen", sagte Apelles*) zu einem schlechten Maler, welcher die Helena mit Schmuck sehr überladen darstellte, „deshalb machst du sie reich." Ich habe auch die Beobachtung gemacht, daß der prächtigste Putz meistens häßliche Frauen ankündigte: eine ungeschicktere Eitelkeit läßt sich kaum finden. Man gebe einem jungen Mädchen, das Geschmack hat und die Mode verachtet, Bänder, Gaze, Mousseline und Blumen ohne Diamanten, Quasten und Spitzen[1]), sie wird sich einen Anzug zusammenstellen, der sie hundertmal reizender macht, als all der glänzende Tand der Duchapt.

62. Was gut ist, ist immer gut, und da man nun so gut sein muß als möglich, so wählen sich Frauen, welche sich auf den Anzug verstehen, nur gute Sachen und bleiben dann dabei; sie wechseln damit nicht alle Tage und sind deshalb weniger damit beschäftigt als diejenigen, die sich für nichts dauernd entschließen können. Wer recht für den Anzug sorgt, braucht wenig Toilette. Die jungen Mädchen haben selten umständliche Toiletten; Arbeit und Unterricht füllen ihren Tag aus; dennoch sind sie, die Schminke ausgenommen, im Allgemeinen ebenso sorgfältig angezogen wie die Damen und oft mit mehr Geschmack. Der Mißbrauch der Toilette hat einen anderen Grund, als man gewöhnlich annimmt, er kommt vielmehr von der Langeweile als von der Eitelkeit her. Eine Frau, welche sechs Stunden am Toilettentisch zubringt, weiß recht wohl, daß sie nachher nicht besser gekleidet ist als eine, die nur eine halbe Stunde dazu gebraucht hat; aber man hat doch wieder so viel von der tödtenden Länge der Zeit hinter sich gebracht, und es ist besser sich mit sich selbst zu unterhalten als mit allem zu langweilen. Was würde man ohne Toilette mit dem Leben anfangen von Mittags 12 bis 9 Uhr. Man versammelt Frauen um sich und ergötzt sich daran sie ungeduldig zu machen, das ist schon etwas; man vermeidet die vertrauliche Unterredung mit dem Ehegemahl, den man nur um diese

---

*) Clemens Alex. paedag. II, 12. (Petitain).

[1]) Frauen von so weißer Hautfarbe, daß sie die Spitzen entbehren können, würden die anderen sehr ärgern, wenn sie keine trügen. Fast immer werden die Moden von häßlichen Personen aufgebracht, und die anderen sind dann einfältig genug sich nach jenen zu richten. R.

Zeit sieht, das ist schon viel mehr: dann kommen die Verkäuferinnen, die Krämer, die Verehrer, die angehenden Schriftsteller, die Verse, Lieder, Broschüren: das würde man alles ohne Toilette nicht so gut zusammenbringen. Der einzige wirkliche Vortheil, der damit zusammenhängt, ist der Vorwand, man könne sich ein wenig besser zur Schau stellen, als wenn man angekleidet ist; aber dieser Vortheil ist vielleicht nicht so groß als man denkt, und die Frauen gewinnen bei der Toilette nicht so viel, als sie sich wohl einbilden. Man gebe den Weibern unbedenklich eine weibliche Erziehung; man flöße ihnen Liebe für die Angelegenheiten ihres Geschlechtes ein, sie mögen eingezogen leben und ihr Auge auf die Haushaltung zu richten und sich in ihrem Hause zu beschäftigen wissen; dann wird die lange Toilette von selbst in Wegfall kommen, und sie werden nur um so geschmackvoller gekleidet sein.

63. Die erste Beobachtung, welche die jungen Mädchen machen, wenn sie heranwachsen, ist, daß all dieser äußerliche Zierat nicht hinreicht, wenn sie ihren Schmuck nicht an sich selbst tragen. Man kann sich die Schönheit nicht selbst geben, und die Künste der Gefallsucht erwirbt man sich nicht so bald; aber man kann schon seinen Gebärden eine angenehme Art, seiner Stimme einen einschmeichelnden Ton zu geben suchen, man kann darauf achten, seine Haltung zu studiren, einen leichten Gang und anmuthige Stellungen anzunehmen und sich überall auf's vortheilhafteste zu zeigen. Die Stimme wird voller, fester und klangvoller; die Arme werden freier, der Gang bestimmter; man bemerkt, daß es eine Kunst gibt sich bemerklich zu machen, wie man auch gekleidet sei. Jetzt handelt es sich nicht mehr um Nadel und Handarbeit; neue Geschicklichkeiten stellen sich ein und machen schon ihren Nutzen fühlbar.

64. Ich weiß, daß die strengen Erzieher verlangen, man solle den jungen Mädchen weder Gesang, noch Tanz, noch irgend eine der schönen Künste lehren lassen.*) Das kommt mir eigenthümlich vor: wem soll man sie denn eigentlich lehren? etwa den Knaben? Wem steht denn der Besitz dieser Fertigkeiten vorzugsweise zu, den Männern oder den Frauen? Sie werden mir entgegnen, Niemanden: unheilige Lieder zu singen ist ein Verbrechen; der Tanz ist eine Erfindung des Satans; ein junges Mädchen soll keine andere Unterhaltung kennen als ihre Arbeit und das Gebet. Freilich seltsame Unterhaltungen für ein Kind von zehn Jahren! Ich, für meinen Theil, fürchte sehr, jene jungen Heiligen, die man zwingt, ihre Kindheit mit Beten zuzubringen, möchten ihre Jugend an ganz andere Dinge wenden und als verheirathete Frauen die

*) Fénelon verweist im 12. Kap. seiner Schrift auf Plato, der die weichliche asiatische Musik verdammt habe. „Um so mehr müssen die, welche das Vergnügen nie seiner selbst willen suchen sollen, derlei bedenkliche Unterhaltungen verabscheuen.“

Zeit, die sie als Mädchen glauben verloren zu haben, wieder hereinbringen, so gut sie nur können. Ich meine, man müsse ebenso viel Rücksicht auf das nehmen, was dem Alter zukömmt, als auf das, was dem Geschlechte ziemt; ich meine, ein junges Mädchen müsse nicht leben wie seine Großmutter, es solle lebhaft, munter und lustig sein, tanzen und singen, soviel es nur will, und alle unschuldigen Freuden seines Alters kosten: die Zeit wird nur zu früh kommen, wo man gesetzt sein und eine ernstere Haltung annehmen muß.

65. Aber ist denn wirklich eine Nöthigung zu diesem Wechsel vorhanden? Ist sie nicht auch vielleicht eine Frucht unserer Vorurtheile? Man legt den ehrbaren Frauen nur traurige Pflichten auf und hat damit aus der Ehe alles verbannt, was sie den Männern angenehm machen konnte. Ist es zu verwundern, wenn die Todtenstille, die sie in ihrem Hause herrschen sehen, sie daraus vertreibt, oder wenn sie sich wenig versucht fühlen, in einen so gar nicht verlockenden Stand einzutreten? Dadurch daß das Christenthum alle Pflichten übertreibt, hat es sie unerfüllbar und hinfällig gemacht; dadurch daß es den Frauen Gesang, Tanz und alle weltlichen Vergnügungen untersagt, macht sie dieselben übellaunig, zänkisch und unerträglich in ihren Häusern. Es gibt keine Religion, in welcher die Ehe so strengen Pflichten unterworfen ist, und keine, in welcher ein so heiliges Gelöbniß so mißachtet würde. Man hat so viel gethan um die Frauen zu verhindern liebenswürdig zu sein, daß man die Ehemänner gleichgiltig gemacht hat. Das sollte nicht so sein; freilich ja: aber ich sage, es mußte so sein, weil eben die Christen am Ende doch Menschen sind. Ich meine doch, eine junge Engländerin müßte, um ihrem zukünftigen Gemahl zu gefallen, die angenehmen Talente mit ebenso vielem Eifer pflegen, wie eine junge Albanesin sie für den Harem zu Ispahan pflegt. Die Männer, wirft man mir ein, machen sich aus all diesen Talenten gar nicht so viel. Freilich wohl, wenn man sie nicht dazu gebraucht um ihnen zu gefallen, sondern wenn sie nur als Köder dienen müssen, freche junge Leute anzulocken, welche sie entehren. Aber glaubst du wohl, daß eine liebenswürdige und eingezogene Frau, welche derartige Talente besäße und sie zur Erheiterung ihres Gatten anwendete, nicht zum Glück seines Lebens beitragen und ihn nicht verhindern würde, wenn er mit müdem Kopfe aus seiner Arbeitsstube kommt, seine Erholung außerhalb des Hauses zu suchen? Hat man denn nie glückliche Familien gesehen, die so zusammengesetzt sind, daß jedes Glied etwas zur allgemeinen Unterhaltung beitragen kann? Man sage mir, ob das Vertrauen und die Zutraulichkeit, die sich dort einstellen, und die Harmlosigkeit und Annehmlichkeit der Vergnügungen, die man dort genießt, die öffentlichen Vergnügungen mit all ihrem Geräusch nicht vollständig aufwiegen.

66. Man hat die angenehmen Fertigkeiten zu sehr zur Kunst ge=

stempelt und ihnen eine viel zu allgemeine Bedeutung beigelegt; man hat überall Grundsätze und Bedenklichkeiten gesucht und aus einer Sache, die nur zur Unterhaltung und zum Frohsinn dienen sollte, etwas für die Mädchen sehr Langweiliges gemacht. Ich kann mir nichts Lächerlicheres denken, als wenn ein alter Tanzmeister oder Singlehrer mit verdrießlicher Miene vor die Mädchen tritt, welche nur zum Lachen aufgelegt sind, und, um ihnen seine leichtfertige Kunst beizubringen, einen steiferen und schulmäßigeren Ton annimmt, als wenn es sich um ihren Katechismus handelte. Muß z. B. das Singen sich durchaus an die geschriebene Musik halten? kann man die Stimme nicht biegsam und richtig machen, geschmackvollen Vortrag und selbst das Begleiten lehren ohne die Kenntniß einer einzigen Note? Paßt die nämliche Art Gesang für alle Stimmen? Eignet sich die nämliche Methode für alle Köpfe? Ich werde mir nie einreden lassen, daß dieselben Stellungen, Schritte, Bewegungen, Gebärden und Tänze einer kleinen lebhaften und aufgeweckten Brünette ebenso gut anstehen wie einer großen Blondine mit schmachtenden Augen. Wenn ich deshalb sehe, wie ein Lehrer beiden genau den nämlichen Unterricht ertheilt, so sage ich: Dieser Mann läuft seinem ausgetretenen Pfade nach, aber er versteht nichts von seiner Kunst.

67. Man frägt, ob die Mädchen Lehrer oder Lehrerinnen haben sollen. Ich weiß es nicht: meinetwegen sollten sie weder diese noch jene brauchen, sondern aus eigenem Antrieb lernen, wofür sie so viele natürliche Neigung haben, und dann sollte man in unseren Städten nicht so viele geckenhafte Komödianten herumziehen sehen. Ich kann kaum glauben, daß der Verkehr mit diesen Leuten den jungen Mädchen nicht viel schädlicher sein sollte, als ihr Unterricht ihnen nützlich ist, und daß ihr Geschwätz, ihr Ton und ihr Wesen ihren Schülerinnen nicht die erste Neigung für die ihnen selbst so wichtigen Leichtfertigkeiten beibringen sollte, die sie dann später nach dem Beispiele jener bald zu ihrer einzigen Beschäftigung machen werden.

68. In den Künsten, die nur die Erheiterung zum Zwecke haben, kann jedermann den jungen Mädchen als Lehrer dienen; der Vater, die Mutter, der Bruder, die Schwester, die Freundinnen und Erzieherinnen, ihr Spiegel und vor allem ihr eigener Geschmack. Man muß ihnen nicht anbieten ihnen Unterricht zu ertheilen, sie sollen es selbst verlangen: aus einer Belohnung muß man keine Aufgabe machen; und gerade in derlei Studien ist der Wunsch etwas zu leisten schon der erste Erfolg. Wenn man durchaus einen systematischen Unterricht haben will, so mag ich über das Geschlecht des Lehrers nicht entscheiden. Ich weiß nicht, ob ein Tanzmeister eine junge Schülerin an ihrer zarten und weißen Hand fassen, sie das Kleid aufschürzen, die Augen in die Höhe richten, die Arme frei bewegen und einen klopfenden Busen soll vorbeugen lassen;

aber das weiß ich, daß ich um nichts in der Welt ein solcher Lehrer sein möchte.

69. Durch Thätigkeit und Fähigkeit entwickelt sich der Geschmack; durch diesen erschließt sich der Sinn allmählich der Anschauung des Schönen nach jeder Richtung und endlich auch den moralischen Begriffen, die damit in Beziehung stehen.*) Dieß ist vielleicht einer der Gründe, warum das Gefühl für Schicklichkeit und Ehrbarkeit bei den Mädchen sich früher einstellt als bei den Knaben; denn um zu glauben, daß dieser früh entwickelte Sinn den Gouvernanten zu verdanken sei, würde eine sehr mangelhafte Kenntniß von der Art ihres Unterrichts und von der Entwicklung des menschlichen Verstandes verrathen. Die Fertigkeit im Reden nimmt in der Kunst zu gefallen die erste Stelle ein, durch sie allein kann man zu den Reizen, für welche die Gewohnheit unsere Sinne schon abgestumpft hat, neue hinzufügen. Der Geist belebt nicht bloß den Leib, er erneut ihn auch in gewisser Beziehung; durch den Wechsel der Gefühle und Vorstellungen belebt und verändert er auch den Gesichtsausdruck; durch die Worte, die er uns eingibt, erhält die immer gespannte Aufmerksamkeit das nämliche Interesse bei demselben Gegenstand. Aus all diesen Gründen eignen sich die jungen Mädchen so schnell ein reizendes Geplauder an, sie legen in ihre Worte, bevor sie dieselben nur verstehen, einen gewissen Ton, und die Männer haben bald ihre Freude daran sie anzuhören, bevor ihnen diese nur verständlich sind; die Männer aber erspähen den ersten Augenblick dieses Verständnisses, um auch den des Gefühls auf diesem Wege zu erhaschen.**)

70. Die Weiber haben eine geschmeidige Zunge; sie sprechen früher, leichter und angenehmer als die Männer. Man beschuldigt sie auch mehr zu sprechen; das muß aber so sein, und ich möchte diesen Tadel gerne in ein Lob verwandeln: Mund und Augen haben bei ihnen die nämliche Rührigkeit und zwar aus dem gleichen Grunde. Der Mann sagt, was er weiß, die Frau, was gefällt; jener braucht Kenntnisse zum Sprechen, diese Geschmack; jener muß vorzüglich das Nützliche im Auge haben, diese das Angenehme. Ihre Worte brauchen keine andere gemeinsame Form als die der Wahrheit.

71. Deßhalb muß man bei ihnen nicht wie bei den Knaben das Plaudern zurückdrängen durch die barsche Frage: Wozu soll das? — sondern durch eine andere, auf die man nicht so leicht antworten kann:

---

*) Vgl. IV § 451 und Anm. 1 dazu.

**) Erste Lesart: „sie (die Männer) erspähen, so zu sagen, den Augenblick der Unterscheidungsfähigkeit bei diesen kleinen Wesen um zu wissen, wann sie sie lieben können: denn man will doch unter allen Umständen dem, was uns gefällt, auch gefallen; sobald man sieht, das dieß nicht geschehen konn, hält das Gefallen nicht mehr lange an." Der Gedanke schien wohl hier noch nicht am Platze zu sein.

Welchen Eindruck wird das machen? In diesem frühen Alter, wo ihnen die Unterscheidung des Guten und Bösen noch abgeht und daher niemand von ihnen beurtheilt werden kann, müssen sie sich zum Gesetze machen den Leuten, mit denen sie reden, nur Angenehmes zu sagen; die Ausübung dieses Grundsatzes wird aber dadurch erschwert, daß er dem ersten Grundsatz niemals zu lügen immer untergeordnet bleiben muß.

72. Es zeigen sich noch viele andere Schwierigkeiten, aber sie beziehen sich auf ein vorgerückteres Alter. Für den Augenblick wird von den jungen Mädchen, wenn sie wahr sein wollen, nur verlangt, daß sie es ohne Unhöflichkeit seien: da ihnen aber die Unhöflichkeit von Natur widersteht, so ist es für die Erziehung eine leichte Aufgabe sie zu vermeiden. Im Allgemeinen bemerke ich im gesellschaftlichen Leben, daß die Höflichkeit der Männer mehr dienstbeflissen, die der Frauen mehr einschmeichelnd ist. Dieser Unterschied ist ein natürlicher, kein gemachter. Der Mann will offenbar behilflich, die Frau angenehm sein. Daraus folgt, daß die Höflichkeit der Frauen, wie es auch mit ihrem Charakter beschaffen sei, weniger falsch ist als die der Männer; sie verschafft bloß ihrer natürlichen Anlage Geltung; wenn aber ein Mann sich stellt, als zöge er meinen Vortheil dem seinigen vor, so weiß ich ganz sicher, daß es eine Lüge ist, und wenn er sich auch noch so sehr bemüht sie zu bemänteln. Den Frauen ist es demnach ein Leichtes höflich zu sein, den Mädchen in Folge dessen ebenso leicht es zu werden. Der erste Unterricht kommt von der Natur, die Kunst geht ihr nur nach und bestimmt unserer Lebensart gemäß, wie sie sich zeigen soll. Was nun ihre Höflichkeit unter einander betrifft, so ist das eine ganz andere Sache; sie benehmen sich dabei so gezwungen, und ihre Aufmerksamkeiten sind so kalt, daß sie sich selbst unbehaglich dabei fühlen ohne nur ein Hehl daraus zu machen und bei der Lüge doch aufrichtig erscheinen, weil es ihnen kaum darum zu thun ist sie zu verbergen. Indessen schließen junge Mädchen manchmal in allem Ernste aufrichtigere Freundschaften. In ihrem Alter ersetzt die Heiterkeit eine gute Gemüthsart; sind sie mit sich selbst zufrieden, so sind sie es mit jederman. Es ist auch eine bekannte Thatsache, daß sie sich in Gegenwart von Männern herzlicher küssen und mit mehr Anmuth liebkosen, weil sie sich etwas darauf zu gut thun ihre Begehrlichkeit durch den Anblick einer Gunst, nach der sie dieselben lüstern zu machen wissen, ungestraft zu reizen.

73. Wenn man den Knaben keine unbescheidenen Fragen erlauben darf, so muß man solche den Mädchen um so mehr untersagen, bei denen die Befriedigung oder eine verkehrte Ablenkung der Neugier ganz andere Folgen hat zufolge ihres Scharfsinns Geheimnisse, die man ihnen verbirgt, zu ahnen und ihrer Geschicklichkeit sie zu entdecken. Wenn ich aber ihre Fragen auch nicht dulden würde, so möchte ich doch, daß man sie selbst häufig fragte, daß man sie zum Plaudern veranlaßte und sie

reizte um sie in der Leichtigkeit des Ausdrucks zu üben, sie schlagfertig im Antworten zu machen und ihnen Verstand und Sprache zu lösen, solange man es noch thun kann ohne Gefahr. Derartige Unterhaltungen, die aber immer auf's Heitere gewendet, geschickt eingeführt und gut geleitet sein müßten, würden für dieses Alter eine reizende Unterhaltung sein und könnten in die unschuldigen Herzen der jungen Mädchen die ersten und vielleicht die nützlichsten sittlichen Lehren legen, die sie je in ihrem Leben erhalten werden, indem sie ihnen unter dem Reiz des Vergnügens und der Eitelkeit zeigten, welchen Eigenschaften die Männer wirkliche Achtung zollen und worin die Ehre und das Glück einer achtbaren Frau besteht.

74. Man begreift leicht, daß, wenn die männlichen Kinder nicht im Stande sind, sich einen wahren Begriff von Religion zu machen, dieser nämliche Begriff um so mehr die Fassungskraft der Mädchen übersteigen muß: gerade deshalb möchte ich zu den letzteren früher davon reden; denn wenn man warten müßte, bis sie im Stande wären, diese tiefen Fragen methodisch zu erörtern, so würde man Gefahr laufen niemals davon mit ihnen zu reden. Die Vernunft der Frauen ist eine praktische; mit ihr finden sie sehr geschickt die Mittel um zu einem bekannten Ziel zu gelangen, aber sie genügt nicht dieses Ziel selbst zu entdecken. Die gesellschaftliche Beziehung der Geschlechter ist wunderbar. Aus ihr entspringt eine moralische Person, deren Auge die Frau, deren Arm der Mann ist, aber mit einer solchen gegenseitigen Abhängigkeit, daß die Frau vom Manne lernen muß, was sie sehen soll, und der Mann von der Frau, was er thun soll. Könnte die Frau ebenso leicht wie der Mann zu den letzten Gründen emporsteigen und hätte der Mann ebenso wie sie den Sinn für's Einzelne, so wären sie immer unabhängig von einander, sie würden in ewiger Zwietracht leben, und ihre Gesellschaft könnte nicht bestehen. Nun aber zielt bei der Eintracht, welche unter ihnen herrscht, alles auf den gemeinsamen Zweck ab; man kann nicht sagen, wer von dem Seinigen mehr dazu gibt; jeder Theil folgt dem Antrieb des andern, jeder gehorcht und beide sind die Gebieter.

75. Gerade deshalb, weil das Leben der Frau mehr der öffentlichen Meinung unterworfen ist, muß ihr Glaube sich der Auctorität fügen. Jedes Mädchen muß die Religion seiner Mutter haben, jede Frau die ihres Mannes. Wäre diese Religion auch falsch, so löscht die Unterwürfigkeit, welche die Mutter und die Tochter der Ordnung der Natur dienstbar macht, bei Gott die Sünde des Irrthums aus. Können sie selbst nicht entscheiden, so müssen sie die Entscheidung der Eltern und des Gatten wie die der Kirche hinnehmen.*)

---

*) Dann, meint Formey, könnte man ebenso gut behaupten, die Weiber hätten keine Seelen, wie dieß die Muhamedaner lehren.

76. Da sie die Richtschnur des Glaubens nicht aus sich selbst finden können, so können sie ihm nicht als Schranken die Regel der Ueberzeugungskraft und der Vernunft setzen; bei den tausenderlei Anregungen, von denen sie sich forttreiben lassen, sind sie immer diesseits oder jenseits der Wahrheit. Immer zur Uebertreibung geneigt, sind sie entweder freigeistig oder frömmelnd; man sieht Vernünftigkeit nie bei ihnen mit der Frömmigkeit vereinigt. Die Quelle dieses Uebelstandes ist nicht allein in dem ausschweifenden Charakter ihres Geschlechtes zu suchen, sondern auch in dem schlecht begründeten Ansehen des unsrigen: Zuchtlosigkeit der Sitten macht es verächtlich, der Schreck der Reue macht es tyrannisch, und so thut man immer zu viel oder zu wenig.

77. Da die Auctorität die Religion der Frauen bestimmen muß, so handelt es sich nicht so sehr darum, ihnen die Gründe des Glaubens auseinanderzusetzen, als ihnen klar vorzulegen, was man glaubt: denn in dem Glauben an unklare Begriffe liegt die erste Quelle des Fanatismus, und der Glaube, den man für widersinnige Dinge fordert, führt zur Narrheit oder zum Unglauben. Ich weiß nicht, ob unsere Katechismen mehr den Unglauben oder den Fanatismus befördern; aber daß sie nothwendig zu einem von beiden führen, das weiß ich genau.

78. Um den Mädchen Religion zu lehren, mache man sie zunächst nicht zu einem Gegenstand der Traurigkeit und des Zwanges*) und niemals zu einer Aufgabe oder Pflicht; man lasse sie folglich nie etwas auswendig lernen, was sich auf sie bezieht, selbst die Gebete nicht. Man begnüge sich, regelmäßig vor ihnen seine eigenen Gebete zu verrichten, ohne sie jedoch zu zwingen mitzubeten. Auch mache man sie kurz nach der Vorschrift Christi. Man verrichte sie immer mit der gehörigen Sammlung und Ehrfurcht; wenn man vom höchsten Wesen verlangt, daß es auf unsere Worte merke, so bedenke man, daß man dafür auch selbst auf das, was man ihm sagen will, merke.

79. Daß die Mädchen ihre Religion so früh kennen lernen, hat weniger Werth, als daß sie sie so gut wissen und besonders daß sie sie lieben. Wenn du sie ihnen lästig machst, wenn du Gott immer so schilderst, als wäre er böse auf sie, wenn du ihnen in seinem Namen tausenderlei unangenehme Pflichten auferlegst, die sie dich selbst nie erfüllen sehen, warum sollten sie denn nicht denken, den Katechismus zu lernen und zu beten seien die Pflichten der kleinen Mädchen, und warum sollten sie sich nicht sehnen erwachsen zu sein, um wie du dieses Joch von sich abzuschütteln? Beispiele, Beispiele! ohne sie richtet man bei den Kindern nie etwas aus.

---

*) Fénelon a. a. O. Kap. 7: „Trotzdem soll man ihre Vernunft ohne Uebereilung und Zwang anleiten das höchste Wesen zu erkennen." Das ganze Kapitel bei Fénelon ist recht lesenswerth.

80. Wenn man ihnen Glaubensartikel erklärt, so geschehe es in der unmittelbaren Lehrart, nicht in Fragen und Antworten. Sie sollen immer nur antworten, was sie denken, nie was man ihnen vorgeschrieben hat. Alle Antworten des Katechismus sind verkehrt, denn so lehrt ja der Schüler den Lehrer; im Munde der Kinder sind sie sogar Lügen, da jene erklären, was sie nicht verstehen, und betheuern, was sie außer Stand sind zu glauben. Man zeige mir unter den einsichtsvollsten Männern diejenigen, welche nicht lügen, wenn sie ihren Katechismus hersagen.

81. Die erste Frage in unserem Katechismus ist: „Wer hat dich geschaffen und auf die Welt gesetzt?“ Nun glaubt das kleine Mädchen, das sei seine Mutter, aber es antwortet doch ohne Zögern: „Gott.“ Das Einzige, was es dabei begreift, ist, daß es auf eine Frage, die es nicht recht versteht, eine Antwort gibt, die es gar nicht versteht.

82. Möchte doch ein Mann, der die Entwicklung des kindlichen Verstandes genau kennt, einen Katechismus für sie verfassen! Es wäre vielleicht das nützlichste Buch, das je geschrieben worden, und meines Bedünkens würde es seinem Urheber nicht am wenigsten Ehre einbringen. Allerdings, wenn dieß Buch gut wäre, würde es den unsrigen kaum ähnlich sehen.

83. Ein solcher Katechismus wird nur dann gut sein, wenn das Kind auf die bloßen Fragen hin die Antworten aus sich selbst gibt ohne sie zu lernen; mit dem Vorbehalt, daß es manchmal in der Lage sein kann, auch von sich aus zu fragen. Um mich verständlich zu machen, brauchte es eine Art Muster; aber ich fühle wohl, was mir dazu fehlt es aufzustellen. Ich werde es aber wenigstens versuchen, einen oberflächlichen Begriff davon zu geben.

84. Ich stelle mir also vor, daß dieser Katechismus um zur ersten Frage des unsrigen zu gelangen, ungefähr so anfangen müßte.

Die Erzieherin.

Erinnerst du dich noch der Zeit, da deine Mutter ein Mädchen war?

Das Mädchen.

Nein.

Die Erzieherin.

Warum nicht? du hast doch sonst ein so gutes Gedächtniß.

Das Mädchen.

Ich war eben damals noch nicht auf der Welt.

Die Erzieherin.

Du hast also nicht immer gelebt?

Das Mädchen.

Nein.

Die Erzieherin.

Wirst du wohl immer leben?

Das Mädchen.

Ja.

Die Erzieherin.

Bist du jung oder alt?

Das Mädchen.

Ich bin jung.

Die Erzieherin.

Ist deine Großmutter jung oder alt?

Das Mädchen.

Alt.

Die Erzieherin.

Ist sie einmal jung gewesen?

Das Mädchen.

Ja.

Die Erzieherin.

Warum ist sie es nicht mehr?

Das Mädchen.

Weil sie gealtert hat.

Die Erzieherin.

Wirst du auch altern wie sie?

Das Mädchen.

Ich weiß nicht.[1])

Die Erzieherin.

Wo sind deine vorjährigen Kleider?

Das Mädchen.

Man hat sie zertrennt.

Die Erzieherin.

Warum denn?

Das Mädchen.

Weil sie mir zu klein waren.

Die Erzieherin.

Und warum waren sie dir zu klein?

Das Mädchen.

Weil ich gewachsen bin.

Die Erzieherin.

Wirst du immer noch wachsen?

---

[1]) Wenn an all den Stellen, wo ich gesetzt habe „Ich weiß es nicht", das Mädchen anders antwortet, so muß man der Antwort nicht trauen und eine genaue Erklärung von ihm verlangen. R.

Das Mädchen.

O freilich.

Die Erzieherin.

Und was wird aus den großen Mädchen?

Das Mädchen.

Sie werden Frauen.

Die Erzieherin.

Und die Frauen.

Das Mädchen.

Sie werden Mütter.

Die Erzieherin.

Und die Mütter?

Das Mädchen.

Die werden alt.

Die Erzieherin.

Du wirst also alt?

Das Mädchen.

Ja, wenn ich Mutter sein werde.

Die Erzieherin.

Und was wird aus den alten Leuten?

Das Mädchen.

Ich weiß nicht.

Die Erzieherin.

Was ist denn aus deinem Großpapa geworden?

Das Mädchen.

Er ist gestorben.[1])

Die Erzieherin.

Warum ist er denn gestorben?

Das Mädchen.

Weil er alt war.

Die Erzieherin.

Was wird also aus den alten Leuten?

---

[1]) Das Mädchen wird so sagen, weil es so gehört hat; aber man muß feststellen, ob es irgend einen richtigen Begriff vom Tode hat, denn dieser Gedanke ist nicht so einfach und für die Kinder nicht so verständlich, wie man glaubt. In dem kleinen Gedichte „Abel" findet man ein Beispiel, wie man sie darauf bringen kann. Dieses reizende Werk athmet eine köstliche Einfachheit, die man sich nicht genug zu eigen machen kann, wenn man sich mit den Kindern unterhalten will. R. — Ohne Zweifel ist hier Salomon Geßner's Gedicht „der Tod Abels" (1758) gemeint, wovon i. J. 1761 eine prosaische Uebersetzung von M. Huber in Paris erschien (in Berlin bei Nicolai). Im 2. Gesang erzählt Adam, wie Eva, nachdem sie aus dem Paradies gestoßen waren, zum ersten Male gefallene Früchte und welke Blüthen gesehen, neben denen jüngere frisch heranwuchsen. So, meint sie, werden einst sie selbst hinwelken um ihren Kindern Platz zu machen.

Das Mädchen.

Sie sterben.

Die Erzieherin.

Wenn du aber einmal alt wirst . . .?

Das Mädchen (sie unterbrechend).

O, ich will nicht sterben.

Die Erzieherin.

Liebes Kind, niemand will sterben, und doch stirbt jedermann.

Das Mädchen.

Wie? soll Mama auch sterben?

Die Erzieherin.

Wie alle Menschen. Die Frauen werden auch alt wie die Männer, und das Alter führt zum Tode.

Das Mädchen.

Wie muß man es anfangen um recht spät alt zu werden?

Die Erzieherin.

Man muß recht leben, so lange man jung ist.

Das Mädchen.

Ich will auch immer recht brav sein.

Die Erzieherin.

Um so besser für dich. Aber glaubst du denn, du könntest immer leben?

Das Mädchen.

Wenn ich einmal recht alt, recht alt bin, ...

Die Erzieherin.

Nun?

Das Mädchen.

Nun, wenn man so alt ist, sagen Sie, muß man sterben.

Die Erzieherin.

Du wirst also doch einmal sterben?

Das Mädchen.

Ach ja!

Die Erzieherin.

Wer lebte denn vor dir?

Das Mädchen.

Mein Vater und meine Mutter.

Die Erzieherin.

Und vor diesen?

Das Mädchen.

Ihre Eltern.

Die Erzieherin.

Und wer wird nach dir leben?

Das Mädchen.

Meine Kinder.

Die Erzieherin.

Und wer nach diesen?

Das Mädchen.

Ihre Kinder.

u. s. w.

85. Auf diesem Wege findet man durch allmähliche Induction im Menschengeschlechte einen Anfang und ein Ende wie bei allen Sachen, d. h. einen Vater und eine Mutter, welche keine Eltern gehabt, und Kinder, die nicht wieder welche haben.[1]) Nur nach einer langen Reihe ähnlicher Fragen ist die erste Frage des Katechismus genügend vorbereitet: dann kann man sie stellen und das Kind kann sie verstehen. Aber welch ungeheuerer Sprung von da zur zweiten Antwort, welche, so zu sagen, die Definition des göttlichen Wesens ist! Wie wird dieser Sprung ausgefüllt sein? Gott ist ein Geist! Was ist denn ein Geist? Soll ich den Geist eines Kindes in diese nebelhafte Metaphysik verwickeln, aus der sich die Erwachsenen sogar nur schwer herausfinden? Es ist keine Sache für junge Mädchen, solche Fragen zu lösen, höchstens, sie zu stellen. Ich werde dann einfach antworten: du frägst mich, was Gott ist; das ist nicht leicht zu sagen: Gott kann man weder hören, noch sehen, noch fühlen; man kennt ihn nur aus seinen Werken. Um zu finden, was er ist, mußt du erst wissen, was er gemacht hat.

86. Wenn unseren Glaubenssätzen allen dieselbe Wahrheit innewohnt, so sind sie darum nicht alle gleich wichtig. Für die Ehre Gottes ist es sehr gleichgiltig, ob sie uns in allem bekannt sei; wohl aber ist es für die menschliche Gesellschaft und jedes ihrer Glieder wichtig, daß jeder Mensch die Pflichten, welche ihm das Gesetz Gottes auferlegt gegen seinen Nächsten und gegen sich selbst, kenne und erfülle. Das müssen wir einander unaufhörlich lehren, und darüber ihre Kinder zu belehren, ist eine besondere Pflicht der Eltern. Ob eine Jungfrau die Mutter ihres Schöpfers sei, ob sie Gott geboren oder nur einen Menschen, mit dem Gott verbunden ist, ob die Substanz des Vaters und des Sohnes dieselbe sei oder nur eine ähnliche; ob der heilige Geist von einem dieser beiden ausgehe, die selbst das nämliche sind, oder von beiden zugleich, das sind scheinbar wesentliche Fragen, deren Lösung jedoch, meiner Ansicht nach, für das Menschengeschlecht ebenso unwichtig ist, als es ist zu wissen, an welchem Tag nach dem Monde man Ostern feiern soll, ob

---

[1]) Der Verstand läßt nicht zu, daß der Begriff der Ewigkeit auf die menschliche Geschlechtsfolge angewendet werde. Eine wirklich vollzogene Zahlenfolge ist mit diesem Gedanken immer unvereinbar. R.

man den Rosenkranz beten, fasten, sich Abbruch thun, in der Kirche lateinisch oder französisch sprechen, die Wände mit Bildern schmücken, die Messe lesen oder hören und keine eigene Frau haben soll. Jeder möge darüber denken, wie es ihm gefällt, ich sehe nicht ein, in wie fern dieß die andern angehen kann; was mich anbetrifft, so kümmert mich das durchaus gar nicht. Was mich aber kümmert und alle meine Mitmenschen, das ist, daß jeder wisse, daß es einen Schiedsrichter gibt über die menschlichen Geschicke, dessen Kinder wir alle sind, der uns allen befiehlt gerecht zu sein, einander zu lieben, wohlthätig und barmherzig zu sein und gegen jedermann unsere Verpflichtungen zu erfüllen, selbst gegen seine und unsere Feinde; daß das scheinbare Glück dieses Lebens nichts ist; daß es nach ihm ein anderes gibt, in welchem das höchste Wesen der Belohner der Guten und der Richter der Bösen sein wird. Diese und die ähnlichen Glaubenssätze der Jugend zu lehren und alle Bürger davon zu überzeugen, das ist eine Sache von Wichtigkeit. Wer sie bekämpft, verdient unbedingt Strafe; denn er verwirrt die Ordnung und ist ein Feind der Gesellschaft. Wer sie verläßt und uns seiner Eigenmeinung unterwerfen will, kommt auf dem entgegengesetzten Wege auf den nämlichen Punkt; um eine Ordnung nach seinem Sinne aufzurichten, stört er den Frieden; in seinem vermessenen Dünkel macht er sich zum Dollmetscher der Gottheit, in ihrem Namen verlangt er Huldigungen und Ehrerbietung von den Menschen, er macht sich zum Gott, soweit er an seiner Stelle es thun kann; man müßte ihn als einen Gottesräuber bestrafen, wenn man ihn nicht seiner Unduldsamkeit wegen strafte.

87. Laß also alle jene geheimnißvollen Glaubenssätze, welche für uns nur begriffslose Worte sind, laß alle jene wunderlichen Lehren, deren fruchtloses Studium ihren Anhängern als Tugend gilt und sie doch vielmehr wahnsinnig als gut zu machen geeignet ist. Halte deine Kinder immer in dem engen Kreise der Glaubenssätze, die mit der Moral zusammenhängen; überzeuge sie doch, daß für uns nur das wissenswerth sein kann, was uns lehrt, gut zu handeln. Mache aus deinen Töchtern keine Theologinnen und Grüblerinnen; lehre ihnen von den himmlischen Dingen nur, was der menschlichen Weisheit dient: gewöhne sie sich immer unter Gottes Augen zu fühlen, ihn zum Zeugen ihrer Handlungen, ihrer Gedanken, ihrer Tugend und ihrer Freuden zu haben; das Gute zu thun ohne Prahlerei, weil er es liebt; das Uebel zu dulden ohne Murren, weil er sie dafür entschädigen wird; endlich alle Tage ihres Lebens das zu sein, was sie gerne würden gewesen sein, wenn sie vor ihm erscheinen müssen. Das ist die wahre Religion, die einzige, die keinen Mißbrauch, keine Gottlosigkeit und keine Schwärmerei zuläßt. Mag man erhabenere Religion predigen, so viele man will; ich erkenne keine andere an als diese.

88. Im Uebrigen ist es nützlich zu bemerken, daß bis zu dem Alter, wo die Vernunft sich klärt und das erwachende Gefühl die Stimme des Gewissens weckt, für die Mädchen das gut oder schlecht ist, was die Leute in ihrer Umgebung als solches erklärt haben. Was man ihnen befiehlt, ist gut, was man ihnen verbietet, ist schlecht; mehr sollen sie nicht wissen: daraus sieht man, von wie großer Wichtigkeit, für sie noch mehr als für die Knaben, die Wahl der Personen ist, welche mit ihnen in Berührung kommen und ein gewisses Ansehen über sie haben sollen. Endlich kommt der Augenblick, wo sie die Sachen aus sich selbst beurtheilen, und dann ist es Zeit den Plan ihrer Erziehung zu ändern.

89. Ich habe vielleicht schon zu viel gesagt. Welche Einschränkung für die Frauen, wenn wir ihnen nur das öffentliche Vorurtheil zum Gesetze geben? Erniedrigen wir doch nicht so sehr das Geschlecht, das uns regiert und uns ehrt, wenn wir es nicht entehrt haben. Es gibt für das ganze Menschengeschlecht eine Regel, welche jeder Einbildung vorangeht. Der unabänderlichen Leitung dieser Regel müssen alle anderen sich fügen: sie urtheilt selbst über das Vorurtheil; und nur insoweit die Werthschätzung der Menschen mit ihr zusammenstimmt, darf diese selbst maßgebend für uns sein.

90. Diese Regel ist das innere Gefühl, ich will nicht wiederholen, was darüber schon gesagt worden ist;*) es genügt mir zu bemerken, daß wenn diese beiden Regeln bei der Erziehung der Frauen nicht zusammenwirken, dieselbe immer mangelhaft sein muß. Das (innere) Gefühl ohne die allgemeine Meinung wird ihnen jenen Zartsinn nicht geben, welcher die guten Sitten mit weltlicher Ehre ziert;**) die allgemeine Meinung aber ohne das (innere) Gefühl wird immer nur falsche, unredliche Weiber aus ihnen machen, welche den Schein an Stelle der Tugend setzen.

91. Daher ist es von Wichtigkeit für sie, daß eine Fähigkeit ausgebildet werde, welche zwischen diesen beiden Führern als Schiedsrichter dienen kann, das Gewissen vor Abwegen bewahrt und die Irrthümer des Vorurtheils wieder gut macht. Diese Fähigkeit ist die Vernunft. Doch wie viele Fragen erheben sich bei diesem Worte! Sind die Frauen eines gründlichen Denkens überhaupt fähig? Ist die Pflege desselben von Werth für sie? Werden sie es mit Erfolg ausbilden? Ist diese Pflege förderlich für die Verrichtungen, welche ihnen obliegen? ist sie vereinbar mit der Einfachheit, die sich ziemt für sie?

92. Die verschiedenen Arten diese Fragen zu betrachten und zu lösen, bringen es mit sich, daß die Sache nach beiden Seiten hin übertrieben worden ist, indem die einen die Frau darauf beschränken, in ihrem

*) S. IV § 218.
**) Aehnlicher Gedanke V § 283.

Haushalt mit den Mägden zu nähen und zu stricken, und aus ihr nur die erste Dienerin des Hausherrn machen, während die anderen sich nicht damit begnügen, sie in ihren Rechten zu sichern, sondern sie auch noch veranlassen die unsrigen sich anzumaßen; denn wenn man sie in den ihrem Geschlechte zustehenden Eigenschaften über uns stellt, in allem anderen aber sie uns gleich macht, was will das anders heißen als den Vorzug, den die Natur dem Manne gibt, auf sie übertragen?

93. Die Einsicht, die den Mann zur Erkenntniß seiner Pflichten führt, ist nichts sehr Verwickeltes; die Einsicht, welche die Frau zur Erkenntniß der ihrigen bringt, ist noch einfacher. Der Gehorsam und die Treue, die sie ihrem Gatten schuldet, die Zärtlichkeit und Sorgfalt, welche sie ihren Kindern schuldig ist, sind so natürliche und auf der Hand liegende Folgen ihrer Lage, daß sie dem inneren Gefühl, das sie leitet, ohne Verstocktheit ihre Zustimmung nicht versagen und in der noch nicht verderbten natürlichen Neigung ihre Pflicht nicht mißkennen kann.

94. Ich möchte es nicht geradezu tadeln, wenn man eine Frau bloß auf die Arbeiten ihres Geschlechtes beschränkte und in Bezug auf alles Uebrige in gänzlicher Unwissenheit ließe; aber dann müßten die öffentlichen Sitten sehr einfach und gesund oder ihr Leben sehr zurückgezogen sein. In großen Städten und unter sittenlosen Männern wäre eine solche Frau zu leicht zu verführen; oft würde ihre Tugend nur von den Gelegenheiten abhängen: in diesem philosophischen Jahrhundert braucht sie eine bewährte Tugend; sie muß zum voraus wissen, was man ihr sagen kann und was sie davon zu halten hat.

95. Da sie übrigens dem Urtheil der Männer unterworfen ist, muß sie ihre Achtung verdienen; sie muß besonders die Achtung ihres Gemahls erwerben; sie muß ihm nicht bloß ihre Person liebenswerth machen, auch ihr Betragen muß seine Billigung verdienen; sie muß vor der Welt die Wahl, die er getroffen hat, rechtfertigen und die Ehre, welche man der Frau erweist, auch auf den Mann überfließen lassen. Wie soll sie es nun in all diesen Dingen anfangen, wenn sie unsere Einrichtungen nicht kennt, wenn sie nichts weiß von unseren Gebräuchen und Anstandsregeln, wenn sie weder die Quelle der menschlichen Urtheile noch die sie bestimmenden Leidenschaften kennt? Gerade weil sie zugleich von ihrem eigenen Gewissen und der Meinung der anderen abhängt, muß sie es lernen, diese beiden Regeln zu vergleichen und zu versöhnen, und die erstere nur dann vorzuziehen, wenn sie sich in Widerspruch befinden. Sie urtheilt über ihre Richter, sie entscheidet, wann sie sich ihnen unterwerfen und wann sie sie zurückweisen soll. Bevor sie ihre Vorurtheile verwirft oder annimmt, wägt sie dieselben ab; sie lernt ihnen auf den Grund zu gehen, ihnen zuvorzukommen und sie sich günstig zu machen; sie ist auf der Hut, daß sie sich nie einen Tadel

zuziehe, wenn ihre Pflicht ihr erlaubt ihn zu vermeiden. Nichts von allen dem kann recht geschehen, ohne daß ihr Verstand und ihre Vernunft ausgebildet wird.

96. Ich komme immer auf die Grundregel zurück, sie gibt mir die Lösung aller meiner Schwierigkeiten an die Hand. Ich erforsche das Bestehende und suche nach seinem Grunde und ich finde, daß das Bestehende gut ist. Ich besuche ein Haus, wo man offene Gesellschaft hält; Herr und Frau empfangen mit einander die Gäste. Beide haben die nämliche Erziehung und sind von gleicher Höflichkeit, beide haben Geist und Geschmack und sind von dem gleichen Bestreben durchdrungen ihre Gesellschaft gut aufzunehmen und jeden zufrieden mit ihnen zu entlassen. Der Mann unterläßt nichts um auf alles aufmerksam zu sein: er geht und kommt, sieht überall nach und macht sich tausend Geschäfte; er möchte ganz Aufmerksamkeit sein. Die Frau bleibt an ihrem Platze; ein kleiner Kreis versammelt sich um sie und scheint den Rest der Gesellschaft ihren Augen zu entziehen; und doch geschieht nichts, was sie nicht bemerkte, niemand verläßt das Haus, ohne daß sie mit ihm gesprochen hätte; sie hat nichts vergessen, wenn es für die ganze Gesellschaft interessant sein konnte; sie hat keinem etwas gesagt, was ihm nicht angenehm gewesen wäre; und ohne irgend welche Störung ist der Geringste in der Gesellschaft von ihr ebenso gut beachtet worden wie der erste. Man hat aufgetragen, die Leute setzen sich zu Tische: der Mann weiß, wie die Leute zusammenpassen und setzt sie danach: die Frau weiß davon nichts, aber sie macht keinen Fehlgriff; sie hat schon in den Augen und im Betragen gelesen, wie alles sich zusammenschickt, und jeder findet sich so gesetzt, wie es ihm recht ist. Ich erwähne gar nicht, daß bei der Bedienung niemand vergessen worden ist. Der Herr vom Hause ist überall herumgegangen und kann wohl niemanden vergessen haben; aber die Frau erräth, was man gern hat, und bietet es an; während sie mit ihrem Nachbar spricht, ist ihr Auge am anderen Ende der Tafel; sie entdeckt den, der nicht ißt, weil er keinen Hunger hat, und den, der sich nicht getraut sich etwas zu nehmen oder etwas zu verlangen, weil er ungeschickt oder blöde ist. Wenn man vom Tische aufsteht, glaubt jeder, sie habe nur an ihn gedacht; keiner glaubt, daß sie Zeit gehabt habe einen einzigen Bissen zu genießen; in der That aber hat sie mehr gegessen als irgend jemand.

97. Wenn alles fort ist, spricht man von dem, was man erlebt hat. Der Mann berichtet, was man ihm gesagt, was diejenigen, mit welchen er sich unterhalten hat, gesagt und gethan haben. Wenn die Frau über diese Dinge nicht gerade immer am genauesten unterrichtet ist, so hat sie dagegen gehört, was ganz leise am anderen Ende des Saales gesprochen worden ist; sie weiß, was der und jener gedacht, was dieses Wort oder jene Gebärde zu bedeuten hatte; kaum hat irgend

jemand eine ausdrucksvollere Bewegung gemacht, die sie nicht auf der Stelle und fast immer dem Sachverhalt entsprechend zu deuten wüßte.

98. Die nämliche Sinnesart, welche eine Frau zu einer trefflichen Vertreterin ihres Hauses in der Gesellschaft macht, gibt einer gefallsüchtigen Dirne eine so große Gewandtheit mehrere Anbeter zu unterhalten. Die Kunst der Coquetterie verlangt eine noch feinere Unterscheidungsgabe als die der Höflichkeit: denn wenn eine höfliche Frau nur höflich ist gegen jedermann, so hat sie immer genug gethan; die Coquette würde dagegen durch eine so ungeschickte Gleichstellung bald ihre Herrschaft verscherzen; gerade wenn sie gegen alle ihre Verehrer zuvorkommend sein wollte, würde sie alle zurückstoßen. In der Gesellschaft gefällt die Art, mit der alle behandelt werden, dennoch jedem einzelnen; wenn man nur gut behandelt wird, so sieht man nicht so genau auf die Bevorzugungen: bei der Liebe aber ist eine nicht ausschließliche Gunst eine Beleidigung. Ein gefühlvoller Mann würde sich hundertmal lieber schlecht behandeln als mit allen anderen sich schmeicheln lassen; das Schlimmste, was ihm begegnen kann, ist zu sehen, daß man seinetwegen keinen Unterschied macht. Eine Frau also, welche mehrere Liebhaber an sich fesseln will, muß jedem von ihnen die Meinung beibringen, daß er bevorzugt sei, und sie muß ihn davon vor den Augen aller übrigen überzeugen, denen sie vor den Augen des erstern den nämlichen Glauben beibringt.

99. Willst du eine recht verlegene Figur sehen, so stelle einen Mann zwischen zwei Frauen, mit denen beiden er geheime Verbindungen hat, dann beobachte, welche einfältige Rolle er spielen wird. Bringe aber auf dieselbe Weise eine Frau zwischen zwei Männer, und der Fall wird sicherlich sich nicht seltener finden; du wirst staunen über die Geschicklichkeit, mit der sie alle beide an der Nase herumführt und den einen vor dem anderen lächerlich macht. Bezeigte nun diese Frau beiden das nämliche Vertrauen und benähme sie sich beiden gegenüber gleich zutraulich, wie sollten sie sich einen Augenblick von ihr zum Besten haben lassen? Würde sie ihnen durch eine gleiche Behandlung nicht zeigen, daß sie die gleichen Rechte auf sie haben? Aber, sie fängt es viel besser an! sie behandelt sie durchaus nicht auf die nämliche Art, sondern sie sucht irgend einen Unterschied zwischen ihnen zu machen; das macht sie so geschickt, daß derjenige, dem sie schön thut, glaubt, es geschehe aus Zärtlichkeit, der aber, den sie schlecht behandelt, sie thue es aus Aerger. So ist jeder zufrieden mit seinem Theil, indem er sie nur mit sich beschäftigt sieht, während sie sich in der That nur mit sich selbst beschäftigt.

100. Bei dem allgemeinen Bestreben zu gefallen gibt die Coquetterie ähnliche Mittel an die Hand: die Launen würden nur zurückstoßen, wenn man nicht klug mit ihnen umgienge; durch eine wohlberechnete Anwendung derselben schmiedet sie die stärksten Ketten für ihre Sklaven.

Usa ogn' arte la donna, onde sia colto
Nella sua rete alcun novello amante;
Nè con tutti, nè sempre un stesso volto
Serba; mà cangia à tempo atto e sembiante.*)

101. Auf was beruht diese ganze Kunst außer auf scharfen und fortgesetzten Beobachtungen, welche ihr in jedem Augenblick zeigen, was im Herzen der Männer vorgeht, und sie in Stand setzen, jeder geheimen Regung gegenüber, die sie bemerkt, die nöthige Kraft anzuwenden um sie aufzuhalten oder zu beschleunigen? Kann man nun diese Kunst erlernen? Nein; sie wird mit den Frauen geboren; sie besitzen sie alle, und die Männer verfügen nie über sie im nämlichen Grade. Hier zeigt sich eines der bezeichnenden Merkmale des weiblichen Geschlechts. Geistesgegenwart, Scharfsinn, feine Beobachtung sind die Wissenschaft der Frauen; die Geschicklichkeit, Nutzen daraus zu ziehen, ist ihre Begabung.

102.*) So verhält sich die Sache, und man hat gesehen, warum es so sein muß. Man sagt, die Weiber seien falsch. Sie werden es. Geschicklichkeit ist ihre eigenste Gabe, nicht Falschheit. Bei der eigentlichen Geistesrichtung ihres Geschlechtes sind sie, selbst wenn sie lügen, nicht falsch. Warum frägst du ihren Mund, wo er nicht sprechen soll? Frage ihre Augen, ihre Gesichtsfarbe, ihr Athemholen, ihr schüchternes Wesen, ihren machtlosen Widerstand: das ist die Sprache, die die Natur ihnen gegeben hat um dir zu antworten. Der Mund sagt immer nein und muß es sagen; aber der Ton, mit dem sie es sagt, ist nicht immer der nämliche, und dieser Ton kann nicht lügen. Hat nicht das Weib die nämlichen Bedürfnisse wie der Mann, wenn auch nicht mit demselben Rechte sie auszusprechen? Sein Loos wäre ein zu hartes, wenn es selbst bei seinen berechtigten Begierden keine Sprache hätte, die für jene, die sie nicht zu führen wagt, Ersatz böte. Soll ihre Schamhaftigkeit sie unglücklich machen? Braucht sie nicht ein Mittel ihre Neigungen mitzutheilen ohne sie zu entdecken? Welche Schlauheit bedarf sie nicht um sich rauben zu lassen, was sie sich zu verlieren sehnt! Wie nothwendig muß sie lernen das Herz des Mannes zu rühren, ohne daß sie an ihn zu denken scheint!

---

*) Tasso, Befreit. Jerusalem, IV, 87:
Das Weib kennt viele Künste, daß sich ihr
Im Liebesnetz ein neuer Freund verstricke;
Doch bleibt sie nie dieselbe für und für,
Sie wechselt je Gebärde, Gang und Blicke.

**) Diese und die vorangehenden Ausführungen werden immer großen Bedenken begegnen. Es muß aber daran erinnert werden, daß nach R's. Naturauffassung das Geschlecht nur in der Zusammengehörigkeit zur Gattung volle Berechtigung hat. Danach mindert sich auch die moralische Zurechnung für das Individuum.

Welch reizendes Wechselgespräch ist nicht der Apfel der Galatea*) und ihre ungeschickte Flucht! Was brauchte sie noch mehr? Soll sie zu dem Hirten, der ihr in das Weidengesträuch nachfolgt, hintreten und sagen, daß sie nur in der Absicht ihn anzulocken entflieht? Sie würde ja eigentlich lügen; denn auf diese Art würde sie ihn nicht anlocken. Je zurückhaltender ein Weib ist, desto mehr Kunst braucht sie, selbst mit ihrem Gatten. Ja, ich behaupte: wenn man die Coquetterie in ihren Schranken hält, macht man sie sittsam und wahr, man macht eine Regel der Ehrbarkeit aus ihr.

103. Die Tugend ist nur eine, sagte sehr treffend einer meiner Gegner; man kann sie nicht zertheilen und einen Theil annehmen, den anderen aber verwerfen. Wenn man sie liebt, liebt man sie in ihrer unverletzten Ganzheit; den Gefühlen, die man nicht haben soll, verschließt man das Herz, wenn man kann, unter allen Umständen aber seinen Mund. Die sittliche Wahrheit stellt nicht dar, was ist, sondern was recht ist; was unrecht ist, sollte nicht sein und muß nicht bekannt werden, besonders wenn das Bekenntniß ihm eine Wirkung verleiht, die es ohne das nicht gehabt hätte. Wenn ich mich versucht fühlte zu stehlen und dadurch, daß ich es ausspräche, einen anderen in Versuchung führte, mein Mitschuldiger zu sein, wäre ich da nicht der Versuchung unterlegen, indem ich sie ihm mitgetheilt hätte? Warum sagt man nun, daß die Scham die Weiber falsch mache? Sind diejenigen, welche die Scham verlieren, im Uebrigen wahrhafter als die übrigen? Ganz und gar nicht; sie sind tausendmal falscher. Zu diesem Grade der Schlechtigkeit gelangt man nur durch lauter Laster, die man alle beibehält und die immer mittels Ränke und Lügen ihre Herrschaft behaupten.[1]) Im Gegentheil, diejenigen Weiber, welche noch Scham haben und sich mit ihren Fehlern nicht brüsten, diejenigen, welche ihre Wünsche selbst denen ver=

---

*) Verg. ecl. 3, 64 f.

Malo me Galatea petit, lasciva puella,
Et fugit ad salices et se cupit ante videri.

Doch mit dem Apfel mich lockt Galatea, die neckische Dirne,
Fliehend zum Weidengebüsch, nur möchte sie erst noch gesehn sein.

[1]) Ich weiß, daß die Weiber, die hinsichtlich eines gewissen Punktes offen ihren Standpunkt eingenommen haben, sich auf diese Freiheit etwas zu gut thun, und betheuern, daß es abgesehen davon keine achtenswerthe Eigenschaft gebe, die sie nicht besitzen; aber ich weiß ebenso gut, daß sie das nur den Einfaltspinseln weis machen. Was bleibt ihnen denn, sie zurückzuhalten, wenn der stärkste Zügel ihres Geschlechtes ihnen genommen ist? und welche Ehre soll noch Werth für sie haben, wenn sie auf ihre eigenste Ehre verzichtet haben? Wenn sie einmal ihren Leidenschaften die Zügel lassen, so haben sie kein Interesse mehr ihnen zu widerstehen: Nec femina amissa pudicitia alia abnuerit. Niemals hat ein Schriftsteller das menschliche Herz in den beiden Geschlechtern besser gekannt als der, welcher diese Worte gesagt hat. R. — Der Schriftsteller ist Tacitus annal. IV. 3; die Worte gelten dort der Livia, der Gemahlin des Drusus, welche Sejanus in seine Netze gelockt hatte.

bergen, welche sie ihnen eingeflößt haben, und denen man das Geständniß derselben nur mit der größten Mühe entreißt, die sind im Uebrigen die wahrhaftesten, die aufrichtigsten, die beständigsten, wo sie sich irgendwie verbindlich gemacht haben, und auf ihre Treue kann man sich insgemein am meisten verlassen.

104. Ich wüßte nur Fräulein de Lenclos*), die man als bekannte Ausnahme von diesen Bemerkungen nennen könnte: Fräulein Lenclos galt aber auch für ein Wunder. Bei der Geringschätzung der ihrem Geschlechte eigenen Tugenden hatte sie, wie man sagt, die des unsrigen sich bewahrt: man rühmt ihren Freimuth, ihren Geradsinn, ihre Zuverlässigkeit im Verkehr, ihre Treue in der Freundschaft; um das Gemälde ihres Ruhmes zu vollenden, sagt man schließlich, sie habe sich zum Manne gemacht. Meinetwegen. Bei all ihrem hohen Ansehen hätte ich doch diesen Mann ebenso wenig zu meinem Freunde als zu meiner Geliebten haben mögen.

105. Alles das ist von unserem Gegenstand nicht so weit entfernt, als es scheint. Ich sehe wohl, wohin die Grundsätze der heutigen Philosophie zielen, wenn sie die Schamhaftigkeit des weiblichen Geschlechtes und seine vorgebliche Falschheit lächerlich machen; ich sehe auch, daß der sicherste Erfolg dieser Philosophie der sein wird, daß den Frauen unserer Zeit der Rest von Ehre, der ihnen geblieben ist, auch noch verloren geht.

106. Nach diesen Erwägungen, meine ich, kann man im Allgemeinen ermessen, welche Art von Ausbildung dem Geiste der Frauen geziemt und worauf man von ihrer Jugend an ihre Gedanken richten muß.

107. Die Pflichten ihres Geschlechtes sind, wie ich schon gesagt habe, leichter zu erkennen als zu erfüllen. Zuerst müssen sie dieselben einmal lieb gewinnen durch die Betrachtung ihres Nutzens; auf diese Art allein kann man sie ihnen leicht machen. Jeder Stand und jedes Alter hat seine Pflichten. Man erkennt die seinigen bald, wenn man sie nur liebt. Halte deinen Stand als Frau in Ehren und du wirst immer eine rechte Frau sein, an welche Stelle der Himmel dich auch stellt. Das Wesentliche ist, daß wir sind, wozu die Natur uns gemacht hat; man richtet sich in dem, was man ist, nur allzusehr nach dem Willen der Menschen.

108. Die Erforschung unsinnlicher Verstandeswahrheiten, der Grund- und Lehrsätze in den Wissenschaften, alles überhaupt, was auf die Verallgemeinerung der Begriffe zielt, gehört nicht in das Fach der Frauen; ihre Bestrebungen müssen sich alle auf das practische Leben richten; ihnen steht die Anwendung der Grundsätze zu, welche die Männer gefunden haben, ihnen steht es zu die Beobachtungen zu machen, welche den Mann zur Aufstellung der Grundsätze führen. Alle Gedanken der Frauen, insoweit sie nicht unmittelbar mit ihren Pflichten zusammenhängen, müssen

*) Ninon de Lenclos geb. 1615, „die Aspasia ihrer Zeit.“

sich darauf beziehen, die Männer zu erforschen oder sich mit den angenehmen Kenntnissen befassen, welche nur den Geschmack betreffen; denn was die Leistungen geistiger Erfindsamkeit betrifft, so übersteigen sie ihre Fähigkeiten, sie besitzen auch nicht genug Genauigkeit und Aufmerksamkeit um in den exacten Wissenschaften etwas zu leisten: was aber die physischen Kenntnisse anlangt, so steht es dem thätigeren und regsameren Theil von beiden, demjenigen, der am meisten beobachtet, am meisten Kraft hat und sie vorzugsweise übt, zu, über die Beziehungen der sinnlichen Wesen und die Gesetze der Natur zu urtheilen. Die Frau, die schwach ist und keine Beobachtungen außer ihrem Kreise macht, schätzt und beurtheilt die Triebfedern, die sie in Bewegung setzen kann um ihrer Schwäche aufzuhelfen, und diese Triebfedern sind eben die Leidenschaften der Männer. Ihr Mechanismus ist wirksamer als der unsrige, alle ihre Hebel bringen das menschliche Herz in Bewegung. Sie muß es verstehen uns eine Neigung für alles das einzuflößen, was ihr Geschlecht nicht aus sich thun kann, was ihr aber nothwendig oder angenehm ist; deshalb muß sie den Geist des Mannes von Grund aus kennen lernen, nicht den männlichen Geist im Allgemeinen und Abstracten, sondern den Geist der Männer, welche sie umgeben und denen sie untergeben ist nach dem Gesetz oder nach ihrer eigenen Meinung. Sie muß ihre Gesinnung aus ihren Reden, Handlungen, Blicken und Gebärden durchschauen lernen. Durch ihre Reden, Handlungen, Blicke und Gebärden muß sie ihnen die Gesinnung einzuflößen verstehen, die sie haben will, ohne daß sie nur daran zu denken scheint. Die Männer werden besser philosophiren über das menschliche Herz; aber sie wird besser im Herzen der Männer lesen als sie. Sache der Frauen ist es, so zu sagen, die erfahrungsmäßige Moral zu finden, unsere Sache, sie in ein System zu bringen. Die Frau hat mehr Verstand, der Mann mehr Genie; die Frau beobachtet, der Mann verknüpft die Gedanken:*) aus diesem Zusammenwirken entspringt die hellste Einsicht und das vollständigste Wissen, welches der menschliche Verstand aus sich selbst erwerben kann, mit einem Worte die sicherste Kenntniß von sich und den Mitmenschen, deren unser Geschlecht überhaupt fähig ist. Und das ist nun die Art, wie die Kunst unablässig an der Vervollkommnung dieses von der Natur gegebenen Werkzeugs arbeiten kann.

109. Die Welt ist das Buch der Frauen: wenn sie schlecht darin lesen, ist es ihre Schuld, oder es verblendet sie irgend welche Leidenschaft. Indessen ist die wahrhafte Familienmutter so wenig eine Weltdame, daß sie sogar in ihrem Hause kaum weniger abgeschlossen ist als eine Nonne im Kloster. Man müßte es also mit den Mädchen, die man verheirathet,

---

*) Er „raisonnirt" (l'homme raisonne). Im Vorhergehenden wird der Frau mehr esprit, dem Manne mehr génie zugeschrieben.

machen wie mit denen, welche man in's Kloster schickt, man müßte ihnen die Vergnügungen, die sie hinter sich lassen, zeigen, bevor man sie darauf verzichten ließe, damit nicht das falsche Bild dieser ihnen unbekannten Vergnügungen eines Tages ihre Herzen verwirrte und das Glück ihrer Zurückgezogenheit störte. In Frankreich leben die Mädchen in den Klöstern, die Frauen stürzen sich in die große Welt. Bei den Alten war das Gegentheil der Fall: die Mädchen hatten, wie schon gesagt, viele Spiele und öffentliche Feste; die Frauen lebten in der Zurückgezogenheit. Dieser Gebrauch war vernünftiger, und hielt die Sitten besser aufrecht. Eine gewisse Gefallsucht ist den heirathsfähigen Mädchen gestattet; sich vergnügen ist ihre wichtigste Angelegenheit. Die Frauen haben andere Sorgen zu Hause und brauchen keine Männer mehr zu suchen; aber sie würden sich, wenn man die Dinge so umgestaltete, schlecht stellen, und leider geben sie den Ton an. Mütter, macht eure Töchter wenigstens zu eueren Vertrauten. Gebet ihnen einen geraden Sinn und ein ehrbares Herz, dann verberget ihnen nichts, was ein keusches Auge sehen darf. Ball, Lustbarkeiten, Spiele und selbst das Theater: alle Dinge, die mit unrechten Augen gesehen, eine unerfahrene Jugend reizen, können dem gesunden Blicke ohne Gefahr vorgeführt werden. Je mehr sie diese lärmenden Lustbarkeiten sehen, desto früher werden sie den Geschmack dafür verlieren.

110. Ich höre das Geschrei, das man gegen mich erhebt. Welches Mädchen widersteht diesem gefährlichen Beispiel? Kaum haben sie die große Welt erblickt, so schwindelt ihnen allen der Kopf; keine einzige will sich mehr davon trennen. Das mag sein: aber habt ihr auch, bevor ihr ihnen dieses trügerische Schauspiel vorführt, sie recht vorbereitet, um es ohne Aufregung ansehen zu können? Habt ihr ihnen die Bilder, welche es zeigt, recht angegeben? Habt ihr sie ihnen geschildert, wie sie sind? Habt ihr sie gegen die Berückungen der Eitelkeit gehörig gewaffnet? Habt ihr in ihre jungen Herzen den Geschmack für die wahren Vergnügungen gelegt, welche man in jenem Getümmel nicht findet? Welche Vorsichtsmaßregeln habt ihr ergriffen um sie vor dem falschen Geschmacke, der sie irreführt, zu bewahren? Nichts habt ihr der Herrschaft der öffentlichen Vorurtheile in ihrem Geiste entgegengestellt, ja, ihr habt sie in ihnen großgezogen; ihr habt ihnen zum Voraus eine Vorliebe für alle die leichtfertigen Vergnügungen, welche sie dort finden, eingepflanzt. Ihr nährt diese Vorliebe noch, wenn sie sich ihnen schon hingeben. Wenn die Mädchen in die Welt eintreten, haben sie nur ihre Mutter als Führerin, und die ist oft närrischer als sie selbst und kann ihnen die Dinge nicht anders zeigen, als sie sie selbst sieht. Ihr Beispiel ist stärker als die Vernunft selbst und rechtfertigt sie vor ihren eigenen Augen; die Auctorität der Mutter ist für ein Mädchen eine unverwerfliche Entschuldigung. Wenn ich also verlange, daß eine Mutter

ihre Tochter in die Welt einführe, so setze ich voraus, daß sie ihr dieselbe so vor Augen stellt, wie sie in der That ist.

111. Das Uebel fängt noch früher an. Die Klöster sind wahre Schulen der Coquetterie, nicht von jener ehrbaren Gefallsucht, von der ich gesprochen, sondern von jener, welche bei den Frauen alle Verkehrtheiten hervorruft und die ausbündigsten Zieraffen macht. Wenn sie nun aus dem Kloster kommen um mit einem Schlage in geräuschvolle Gesellschaften einzutreten, fühlen sich junge Frauen gleich an ihrem Platze. Sie sind erzogen um darin zu leben; soll man sich darüber wundern, daß sie sich darin wohl fühlen? Bei dem, was ich nun sagen will, fühle ich wohl das Bedenken, ich möchte ein Vorurtheil für eine wirkliche Beobachtung nehmen; aber es scheint mir, daß in protestantischen Ländern im Allgemeinen mehr Familienanhänglichkeit herrscht und daß es dort würdigere Gattinen und zärtlichere Mütter gibt als in den katholischen Ländern; wenn dieß der Fall ist, kann man nicht zweifeln, daß dieser Unterschied zum Theil von der Klostererziehung herkömmt.

112. Um das ruhige, häusliche Leben lieb zu gewinnen, muß man es kennen; man muß seinen Reiz von Kindheit an empfunden haben. Nur im väterlichen Hause lernt man den eigenen Herd schätzen, eine Frau, die nicht von ihrer Mutter erzogen worden ist, wird keine Freude an der Erziehung ihrer eigenen Kinder haben. Leider gibt es in den großen Städten keine Familienerziehung mehr. Die Gesellschaft ist so unbegränzt und gemischt, daß es keine Zufluchtsstätte mehr gibt für ein zurückgezogenes Leben und daß man in seinen eigenen Mauern wie auf der Straße lebt. So sehr lebt man mit jedermann, daß man keine Familie mehr hat und kaum seine Angehörigen mehr kennt: man besucht sie wie Fremde, und die Einfalt der häuslichen Sitten verschwindet mit der süßen Vertraulichkeit, die den Reiz derselben ausmachte. So saugt man schon mit der Muttermilch die Neigung für die Vergnügungen der Welt und für die Grundsätze, die man darin herrschen sieht, ein.

113. Man bringt den Mädchen eine scheinbare Zurückhaltung bei um die Thoren zu finden, die sie auf ihr Aeußeres hin heirathen. Aber man sehe diese Mädchen nur einen Augenblick genauer an: unter einer erzwungenen Miene verbirgt sich eine verzehrende Begehrlichkeit mit Mühe, man liest schon in ihren Augen das glühende Verlangen es ihren Müttern nachzuthun. Aber sie verlangen nicht etwa einen Mann, sondern nur die Freiheit des ehelichen Standes. Wozu braucht man einen Mann bei so vielen Mitteln ihn entbehren zu können? Aber man braucht einen Mann um diese Künste zu verdecken.[1]) Bescheidenheit ist auf ihrem

[1]) Der Weg des Mannes in seiner Jugend [an seiner Magd. Luther'sche Uebers.] war eines von den vier Dingen, welche der Weise nicht begreifen konnte; das fünfte war die Schamlosigkeit der Ehebrecherin, quae comedit, et tergens

Antlitz, Zügellosigkeit im Grunde ihres Herzen: diese erheuchelte Bescheidenheit ist selbst ein Zeichen davon, sie heucheln sie nur um sich ihrer um so rascher entledigen zu können. Ihr Frauen von Paris und London, verzeihet mir, ich bitte euch. Kein Ort schließt die Wunder aus; aber ich kenne keines; wenn eine einzige von euch einen wahrhaft ehrbaren Sinn hat, so verstehe ich nichts von unseren Einrichtungen.

114. Alle diese verschiedenen Erziehungsarten bringen den jungen Mädchen gleichermaßen den Hang für die Vergnügungen der großen Welt und die bald daraus entstehenden Leidenschaften bei. In den großen Städten beginnt die Verderbniß mit dem Leben, in den kleinen beginnt sie mit der Vernunft. Junge Mädchen aus der Provinz, denen man gelehrt hat die Einfachheit ihrer Sitten zu verachten, beeilen sich nach Paris zu kommen um an der Verderbniß der unsrigen theilzunehmen; die Laster unter dem schönen Namen der Talente sind der einzige Zweck ihrer Reise; und wenn sie dort angekommen, so schämen sie sich, so wenig von der vornehmen Ungezwungenheit der einheimischen Frauen an sich zu haben, und versäumen nichts um bald auch als Damen aus der Hauptstadt angesehen zu werden. Wo glaubt ihr, daß die Quelle des Uebels liege? Da, wo man es plant? oder da, wo man es verübt?

115. So meine ich denn, eine vernünftige Mutter sollte ihre Tochter nicht aus der Provinz nach Paris bringen um ihr diese für andere so gefährlichen Bilder zu zeigen; aber ich behaupte, wenn es so geschähe, so ist entweder die Tochter schlecht erzogen oder jene Bilder sind wenig gefährlich für sie. Wenn man Geschmack, Sinn und Liebe für das Anständige hat, findet man sie nicht so anziehend, wie sie für jene sind, welche sich dadurch berücken lassen. Man bemerkt in Paris wohl unverständige junge Mädchen, welche nichts Eiligeres zu thun haben als den herrschenden Ton anzunehmen und sechs Monate hindurch sich modisch zu machen, um sich ihr ganzes übriges Leben hindurch auslachen zu lassen: wer aber bemerkt diejenigen, welche, durch all dieß Getriebe abgeschreckt, in die Provinz zurückkehren und ihr Schicksal segnen, nachdem sie es mit dem von den anderen Beneideten verglichen haben? Wie viele junge Frauen habe ich gesehen, welche ein zuvorkommender Gatte nach Paris gebracht, in deren Macht es lag sich dort niederzulassen, die aber selbst ihre Gatten umgestimmt haben und freudiger, als sie gekommen, wieder nach Hause giengen, indem sie am Tage vor ihrer Abreise mit Rührung ausriefen: O, laß uns in unsere Hütte zurückkehren, man lebt dort glücklicher als hier in den Palästen! — Man weiß es nicht, wie viele wackere Leute noch übrig geblieben sind, die ihr Knie nicht vor dem Götzen gebeugt haben und seinen wahnsinnigen Cult verachten. Nur

---

os suum dicit: non sum operata malum [welche genossen hat und dann den Mund wischt und sagt: ich habe kein Uebel gethan]. Sprichw. XXX, 20. R. —

die Thörinnen machen von sich reden; die vernünftigen Frauen erregen kein Aufsehen.

116. Wenn nun trotz der allgemeinen Verderbniß, trotz der allverbreiteten Vorurtheile und trotz der schlechten Erziehung der Mädchen einige von ihnen doch noch einen gesunden Sinn bewahren, was darf man da erwarten, wenn dieser Sinn durch geeigneten Unterricht genährt worden oder, um es besser zu sagen, wenn man ihn nicht durch verkehrten Unterricht verdorben hat? Denn alles beruht ja doch auf der Erhaltung oder Wiederherstellung der natürlichen Gefühle. Dazu braucht man die jungen Mädchen nicht mit jenen endlosen Predigten zu langweilen, noch ihnen jene trockenen Sittlichkeitsregeln aufzutischen. Die Sittenregeln sind für beide Geschlechter der Tod jeder guten Erziehung. Traurige Lehren dienen nur dazu, diejenigen, die sie geben, und alles, was sie sagen, verhaßt zu machen. Wenn man mit jungen Mädchen spricht, handelt es sich nicht darum ihnen Angst vor ihren Pflichten einzuflößen, noch das Joch, das die Natur ihnen auferlegt hat, drückender zu machen. Bei der Erklärung dieser Pflichten sei man bündig und leutselig; man lasse den Glauben nicht aufkommen, als sei man widerwärtig, wenn man sie erfüllt; weg mit allem verdrießlichen, düstern Wesen! Was zum Herzen gehen soll, muß auch vom Herzen kommen; ihr Moralcatechismus soll ebenso kurz und verständlich sein wie ihr religiöser, aber er darf nicht so ernst sein. Man zeige ihnen in den nämlichen Pflichten die Quelle ihrer Lust und die Grundlage ihrer Rechte. Ist es denn etwas so Drückendes, zu lieben um geliebt zu werden, sich liebenswerth zu machen um glücklich zu sein, sich achtenswerth zu machen, damit man euch willfährig sei, sich zu ehren, damit man euch ehre? Wie schön sind diese Rechte! wie verehrungswürdig! wie theuer sind sie dem Herzen des Mannes, wenn die Frau sie zur Geltung zu bringen weiß! Man braucht nicht die Jahre und das Alter zu erwarten um sie zu genießen. Die Herrschaft der Frau beginnt mit ihren Tugenden; kaum entfaltet sie ihre Reize, so herrscht sie schon durch die Sanftmuth ihres Charakters und gebietet durch ihre Bescheidenheit. Welcher gefühllose und rohe Mensch beugt nicht seinen Stolz und nimmt nicht ein zuvorkommenderes Wesen an gegenüber einem liebenswürdigen und vernünftigen sechszehnjährigen Mädchen, welches wenig spricht, aber auf andere hört, das Anstand in seinem Benehmen und Ehrbarkeit in seinen Reden zeigt, bei dem die Schönheit Geschlecht und Jugend nicht vergessen läßt und das gerade durch seine Schüchternheit für sich einnimmt und die Achtung, welche es gegen jedermann beobachtet, sich selbst gewinnt?

117. Das sind bloß äußerliche Zeugnisse, aber sie sind nicht geringfügig; sie sind nicht bloß auf den sinnlichen Reiz gegründet; sie kommen von jener inneren Ueberzeugung, die wir alle haben und wonach alle Frauen die natürlichen Beurtheilerinnen männlichen Werthes sind. Wer

mag von den Frauen verachtet werden? niemand auf der ganzen Welt, selbst der nicht, der sie nicht mehr lieben will. Ja, glaubst du, mir selbst, der ich ihnen so harte Wahrheiten sage, sei ihr Urtheil gleichgültig? Nein; ihre Stimme ist mir werthvoller als die eurige, ihr Leser, die ihr oft noch weibischer*) seid als sie. Wenn ich ihre Sitten verachte, so will ich doch ihrer Gerechtigkeit wieder Ehre angedeihen lassen: was liegt mir an ihrem Hasse, wenn ich ihnen nur Achtung für mich abzwinge?

118. Wie viel Großes würde man mit diesem Hebel bewirken können, wenn man ihn nur in Bewegung zu setzen verstünde! Wehe einer Zeit, in welcher die Frauen ihren Einfluß verlieren und wo ihr Urtheil den Männern nichts mehr gilt! denn damit sinkt man auf die unterste Stufe der Verderbniß herab. Alle gesitteten Völker haben die Frauen geachtet. Man sehe Sparta, man sehe die Germanen, man sehe Rom, den Sitz des Ruhmes und der Tugend, wenn sie je einen solchen gehabt haben auf Erden. Dort ehrten die Frauen die Thaten der großen Heerführer, dort beweinten sie öffentlich die Väter des Vaterlandes, dort waren ihre Gebete und ihre Trauer geheiligt als das feierlichste Urtheil des Staates. Alle großen Umwälzungen kamen dort von den Frauen: durch eine Frau errang Rom die Freiheit, durch eine Frau erlangten die Plebejer das Consulat, durch eine Frau endigte die Tyrannei der Decemvirn, durch die Frauen wurde das bedrängte Rom aus den Händen eines Geächteten gerettet. Ihr Franzosen mit euren ritterlichen Sitten, was würdet ihr gesagt haben, wenn ihr jenen Aufzug gesehen hättet, der eueren spöttischen Augen so lächerlich dünkt? Ihr hättet ihn mit euerem Hohngelächter begleitet. Wie sehen wir doch den nämlichen Gegenstand mit so ganz verschiedenen Augen an! und doch haben wir vielleicht alle Recht. Man bilde diesen nämlichen Zug aus schönen Französinnen, und ich wüßte nichts Anstößigeres: man stelle ihn aber aus Römerinnen zusammen, und jeder würde die Augen der Volsker und das Herz des Coriolanus haben.**)

119. Ich gehe noch weiter, indem ich behaupte, daß die Tugend ebenso der Liebe zum Vortheil gereicht wie den anderen Rechten der

---

*) d. i. noch mehr auf die Tagesmeinung und das Vorurtheil gebt, während nicht der Mann, wohl aber das Weib sich nach der öffentlichen Meinung zu richten hat. Vgl. § 31.

**) Es ist wohl überflüssig, die in dieser Stelle enthaltenen Anspielungen auf Lucretia, Veturia, Virginia und Fulvia näher zu belegen; wir beschränken uns auf die Bemerkung, daß R's. Beispiele keine historische Kritik ertragen können. — Campe bemerkt übrigens, die „jetzigen freien Franzosen" (1791) würden sich wohl anders benehmen, er habe gesehen, „mit welcher Achtung und Rührung sie zu Paris i. J. 1789 die weiblichen Processionen begleiteten, die der heiligen Genovefa einen Blumenkranz als ein Dankopfer für die glücklich vollendete Revolution brachten."

Natur, und daß das Ansehen einer Geliebten durch sie nicht weniger erhöht wird als das der Frauen und Mütter. Ohne Begeisterung gibt es keine wahre Liebe, Begeisterung ist aber nicht denkbar ohne ein bestehendes oder erdachtes Vollkommenes, das indessen immerhin in der Vorstellung vorhanden sein muß. Woran sollten sich nun Liebende begeistern, für welche eine solche Vollkommenheit nicht mehr ist und die in der geliebten Person nur den Gegenstand der sinnlichen Lust sehen? Nein, auf diese Weise entzündet sich die Seele nicht, auf diesem Wege gelangt sie nicht zu jener erhabenen Begeisterung, welche das Entzücken der Liebenden und den Reiz ihrer Leidenschaft ausmacht. In der Liebe, ich gestehe es zu, ist alles nur Einbildung; wirklich aber ist das Gefühl, das sie uns eingibt für das wahrhaft Schöne, das wir durch sie lieben lernen. Dieses Schöne liegt in dem geliebten Gegenstand, es ist das Erzeugniß unserer Einbildungen. Aber was liegt daran? Opfert man deshalb alle seine gemeinen Empfindungen diesem geträumten Bilde darum weniger auf?*) Läßt man deshalb die Tugenden, die man dem verehrten Gegenstande leiht, weniger in sein eigenes Herz dringen? Macht man sich deshalb weniger von der Niedrigkeit menschlicher Selbstsucht frei? Wo ist der wahrhaft Liebende, der nicht bereit wäre, sein Leben der Geliebten aufzuopfern? und wo fände die sinnliche und gemeine Leidenschaft Raum in einem Menschen, der sterben will? Wir machen uns lustig über die fahrenden Ritter: ja, sie kannten die Liebe, wir kennen nur noch die Ausschweifung. Als diese romantischen Grundsätze lächerlich zu werden begannen, war dieser Umschlag weniger das Werk der Vernunft als das der schlechten Sitten.

120. In keinem Zeitalter, welches es auch sei, ändern sich die natürlichen Beziehungen, was als schicklich oder unschicklich daraus hervorgeht, bleibt sich immer gleich, die Vorurtheile ändern unter dem Namen der Vernunft nur die äußere Erscheinung desselben. Immer wird es groß und schön sein über sich zu herrschen, wäre es auch nur um eines eitlen Wahnbildes wegen; die wahren Beweggründe der Ehre werden immer zu dem Herzen jeder einsichtsvollen Frau sprechen, welche in ihrer Lage das Glück des Lebens zu suchen weiß. Die Keuschheit muß vor allem für ein schönes Weib, das einen gewissen Adel der Seele besitzt, eine köstliche Tugend sein. Während sie die ganze Welt zu ihren Füßen sieht, triumphirt sie über alles und über sich selbst: sie errichtet sich in ihrem eigenen Herzen einen Thron, vor dem alles seine Huldigungen niederlegt; die zärtlichen und eifersüchtigen, aber immer achtungsvollen Gefühle beider Geschlechter, die allgemeine Achtung und ihre eigene, ent-

---

*) Im 4. Buche war es R's. Absicht, dieses Bild in seinem Jüngling entstehen zu lassen, bevor er einem weiblichen Wesen seine Neigung zuwenden könnte. S. IV § 409.

schädigen sie allezeit mit dem Zoll der Ehre für einige Augenblicke des Kampfes. Die Entbehrungen sind vorübergehend, ihr Lohn bleibend. Welcher Genuß liegt für eine edle Seele in dem Stolze einer mit Schönheit gepaarten Tugend! Gib einer Romanheldin Leben, und sie wird eine ausgesuchtere Lust genießen als die Laïs und die Kleopatra; wenn ihre Schönheit wird verschwunden sein, so wird ihr Ruhm und ihre Lust noch dauern; nur sie wird die Vergangenheit zu genießen im Stande sein.*)

121. Je größer und schwerer die Pflichten sind, um so eindringlicher und triftiger müssen die Gründe sein, auf welchen man sie aufbaut. Es gibt eine gewisse gottesfürchtige Art zu reden, womit man in den wichtigsten Dingen die Ohren der jungen Mädchen anfüllt ohne sie zu überzeugen. Aus dieser mit ihrer Denkart zu wenig im Verhältniß stehenden Sprache und aus dem geringen Werth, den ihr Geist jener beilegt, entspringt die Leichtigkeit, womit sie sich ihren Neigungen überlassen, da ihnen Gründe des Widerstandes, die aus den Dingen selbst gezogen wären, nicht zu Gebot stehen. Ein bescheiden und fromm erzogenes Mädchen hat ohne Zweifel starke Waffen gegen die Versuchung; aber ein Mädchen, dem man nur das Herz oder vielmehr die Ohren mit frommem Gerede füllt, wird unfehlbar die Beute des ersten Verführers, der ihr mit Geschicklichkeit naht. Niemals wird ein junges, schönes Mädchen seinen Leib verachten, niemals wird es sich über die großen Sünden ernstlich betrüben, zu denen seine Schönheit es verführt, niemals wird es aufrichtig und vor Gott darüber weinen, daß es ein Gegenstand der Begehrlichkeit ist, niemals wird es bei sich glauben können, daß das süßeste Gefühl des Herzens eine Erfindung des Satans sei. Gib ihm andere Gründe aus ihm selbst und für es selbst, denn jene werden ihm nicht tief eindringen. Noch schlimmer ist es, wenn man, wie es ja wohl geschieht, auch noch den Widerspruch in seine Vorstellungen bringt und, nachdem man es erniedrigt hat, indem man seinen Leib und seine Reize geschmäht als einen Fleck der Sünde, ihm nachher vor demselben Leibe, den man ihm so verächtlich gemacht hat, Achtung beibringen will, da er der Tempel Jesu Christi sei. Die zu erhabenen und die zu niedrigen Vorstellungen sind gleich unzureichend und können sich nicht mit einander verbinden: es bedarf eines Grundes, der dem Geschlecht und Alter angemessen ist. Die Erwägung der Pflicht hat nur in sofern Kraft, als man Beweggründe damit verbindet, welche uns zur Erfüllung derselben antreiben:

---

*) Früherer Zusatz: Wenn der Weg, den ich vorzeichne, angenehm ist, um so besser; er ist dann um so sicherer und der Ordnung der Natur entsprechend; auf einem anderen Weg wird man nie zum Ziele gelangen.

Quae quia non liceat non facit, illa facit.*)

Man sollte kaum glauben, daß gerade Ovid ein so strenges Urtheil fällt.

122. Willst du also jungen Mädchen Liebe für die Sittsamkeit einflößen, so sage ihnen nicht immer: Seid sittsam —, sondern gib ihnen ein großes Interesse es zu sein; laß ihnen den ganzen Werth der Sittsamkeit fühlen und du wirst ihnen auch Liebe dafür erwecken. Es genügt nicht dieses Interesse nur für eine ferne Zukunft zu fassen; man zeige es ihnen für die nächste Gegenwart, in den Beziehungen ihres Alters, in dem Charakter ihrer Verehrer. Zeige ihnen den Mann von Ehre und Verdienst; lehre sie ihn erkennen und lieben und zwar für sich selbst; beweise ihnen, daß dieser Mann allein sie glücklich machen kann, ob sie nun seine Freundinnen oder seine Geliebten oder seine Frauen seien. Führe die Tugend durch die Vernunft herbei: lasse sie fühlen, daß die Herrschaft ihres Geschlechtes und alle seine Vorrechte nicht allein von dem eigenen guten Betragen und den eigenen Sitten abhängen, sondern auch von denen der Männer; daß sie auf gemeine und niedrige Seelen wenig Eindruck machen werden und daß man einer Geliebten nicht anders dient als der Tugend. Sei versichert, daß du dann, wenn du ihnen die Sitten unserer Zeit schilderst, ihnen einen Ekel vor ihnen einflößen wirst; wenn du ihnen unsere modischen Leute zeigst, müssen sie sie verachten; du wirst ihnen nur Abneigung gegen die Grundsätze derselben, Widerwillen gegen ihre Ansichten und Verachtung ihrer eitlen Galanterien einflößen; du wirst ihnen einen edleren Ehrgeiz einpflanzen, den nämlich, über große und starke Seelen zu herrschen, den Ehrgeiz der Spartanerinnen, welche über Männer befehlen wollten. Ein keckes, schamloses und ränkesüchtiges Weib, welches seine Verehrer nur durch Gefallsucht an sich zieht und nur durch ihre Gunst erhält, herrscht über sie wie über Knechte in den niedrigen und gemeinen Dingen: in wichtigen und ernsten hat sie keinen Einfluß auf sie. Aber ein Weib, das zugleich ehrbar, liebenswürdig und sittsam ist, ein Weib, das die Seinigen zwingt, sie zu achten, ein Weib von Zurückhaltung und Bescheidenheit, ein Weib, das, mit einem Worte, die Liebe durch die Achtung aufrecht erhält, schickt sie mit einem Winke an's Ende der Welt, zu Kampf, Ruhm und Tod, wohin es ihr gefällt.[1]) Eine solche Herrschaft ist schön, wie mir dünkt, und der Mühe Werth sie zu erkaufen.

---

*) Ovid. amor. III. 4:

Hält das Verbot sie allein, hält sie bald nichts mehr zurück.

[1]) Brantôme sagt, daß zur Zeit Franz' I. eine junge Dame, welche einen schwatzhaften Liebhaber hatte, ihm ein gänzliches und unverbrüchliches Stillschweigen auferlegte, welches er zwei ganze Jahre hindurch so treu beobachtete, daß man glaubte, er sei durch eine Krankheit stumm geworden. Eines Tages in großer Gesellschaft, rühmte sich seine Geliebte, welche in jenen Zeiten, wo man noch verschwiegen liebte, als solche nicht bekannt war, sie wollte ihn auf der Stelle heilen, und sie that es mit dem einzigen Wort: Sprich. Liegt in einer solchen

123. In diesem Sinne nun ist Sophie erzogen worden, mit mehr Sorgfalt als Mühe, mehr, indem man ihrer Neigung folgte als sie einschränkte. Sprechen wir nun von ihrer Person nach dem Bilde, das ich für Emil entworfen habe, und nach dem, das er sich selbst von seiner Gattin entwirft, die ihn glücklich machen kann.

124. Ich kann es nicht genug wiederholen, daß ich alle Wunder bei Seite lasse. Emil ist keines, Sophie ebenso wenig. Emil ist ein Mann, Sophie ein Weib; das ist ihre ganze Auszeichnung. Bei der Verwirrung der Geschlechter, die bei uns herrscht, ist es fast ein Wunder, wenn jemand dem seinigen angehört.*)

125. Sophie hat eine glückliche Anlage und eine gute Gemüthsart; ihr Herz ist sehr empfindsam, und diese außerordentliche Empfindsamkeit verleiht ihr manchmal eine schwer zu mäßigende Regsamkeit der Einbildung. Ihr Verstand ist weniger richtig als durchdringend, ihre Sinnesart ist angenehm und doch ungleich, ihr Gesicht gewöhnlich, aber gefällig, ein Antlitz, das eine Seele verspricht und nicht lügt; man kann sie mit Gleichgiltigkeit anreden, aber nicht ohne Erregung von ihr gehen. Andere haben gute Eigenschaften, welche ihr fehlen; andere haben die ihrigen in höherem Maße; aber bei keiner finden sich die Eigenschaften besser vereinigt um einen glücklichen Charakter auszumachen. Selbst aus ihren Mängeln weiß sie Vortheil zu ziehen; und wenn sie vollkommen wäre, würde sie viel weniger gefallen.

126. Sophie ist nicht schön; aber die Männer vergessen in ihrer Nähe die schönen Frauen, und diese sind mit sich selbst unzufrieden. Beim ersten Anblick ist sie kaum schön; aber je länger man sie sieht, desto schöner wird sie; sie gewinnt, wo so viele andere verlieren, und was sie gewinnt, verliert sie nicht wieder. Man kann schönere Augen haben, einen schöneren Mund, eine bedeutendere Erscheinung, nie aber einen besseren Wuchs, eine schönere Hautfarbe, eine weißere Hand, einen niedlicheren Fuß, einen sanfteren Blick, einen ansprechenderen Ausdruck. Sie blendet nicht, aber sie nimmt für sich ein; sie bezaubert, aber man weiß nicht warum.

Liebe nicht etwas Großes und Heroisches? Was hätte die Philosophie des Pythagoras mit all ihrem eingebildeten Wesen mehr leisten können? Welche Frau könnte heute nur für einen einzigen Tag auf ein ähnliches Stillschweigen zählen, müßte sie es auch um all den Werth, den sie darauf legen könnte, erkaufen? R. — Im Manuscript stand ursprünglich statt des letzten Satzes: „Sollte man nicht meinen, eine Gottheit gebe einem Sterblichen mit einem Worte das Werkzeug der Sprache? Man wird mir nie einreden, Schönheit ohne Tugend habe je ein solches Wunder bewirkt. Alle Schönheiten von Paris würden bei all ihren Künsten sehr in Verlegenheit sein, heutzutage ein ähnliches Wunder hervorzubrigen." Damit war der Anecdote freilich zu viel Ehre angethan. (Brantôme lebte in der zweiten Hälfte des 16. Jhrdts.)

*) Von Interesse ist eine Vergleichung der nachfolgenden Schilderung Sophiens mit dem Bilde Juliens in der „Neuen Heloise" (V. Buch).

127. Sophie liebt den Schmuck und versteht sich darauf; ihre Mutter hat kein anderes Zimmermädchen als sie; sie hat viel Geschmack sich vortheilhaft zu kleiden; doch haßt sie die kostbaren Kleider; an ihrem Anzug sieht man immer Einfachheit mit Feinheit verbunden; sie liebt das Glänzende nicht, doch sollen ihre Kleider gut sitzen. Sie weiß nicht, welche Farben nach der Mode sind, doch kennt sie diejenigen, die ihr vortheilhaft sind, ganz vortrefflich. Kein junges Mädchen kann in einem weniger gesuchten Anzug erscheinen und doch kann kaum ein Anzug gewählter sein als der ihrige: kein Stück ist da auf den Zufall gewählt und doch sieht man an keinem etwas Künstliches. Ihr Schmuck ist scheinbar sehr bescheiden, in der That aber sehr verführerisch; sie entfaltet ihre Reize nicht, sie verdeckt sie; sie weiß es aber so anzufangen, daß die Einbildung sie errathen muß. Wer sie sieht, sagt: das ist ein sittsames, eingezogenes Mädchen; so lange man aber in ihrer Nähe ist, wandern Augen und Herz über ihre ganze Erscheinung hin ohne sich von ihr losmachen zu können; man möchte sagen, dieser ganze so einfache Anzug sei nur angelegt um Stück für Stück von der Einbildung weggenommen zu werden.

128. Sophie hat natürliche Anlagen; sie weiß es und hat sie nicht vernachlässigt; da es ihr aber nicht gegeben war viele Kunst auf ihre Ausbildung zu verwenden, so hat sie sich begnügt ihre hübsche Stimme im richtigen und geschmackvollen Gesange und ihre kleinen Füße in leichtem, ungezwungenem und anmuthigem Gange zu üben, auch Verbeugungen in jeglicher Stellung leicht und geschickt zu machen. Sie hat übrigens keinen anderen Gesanglehrer gehabt als ihren Vater, keine andere Tanzlehrerin als ihre Mutter; ein Organist aus der Nachbarschaft hat ihr auf dem Klavier einigen Unterricht im Begleiten gegeben, und sie hat sich nachher selbst darin weitergebildet. Zuerst war es nur ihr Bestreben ihre Hand auf den schwarzen Tasten mit Vortheil zu zeigen, später fand sie, daß der scharfe und trockene Ton des Claviers den Ton ihrer Stimme angenehmer machte; nach und nach wurde sie empfänglich für die Harmonie; als sie heranwuchs, begann sie endlich den Reiz des Ausdrucks zu fühlen die Musik ihrer selbst willen zu lieben. Doch ist es mehr Geschmack als Talent bei ihr; eine Melodie nach den Noten zu lesen versteht sie nicht.

129. Was Sophie am besten versteht und was man sie auf's sorgfältigste hat lernen lassen, das sind die weiblichen Arbeiten, selbst diejenigen, an welche man kaum denkt, wie das Zuschneiden und Verfertigen ihrer Kleider. Es gibt keine Nadelarbeit, die sie nicht verstünde und mit Vergnügen ausübte; jeder anderen aber zieht sie das Spitzenklöppeln vor, weil es keine andere gibt, welche eine anziehendere Haltung verliehe und bei welcher die Finger sich anmuthiger und leichter bewegten. Auch mit allen Einzelnheiten der Haushaltung hat sie sich befaßt. Sie

versteht sich auf Küche und Vorrathskammer; sie weiß, was die Sachen kosten und kennt ihre Eigenschaften; sie weiß vortrefflich die Rechnung zu führen und dient ihrer Mutter als Hausmeister. Da sie dazu bestimmt ist, eines Tages selbst Hausmutter zu sein, so lernt sie im väterlichen Hause ihr eigenes zu führen; sie kann die Dienste des Gesindes ausfüllen und thut es immer sehr gerne. Was man nicht selbst auszuführen versteht, kann man nie richtig anordnen: aus diesem Grunde hält ihre Mutter sie zu solchen Beschäftigungen an. Sophie selbst denkt nicht so weit; ihre erste Pflicht ist die Kindespflicht, für jetzt ist dies auch die einzige, die sie zu erfüllen trachtet. Ihr alleiniges Ziel ist ihrer Mutter zu dienen und sie in einem Theile ihrer Obliegenheiten zu erleichtern. Dennoch muß man gestehen, daß sie nicht alle mit dem gleichen Vergnügen erfüllt. So hält sie zwar etwas auf feine Bissen, liebt aber die Küche dennoch nicht; es gibt da im Einzelnen viele Geschäfte, welche sie anwidern; sie findet nie genug Reinlichkeit darin. In dieser Beziehung ist sie außerordentlich empfindlich, diese bis zum Uebermaß getriebene Empfindlichkeit ist bei ihr zur Untugend geworden: sie ließe lieber das ganze Essen in's Feuer fallen, als daß sie ihre Handkrause beschmutzte. Aus dem nämlichen Grunde hat sie auch nie mit der Ueberwachung des Gartens wollen zu thun haben. Die Erde erscheint ihr unreinlich; wenn sie nur Dünger sieht, glaubt sie schon seinen Geruch zu empfinden.

130. Diesen Fehler verdankt sie dem Unterricht ihrer Mutter. Nach ihr ist unter den weiblichen Pflichten eine der ersten die Reinlichkeit; sie ist eine besondere, unerläßliche, durch die Natur auferlegte Pflicht. Es gibt auf der Welt nichts Abstoßenderes als ein unreinliches Weib; wenn der Mann sich an ihm ekelt, hat er nie Unrecht. Diese Pflicht hat sie ihrer Tochter von ihrer Kindheit an so oft gepredigt, sie hat so viel Reinlichkeit an ihrer Person, ihrer Wäsche, für ihr Zimmer, ihre Arbeit und ihren Anzug gefordert, daß diese fortgesetzte Aufmerksamkeit ihr zur Gewohnheit geworden ist, einen ziemlich großen Theil ihrer Zeit in Anspruch nimmt und auch sonst immer sich Geltung verschafft: so daß die richtige Besorgung ihrer Geschäfte erst in zweiter Reihe kommt, die reinliche immer in erster.

131. Indessen ist das alles nicht in eitle Ziererei oder Weichlichkeit ausgeartet; die Uebertriebenheiten des feinen Lebens haben damit nichts zu thun. In ihr Zimmer ist immer nur einfaches Wasser gekommen; sie kennt keinen anderen Wohlgeruch als den der Blumen, ihr Mann wird nie einen süßeren Duft empfinden als ihren Athem. Endlich läßt die Aufmerksamkeit, welche sie ihrem Aeußeren schenkt, sie nicht vergessen, daß sie ihr Leben und ihre Zeit edleren Beschäftigungen schuldig ist: jene übertriebene Reinlichkeit des Leibes, welche die Seele befleckt, kennt

sie nicht oder will sie nicht kennen; Sophie ist viel mehr als reinlich, sie ist rein.

132. Ich habe gesagt, Sophie halte etwas auf leckere Bissen.*) Das kam bei ihr von Natur; aber sie ist durch Gewohnheit enthaltsam geworden, und jetzt ist sie es aus Tugend. Bei den Mädchen ist es nicht wie bei den Knaben, die man bis zu einem gewissen Punkt durch die Eßlust leiten kann.**) Diese Neigung ist beim weiblichen Geschlechte nicht ohne Folgen; es ist zu bedenklich sie ihm zu lassen. Wenn die kleine Sophie in ihrer Kindheit allein in das Zimmer ihrer Mutter kam, kehrte sie nicht immer mit leeren Händen zurück, ihre Gewissenhaftigkeit in Bezug auf Näschereien und Süßigkeiten war nicht über jede Probe erhaben. Die Mutter überraschte sie, tadelte und strafte sie und ließ sie fasten. Endlich wußte sie ihr die Ueberzeugung beizubringen, daß die Süßigkeiten die Zähne verderben und daß zu vieles Essen den Wuchs plump mache. Auf diese Weise besserte sich Sophie: wie sie größer wurde, hat sie andere Neigungen angenommen, welche sie von dieser niedrigen Sinnlichkeit abgebracht haben. Bei den Weibern wie bei den Männern ist die Lust am Essen, sobald das Herz warm wird, kein herrschendes Laster mehr. Sophie hat die ihrem Geschlecht eigene Vorliebe bewahrt:***) sie liebt Milch- und süße Speisen, Gebackenes und Zwischengerichte, das Fleisch dagegen nicht sehr; Wein und starke Getränke hat sie nie versucht: überdieß ißt sie von allem sehr mäßig; ihr Geschlecht arbeitet weniger schwer als das unsrige und braucht weniger Ersatz. Bei jedem Dinge liebt sie, was gut ist, und weiß es zu genießen; aber sie weiß sich auch mit dem, was nicht gut ist, zu bescheiden, ohne daß die Entbehrung sie schwer ankäme.

133. Sophiens Geistesart ist einnehmend, aber nicht glänzend, gediegen ohne tief zu sein; man spricht nicht von ihrem Geist, weil man nie mehr noch weniger an ihr findet als an sich selbst. Sie hat immer denjenigen Geist, der den Leuten, mit denen sie spricht, angenehm ist, wenn er auch nicht sehr geziert ist nach den Anschauungen, welche wir von der Ausbildung des weiblichen Geistes haben; denn er hat sich nicht an der Lectüre gebildet, sondern bloß im Gespräche mit den Eltern, durch ihr eigenes Nachdenken und die Beobachtungen, welche sie in dem beschränkten Kreise, in dem sie gelebt, gemacht hat. Sophie besitzt eine natürliche Munterkeit; in ihrer Kindheit war sie selbst ausgelassen; nach und nach aber war ihre Mutter darauf bedacht ihr ungebundenes Wesen einzuschränken, damit nicht ein plötzlicher Umschlag den Augenblick anzeigen müßte, der einen solchen nothwendig gemacht. So ist Sie denn

---

*) § 129. Vergl. Neue Heloise V, 2 (p 499 Didot).
**) Wovon früher die Rede war. Wir erinnern an II § 245—251.
***) Vgl. I § 116 und Anm. 1 dazu.

bescheiden und zurückhaltend geworden, selbst vor der Zeit; und jetzt, wo diese Zeit gekommen ist, ist es ihr leichter, den angenommenen Ton beizubehalten, als es ihr sein würde ihn anzunehmen ohne den Grund dieser Veränderung anzugeben. Es ist ergötzlich zu sehen, wie sie sich manchmal nach der alten Gewohnheit, von der ihr noch etwas übrig geblieben, Ausbrüchen kindlicher Lebhaftigkeit hingibt, dann wieder plötzlich in sich zurückkehrt, schweigt, die Augen zu Boden schlägt und erröthet: die Mittelzeit zwischen den beiden Altern muß eben von beiden noch etwas an sich haben.

134. Sophie ist zu empfindsam um eine immer gleich bleibende Stimmung zu bewahren, aber sie ist zu sanft, als daß diese Empfindsamkeit den anderen sehr lästig fallen könnte; sie thut sich nur selbst wehe damit. Sagt man nur ein einziges Wort, das sie verletzen kann, so schmollt sie nicht, aber ihr Herz überquillt; sie sucht sich wegzustehlen um zu weinen. Wenn ihr Vater oder ihre Mutter sie mitten in ihren Thränen zurückruft und nur ein einziges Wort zu ihr sagt, so kommt sie im Augenblick und spielt und lacht, trocknet sich geschickt die Thränen und sucht ihr Schluchzen zu unterdrücken.

135. Sie ist auch nicht ganz frei von Eigensinn: ihre Laune geht etwas zu weit und artet in Widerspänstigkeit aus, und dann kann sie sich vergessen. Läßt man ihr aber nur die Zeit sich zu besinnen, so macht die Art, mit der sie ihr Unrecht wieder gut macht, fast eine Tugend daraus. Straft man sie, so ist sie fügsam und unterwürfig, man sieht, daß ihre Scham nicht sowohl eine Folge der Strafe als ihres Fehlers ist. Sagt man gar nichts, so verfehlt sie nie ihren Fehler wieder gut zu machen, aber so ungezwungen und anmuthig, daß man ihr nicht böse bleiben kann. Sie würde vor dem niedrigsten Dienstboten den Boden küssen, ohne daß diese Demüthigung sie im mindesten beschwerte; sobald man ihr aber verziehen hat, zeigen ihre Freude und ihre Liebkosungen, welche Last auf ihrem guten Herzen lag. Mit einem Wort, sie leidet geduldig das Unrecht der Menschen und macht das eigene von Herzen wieder gut. Das ist die liebenswürdige Anlage ihres Geschlechts, bevor wir sie verdorben haben. Das Weib ist geschaffen dem Manne nachzugeben und selbst seine Ungerechtigkeit zu ertragen. Knaben kann man nie so weit bringen; ihr inneres Gefühl erhebt und empört sich gegen die Ungerechtigkeit; die Natur hat sie nicht geschaffen zu dulden:

gravem
Pelidae stomachum cedere nescii.*)

136. Sophie hat Religion, aber eine vernünftige und einfache, wenig Dogmen und religiöse Uebungen; ja, sie kennt überhaupt keine

*) Horat. od. I, 6, 5 fg.: (Nicht singe ich, Horatius,)
den Groll
Des Peliden, der nie fügsam zu sein gelernt.

eigentliche Religionsübung außer der Moral, sie weiht ihr ganzes Leben dem Dienste Gottes durch Wohlthun. Bei aller Unterweisung, welche ihre Eltern ihr über diesen Punkt gegeben, haben sie sie an eine ehrerbietige Unterwürfigkeit gewöhnt, indem sie ihr immer sagten: „Meine Tochter, derartige Kenntnisse sind keine Sache deines Alters; dein Gatte wird dich darüber belehren, wenn es einmal Zeit ist.“ Im Uebrigen haben sie ihr die Frömmigkeit, anstatt ihr lange Reden darüber zu halten, durch ihr Beispiel gepredigt, und dieses Beispiel hat sich in ihr Herz geprägt.

137. Sophie liebt die Tugend; diese Liebe ist bei ihr zur herrschenden Leidenschaft geworden. Sie liebt sie, weil sie das schönste ist, was es gibt; sie liebt sie, weil die Tugend den Ruhm des Weibes ausmacht und weil eine tugendhafte Frau ihr fast den Engeln gleich scheint; sie liebt sie als den einzigen Weg zum wahren Glücke und weil sie in dem Leben eines unehrbaren Weibes nur Elend, Verlassenheit, Unglück, Vorwurf und Schande sieht; sie liebt sie endlich, weil sie ihrem verehrungswürdigen Vater und ihrer zärtlichen und würdigen Mutter theuer ist: es ist ihnen nicht genug durch ihre eigene Tugend glücklich zu sein, auch die ihrige soll dazu beitragen, sie aber erkennt als ihr erstes Glück die Hoffnung, das Glück der Eltern auszumachen. Alle diese Gefühle flößen ihr eine Begeisterung ein, welche ihre Seele erhebt und alle ihre kleinlichen Neigungen einer so edlen Leidenschaft unterwürfig erhält. Sophie wird keusch und ehrbar sein bis zu ihrem letzten Seufzer; sie hat es in ihrem tiefsten Herzen geschworen und sie hat es in einer Zeit geschworen, wo sie schon das volle Bewußtsein hatte, was es kostet einen solchen Schwur zu halten; sie hat es geschworen in einer Zeit, wo sie sich von ihrem Gelöbniß hätte lossagen müssen, wenn es bestimmt gewesen wäre, daß ihre Sinne über sie herrschen sollten.

138. Sophie hat nicht das Glück eine liebenswürdige Französin zu sein, kalt von Gemüth und gefallsüchtig aus Eitelkeit, vielmehr darauf ausgehend zu glänzen als zu gefallen, die Zerstreuung suchend und nicht das Vergnügen. Das Bedürfniß zu lieben allein verzehrt sie; dieses Bedürfniß macht sie nachdenklich und verwirrt ihr Herz bei Lustbarkeiten: ihre ehemalige Heiterkeit ist dahin; ausgelassene Spiele sagen ihr nicht mehr zu; sie fürchtet die Oede der Einsamkeit nicht, nein, sie sucht sie auf; sie sucht denjenigen, der sie ihr angenehm machen soll: die gleichgiltigen Menschen belästigen sie; sie will keinen Hof um sich, sondern einen Geliebten; sie will lieber einem einzigen ehrbaren Manne gefallen und ihm für immer gefallen als den Beifall der Tageslaune zu ihren Gunsten anzurufen, welcher einen Tag dauert und sich am anderen Tag in Hohn verwandelt.

139. Das Urtheil der Weiber bildet sich früher aus als das der Männer: da sie fast seit ihrer Kindheit sich selbst zu wehren und ein

schwer zu hütendes Pfand zu wahren haben, so muß das Gute und Böse ihnen nothwendig früher bekannt werden. Sophie ist in allem früh entwickelt, wie es in ihrer Anlage liegt, deshalb ist auch ihr Urtheil früher ausgebildet als bei anderen Mädchen ihres Alters. Es liegt darin nichts sehr Ungewöhnliches; die Reife ist nicht zu jeder Zeit und in jedem Lande die nämliche.*)

140. Sophie ist von den Pflichten ihres Geschlechtes und des unsrigen unterrichtet. Sie kennt die Fehler der Männer und die der Weiber; sie kennt auch die entgegengesetzten Eigenschaften und Tugenden, die ihr alle tief in's Herz geprägt sind. Von einer ehrbaren Frau kann man keinen höheren Begriff haben als denjenigen, den sie sich gebildet hat, und dieses Bild erschreckt sie nicht; doch denkt sie mit mehr Gefallen an den ehrbaren, tüchtigen Mann; sie fühlt, daß sie für diesen Mann geschaffen ist, daß sie seiner würdig und daß sie ihm das Glück zurückgeben kann, das sie von ihm empfängt; sie weiß wohl, daß sie ihn erkennen wird: es handelt sich nur darum ihn zu finden.**)

141. Die Frauen sind die natürlichen Beurtheilerinnen männlicher Tüchtigkeit, wie die Männer natürliche Richter weiblicher Vorzüge sind: dieß ist ein wechselseitiges Recht, von dem auch beide Theile wohl überzeugt sind. Sophie kennt dieses Recht und übt es aus, aber mit der Zurückhaltung, welche ihrer Jugend, ihrer Unerfahrenheit und ihrer Lebenslage zukömmt; sie urtheilt nur über die Dinge, welche in ihren Bereich gehören, und sie will dabei nur irgend eine practische Lebensregel gewinnen. Von den Abwesenden spricht sie nur mit der größten Vorsicht, besonders wenn es Frauen sind. Nur wenn diese, so meint sie, über ihr eigenes Geschlecht reden, werden sie schmähsüchtig und spöttisch: wenn sie sich darauf beschränken, über das unsrige zu urtheilen, sind sie nur billig. Sophie handelt also danach. Wenn sie über Frauen spricht, so geschieht es nur um das Gute zu sagen, was sie von ihnen weiß: diese Ehre glaubt sie ihrem Geschlecht schuldig zu sein; weiß sie über gewisse Frauen gar nichts Gutes zu sagen, so schweigt sie überhaupt, und dieß ist ja auch verständlich.

142. Sophie hat wenig Erfahrung im Umgang; doch ist sie verbindlich und aufmerksam und thut alles mit einer gewissen Anmuth. Eine glückliche Anlage thut mehr bei ihr als viele Kunst. Sie besitzt eine gewisse eigene Höflichkeit, welche mit Formeln nichts zu thun hat, den Moden nicht unterworfen ist und mit ihnen nicht wechselt und nichts gewohnheitsmäßig thut, sondern aus einem wahren Bedürfniß zu gefallen hervorgeht und wirklich auch gefällt. Sie weiß nichts von den land-

---

*) Damit vergleiche man übrigens R.'s Anmerkung zu IV § 20 und die Textstelle selbst.

**) Dieser § entspricht dem § 410 des IV. Buches.

läufigen Complimenten und erfindet auch keine gewählteren; sie sagt nicht, sie fühle sich sehr verbunden, man erweise ihr eine große Ehre, man möge sich doch nicht bemühen u. dgl. Es fällt ihr noch weniger ein Phrasen zu drechseln. Auf eine Aufmerksamkeit oder eine landübliche Höflichkeit antwortet sie mit einer Verneigung oder mit einem einfachen „Ich danke“; aber wenn sie das sagt, so ist es so gut als manches andere Wort. Einem wahren Dienst gegenüber läßt sie ihr Herz reden, und dieses findet dann keine bloße Höflichkeitsphrase. Sie hat es nie zugegeben, daß der französische Gebrauch sie zu einem fratzenhaften Benehmen nöthige, so hat sie nie, wenn sie von einem Zimmer in's andere gieng, ihre Hand auf den Arm eines sechszigjährigen Mannes gelehnt, den sie lieber selbst gestützt hätte. Wenn ein parfümirter Salonritter ihr diesen zudringlichen Dienst anbietet, so läßt sie den dienstfertigen Arm auf der Treppe, hüpft in zwei Sätzen in's andere Zimmer und sagt, sie sei gut zu Fuße. So hat sie auch nie hohe Absätze tragen wollen, obgleich sie nicht groß ist; ihre Füße sind niedlich genug sie zu entbehren.

143. Nicht bloß Frauen gegenüber verhält sie sich still und achtungsvoll, sondern auch vor verheiratheten oder im Alter ihr weit vorangehenden Männern; nur aus Gehorsam wird sie je ihren Platz über ihnen einnehmen und, sobald sie kann, wieder unter ihnen einen Platz aussuchen; denn sie weiß, daß die Rechte des Alters vor denen des Geschlechtes gehen, da sie die Annahme der Weisheit für sich haben, die vor allem geehrt werden muß.

144. Anders ist es bei jungen Leuten ihres Alters, da braucht sie einen anderen Ton um sich geltend zu machen und weiß ihn anzunehmen ohne das bescheidene Wesen, das ihr zusteht, aufzugeben. Sind sie selbst bescheiden und zurückhaltend, so wird sie gerne die liebenswürdige Vertraulichkeit der Jugend gegen sie beibehalten; ihre unschuldsvollen Unterhaltungen werden scherzend, aber anständig sein: werden sie ernsthaft, so verlangt sie, daß man etwas daraus lernen könne: arten sie in Albernheiten aus, so wird sie sofort Einhalt gebieten; denn sie verachtet vor allem das nichtssagende Gerede der Galanterie als sehr beleidigend für ihr Geschlecht. Sie weiß wohl, daß der Mann, den sie sucht, dieses Gerede nicht an sich hat, nie duldet sie aber gerne von einem anderen, was dem Manne nicht ansteht, dessen Bild sie tief in ihr Herz gedrückt hat. Die hohe Meinung, welche sie von den Rechten ihres Geschlechtes hat, der Stolz der Seele, den ihr die Reinheit ihres Sinnes gibt, jene Kraft der Tugend, welche sie in sich fühlt und die sie vor ihren eigenen Augen achtenswerth macht, flößen ihr Unwillen ein gegen das süßliche Geschwätz, womit man sie zu unterhalten meint. Sie nimmt es nicht mit scheinbarer Entrüstung auf, sondern mit spöttischem Beifall, der beschämt, oder mit einem kalten Wesen, auf das man nicht gefaßt ist.

Mag nun ein schöner Pommadeheld*) ihr seine Artigkeiten auskramen, ihr witzig schöne Dinge sagen über ihren Witz, ihre Schönheit und Anmuth, über das hohe Glück ihr zu gefallen, so kann es ihr einfallen ihn zu unterbrechen mit den höflichen Worten: „Ich fürchte sehr, ich müßte das besser wissen als Sie; wenn Sie nichts Wichtigeres zu sagen haben, so glaube ich, wir können unsere Unterhaltung damit beschließen.“ Dazu eine tiefe Verbeugung machen und dann zwanzig Schritte weit von ihm weglaufen, ist für sie das Werk eines Augenblicks. Man frage unsere süßen Herrchen, ob es leicht ist, vor einem so störrischen Kopf ein langes Geplauder anzustellen.

145. Indessen will sie doch sehr gerne gelobt werden, nur muß es im Ernst geschehen und sie muß annehmen können, man denke auch ebenso gut von ihr, wie man sagt. Um zu zeigen, daß man ihre Vorzüge fühlt, muß man selbst erst solche aufweisen. Eine Huldigung, welche auf Achtung gegründet ist, kann ihrem stolzen Herzen wohl thun, aber alle galanten Spiegelfechtereien werden immer von ihr zurück gewiesen; Sophie ist nicht dazu angethan, die kleinen Künste eines fahrenden Ritters auszubilden.

146. Bei einer so großen Reife des Urtheils wird Sophie, welche in jeder Hinsicht wie ein zwanzigjähriges Mädchen entwickelt ist, in ihrem fünfzehnten Jahre von ihren Eltern durchaus nicht als Kind behandelt worden. Kaum bemerken sie an ihr die erste Unruhe der Jugend, so werden sie, bevor sie weiter um sich greifen kann, schleunigst Vorsorge treffen und zärtlich und vernünftig mit ihr reden, und zwar, wie es ihrem Alter und Charakter angemessen ist. Ist dieser Charakter der Art, wie ich ihn mir denke, so möchte ihr Vater wohl ungefähr so zu ihr reden:

147. „Sophie, du bist nun ein erwachsenes Mädchen, aber du bist es nicht geworden um es immer zu bleiben. Wir wollen, daß du glücklich seiest, und wir wollen das für uns selbst, weil unser Glück von dem deinigen abhängt. Das Glück eines ehrbaren Mädchens besteht darin, daß es das Glück eines ehrbaren Mannes ausmache: wir müssen also daran denken dich zu verheiraten, und wir müssen frühzeitig daran denken, weil von der Heirat das Glück des Lebens abhängt und weil man nie Zeit genug hat daran zu denken.

148. „Nichts ist schwerer als die Wahl eines rechten Gatten, schwerer vielleicht nur die einer rechten Frau. Du, Sophie, sollst dieses seltene Weib sein, du sollst die Zierde unseres Lebens und das Glück

*) Phébus, die Figur des schönredenden, von Schönheit strahlenden Musenführers in den mythologisirenden Singspielen der Rococozeit. Cramer: „ein schönthuendes Schwulstwentchen.“ Bei A. Gryphius wird einmal in einer Briefüberschrift (Horribilicribrifax 2. Aufz.) eine angebetete Dame „die beredsamste Phoebussin dieser Welt“ genannt. Phébus im heutigen Französisch heißt „Schwulst“.

unseres Alters sein; wie groß aber auch deine Vorzüge sein mögen, es gibt auf Erden Männer genug, welche noch größere besitzen als du. Jeder von ihnen müßte es sich wohl zur Ehre rechnen dich zu erhalten, doch würden viele noch eine größere Ehre für dich sein. Es handelt sich nun darum aus dieser Zahl einen herauszufinden, der für dich paßt, ihn kennen zu lernen und auch ihm bekannt zu werden.

149. „Das größte Glück in der Ehe hängt vom Zusammentreffen so vieler Umstände ab, daß es thöricht wäre, auf alle zu zählen. Zunächst muß man sich der wichtigsten versichern: finden sich die andern hinzu, so nimmt man sie um so lieber; fehlen sie, so verzichtet man darauf. Vollkommenes Glück wohnt nicht auf Erden; aber das größte Unglück, das man jedoch immer vermeiden kann, ist es, unglücklich aus eigener Schuld zu sein.

150. „Die Umstände, die da zusammenstimmen müssen, können nun natürlicher Art sein oder auf den Lebenseinrichtungen beruhen, etliche beruhen auch nur auf der angenommenen Meinung. Ueber die beiden letzteren Fälle urtheilen die Eltern, über die erstgenannten entscheiden die Kinder allein. Bei den durch die elterliche Auctorität geschlossenen Ehen läßt man sich einzig durch die Uebereinstimmung in den Lebensverhältnissen und die Rücksicht auf die allgemeine Meinung leiten; man verheirathet da nicht die Menschen, sondern ihre Lebensstellung und ihren Besitz; das kann sich aber alles ändern; nur die Menschen bleiben immer und tragen sich immer mit sich selbst herum; dem Schicksal zum Trotz kann eine Ehe nur durch die persönlichen Beziehungen glücklich oder unglücklich sein.

151. „Deine Mutter war aus angesehener Familie, ich selbst war reich: das waren die einzigen Erwägungen, die unsere Eltern bestimmten uns zu verbinden. Ich habe meinen Besitz verloren, deine Mutter ihren Namen: was nützt es ihr heute, als Fräulein geboren zu sein, da sie doch von ihrer Familie vergessen ist? In unserem Mißgeschick hat die Vereinigung unserer Herzen uns über alles getröstet; unsere Neigungen stimmten überein in der Wahl dieses einsamen Wohnortes; hier leben wir glücklich in der Armuth und sind uns selbst alles. Sophie ist unser gemeinsamer Schatz; wir segnen den Himmel, daß er uns diesen gegeben und alles Uebrige uns genommen hat. Siehe, mein Kind, so weit hat uns die Vorsehung gebracht: die Rücksichten, die uns zusammengeführt, sind weggefallen; wir sind glücklich nur durch diejenigen, die man gar nicht in Rechnung gezogen hat.

152. „Die Gatten müssen sich selbst zusammenfinden. Die wechselseitige Neigung muß ihr erstes Band sein, ihre Augen und Herzen ihre ersten Führer; denn da es ihre erste Pflicht ist sich zu lieben, wenn sie einmal vereinigt sind, und da Lieben oder Nichtlieben nicht von uns selbst abhängt, so führt diese Pflicht nothwendig eine andere mit sich, nämlich die, sich zuerst zu lieben, bevor man sich vereinigt hat, das ist das Recht

der Natur, das Niemand umstoßen kann: diejenigen, welche es durch so viele bürgerliche Gesetze eingeschränkt haben, haben mehr die scheinbare Ordnung als das Glück der Ehe und die Sitten der Bürger im Auge gehabt.*) Du siehst, liebe Sophie, daß wir dir keine schwere Moral predigen. Sie will nur dich selbst zur Herrin deines Geschickes machen und die Wahl deines Gatten von uns auf dich selbst übertragen.

153. „Nachdem wir dir nun die Gründe dargelegt, warum wir dir gänzliche Freiheit lassen, ist es billig auch von deinen Gründen mit dir zu reden, damit du sie verständig anwendest. Liebe Tochter, du bist gut und vernünftig, du hast einen geraden und frommen Sinn, du besitzest die Fähigkeiten, die eine ehrbare Frau haben soll, und verstehst es dich angenehm zu machen; aber du bist arm: du hast die schätzbarsten Güter, aber du entbehrst diejenigen, welche man am meisten schätzt. Trachte also nur nach dem, was du erreichen kannst, und richte deine Ziele nicht nach deinem Urtheil oder dem unsrigen, sondern nach dem Urtheil der Menschen. Handelt es sich nur darum, Vorzüge gegen Vorzüge auszugleichen, so wüßte ich nicht, wo ich deinen Hoffnungen ein Ziel setzen müßte: richte sie aber nicht höher, als deine Lebenslage ist, und vergiß nicht, daß diese dich auf die unterste Stufe stellt. Obgleich ein deiner würdiger Mann diese Ungleichheit nicht als ein Hinderniß ansieht, so mußt du in diesem Falle doch thun, was er nicht thun wird: Sophie soll es machen wie ihre Mutter, sie soll nur in eine Familie eintreten, die sich eine Ehre aus ihr macht; du hast unseren Wohlstand nicht gesehen, du kamst in der Zeit unserer Armuth zur Welt; du machst sie uns süß und theilst sie ohne Beschwer. Höre auf mich, Sophie, und suche keine Güter, die der Himmel zu unserem Segen von uns genommen hat; wir haben das Glück erst gekostet, da wir den Reichthum verloren hatten.

154. „Du bist zu liebenswürdig um Niemanden zu gefallen, und deine Verhältnisse sind nicht so schlecht, daß du einem rechten Mann zur Last fallen müßtest. Du wirst gesucht werden, selbst vielleicht von Leuten, die Deiner nicht werth sind. Zeigten sie sich dir so wie sie sind, so würdest du sie nach ihrem Werthe schätzen; ihr aufgeblasenes Wesen würde nicht lange Eindruck auf dich machen: aber wenn du auch ein gesundes Urtheil hast, und wahren Werth zu erkennen weißt, es fehlt dir doch an Erfahrung, und du weißt nicht, bis zu welchem Grad die Menschen sich verstellen können. Ein gewandter Schurke kann deine Neigungen ausforschen um dich zu verführen und dir gegenüber Tugenden heucheln, die er nicht besitzt. Er würde dich überlisten, liebe Sophie, bevor du es gewahr würdest, und du würdest deinen Irrthum nur erkennen, um ihn zu

*) Das ist nicht blos R.'s Ansicht gewesen. Von den Wahlverwandtschaften bis zum letzten Roman der G. Sand wird dieses „Recht der Natur" auf allen Positionen vertheidigt; aber bei R. ist der Satz nothwendige Folge seiner ganzen Anschauung.

beweinen. Die gefährlichste aller Klippen welche die Vernunft nicht vermeiden kann, ist die der Sinne: wenn du je das Unglück hast auf sie zu gerathen, wirst du nur noch Wahn und Trugbilder erblicken, deine Augen werden irre sehen, dein Urtheil wird verwirrt, dein Wille verkehrt werden, und du wirst selbst deinen Irrthum lieben; und wärest du sogar im Stande ihn zu erkennen, so würdest du dich nicht von ihm losmachen wollen. Meine Tochter, ich überlasse dich Sophiens vernünftiger Einsicht, nicht der Neigung ihres Herzens. Solange dein Blut kalt ist, bleibe du dein eigener Richter; aber sobald du liebst, übergib dich der Obhut deiner Mutter.

155. „Ich schlage dir eine Vereinbarung vor, welche dir ein Zeichen unserer Achtung sein und die natürliche Ordnung unter uns wiederherstellen soll. Die Eltern suchen ihrer Tochter einen Gatten aus und befragen sie nur der Form nach: das ist der herkömmliche Gebrauch. Wir unter uns werden gerade das Gegentheil thun: du wählst und wir werden zu Rathe gezogen. Gebrauche nun dein Recht, meine Sophie; gebrauche es frei und vernünftig. Du selbst sollst den Gatten wählen, der für dich paßt, nicht wir; aber unsere Sache ist es zu beurtheilen, ob du dich nicht täuschest in Bezug auf die Zusammengehörigkeit und ob du nicht, ohne es zu wissen, etwas anderes thust, als in deiner Absicht liegt. Herkunft, Besitz, Stand und Gerede geben bei uns keinen Ausschlag. Wähle einen rechten Mann, dessen Person dir gefällt und dessen Charakter dir zusagt; mag er im Uebrigen sein, wie er will, wir werden ihn zum Schwiegersohne annehmen. Wenn er Arme hat und gute Sitten und seine Familie liebt, wird sein Vermögen immer groß genug sein. Seine Stellung wird immer hoch genug sein, wenn er ihr durch seine Tugend Ehre macht. Würde auch die ganze Welt uns tadeln, was thut es? wir trachten nicht nach dem Beifall der Welt, dein Glück genügt uns."

156. Lieber Leser, ich weiß nicht, welche Wirkung eine solche Rede auf die nach euerer Art erzogenen Mädchen machen würde. Sophie allerdings würde mit Worten nicht darauf zu antworten vermögen; Scham und Rührung würden ihr es schwer machen sich auszudrücken: aber ich bin vollständig versichert, daß sie ihr ganzes Leben hindurch ihrem Herzen eingeprägt bleiben wird und daß, wenn man auf irgend einen menschlichen Entschluß zählen kann, es auf den Vorsatz geschehen könnte, den diese Worte in ihr erwecken werden, den Vorsatz nämlich, der Achtung ihrer Eltern würdig zu sein.

157. Setzen wir aber den schlimmsten Fall und geben wir ihr eine feurige Gemüthsart, die ihr ein langes Warten beschwerlich machen wird; ich behaupte, daß ihr Urtheil, ihre Kenntnisse, ihr Geschmack, ihr Zartsinn und vor allem die Sinnesart, in der sie von Kindheit an aufgezogen worden ist, dem Ungestüm ihrer Sinne ein Gewicht entgegenstellen werden, hinreichend um sie zu besiegen oder wenigstens ihnen lange zu widerstehen. Lieber würde sie als ein Opfer ihrer Lage sterben als ihre

Eltern zu betrüben, einen Mann ohne Werth zu heirathen und sich dem Unglück einer Mißheirath auszusetzen. Gerade die Freiheit, die sie empfangen, gibt ihrer Seele nur einen neuen Schwung und macht sie schwieriger in der Wahl ihres Herrn. Bei dem Naturell einer Italienerin und der Empfindsamkeit einer Engländerin hat sie, um ihr Herz und ihre Sinne in Schranken zu halten, den Stolz einer Spanierin, welche selbst, wenn sie einen Geliebten sucht, nicht leicht denjenigen findet, den sie ihrer würdig erachtet.

158. Es ist nicht jedermanns Sache zu fühlen, welchen Schwung der Sinn für das Ehrbare der Seele gibt und welche Kraft man in sich finden kann, wenn man aufrichtig tugendhaft sein will. Es gibt Leute, denen alles Große wie ein Hirngespinst vorkommt und welche in ihrem niedrigen und gemeinen Sinn niemals einsehen werden, was selbst der Wahnsinn der Tugend über die menschlichen Leidenschaften vermag.*) Zu diesen Leuten muß man nur in Beispielen reden: um so schlimmer für sie, wenn sie diese zu leugnen sich vorsetzen. Wenn ich ihnen sagte, daß Sophie durchaus kein erdichtetes Wesen und daß nur ihr Name von mir erfunden sei, daß ihre Erziehung, ihre Sitten, ihr Charakter und selbst ihre Erscheinung wirklich existirt haben und daß heute noch ihr Andenken einer ganzen achtbaren Familie Thränen kostet, so würden sie ohne Zweifel nichts davon glauben: doch was habe ich im Grunde davon zu befürchten, wenn ich ohne Umschweife die Geschichte eines Mädchens erzähle, welches Sophie so ähnlich ist, daß diese Geschichte die ihrige sein könnte, ohne daß es jemanden zu überraschen brauchte? Mag man sie für wirklich halten oder nicht, es liegt wenig daran: ich habe dann, wenn man will, Märchen erzählt, aber ich habe immerhin meine Methode dargelegt, und ich werde immerhin meinem Ziele entgegenschreiten.

159. Das junge Mädchen mit der Gemüthsart, welche ich Sophie beigelegt habe, hatte übrigens alle die betreffenden Eigenschaften, welche ihr diesen Namen verdienen konnten, und ich lasse ihr denselben auch. Nach der eben erzählten Unterredung glaubten ihre Eltern, es würden sich in dem Dorfe, das sie bewohnten, die Gelegenheiten zu einer Verheirathung nicht finden, und sie schickten sie daher für einen Winter in die Stadt zu einer Tante, welche man insgeheim von dem Zweck dieser Reise in Kenntniß setzte: denn die stolze Sophie trug im Grunde ihres Herzens den edlen Stolz den Sieg über sich selbst zu erringen; und wäre ihr Bedürfniß nach einem Gatten auch noch so groß gewesen, sie wäre lieber als Mädchen gestorben, als daß sie sich entschlossen hätte, einen Gatten selbst zu suchen.

160. Um den Absichten der Eltern zu entsprechen, führte ihre Tante

*) La folie de la vertu. Wir erinnern an die „Tugendtrunkenheit", von der sich R. in einer gewissen Zeit erfüllt fühlte.

sie in die Familien, in die Gesellschaften und zu den Festen und ließ ihr die Welt oder vielmehr sie der Welt sehen, denn Sophie kümmerte sich wenig um all das Getriebe. Man bemerkte indessen, daß sie den jungen Leuten von angenehmer Erscheinung, welche anständig und bescheiden auftraten, nicht aus dem Wege gieng. Sie hatte selbst bei ihrer Zurückhaltung eine gewisse Kunst sie anzuziehen, welche der Coquetterie ziemlich gleich sah; aber nachdem sie sich zwei oder drei Male mit ihnen unterhalten hatte, fühlte sie sich von ihnen zurückgestoßen. An Stelle jener vornehmen Art, welche die Huldigungen anzunehmen scheint,*) ließ sie bald eine demüthigere Haltung und eine abstoßendere Höflichkeit treten. Immer aufmerksam auf sich selbst, ließ sie ihnen keine Gelegenheit mehr ihr den geringsten Dienst zu erweisen: sie zeigte es ihnen deutlich genug, daß sie nicht ihre Auserkorene sein wolle.

161. Empfindsame Herzen haben nie Gefallen gefunden an den geräuschvollen Vergnügungen, dem eitlen und unfruchtbaren Glück der Gefühllosen, die da glauben, das Leben betäuben heiße es genießen. Sophie, welche nicht fand, was sie suchte und die Hoffnung aufgegeben es auf diesem Wege zu finden, wurde der Stadt überdrüssig. Sie liebte ihre Eltern zärtlich, fand aber keinen Ersatz für sie, und nichts war im Stande ihr Andenken bei ihr zu verlöschen; sie kehrte wieder zu ihnen zurück, lange vor der für die Rückkehr bestimmten Zeit.

162. Kaum hatte sie ihre Beschäftigungen im elterlichen Hause wieder aufgenommen, so sah man, daß sie, ohne ihr Betragen geändert zu haben, doch ihre Stimmung gewechselt hatte. Sie war zu Zeiten zerstreut und ungeduldig; sie war traurig und träumerisch, sie verbarg sich um zu weinen. Man glaubte anfänglich, sie liebe und schäme sich dessen: man sprach mit ihr darüber, aber sie verwahrte sich dagegen. Sie betheuerte niemanden gesehen zu haben, der ihr Herz hätte rühren können, und Sophie log nicht.

163. Indessen nahm ihr schmachtendes Wesen immer mehr zu und ihre Gesundheit begann zu leiden. Ihre Mutter, durch diesen Wechsel beunruhigt, entschloß sich endlich die Ursache auszuforschen. Sie nahm sie zu sich unter vier Augen und setzte nun jene einschmeichelnde Sprache, jene unwiderstehlichen Liebkosungen, die nur mütterliche Zärtlichkeit zu finden weiß, ihr gegenüber in's Werk: „Liebe Tochter, du, die ich unter meinem Herzen getragen und immer in meinem Herzen hege, gieße die Geheimnisse deines Herzens in den Busen deiner Mutter. Welche Geheimnisse sind es denn, die deine Mutter nicht wissen darf? Wer grämt sich denn um deinen Gram, wer theilt deine Schmerzen und will sie dir abnehmen, wer anders als dein Vater und ich? O, mein liebes Kind, soll ich an deinem Schmerze sterben, ohne ihn zu kennen?“

---

*) R. hatte zuerst zugesetzt: „und die erste weibliche Gunst ist“. —

164. Das Mädchen verbirgt aber seinen Kummer vor der Mutter nicht, nein, sie wünschte nichts sehnlicher als sie zur Trösterin und Vertrauten zu haben; aber die Scham verschloß ihr den Mund, und ihre Sittsamkeit fand keine Sprache einen Zustand zu beschreiben, der ihrer so wenig würdig war wie die Aufregung, die trotz ihrer Anstrengung ihre Sinne verwirrte. Ihre Mutter aber, der ihre Scham alles verrathen hatte, entrang ihr nun das demüthigende Geständniß. Doch drückte sie sie durchaus nicht nieder durch ungerechte Vorwürfe, sie tröstete sie, beklagte sie und weinte über sie: sie war zu verständig, um aus einem Leiden, das nur durch ihre Tugend so bitter wurde, ihr ein Verbrechen zu machen. Aber warum ohne Noth ein Uebel ertragen, wofür es ein so leichtes und so erlaubtes Mittel gab? Warum sollte sie die Freiheit, die man ihr gegeben, nicht benützen? warum sollte sie nicht einen Gatten annehmen? warum nicht selbst sich einen wählen? Wußte sie nicht, daß ihr Loos von ihr allein abhieng? und daß ihre Wahl, wie sie auch ausfallen möchte, würde bestätigt werden, da sie doch immer nur eine ehrbare Wahl treffen würde? Man hatte sie in die Stadt geschickt, aber sie hatte nicht bleiben wollen; mehrere Gelegenheiten hatten sich geboten, aber sie hatte alle ausgeschlagen. Worauf wartete sie denn, was wollte sie noch? Welch unerklärlicher Widerspruch.

165. Die Anwort war einfach. Handelte es sich nur um eine Stütze für die Jugend, so war die Wahl bald getroffen: aber ein Herr für das ganze Leben ist nicht so leicht zu wählen, und da man diese beiden Wahlen nicht trennen kann, so muß man wohl warten und oft seine Jugend verlieren, bevor man den Mann findet, mit dem man seine Tage zubringen mag. In diesem Falle befand sich Sophie: sie hatte das Bedürfniß eines liebenden Mannes, dieser aber sollte ein Ehegatte sein; und das Herz, das sie ihrem Herzen schuldig war, war nicht weniger schwer zu finden. Alle diese so hübschen jungen Leute hatten keine andere Beziehung zu ihr als die Gleichheit des Alters, jede andere fehlte immer; ihr oberflächlicher Sinn, ihre Eitelkeit, ihr Geschwätz, ihre ungeordneten Sitten, ihre unmännliche Nachäfferei flößten ihr einen Widerwillen vor ihnen ein. Sie suchte einen Mann und fand nur Affen; sie suchte eine Seele und fand keine.

166. „Wie unglücklich bin ich," sagte sie zu ihrer Mutter, „ich brauche Liebe und finde nichts, was mir gefallen könnte. Mein Herz stößt alle zurück, welche meine Sinne an sich ziehen. Ich sehe keinen einzigen, der mir keinen Wunsch erweckte, keinen, der ihn nicht zurückdrängte; Neigung ohne Achtung kann nicht bestehen. O, das sind keine Männer wie der, den deine Sophie braucht! sein bezauberndes Bild ist meiner Seele zu tief eingeprägt. Sie kann nur ihn lieben, nur ihn glücklich machen, glücklich nur mit ihm sein. Lieber will sie sich verzehren und unaufhörlich kämpfen, lieber unglücklich, aber frei sterben als ohne Hoffnung bei

einem Manne, den sie nicht liebte, und den sie selbst unglücklich machte; lieber nicht mehr leben als leben um zu leiden."

167. Ihre Mutter war betroffen von diesem eigenthümlichen Wesen, und sie fand es zu sonderbar um nicht ein Geheimniß dahinter zu vermuthen. Sophie war weder spröd noch albern.*) Wie konnte sie sich darin gefallen so übertrieben wählerisch zu sein, sie, der man von Kindheit an nichts so angelegentlich gelehrt hatte, als sich in die Menschen zu schicken, mit denen sie leben sollte, und aus der Noth eine Tugend zu machen? Das Bild des liebenswerthen Mannes, von dem sie so bezaubert war und welches so oft in ihren Unterhaltungen wiederkehrte, brachte ihre Mutter auf die Vermuthung, daß diese Laune irgend einen anderen Grund habe, den sie noch nicht kannte, und daß Sophie nicht alles gesagt habe. Die Unglückliche suchte unter dem Drucke ihres geheimen Grames nur ihr Herz zu erleichtern. Ihre Mutter drängt sie; sie zögert; endlich ergibt sie sich, verläßt das Zimmer ohne ein Wort zu sagen und kommt einen Augenblick darauf mit einem Buche in der Hand wieder zurück: „Beklage deine unglückliche Tochter; ihr Schmerz ist hoffnungslos, ihre Thränen werden nicht versiegen. Du willst den Grund wissen: nun, hier ist er" — damit warf sie das Buch auf den Tisch. Die Mutter nimmt es und öffnet es: es waren „Telemach's Erlebnisse". Zuerst war ihr das Räthsel unfaßlich: durch eine Reihe von Fragen und dunkeln Antworten entdeckt sie endlich zu ihrer leicht begreiflichen Ueberraschung, daß ihre Tochter die Nebenbuhlerin der Eucharis ist.

168. Sophie liebte Telemach, und sie liebte ihn mit einer Leidenschaft, die nichts stillen konnte. Sobald ihre Eltern Kenntniß von ihrer Schwärmerei erhalten hatten, lachten sie darüber und glaubten durch vernünftige Vorstellungen sie davon abbringen zu können. Sie täuschten sich aber: die Vernunft war nicht ganz auf ihrer Seite; Sophie hatte ihre eigene Vernunft und wußte sie geltend zu machen. Wie oft brachte sie ihre Eltern zum Schweigen, indem sie ihre eigenen Gründe gegen sie gebrauchte und ihnen zeigte, daß sie das ganze Uebel selbst angerichtet und daß sie ihre Tochter nicht für einen Mann ihrer Zeit gebildet hätten; sie müßte nothwendig die Denkart ihres Gatten annehmen oder ihm die ihrige beibringen; das erstere hätten sie unmöglich gemacht durch die Art, wie sie sie erzogen hätten, das zweite aber wäre gerade in ihrer Absicht gelegen. „Gebet mir," sagte sie, „einen Mann, der von meinen Grundsätzen durchdrungen oder den ich zu denselben bewegen kann, und ich werde ihn heirathen: bis dahin zankt nicht mit mir, sondern beklagt mich. Ich bin unglücklich, aber nicht närrisch. Hängt denn das Herz vom Willen ab?

*) Sophie n' était ni précieuse ni ridicule. Anspielung auf die von Molière gerichteten Gesetzgeberinnen des literarischen und sprachlichen Geschmackes, die précieuses ridicules. Eine entsprechende Uebersetzung ist im Deutschen ebenso unmöglich, wie es glücklicherweise die Sache selbst in Deutschland war und ist.

Hat mein Vater es nicht selbst gesagt? Ist es meine Schuld, wenn ich liebe, was nicht existirt? Ich bin keine Träumerin; ich will keinen Prinzen, ich suche nicht Telemach, ich weiß, daß er nur eine Dichtung ist: ich suche einen Mann, der ihm gleiche. Und warum sollte dieser Mann nicht existiren, da ich existire, die ein dem seinigen so ähnliches Herz in sich fühlt? Nein, laßt uns die Menschheit nicht so sehr beschimpfen, denken wir nicht, daß ein liebenswerther und tugendhafter Mensch nur ein Wahnbild sei. Er existirt, er lebt, er sucht mich vielleicht; er sucht eine Seele, die ihn zu lieben versteht. Aber wer ist er? Wo ist er? Ich weiß es nicht: es ist keiner der Männer, die ich gesehen habe; vermuthlich auch keiner von denjenigen, die ich sehen werde. O Mutter, warum hast du mir die Tugend allzu liebenswerth gemacht? Wenn ich nur sie lieben kann, so ist der Fehler mehr an dir als an mir."

169. Soll ich diese traurige Erzählung bis zur Katastrophe fortführen? Soll ich die langen Kämpfe, die ihr vorausgiengen, berichten? Soll ich die Ungeduld einer Mutter beschreiben, welche ihre anfänglichen Liebkosungen in Strenge verwandelt? soll ich den Zorn des Vaters schildern, welcher seine früheren Versprechungen vergißt und das tugendhafteste Mädchen als eine Närrin behandelt? Soll ich endlich die Unglückliche selbst schildern, welche ihrem Wahnbilde noch treuer anhängt, seit sie seinetwegen Verfolgungen zu erdulden hat, welche langsamen Schrittes dem Tode entgegen geht und in dem Augenblicke, wo man sie zum Altare schleppen will, in's Grab hinuntersinkt? Nein, weg mit diesen traurigen Bildern. Ich brauche nicht so weit zu gehen um an einem, wie mir dünkt, hinreichend schlagenden Beispiel zu zeigen, daß trotz den aus den Sitten unserer Zeit entspringenden Vorurtheilen die Begeisterung für das Sittliche und Schöne den Weibern ebenso wenig fremd ist wie den Männern und daß unter der Leitung der Natur bei ihnen alles ebenso gut zu erreichen ist wie bei uns.

170. Man unterbricht mich hier und frägt, ob denn die Natur es verlangt, daß wir so viele Mühsale über uns nehmen um unmäßige Begierden zu unterdrücken. Ich antworte „nein", aber ich behaupte auch, daß nicht die Natur uns so viele unmäßige Begierden eingibt. Alles, was nicht von ihr ist, ist eben gegen sie: ich habe das schon tausendmal bewiesen.

171. Geben wir unserem Emil seine Sophie: richten wir dieses liebenswürdige Mädchen wieder auf, um ihm eine weniger lebhafte Einbildung und ein glücklicheres Loos zu geben. Ich wollte ein gewöhnliches Weib darstellen; aber in meinem Bestreben ihr eine erhabene Seele zu geben habe ich ihre Vernunft verwirrt; ich bin selbst auf Abwege gerathen.*) Kehren wir um. Sophie hat nur eine gute Gemüthsanlage

*) Allerdings hat sich R. verirrt und zwar in's Romanhafte, das den Charakter der späteren Fortsetzung des Emil (Anhang I) ganz und gar bestimmt.

in einer gewöhnlichen Seele; alles was sie vor den anderen Weibern voraus hat, ist die Wirkung ihrer Erziehung.

---

172. Ich habe mir in diesem Buche vorgenommen alles zu sagen, was eintreten konnte, und jedem die Wahl zu lassen, was ich etwa Brauchbares gesagt haben könnte, für sich zu nehmen, wenn es für ihn paßte. Von Anfang an war es meine Absicht die Gefährtin Emil's von frühe auf zu bilden und beide für und mit einander zu erziehen. Als ich aber darüber nachdachte, fand ich, daß alle diese zu frühzeitigen Vorkehrungen unzweckmäßig und daß es widersinnig sei zwei Kinder für einander zu bestimmen, bevor man erkennen konnte, ob diese Vereinigung den Absichten der Natur entspreche und ob sich die für eine solche Verbindung schicklichen Beziehungen zwischen ihnen finden würden. Man muß das, was dem Zustand der Wildheit natürlich ist, nicht verwechseln mit dem, was dem bürgerlichen Zustand natürlich ist.*) Im ersteren schicken sich alle Weiber zu allen Männern, weil beide erst nur die anfängliche, gemeinsame Gestalt haben; im zweiten ist jeder Zug durch die gesellschaftlichen Einrichtungen entwickelt, jeder Geist hat seine eigene bestimmte Form erhalten, nicht durch die Erziehung allein, sondern von dem gut oder übel geleiteten Zusammentreffen des Natürlichen und der Erziehung, und so kann man sie nur noch auf die Weise zu einander bringen, daß man sie einander gegenüberstellt um zu sehen, ob sie in jeder Beziehung für einander passen, oder wenigstens diejenige Wahl vorzuziehen, welche die meisten gegenseitigen Beziehungspunkte gewährt.

173. Der Uebelstand beruht darin, daß während der Entwickelung der Charaktere der gesellige Zustand die Stände scheidet; da nun diese beiden Bestimmungen einander durchaus nicht gleichen, so verwischt man die Charaktere um so mehr, je mehr man die Lebensbedingungen trennt. Daher die Mißheirathen und alle Unordnungen, die daraus entspringen; eine unabweisbare Folgerung ergibt, daß, je mehr man sich von der Gleichheit entfernt, um so mehr die natürliche Sinnesart sich ändert; je größer der Abstand zwischen den Großen und den Niedrigen wird, um so mehr lockert sich das eheliche Band; je mehr es Reiche und Arme gibt,

---

Die Aufgabe, den Menschen der Natur durch alle Möglichkeiten der geselligen Welt hindurchzuführen, würde auch einen anderen als R. auf diesen Abweg gebracht haben. Für R.'s Auffassung in dieser Beziehung ist von höchster Wichtigkeit § 168 und 210 d. B. — Formey, der diese Partie ziemlich wohlwollend bespricht, hat für R.'s. „Verirrung" kein Verständniß.

*) Diese Stelle wie IV § 162 ist für die Auffassung des Erziehungsideals bei R. von erster Bedeutung. Nur die Betrachtung dieser Stellen gibt die richtige Meinung der bekannten, aber oft einseitig interpretirten §§ 26 fg. des 1. Buches.

um so weniger gibt es Väter und Ehemänner. Weder Herr noch Knecht haben noch eine Familie, jeder sieht nur seinen Stand.

174. Will man den Mißbräuchen zuvorkommen und glückliche Ehen stiften, so ersticke man die Vorurtheile, vergesse die menschlichen Einrichtungen und berathe die Natur. Man vereinige nicht Leute, die nur in einer bestimmten Lebenslage zu einander passen und, wenn diese sich einmal ändert, sich nicht mehr für einander schicken können; man vereinige diejenigen, welche für einander passen werden, in welcher Lage sie sich auch befinden, welches Land sie bewohnen und in welche Stellung sie auch gerathen mögen. Ich sage nicht, daß die durch das Herkommen geschaffenen Beziehungen in der Ehe gleichgiltig seien, aber ich behaupte, daß dieser Einfluß durch das Gewicht der natürlichen Beziehungen so sehr überwogen wird, daß dieses in der That über das Lebensloos entscheidet und daß es Uebereinstimmungen in Neigung, Gemüthsart, Ansichten und Charakteren gibt, welche einen vernünftigen Vater, und wäre er Fürst oder Monarch, veranlassen müßten, seinem Sohne ohne Bedenken das Mädchen zu geben, das in allen diesen Beziehungen zu ihm passen würde, und stammte es auch aus einer unehrbaren Familie, wäre es selbst die Tochter des Henkers. Ja, ich behaupte, wenn alles denkbare Unglück auf zwei in rechter Ehe verbundene Gatten hereinbräche, sie werden dennoch in ihren gemeinsamen Thränen ein wahreres Glück genießen, als alles Erdenglück ihnen geben könnte, wenn es vergiftet wäre durch den Zwiespalt ihrer Herzen.

175. Anstatt also meinem Emil gleich in seiner Kindheit eine Gattin zu bestimmen, habe ich gewartet, bis ich eine für ihn passende kennen lernen würde. Nicht ich treffe diese Bestimmung, sondern die Natur; meine Aufgabe ist es, die Wahl zu erkennen, die sie getroffen hat. Ich sage meine Aufgabe, nicht die seines Vaters; denn, indem er mir seinen Sohn anvertraut, räumt er mir seinen Platz ein, er setzt mein Recht an die Stelle des seinigen; ich bin der wahre Vater Emil's, ich habe ihn zum Menschen gemacht. Ich würde es abgelehnt haben ihn zu erziehen, wäre es nicht in meine Befugnisse gestellt worden ihn zu verheirathen nach seiner Wahl d. h. nach der meinigen. Nur die Wonne einen Glücklichen zu machen kann für die Mühe entschädigen einen Menschen so weit zu bringen, daß er glücklich werden kann.

176. Man glaube aber auch nicht, daß ich mit der Wahl von Emil's Gattin so lange gewartet hätte, bis ich ihm selbst den Antrieb gegeben sie zu suchen. Diese angeblichen Nachforschungen sind nur ein Vorwand um ihn die Weiber kennen zu lehren, damit er den Werth derjenigen fühle, die für ihn paßt. Sophie ist schon lange gefunden; vielleicht hat Emil sie schon gesehen; aber er wird sie erst entdecken, wenn es Zeit ist.

177. Wenn auch eine gleiche Lebenslage für die Ehe nicht nothwendig ist, so gibt sie doch in Verbindung mit den übrigen Uebereinstimmungs=

punkten diesen einen größeren Werth, sie läßt sich mit keinemvon ihnen in Vergleich setzen, aber sie fällt doch in's Gewicht, wenn allesUebrige gleich ist.

178. Ein Mann, wenn er nicht etwa Monarch ist, kann nicht in allen Ständen eine Frau suchen; Vorurtheile, die er selbst vielleicht nicht hat, findet er an den anderen; und manches Mädchen würde sich wohl für ihn schicken, ohne daß er es darum auch erhalten könnte. Es gibt also Regeln der Klugheit, welche einem einsichtigen Vater in seinem Nachforschen Schranken ziehen müssen. Er muß seinem Schutzbefohlenen nicht eine Stellung über seinem Stande geben wollen, denn das hängt nicht von ihm ab. Könnte er es auch, so müßte er es dennoch nicht thun wollen; denn was hat der Stand für einen jungen Menschen zu bedeuten, für den meinigen wenigstens? Und dennoch setzt er sich, wenn er höher hinaufsteigt, tausend wirklichen Uebeln aus, die er sein ganzes Leben hindurch empfinden wird. Ich meine sogar, er solle nicht Güter verschiedener Art wie vornehme Abkunft und Geld gegen einanderausgleichen wollen, weil jedes von beiden dem anderen weniger Werth hinzugibt, als es von ihm Einbuße erleidet; weil man überdieß sich nie über eine gemeinsame Schätzung vereinigt*) und weil endlich der Vorzug, den jeder Theil seinem Einsatz gibt, Zwietracht zwischen den beiden Familien und oft zwischen den beiden Gatten stiftet.

179. Es begründet auch einen großen Unterschied für die Ordnung in der Ehe, ob der Mann eine Verbindung über oder unter seinem Stande eingehe. Der erste Fall widerspricht geradezu der Vernunft; der zweite ist ihr angemessener. Da die Familie mit der Gesellschaft nur durch ihr Oberhaupt zusammenhängt, so bestimmt der Stand dieses letzteren den der ganzen Familie. Wenn er in einer niedrigeren Gesellschaftsstufe sich verbindet, so steigt er nicht etwa herab, sondern er hebt seine Gattin herauf; wenn er dagegen eine Frau über seinem Stande nimmt, so erniedrigt er sie ohne selbst höher zu steigen. So stellt sich also im ersteren Fall ein Vortheil ohne Schaden, im zweiten ein Schaden ohne Vortheil heraus. Ueberdies ist es in der Ordnung der Natur, daß das Weib dem Manne gehorche. Wenn er sie also in einem niedrigeren Stande wählt, so stimmen die natürliche und die gesellschaftliche Ordnung mit einander, und alles geht gut. Das Gegentheil tritt ein, wenn der Mann sich über seinem Stande verbindet und sich vor die Wahl stellt sein Recht oder seine Dankbarkeit zu schädigen und undankbar zu sein oder mißachtet zu werden. Dann trachtet die Frau nach der Herrschaft und macht sich zur Gebieterin ihres Oberhauptes; der Herr aber wird Sklave and fühlt sich als das lächerlichste und elendste aller Geschöpfe. In dieser Lage befinden sich jene unglücklichen Günstlinge, welche die Könige Asiens durch Verbindungen mit sich ehren und quälen und die, wie man sagt, wenn sie bei ihren Frauen schlafen wollen, nur am Fußende in das Bett zu steigen wagen.

(* Anklang aus dem 3. Buche.

180. Ich erwarte, daß viele Leser sich daran erinnern werden, daß ich der Frau eine natürliche Befähigung gebe den Mann zu leiten, und mich hier eines Widerspruchs zeihen werden: sie täuschen sich dennoch. Es ist ein großer Unterschied, ob man sich das Recht zu befehlen anmaßt oder ob man denjenigen leitet, der befiehlt. Die Herrschaft der Frau ist eine Herrschaft der Sanftmuth, der Gewandtheit und Gefälligkeit; ihre Befehle sind Liebkosungen, ihre Drohungen sind Thränen. Sie soll im Hause regieren wie der Minister im Staate, indem sie sich befehlen läßt, was sie thun will. In dieser Beziehung steht es fest, daß die besten Haushaltungen diejenigen sind, wo die Frau das meiste Ansehen genießt. Aber wenn sie die Stimme des Oberhauptes verkennt, wenn sie seine Rechte sich anmaßen und selbst befehlen will, so entspringt aus einer solchen Mißordnung nur Elend, Aergerniß und Schande.

181. So bleibt denn die Wahl unter Frauen seines oder eines niedrigeren Standes; und ich glaube, daß man auch hinsichtlich dieser letzteren noch einige Einschränkungen machen muß; denn es ist schwer, in der Hefe des Volkes eine Gattin zu finden, welche das Glück eines ehrbaren Mannes zu begründen fähig wäre: nicht als ob man lasterhafter wäre in den letzten Ständen als in den ersten, sondern weil man in jenen wenig Begriff vom Schönen und Ehrbaren hat und weil die Ungerechtigkeit der anderen Stände diesem gerade in seinen Lastern die Gerechtigkeit sehen läßt.

182. Von Natur denkt der Mensch kaum. Das Denken ist eine Kunst, welche er lernt wie alle anderen und selbst noch mit mehr Mühe. Ich kenne für beide Geschlechter nur zwei wirklich unterschiedene Klassen: die der Denkenden und die der nicht Denkenden; und dieser Unterschied kommt fast allein von der Erziehung her. Ein Mensch aus der ersten dieser zwei Klassen soll sich nicht in der anderen eine Gefährtin suchen; denn der größte Reiz der Gesellschaft fehlt seiner Gesellschaft, wenn er, obwohl er eine Frau hat, genöthigt ist allein zu denken. Die Leute, welche ihr ganzes Leben einzig auf die Arbeit verwenden um zu leben, haben keinen anderen Gedanken als den an ihre Arbeit oder ihren Vortheil, und ihr ganzer Geist scheint in ihren Armen zu liegen. Diese Unwissenheit schadet weder der Rechtschaffenheit noch der Sittlichkeit; oft dient sie ihnen sogar; oft findet man sich mit seinen Pflichten ab, wenn man lang darüber nachdenkt, und setzt an Stelle der Sachen leere Worte. Das Gewissen ist der aufgeklärteste der Philosophen: man braucht Cicero's Officien nicht zu kennen um ein rechter Mann zu sein; und die allerehrbarste Frau weiß vielleicht am wenigsten, was Ehrbarkeit ist. Aber es ist nichts desto weniger wahr, daß ein gepflegter Geist allein den Verkehr angenehm macht; und es ist ein trauriges Ding für einen Familienvater, der sich in seinem Hause gefällt, wenn er genöthigt ist sich in sich selbst zu verschließen und sich mit niemanden aussprechen zu können.

183. Wie soll überdieß eine Frau, welche gar nicht gewöhnt ist nachzudenken, ihre Kinder erziehen? Wie wird sie unterscheiden, was ihnen zukömmlich ist? Wie wird sie sie geneigt machen für die Tugenden, welche sie nicht kennt, wie ihnen ein Verdienst nahe führen, von dem sie keinen Begriff hat? Sie wird ihnen nur zu schmeicheln oder zu drohen wissen, sie nur unverschämt oder furchtsam machen; sie wird gezierte Affen aus ihnen machen oder waghalsige Strolche, nie aber feinsinnige oder liebenswürdige Kinder.

184. Für einen Mann, der Erziehung hat, ziemt es sich also nicht, eine Frau zu nehmen, die keine hat, folglich auch nicht aus einem Stande, in dem man keine haben kann. Aber ich möchte noch hundertmal lieber ein einfaches, bäurisch erzogenes Mädchen als eine Gelehrte, einen Schöngeist, der in meinem Hause einen literarischen Richterstuhl aufschlüge und sich als Präsidentin auf denselben setzte. Eine schöngeistige Frau ist die Geißel ihres Mannes, ihrer Kinder, ihrer Freunde, ihrer Diener, ja der ganzen Welt. Von der erhabenen Höhe ihres Geistes herab mißachtet sie alle ihre weiblichen Pflichten und macht sich immer erst zum Manne auf Art des Fräulein de Lenclos.*) Außer dem Hause ist sie immer lächerlich und einer gerechten Kritik ausgesetzt, denn das ist man immer, sobald man aus seinem Stande heraustritt und für den Stand, den man ergreifen will, nicht gemacht ist. Alle diese hochgeistigen Frauen machen immer nur Eindruck auf die Narren. Man kennt ja den Künstler oder den Freund wohl, der die Feder oder den Pinsel führt, wenn sie arbeiten; man kennt den verschwiegenen Gelehrten, der ihnen im Geheimen ihre Orakel eingibt. Diese ganze Spiegelfechterei ist einer ehrbaren Frau unwürdig. Hätte sie wirkliche Fähigkeiten, so würde ihr Trachten darauf gehen sie herunterzudrücken. Ihre Ehre ist es nicht gekannt zu sein; ihr Stolz liegt in der Achtung ihres Gatten; ihre Lust beruht im Glücke ihrer Familie. Ich berufe mich auf meine Leser selbst und auf ihre Aufrichtigkeit: was gibt euch eine bessere Meinung von einer Frau, wenn ihr in das Gemach derselben eintretet, was flößt euch mehr Achtung ihr gegenüber ein, wenn ihr sie beschäftigt findet mit den Arbeiten ihres Geschlechtes, mit den Sorgen der Haushaltung, mitten unter den Kleidern ihrer Kinder? oder wenn ihr sie an ihrer Toilette trefft, Verse schreibend, umgeben von Schriften aller Art und kleinen Briefchen in allen Farben? Ein gelehrtes Mädchen wird Mädchen bleiben ihr ganzes Leben hindurch, wenn es einmal auf Erden nur noch vernünftige Männer gibt:

Quaeris cur nolim te ducere, Galla? diserta es.[1])

185. Nach diesen Erwägungen betrachten wir ihre äußere Erscheinung; sie fällt zuerst in die Augen und sollte doch zuletzt betrachtet werden

*) § 104.

[1]) Martial. XI, 20:
„Galla, warum deine Hand ich verschmähe? du redest zu witzig."

doch soll man sie auch nicht für nichts halten. Große Schönheit sollte man nach meiner Ansicht bei der Verheirathung vielmehr fliehen als aufsuchen. Die Schönheit nützt sich bald ab im Gebrauche; nach sechs Wochen gilt sie nichts mehr für den Besitzer, ihre Gefahren aber dauern so lange als sie selbst. Wenn eine schöne Frau kein Engel ist, so ist ihr Gatte der unglückseligste Mann; und wäre er auch ein Engel, wie könnte sie verhüten, daß er nicht fortwährend von Feinden umgeben ist? Wäre die größte Häßlichkeit nicht abstoßend, ich würde sie der höchsten Schönheit vorziehen; denn nach kurzer Zeit sind beide für den Gatten gleichgiltig, die Schönheit wird mißlich, die Häßlichkeit ein Vortheil. Aber die Häßlichkeit, welche Ekel hervorruft, ist das größte Unglück; diese Empfindung verwischt sich nicht etwa, sondern nimmt unaufhörlich zu und verwandelt sich in Haß. Eine solche Ehe ist eine Hölle; besser der Tod als eine solche Verbindung.

186. Man trachte in allem nach dem Mittelweg, ohne selbst die Schönheit auszunehmen. Eine angenehme und gefällige Erscheinung, welche nicht Liebe sondern Wohlwollen einflößt, ist immer vorzuziehen; sie beeinträchtigt den Gatten nicht, und der Vortheil kommt beiden Theilen zu Statten. Die Anmuth nutzt sich nicht ab wie die Schönheit: sie hat Lebenskraft und erneut sich immer, nach dreißigjähriger Ehe gefällt eine ehrbare anmuthige Frau ihrem Gatten wie am ersten Tage.

187. Diese Betrachtungen haben mich in der Wahl Sophiens bestimmt. In der Schule der Natur aufgezogen wie Emil, ist sie für ihn mehr geschaffen als irgend ein anderes Mädchen; sie wird das Weib des Mannes sein.*) Sie steht ihm gleich an Geburt und Werth, an Glücksgütern steht sie unter ihm. Sie bezaubert nicht beim ersten Anblick, aber sie gefällt jeden Tag mehr. Ihr größter Reiz macht sich nur nach und nach fühlbar; er entfaltet sich nur im vertrauteren Umgang, ihr Gemahl aber wird ihn mehr empfinden als irgend jemand. Ihre Bildung ist nicht glänzend, aber auch nicht vernachlässigt; sie hat Geschmack ohne Gelehrsamkeit, Talente ohne Kunst, Urtheil ohne Kenntnisse. Ihr Geist ist nicht gelehrt, aber er ist für das Lernen gebildet; er ist ein wohlbebautes Land, welches nur das Samenkorn erwartet um Früchte zu bringen. Sie hat nie andere Bücher gelesen als den Barrême**) und den Telemach, der ihr durch Zufall in die Hände gefallen ist; aber sollte ein Mädchen, das fähig ist für Telemach zu erglühen, ein Herz ohne Gefühl, einen Geist ohne Zartsinn haben? Wie liebenswerth ist ihre Unwissenheit! glücklich, wer ihr Lehrer sein darf! Sie wird nicht der Lehrmeister ihres Gatten

---

*) Vgl. § 124.

**) Barrême, geb. um 1650 zu Lyon, gest. 1703 zu Paris, bekannter arithmetischer Schriftsteller. Oben ist seine Schrift: „l'arithmétique ou le livre facile pour apprendre l'arithmétique soi-même. Paris 1677." (und später in vielen Auflagen) gemeint.

sein, sondern seine Schülerin: nicht ihrem Geschmack will sie ihn unterwerfen, nein, sie will den seinigen annehmen. Sie wird ihm werther sein, als wenn sie gelehrt wäre; er wird das Vergnügen haben ihr alles zu lehren. Endlich ist es Zeit, daß sie sich sehen; suchen wir sie einander näher zu bringen.

188. Traurig und in Gedanken versunken verlassen wir Paris. Dieser geschwätzige Ort ist nicht unser Anziehungspunkt. Emil wendet sich mit verächtlichem Blicke zu der großen Stadt zurück und sagt verdrießlich: Wie viele Tage haben wir mit fruchtlosem Suchen verloren! O, hier weilt die Gattin meines Herzens nicht. Mein Freund, du wußtest es wohl; aber meine Zeit ist dir gleichgiltig, und meine Qualen rühren dich wenig. — Ich sehe ihn festen Blickes an und sage ohne Erregung: Emil, glaubst du, was du da sagst? — Sofort wirft er sich voll Beschämung an meinen Hals und preßt mich an sein Herz ohne ein Wort zu sagen. — Das ist immer seine Antwort, wenn er Unrecht hat.

189. So ziehen wir denn durch das Land wie rechte fahrende Ritter, aber nicht auf Abenteuer ausgehend, nein, wir gehen ihnen gerade aus dem Wege, indem wir Paris verlassen; doch ahmen wir ihre schweifenden Fahrten ziemlich nach, bald eilend über Hals und Kopf, bald nur langsam weiterwandernd. — Wer meinem Gange recht gefolgt ist, wird den Sinn desselben endlich erfaßt haben: ich kann mir auch nicht denken, daß einer meiner Leser sich noch so sehr durch das Herkommen befangen ließe um anzunehmen, wir ließen uns Beide in einer wohlverschlossenen Postchaise dahinfahren ohne etwas zu sehen oder zu beobachten, indem wir die Frist zwischen der Abfahrt und der Ankunft einfach ausstrichen und in der Schnelligkeit unserer Fahrt die Zeit verlören um Zeit zu gewinnen.

190. Die Menschen sagen, das Leben sei kurz; ich sehe auch, daß sie es darauf absehen, es kurz zu machen. Sie wissen es nicht anzuwenden und beklagen sich über die Flüchtigkeit der Zeit, und ich sehe doch, daß sie ihnen zu langsam verfließt.*) Ihr Ziel erfüllt sie immer so, daß sie den Zwischenraum, der sie von ihm trennt, mit Unwillen betrachten: dem einen sollte es schon morgen sein, der andere möchte schon im nächsten Monat, ein Dritter schon zehn Jahre weiter sein; keiner will für heute leben, keiner ist mit der gegenwärtigen Stunde zufrieden, allen geht sie zu langsam vorbei. Wenn sie sich beklagen, daß die Zeit zu langsam verfließe, so lügen sie; sie würden sich gern die Macht erkaufen

*) Die Kürze der Zeit und die Unfähigkeit der Menschen, die kurze ihnen gegönnte Frist vernünftig anzuwenden, bildet eines der Themata, die in der Literatur jener Zeit immer wieder behandelt werden. Man vgl. Voltaire l'Ingénu ch. 2, wo von dem Huronen gesagt ist: „Er hatte nicht die Art unserer feinen Welt, die im müßigen Bette liegt, bis die Sonne die Hälfte ihres Laufs vollendet hat, die nicht schlafen und nicht aufwachen kann, die so viele kostbaren Stunden in diesem Mittelzustande zwischen Leben und Tod verliert und sich noch beklagt, daß das Leben zu kurz ist."

sie zu beschleunigen; sie würden gerne ihr Vermögen daran setzen ihr ganzes Leben aufzubrauchen; vielleicht keinen einzigen gibt es, der nicht seine Jahre auf sehr wenige Stunden verkürzt hätte, wäre es in seiner Hand gelegen, seiner Langweile die Stunden, die ihm lästig wären, und seiner Ungeduld diejenigen, die ihn von dem herbeigesehnten Augenblicke trennten, aufzuopfern. Mancher bringt die Hälfte seines Lebens damit zu, von Paris nach Versailles und von Versailles nach Paris zu gehen, von der Stadt auf's Land, vom Lande in die Stadt und von einem Viertel in's andere zu ziehen, und doch wäre er sehr in Verlegenheit, was er mit seiner Zeit anfangen sollte, wenn er nicht das Geheimniß besäße sie auf diese Weise zu verlieren, ja er verläßt absichtlich seine Geschäfte um sich damit zu beschäftigen sie wieder aufzusuchen: er glaubt die Zeit zu gewinnen, die er mehr darauf verwendet und mit der er sonst nichts anzufangen wüßte; oder umgekehrt, er läuft wohl um zu laufen und reist auf der Post ab ohne eine andere Absicht als ebenso wieder heimzukommen. O Menschen, wann werdet ihr einmal aufhören die Natur zu verleumden? Was beklagt ihr euch, daß das Leben zu kurz sei, da es euch immer noch nicht kurz genug ist? Wenn es einen einzigen unter euch gibt, der seine Begierden so zu zügeln weiß, daß er nie wünscht, die Zeit möge entfliehen, der wird sie nie für zu kurz halten; leben und genießen werden für ihn eines sein; und sollte er auch jung sterben, er wird Zeit genug genossen haben in seinem Leben.*)

191. Böte meine Erziehungsart auch nur diesen Vortheil, so müßte man sie schon darum jeder anderen vorziehen. Ich habe meinen Emil weder zum Begehren noch zum Warten erzogen, sondern zum Genießen; und wenn er auch seine Wünsche über die Gegenwart hinaus erstreckt, so geschieht es nicht mit einem so ungestümen Eifer, daß die Langsamkeit der Zeit ihm lästig fallen könnte. Er genießt nicht blos die Lust der Begierde, es ist auch ein Genuß für ihn dem erstrebten Ziel entgegenzugehen; auch sind seine Leidenschaften so gemäßigt, daß er immer mehr in der Gegenwart lebt als in der Zukunft.

192. Wir reisen also nicht wie die Eilboten, sondern wie die Wanderer. Wir denken auch nicht einmal an den Anfangs- und Endpunkt der Reise, sondern an den Raum, der zwischen ihnen liegt. Das Reisen selbst ist ein Vergnügen für uns. Wenn wir reisen, bleiben wir nicht trübselig sitzen wie Gefangene in unserem kleinen wohlverschlossenen Käfig. Wir reisen nicht wie die Frauen in Weichlichkeit und Ruhe. Wir entziehen uns die frische Luft, den Anblick der Dinge, die uns umgeben, und die Bequemlichkeit, sie, wenn es uns gefällt, nach unserem Belieben zu betrachten, nicht. Emil ist nie in eine Postkutsche gestiegen und reist schwerlich auf der Post, wenn er nicht eilig ist. Aber wofür kann Emil je

*) Vergl. I. § 32.

eilig sein? Nur für eines, den Genuß des Lebens. Vielleicht noch um Gutes zu thun, wenn er es kann. Aber nein, denn das ist ja gerade Lebensgenuß.

193. Ich weiß nur eine Art des Reisens, die angenehmer wäre als das Reisen zu Pferd; das sind die Fußreisen. Man reist nach seiner eigenen Uhr, man hält an nach seinem eigenen Willen, man bewegt sich so viel und so wenig, als man will. Man betrachtet das ganze Land; man biegt rechts ab, man biegt links ab; man untersucht, was uns reizt; man verweilt an allen Aussichtspunkten. Bemerke ich einen Fluß, so ziehe ich dem Ufer entlang; einen buschigen Wald, so wandle ich in seinem Schatten; eine Grotte, so besuche ich sie; einen Steinbruch, so sehe ich mir das Gestein an. Ueberall wo es mir gefällt, bleibe ich. Sobald ich mich langweile, so gehe ich weiter. Ich bin weder von den Pferden noch vom Postillon abhängig. Ich brauche keine geplanten Straßen, keine bequemen Wege zu suchen; wo ein Mensch überhaupt durchkommen kann, da komme auch ich fort und sehe alles, was ein Mensch sehen kann; und da ich nur von mir selbst abhänge, so genieße ich die ganze Freiheit, die ein Mensch überhaupt genießen kann. Hält mich schlechtes Wetter fest oder ergreift mich Langeweile, so nehme ich Pferde. Bin ich müde — — Aber Emil wird kaum müde, denn er ist kräftig; und warum sollte er ermüden? er ist ja nicht eilig. Wie kann es ihm langweilig werden, wenn er einmal irgendwo verweilt? Er nimmt seinen Zeitvertreib überall mit sich. Er spricht bei einem Handwerksmeister vor und arbeitet;*) er setzt seine Arme in Bewegung um seine Füße auszuruhen.

194. Wer zu Fuß reist, reist wie Thales, Plato und Pythagoras. Ich kann kaum begreifen, wie ein Philosoph sich entschließen kann anders zu reisen und sich der Durchforschung der Reichthümer zu entziehen, welche er mit seinen Füßen tritt und welche die Erde vor seinen Blicken entfaltet. Wer sollte nicht, wenn er den Landbau einigermaßen schätzt, die Erzeugnisse kennen lernen wollen, welche jeden Erdstrich, den er durchzieht, eigenthümlich sind, und die Art ihres Anbaus? Wer kann, wenn er nur einigen Geschmack an der Naturgeschichte findet, sich entschließen eine Landschaft zu durchziehen ohne sie genauer zu betrachten, einen Fels ohne ein Stück abzuschlagen, Berge ohne Pflanzen darauf zu sammeln und Steine ohne Fossilien darin zu suchen! Euere Stubenphilosophen studiren die Naturgeschichte in den Cabineten; sie haben recht zierliche Sächelchen und wissen Namen, haben aber keinen Begriff von der Natur. Emils Cabinet dagegen ist reicher als die der Könige; dieß Cabinet ist die ganze Erde. Da ist alles an seinem Platze: der Naturforscher, der es besorgt, hat alles in der schönsten Ordnung ausgelegt; Daubenton könnte es nicht besser machen.

---

*) III. § 155.

195. Wie viele mannigfaltige Genüsse vereinigt diese angenehme Art zu reisen! der Stärkung der Gesundheit und der Erheiterung des Gemüths nicht zu gedenken. Ich habe immer beobachtet, daß Leute, welche in guten und recht sanft gehenden Wagen reisten, träumerisch, trübselig, mürrisch oder leidend waren, die Fußgänger dagegen immer fröhlich, leichten Sinns und mit allem zufrieden. Welch angenehmes Gefühl, wenn man dem Nachtquartier entgegengeht! Wie schmeckt ein derbes Mahl so gut! Mit welcher Lust setzt man sich zu Tische! Wie schläft man in einem schlechten Bett so gut! Wenn man nur an's Ziel kommen will, kann man in der Postkutsche fahren; aber wenn man reisen will, muß man zu Fuße gehen.

196. Wenn Sophie nicht vergessen ist, bevor wir fünfzig Stunden gereist sind nach der Art, wie ich es meine, so muß ich nicht besonders geschickt gewesen sein oder Emil muß sehr wenig Neugierde besitzen; denn bei so vielen elementaren Kenntnissen ist schwerlich anzunehmen, daß er nicht versucht sein sollte sich andere dazu zu erwerben. Die Neugierde bemißt sich immer nur nach den Kenntnissen; Emil weiß aber gerade genug um lernen zu wollen.

197. Indessen kommen wir von einem Gegenstand zum andern und gelangen immer weiter in unserer Reise. Für unsere erste Fahrt habe ich das Ziel weit gesteckt: der Grund liegt auf der Hand; wenn man Paris verläßt, muß man eine Frau in der Ferne suchen.

198. Eines Tages, nachdem wir uns mehr als gewöhnlich in Thälern und Höhen verirrt, wo man keinen Pfad mehr wahrnimmt, finden wir uns nicht mehr auf unseren Weg zurück. Was thut das uns, unsere Wege sind alle gut, wenn man nur an ein Ziel gelangt: an ein Ziel aber muß man irgendwo gelangen, wenn man Hunger hat. Glücklicher Weise finden wir einen Landmann, der uns in seine Hütte führt; wir essen sein kärgliches Mahl mit gutem Appetit. Wie er uns so abgemattet und ausgehungert sieht, sagt er: „Hätte euch der gute Gott auf die andere Seite des Hügels geführt, so wäret ihr besser aufgenommen worden — — ihr hättet ein Haus des Friedens gefunden — so wohlthätige, gute Leute! — Sie meinen es nicht besser als wir, aber sie sind reicher, obwohl man sagt, sie seien es einstens mehr gewesen* — — doch geht ihnen, Gott Lob, nichts ab; und was ihnen bleibt, kommt der ganzen Gegend zu gut".

199. Bei dem Worte „gute Leute" wurde es dem guten Emil weit um's Herz. „Lieber Freund", sagte er, indem er mich ansah, „gehen wir in jenes Haus, dessen Bewohner die Nachbarschaft segnet: ich möchte sie so gerne sehen; vielleicht würde es auch sie freuen uns zu sehen. Ich bin versichert, sie werden uns gut aufnehmen: werden sie uns behagen, so werden wir auch ihnen behagen".

---

*) § 153.

200. Wir lassen uns das Haus genau bezeichnen, brechen auf und irren in den Wäldern umher: ein starker Regen überfällt uns auf dem Wege; er hält uns auf, aber hält uns nicht ab. Endlich finden wir uns wieder zurecht, am Abend kommen wir in dem bezeichneten Hause an. In dem Flecken, der es umgibt, fällt das zwar einfache Haus dennoch in die Augen. Wir zeigen uns und bitten um gastliche Aufnahme. Man weist uns an den Hausherrn; er frägt uns aus, jedoch höflich: ohne ihm den Grund unserer Reise anzugeben, berichten wir dennoch, wie wir auf diesen Abweg gekommen sind. Er hat aus den Zeiten seines früheren Wohlstandes noch die Leichtigkeit den Stand der Menschen aus ihren Manieren zu erkennen bewahrt; wer in der großen Welt gelebt hat, täuscht sich selten in dieser Beziehung: auf diesen Geleitschein hin werden wir eingelassen.

201. Man zeigt uns ein ziemlich kleines, aber reinliches und behagliches Gemach; man macht Feuer, wir finden Leinenzeug und Wäsche, was wir nur brauchen.

„Ei", sagt Emil ganz überrascht „man sollte meinen, wir wären erwartet worden. Jener Landmann hatte allerdings sehr Recht! welche Zuvorkommenheit und Güte! welche Vorsorge! und erst für Unbekannte! Es kommt mir vor, als wäre ich in den Zeiten Homers". „Sei dankbar für alles das", erwidere ich ihm, „aber erstaune dich nicht; wo die Fremden selten sind, werden sie überall gern aufgenommen: nichts macht so gastlich, als wenn man selten in der Lage ist es zu sein: der Ueberfluß der Gäste richtet die Gastfreundschaft zu Grunde. Zu Homer's Zeiten reiste man kaum, aber die Reisenden wurden überall gut aufgenommen. Wir sind vielleicht die einzigen Wanderer, welche man das ganze Jahr über hier gesehen hat." „Das thut nichts", versetzt er, „schon das ist ein Lob, daß man Gäste entbehren kann und sie doch immer gut empfängt".

202. Nachdem wir uns getrocknet und unseren Anzug in Ordnung gesetzt haben, suchen wir den Herren des Hauses auf; er stellt uns seiner Gattin vor; sie empfängt uns nicht allein mit Höflichkeit, sondern mit Wohlwollen. Ihre Blicke thun Emil viele Ehre an. Eine Mutter in ihrer Lage sieht einen Mann in diesem Alter selten ohne Unruhe oder wenigstens Neugierde in ihr Haus eintreten.

203. Man läßt uns zu Liebe das Abendessen früher auftragen. Beim Eintreten in das Speisezimmer sehen wir fünf Gedecke: wir setzen uns, aber ein Platz bleibt leer. Da tritt ein junges Mädchen ein, macht eine tiefe Verbeugung und setzt sich, ohne ein Wort zu sagen, bescheiden nieder. Emil ist mit seinem Hunger oder seinen Antworten beschäftigt, er grüßt sie und spricht und iß weiter. Das Hauptziel seiner Reise liegt seinen Gedanken so fern, daß er sich selbst noch weit davon entfernt glaubt. Die Unterhaltung dreht sich um die Irrfahrt unserer Reisenden. Der Herr des Hauses sagt zu ihm: „Ich halte Sie für einen

liebenswürdigen, vernünftigen jungen Mann; das erinnert mich daran, daß Sie und Ihr Erzieher müd und durchnäßt wie Telemach und Mentor auf die Insel der Calypso gekommen sind". „Es ist wahr", antwortet Emil, „daß wir hier die Gastlichkeit der Calypso finden". Sein Mentor fügt hinzu: „und die Reize der Eucharis".*) Aber Emil kennt nur die Odyssee, den Telemach hat er nicht gelesen; Eucharis ist ihm ganz unbekannt. Ich aber sehe, wie das junge Mädchen erröthet bis unter die Augen, wie sie ihren Blick auf den Teller niederschlägt und nicht zu athmen wagt. Die Mutter bemerkt ihre Verlegenheit und winkt dem Vater; dieser aber lenkt das Gespräch auf andere Dinge. Wie er aber auf seine Einsamkeit zu sprechen kommt, verwickelt er sich unvermerkt in die Erzählung der Ereignisse, die sie ihm aufgenöthigt haben; er spricht von dem Unglück seines Lebens, der Beständigkeit seiner Gattin, dem Trost, den sie in ihrer Vereinigung gefunden haben, und dem angenehmen, friedlichen Leben, welches sie in ihrer Zurückgezogenheit führen, sagt aber immer noch kein Wort von dem jungen Mädchen; alles das bildet eine angenehme, rührende Erzählung, die man nicht ohne Antheil hören kann. Emil hört vor Erregung und Rührung auf zu essen, und will nur zuhören. An der Stelle endlich, wo der ehrenhafteste der Männer mit größerem Vergnügen von der Anhänglichkeit der würdigsten der Frauen redet, geräth der junge Wanderer außer sich, er drückt die Hand des Gatten, welche er ergriffen hat, und mit der andern faßt er die Hand der Frau, beugt sich voll Erregung auf sie nieder und begießt sie mit seinen Thränen. Die kindliche Lebhaftigkeit des jungen Mannes entzückt jedermann: die Tochter aber, welche dieses Zeichen seines guten Herzens lebhafter fühlt als irgendjemand, glaubt den durch das Leiden des Philoctet gerührtem Telemach zu sehen. Verstohlen wendet sie ihre Blicke auf ihn um seine Gestalt näher zu betrachten; sie findet nichts, was ihre Vergleichung Lügen strafte. Sein ungezwungenes Wesen zeigt Freiheit ohne Anmaßung; sein Auftreten ist lebhaft, aber nicht vorschnell; seine Empfindsamkeit gibt ihm einen sanfteren Blick und einen ansprechenderen Ausdruck: da ihn das junge Mädchen weinen sieht, ist es nahe daran ihre Thränen mit den seinigen zu vermischen. Aber eine geheime Scham hält sie selbst bei einem so schönen Vorwande zurück: sie macht sich schon einen Vorwurf aus den Thränen, die ihren Augen entströmen wollen, als wäre es unrecht Thränen für die Seinigen zu vergießen.

204. Die Mutter, welche gleich vom Beginn des Nachtessens an sie unablässig beobachtet hatte, bemerkt ihre gezwungene Zurückhaltung und befreit sie, indem sie sie mit einem Auftrage herausschickt. Einen Augenblick darauf kommt das Mädchen wieder herein, aber noch so wenig gefaßt, daß ihre Aufregung allen bemerkbar ist. Sanft sagt die Mutter

---

*) § 167.

zu ihr: „Sophie, fasse dich; wann willst du denn aufhören über das Unglück deiner Eltern zu weinen? Nimm es dir nicht mehr zu Herzen als sie, deren Trost du bist.“

205. Bei dem Namen Sophie hätte man sehen können, wie ein Freudenschauer Emil durchlief. Der theure Name betrifft ihn, er zuckt plötzlich zusammen und wirft einen forschenden Blick auf die, die ihn zu tragen wagt. Sophie, Sophie, bist du es, die mein Herz sucht? bist du es, die mein Herz liebt? Er betrachtet sie, er beschaut sie mit einer Art von Furcht und Mißtrauen. Es ist nicht gerade die Erscheinung, wie er sie sich ausgemalt hatte; er weiß nicht, ob die, die er vor Augen hat, über oder unter jener steht. Er prüft jeden Zug, er späht jede Bewegung, jede Gebärde aus; für alles findet er tausend verworrene Erklärungen; die Hälfte seines Lebens gäbe er hin, wenn sie nur ein einziges Wort sagte. Er sieht mich unruhig und verwirrt an; seine Augen schleudern mir zugleich hundert Fragen, hundert Vorwürfe entgegen. Mit jedem Blicke scheint er mir zu sagen: „Führe mich, solange es noch Zeit ist; wenn mein Herz sich jetzt vergibt und sich täuscht, so werde ich mich mein Leben lang nicht mehr davon erholen.“

206. Emil weiß sich ein für alle Male nicht zu verstellen. Wie sollte er sich verstellen in der größten Aufregung, die er je erfahren wird, zwischen vier Zuschauern, die ihn scharf beobachten und von denen der scheinbar zerstreuteste in der That der aufmerksamste ist? Seine Aufregung entgeht den durchdringenden Blicken Sophiens nicht; Emil's Blick zeigt ihr auch noch, daß sie diese Aufregung veranlaßt habe: sie sieht, daß diese Unruhe noch keine Liebe ist; gleichviel — er beschäftigt sich mit ihr, und das genügt; es wird ihr sehr schmerzlich sein, wenn er es ungestraft thun wird.

207. Die Mütter sehen so gut wie ihre Töchter und haben die Erfahrung noch obendrein. Sophiens Mutter lächelt über den Erfolg unserer Pläne. Sie liest in den Herzen der beiden jungen Leute; sie sieht, daß es Zeit ist dem Herzen des neuen Telemach seine Richtung zu bestimmen; sie veranlaßt ihre Tochter zu reden. Diese antwortet in ihrer natürlichen Sanftmuth mit schüchternem Tone, der nur um so mehr Eindruck macht. Beim ersten Ton ihrer Stimme fühlt sich Emil überwältigt; es ist seine Sophie, er zweifelt nicht mehr. Und wäre sie es nicht, es wäre zu spät sich wieder von ihr loszusagen.

208. Nun überströmen die Reize dieses bezaubernden Mädchens sein Herz, er beginnt das Gift, mit welchem sie ihn berauscht, in langen Zügen einzuschlürfen. Er spricht nicht, er antwortet nicht mehr; er sieht, er hört nur Sophie: sagt sie ein Wort, so öffnet er den Mund; schlägt sie die Augen nieder, so senkt auch er den Blick; sieht er sie seufzen, so seufzt er mit ihr; Sophiens Seele scheint in ihm zu leben. Wie ist sein Herz verwandelt in wenigen Augenblicken! Nun ist es nicht mehr

an Sophie zu beben, sondern an ihm. Weg ist Freiheit, Natürlichkeit und Ungezwungenheit. Verwirrt, verlegen und schüchtern wagt er nicht um sich zu blicken, um nicht zu sehen, wie man ihn beobachte. Er schämt sich durchschaut zu werden und möchte sich vor der ganzen Welt unsichtbar machen, um sich an ihrem Anblick zu sättigen ohne beobachtet zu werden. Sophie dagegen macht seine Befangenheit sicher; sie sieht ihren Triumph und genießt ihn:

No'l mostra già, ben chè in suo cor ne rida*).

209. Ihre Miene ist unverändert; aber trotz ihres bescheidenen Wesens und ihrer gesenkten Augen hüpft ihr zartes Herz vor Freude und sagt ihr, daß Telemach gefunden ist.

210. Wenn ich hier auf die vielleicht zu harmlose und einfache Geschichte ihrer unschuldigen Liebe eingehe, so wird man diese Einzelheiten als ein gehaltloses Spiel betrachten, aber mit Unrecht. Man erwägt nicht genug, welchen Einfluß die erste Verbindung eines Mannes mit einem Weibe auf den ganzen Verlauf des Lebens von beiden haben muß. Man sieht nicht ein, daß ein erster Eindruck so lebhaft wie der der Liebe oder der Neigung, welche ihre Stelle vertritt, lange andauernde Wirkungen hat, deren Verkettung in dem Fortschritt der Jahre nicht bemerkt wird, aber dennoch bis zum Tode wirksam bleibt. In den Abhandlungen über Erziehung gibt man uns nutzlose und pedantische Auslassungen über die eingebildeten Pflichten der Kinder; aber über den wichtigsten und schwierigsten Theil der ganzen Erziehung, nämlich über den Umschlag, der von der Kindheit in's Mannesalter führt, erfahren wir kein Wort. Wenn ich mit diesem Versuch da und dort etwas Brauchbares geleistet habe, so wird es dadurch geschehen sein, daß ich mich über diesen wichtigen Theil, den alle anderen übergangen haben, sehr ausführlich verbreitet und bei diesem Unternehmen mich weder durch ein falsches Zartgefühl abhalten, noch durch die Schwierigkeiten der Darstellung habe zurückschrecken lassen. Was zu geschehen hat, das mußte eben gesagt werden: mag man nun auch sagen, ich habe einen Roman geschrieben. Der Roman der menschlichen Natur ist ein recht schöner Roman. Ist es meine Schuld, wenn er nur in diesem Buche gefunden wird? Es sollte die Geschichte der menschlichen Gattung sein. Ihr aber entstellt diese und macht aus meinem Buche einen Roman.**)

211. Eine andere Erwägung, welche die erstere noch verstärkt, ist die, daß es sich hier nicht um einen jungen Mann handelt, welcher von Kindheit an der Aengstlichkeit und Begehrlichkeit, dem Neid, dem Eigendünkel und allen Leidenschaften, welche als Werkzeuge der gewöhnlichen Erziehung gelten, überlassen war; es handelt sich von einem jungen Manne, der zum ersten Male Liebe, ja überhaupt irgend eine Leidenschaft em-

*) Tasso, befreites Jerusalem IV, 33:
Noch zeigt sie's nicht, doch bebt ihr Herz in Freuden.

**) S. Anmerkung zu § 171.

pfindet; aber von dieser Leidenschaft, der einzigen vielleicht, welche er während seines ganzen Lebens tief empfinden wird, hängt die endgiltige Gestaltung seines Charakters ab. Seine Denk- und Gefühlsart, seine Neigungen, welche durch eine dauerde Leidenschaft befestigt sind, werden nun eine Beständigkeit erwerben, welche ihnen nicht mehr gestattet sich zu verändern.

212. Man begreift, daß nach einem solchen Abend in der darauffolgenden Nacht weder Emil noch ich recht zum Schlafen kamen. Aber wie? soll die bloße Uebereinstimmung des Namens auf einen vernünftigen Menschen eine so große Macht ausüben? Gibt es denn nur eine Sophie auf der Welt? Gleichen sich alle an Seele wie an Namen? Sind alle für ihn bestimmt, die er sehen wird? Ist er thöricht genug eine Leidenschaft zu fassen für eine Unbekannte, mit der er noch nie gesprochen hat? Warte doch, junger Mann, prüfe, beobachte. Du weißt ja noch nicht einmal, bei wem du bist; wenn man dich hört, sollte man glauben, du seiest schon in deinem eigenen Hause.

213. Doch jetzt ist keine Zeit Lehren zu geben und diese Lehren sind nicht dazu angethan Gehör zu finden. Sie flößen dem jungen Mann nur ein neues Interesse für Sophie ein, da er seine Neigung zu rechtfertigen wünscht. Dieses Zusammentreffen der Namen, diese ihm zufällig erscheinende Begegnung, ja selbst meine Zurückhaltung reizen nur seine Erregtheit: Sophie scheint ihm zu achtungswerth, als daß er nicht auch meine Zuneigung für sie zu gewinnen sicher wäre.

214. Am anderen Morgen dachte ich mir wohl, daß Emil bei seiner schlechten Reisekleidung in gewählterem Anzug zu erscheinen wünschen würde. Das bleibt auch nicht aus: mit Lächeln aber sehe ich, mit welcher Beflissenheit er sich der Wäsche des Hauses bedient. Ich durchschaue seine Gedanken; ich lese mit Vernügen in ihnen, daß er es auf Rückerstattungen und Umtauschen abgesehen hat, um auf diesem Wege eine Art Verkehr anzubahnen, welcher ihn berechtigen sollte, Sendungen hieher zu machen und selbst wiederzukommen.

215. Ich hatte erwartet Sophie auch ihrerseits ein wenig geputzter zu treffen: ich habe mich getäuscht. Diese gemeine Gefallsucht ist gut denen gegenüber, denen man nur gefallen will. Die Gefallsucht der wahren Liebe ist feiner; sie macht ganz andere Ansprüche. Sophie ist noch einfacher gekleidet als Tags zuvor, ja sogar nachlässiger, aber mit einer immerhin ängstlichen Reinlichkeit. Ich sehe in dieser Nachlässigkeit nur deshalb Coquetterie, weil ich eine künstliche Berechnung dahinter bemerke. Sophie weiß wohl, daß ein gewählterer Putz eine Erklärung ist; aber sie weiß nicht, daß ein vernachlässigterer Putz ebenfalls eine ist, denn er zeigt, daß man nicht damit zufrieden ist durch den Putz zu gefallen, sondern daß man auch durch seine Erscheinung gefallen will. Ei, was liegt aber einem Liebenden daran, wie man gekleidet ist, wenn er nur

sieht, daß man sich mit ihm beschäftigt? Sophie, ihrer Herrschaft sicher, beschränkt sich nicht darauf Emils Augen mit ihren Reizen zu füllen, wenn sein Herz sie nicht suchen will; es genügt ihr nicht, daß er sie sehe, sie will, daß er sie voraussetze. Hat er nicht genug gesehen um verpflichtet zu sein das Uebrige zu errathen.

216. Man darf annehmen, daß während unserer nächtlichen Unterhaltung Sophie und ihre Mutter auch nicht stumm geblieben sind; da wurden Geständnisse entlockt und Belehrungen gegeben. Am folgenden Tage trifft man wohl vorbereitet wieder zusammen. Es sind noch nicht zwölf Stunden, seit unsere jungen Leute sich gesehen haben; sie haben sich noch kein einziges Wort gesagt, und schon sieht man, daß sie sich verstehen. Sie begegnen sich nicht in vertrauter Weise; er ist verlegen und schüchtern; sie sprechen nicht; ihre niedergeschlagenen Augen scheinen sich auszuweichen, und das schon ist ein Zeichen des Verständnisses: sie weichen sich aus, aber es geschieht im Einverständniß: schon fühlen sie das Bedürfniß des Geheimnisses, bevor sie sich ein Wort gesagt haben. Beim Weggehen erbitten wir uns die Erlaubniß selbst wiederbringen zu dürfen, was wir fortnehmen. Emil's Mund erbittet sich diese Erlaubniß vom Vater und von der Mutter, während seine unruhigen Blicke sich nach der Tochter wenden und sie noch inständiger bitten. Sophie sagt nichts und rührt sich nicht, sie scheint nichts zu sehen, nichts zu hören; aber sie erröthet, und dieses Erröthen ist eine noch bündigere Antwort als die der Eltern.

217. Man gestattet uns wiederzukommen, lädt uns aber nicht ein zu bleiben. Dieß Benehmen ist schicklich; man giebt Wanderern, welche wegen eines Nachtquartiers in Verlegenheit sind, Herberge, aber es schickt sich nicht, daß ein Liebender im Hause seiner Geliebten über Nacht bleibe.

218. Kaum haben wir dieses werthe Haus verlassen, so denkt Emil daran uns in der Umgebung anzusiedeln: die nächste Hütte scheint ihm schon zu entfernt; er möchte im Schloßgraben selbst übernachten. Junger Unbedacht! sage ich mitleidigen Tons zu ihm, wie, schon blendet dich die Leidenschaft! Schon siehst du weder auf Schicklichkeit noch auf Vernunft mehr! Unglücklicher! du glaubst zu lieben, und du willst deiner Geliebten Unehre bereiten! Was wird man dazu sagen, wenn man erfährt, daß ein junger Mann, welcher aus ihrem Hause kommt, in der Nachbarschaft übernachtet? Du sagst, du liebest sie? Ist es nun an dir ihren Ruf zu schänden? Ist das der Lohn für die Gastfreundschaft, welche ihre Eltern dir zugestanden haben? Willst du der, von welcher du dein Glück erwartest, zum Vorwurf gereichen? — Ei, erwidert er lebhaft, was kümmert mich das dumme Gerede der Leute und ihre ungerechten Verdächtigungen? Hast du mir nicht selbst gelehrt, mir nichts daraus zu machen? Wer weiß besser als ich, wie sehr ich Sophie ehre, wie sehr ich sie achten will? Meine Zuneigung wird ihr keine Schande bereiten,

sie wird ihr zur Ehre gereichen und ihrer würdig sein. Wenn mein Herz und meine Aufmerksamkeit ihr überall die Huldigungen entgegenbringen, welche sie verdient, worin kann ich sie beleidigen? — Lieber Emil, erwidere ich, ihn umarmend, du sprichst in deinem Interesse: lerne auch ihr Interesse zu vertreten. Vergleiche nicht die Ehre eines Geschlechtes mit der des andern: sie beruhen auf ganz verschiedenen Grundsätzen. Diese Grundsätze sind gleich triftig und vernünftig, weil sie gleichermaßen von der Natur hergeleitet sind, und weil die nämliche Tugend, die dich das Gerede der Menschen dir gegenüber verachten lehrt, dich verpflichtet es im Interesse deiner Geliebten zu berücksichtigen. Deine Ehre liegt in dir selbst, die ihrige hängt von andern ab.*) Die Vernachlässigung derselben wäre ein Schlag für deine eigene Ehre; du verfehlst dich gegen die Verpflichtungen dir selbst gegenüber, wenn du Schuld bist, daß man ihr nicht gebe, was man ihr gebührt.

219. Ich setze ihm nun die Gründe dieser Verschiedenheit auseinander und mache ihm begreiflich, welche Ungerechtigkeit es wäre, wenn man sie für nichts halten wollte. Wer hat ihm denn gesagt, daß er Sophiens Gatte sein werde, deren Ansichten er noch nicht kennt, deren Herz oder deren Eltern vielleicht frühere Verpflichtungen haben, während er sie noch gar nicht kennt und sie vielleicht nicht in allen den Stücken zu ihm paßt, die eine Ehe glücklich machen können?**) Weiß er denn nicht, daß jeder Fehltritt für ein junges Mädchen ein unvertilgbarer Fleck ist, den selbst ihre Verheirathung mit dem, der ihn veranlaßt hat, nicht auswischen kann? O, wo wäre der fühlende Mann, der die, die er liebt, verderben möchte? Wo wäre der Mann von Ehre, der ein unglückliches Mädchen das Mißgeschick ihm gefallen zu haben für immer möchte beweinen lassen?

220. Der junge Mann, erschreckt von den Folgen, welche ich ihm vor Augen stelle, und immer übertrieben in seinen Vorstellungen, glaubt schon, nie weit genug von Sophiens Aufenthalt entfernt zu sein: er verdoppelt seinen Schritt um schneller fort zu kommen: er blickt um sich, ob uns niemand hört; er würde der Ehre seiner Geliebten tausendmal sein Glück zum Opfer bringen; lieber möchte er sie sein ganzes Leben nicht wiedersehen als ihr ein einziges Leid zuzufügen. Dieß ist die erste Frucht meiner Bemühungen von Jugend auf sein Herz zur Liebe zu bilden.

221. Es handelt sich also darum einen entfernten, aber doch erreichbaren Wohnplatz zu finden. Wir suchen und ziehen Erkundigungen ein: wir erfahren, daß zwei Meilen entfernt eine Stadt ist; wir suchen uns dort Unterkunft zu verschaffen, lieber als in den näher gelegenen Dörfern, wo unser Aufenthalt verdächtig würde. Da langt der neue

---

*) Vergl. § 31.
**) § 178 fg.

Liebende endlich an, voll von Liebe, Hoffnung und Freude und vor allem von gesundem Sinn; und so lenke ich nach und nach seine aufkeimende Leidenschaft zum Guten und Ehrbaren und drücke allen seinen Neigungen unmerklich das nämliche Gepräge auf.

222. Ich nähere mich dem Ziele meiner Laufbahn; schon bemerke ich es von ferne. Alle großen Schwierigkeiten sind besiegt, alle großen Hindernisse überstiegen, es bleibt nichts Mühsames mehr zu thun, als daß ich mein Werk nicht durch die Hast es zu vollenden verderbe. Bei der Ungewißheit des menschlichen Lebens muß man besonders jene falsche Klugheit vermeiden, welche die Gegenwart der Zukunft aufopfert; damit opfert man oft das Bestehende dem auf, was nie sein wird. Machen wir den Menschen glücklich in allen Altern, damit er nicht nach so vielen Sorgen sterbe, bevor er glücklich gewesen. Wenn es nun aber eine Zeit gibt um das Leben zu genießen, so ist es sicherlich des Ende des Jünglingsalters, wo die leiblichen und geistigen Fähigkeiten ihre größte Kraft erlangt und wo der Mensch in Mitten seines Laufes die beiden Endpunkte, die ihm die Kürze desselben fühlbar machen, nur von ferne sieht. Wenn die unbesonnene Jugend sich täuscht, so geschieht es nicht dadurch, daß sie genießen will, sondern darin, daß sie den Genuß sucht, wo er nicht zu finden ist, und daß sie, indem sie sich eine klägliche Zukunft verschafft, auch selbst den gegenwärtigen Augenblick nicht zu genießen weiß.

223. Betrachte einmal meinen Emil nach zurückgelegtem zwanzigsten Lebensjahr, wie er, gut gebildet, an Leib und Seele in richtiger Verfassung, stark, gesund, aufgeräumt, gewandt, kräftig, voll Einsicht, Verstand, Güte und Menschenfreundlichkeit, Gesittung und Geschmack zeigt, das Schöne liebt und das Gute thut, frei von der Herrschaft grausamer Leidenschaften, nicht unter dem Joch der Tagesmeinung, aber dem Gesetze der Weisheit unterwürfig, auf die Stimme der Freundschaft hört, alle nützlichen und manche angenehmen Fertigkeiten besitzt, sich wenig um Reichthum bekümmert, aber seine ganze Kraft in seinen zwei Armen fühlt und nie fürchtet des Brodes zu ermangeln, was auch kommen möge. Jetzt ist er berauscht von einer emporkeimenden Leidenschaft: sein Herz erschließt sich den ersten Gluthen der Liebe; sein süßer Wahn spiegelt ihm eine neue Welt der Wonne und des Genusses vor; er liebt einen liebenswerthen Menschen, der es aber noch mehr ist durch seinen Charakter als durch seine Erscheinung; er hofft und wartet auf Erwiderung, die man ihm schuldig ist, wie er meint. Aus dem Zusammenklang der Herzen, aus der Uebereinstimmung ihres tugendhaften Sinnes hat sich ihre erste Neigung entwickelt: diese Neigung muß Bestand haben. Mit Vertrauen, ja selbst mit Ueberlegung überläßt er sich der reizendsten Verzückung, ohne Furcht, ohne Bangen, ohne Vorwurf, ohne eine andere Unruhe als die, der das Gefühl des Glückes untrennbar verbunden ist. Was kann zu seinem Glücke fehlen? Man sehe, suche, denke, was er noch braucht und was man zu

dem, was er besitzt, noch hinzuthun kann. Er vereinigt alles Glück, was man auf ein Mal erreichen kann; man kann keins hinzufügen außer auf Kosten eines andern; er ist glücklich, soweit ein Mensch es sein kann. Soll ich nun in diesem Augenblick ein so süßes Loos verkürzen? soll ich eine so reine Lust trüben? O, aller Werth des Lebens liegt in dem Glück, das er genießt. Was könnte ich ihm bieten gegen das, was ich ihm nehmen könnte? Selbst wenn ich seinem Glücke die Krone aufsetzte, würde ich seinen größten Reiz zerstören. Dieses höchste Glück ist hundertmal süßer im Hoffen als im Erreichen; man genießt es tiefer, wenn man es erwartet, als wenn man es kostet. Guter Emil, liebe und werde geliebt! genieße lange, ehe du besitzest; genieße zugleich Liebe und Unschuld; bereite dir auf Erden dein Paradies, während du jenes andere erwartest: ich werde diese glückliche Zeit deines Lebens nicht abkürzen; ich werde ihre Wonnen fortspinnen und sie verlängern, soweit es nur möglich ist. — Ach! sie müssen zu Ende gehen, zu Ende in kurzer Frist; doch werde ich wenigstens bewirken, daß sie in deinem Gedächtniß fortleben und daß du nie bereuen darfst, sie gekostet zu haben.

224. Emil vergißt nicht, daß wir Einiges zurückzuerstatten haben. Sobald die Sachen bereit sind, nehmen wir Pferde und reiten in scharfem Trabe ab: dieses Mal möchte er im Augenblicke, wo wir fortgehen, auch schon angekommen sein. Wenn das Herz den Leidenschaften Raum gibt, fühlt es auch bald die Widerwärtigkeiten des Lebens. Wenn ich meine Zeit nicht verloren habe, so wird nicht sein ganzes Leben so verfließen.

225. Unglücklicher Weise ist der Weg vielfach unterbrochen und die Gegend unwegsam. Wir verirren uns; er wird es zuerst gewahr, aber ohne ungeduldig zu werden oder zu klagen richtet er seine ganze Aufmerksamkeit darauf sein Weg wiederzufinden; lange irrt er umher ohne sich auszukennen, aber immer mit der nämlichen Kaltblütigkeit. Auf euch macht das keinen Eindruck, wohl aber auf mich, der ich seine rasche Gemüthsart kenne: ich sehe die Frucht der Mühen, die ich daran gewandt habe, seinen Leib von Jugend auf gegen das Unabwendbare abzuhärten.*)

226. Endlich kommen wir an. Der Empfang, den man uns bereitet, ist weit einfacher und verbindlicher als das erste Mal; wir sind schon alte Bekannte. Emil und Sophie grüßen sich etwas verlegen und sprechen immer noch kein Wort mit einander: was sollten sie sich auch in unserer Gegenwart sagen? die Unterhaltung, die sie bedürfen, braucht keine Zeugen. Man ergeht sich im Garten: die Beete in diesem Garten stellen ein sehr ausgedehntes Gemüseland vor; zum Park hat er einen Obstgarten voll großer und schöner Fruchtbäume jeder Art, nach verschiedenen Richtungen von hübschen Bächen und Randbeeten voller

*) Man wundert sich, daß R. nicht auf den Wald von Montmorency (III. § 75 fg.) zurückkommt. Im „Emil und Sophie" (2. Brief § 3) spielt er wieder darauf an.

Blumen durchzogen. „Welch schöner Aufenthalt!“ ruft Emil voll von seinem Homer und immer in Begeisterung; „man glaubt den Garten des Alkinous zu sehen.“ Das Mädchen möchte nun wissen, wer Alkinous ist, die Mutter fragt danach. „Alkinous,“ sage ich zu ihnen, „war ein König von Corcyra, dessen Garten, wie ihn Homer beschreibt, die Leute von Geschmack als zu einfach und schmucklos bekritteln [1]). Dieser Alkinous hatte eine liebenswürdige Tochter, welche in der Nacht, bevor ein Fremdling bei ihrem Vater Herberge nahm, träumte, sie würde bald einen Gatten bekommen.“ Sophie ist betroffen, sie erröthet, senkt die Augen und beißt sich in die Lippen, in einer Verwirrung, die kaum zu beschreiben ist. Dem Vater macht es Scherz, sie noch zu steigern, er ergreift das Wort und bemerkt, die junge Königstochter wäre selbst zum Flusse gegangen um die Wäsche zu besorgen. „Glaubt ihr,“ fährt er fort, „sie hätte es verschmäht schmutzige Tischwäsche anzurühren, weil sie nach dem Essen röchen?“ Sophie, auf welche es gemünzt war, vergißt ihre natürliche Schüchternheit und entschuldigt sich lebhaft. Ihr Papa weiß wohl, daß die ganze kleine Wäsche keiner anderen Hand bedurft hätte, als der ihrigen, wenn man sie hätte machen lassen [2]); und daß sie mit Vergnügen noch mehr

---

1) Außer dem Hof erstreckt ein Garten sich, nahe der Pforte,
Eine Huf' ins Geviert, und rings umläuft ihn die Mauer.
Dort sind ragende Bäume gepflanzt mit laubigen Wipfeln,
Voll der saftigen Birnen, der süßen Feig' und Granate,
Auch voll grüner Oliven und rothgesprenkelter Aepfel.
Diesen erleidet die Frucht nie Mißwachs oder nur Mangel,
Nicht im Sommer noch Winter, das Jahr durch; sondern beständig
Von anathmendem West treibt dies, und anderes zeitigt.
Birne reift auf Birne heran und Apfel auf Apfel,
Traub' auf Traube gelangt und Feig' auf Feige zum Vollwuchs.
Dort auch prangt ein Gefilde von edelem Weine beschattet,
Einige Trauben, umher auf ebenem Raume gebreitet,
Dorren am Sonnenstrahl, und andere schneidet der Winzer,
Andere keltert man schon; hier stehen noch Herlinge vorwärts,
Eben der Blüth entschwellend, und andere bräunen sich mächtig.
Dort auch, zierlich bestellt, sind Beet' am Ende des Weinlands.
Reich an manchem Gewächs und stets schönprangend das Jahr durch.
Auch sind dort zwo Quellen; die eine irrt rings in dem Garten
Schlängelnd umher, und die andr' ergießt sich unter des Hofes
Schwell' an den hohen Palast, woher sich schöpfen die Bürger.“
(Voß.)

Dies ist die Beschreibung des königlichen Gartens des Alkinous im siebenten Buch der Odyssee, ein Garten, in welchem man zur Schande des alten Träumers Homer und der Fürsten seiner Zeit weder Laub noch Statuen noch Wasserkünste, noch Grasteppiche sieht. R. — V. 131 *Πρὸς δόμον ὑψηλόν* (zum hohen Hause, nämlich des Königs) ist bei R. so übersetzt, als wäre die Quelle zuerst durch den Palast und dann in die Stadt in ein hohes Bauwerk geführt, wo die Bürger Wasser schöpften.

2) Ich gestehe, daß ich Sophiens Mutter einigermaßen Dank dafür weiß, daß sie so sanfte Hände, wie die ihrigen, welche Emil so oft küssen muß, nicht durch die Seife hat verderben lassen. R.

gethan hätte, wäre es ihr befohlen worden. Bei diesen Worten sieht sie mich verstohlen an in einem Zustand der Unruhe, über die ich mich nicht enthalten kann zu lachen, während ich in ihrem offenen Herzen die Aufregung lese, welche sie veranlaßt zu reden. Ihr Vater ist schonungslos genug, ihre Unbesonnenheit bemerklich zu machen und frägt sie in spöttischem Tone, wogegen sie sich denn hier verwahren wolle und was sie mit der Tochter des Alkinous gemein habe. Vor Scham und Angst wagt sie nicht mehr zu athmen, noch jemanden in's Gesicht zu sehen. Reizendes Mädchen, jetzt ist keine Zeit mehr sich zu verstellen; du hast dich wider Willen erklärt.

227. Dieser kleine Auftritt ist bald vergessen oder scheint es zu sein; zum Glück für Sophie ist Emil der einzige, der nichts davon begriffen hat. Der Spaziergang wird fortgesetzt, und unseren jungen Leuten, welche zuerst neben uns hergingen, wird es schwer ihren Schritt nach unserem langsamen Gang einzurichten; allmählich überholen sie uns, kommen sich näher, gehen zuletzt neben einander her, und wir sehen sie in ziemlicher Entfernung vor uns. Sophie scheint nachdenklich und gesetzt; Emil spricht mit Feuer und vielen Gebärden: es scheint nicht, daß ihre Unterhaltung sie langweile. Nach Verfluß einer guten Stunde kehrt man um und ruft sie zurück; sie kommen, aber jetzt gehen sie ihrerseits langsamer, und man sieht, daß sie die Zeit ausnützen. Endlich hört ihre Unterhaltung plötzlich auf, bevor man im Stande ist sie zu hören, sie verdoppeln ihren Schritt um uns zu erreichen. Mit offener und einschmeichelnder Art tritt Emil zu uns heran; seine Augen funkeln vor Freude; doch wendet er sie mit einiger Unruhe nach Sophiens Mutter um zu sehen, wie jene von ihr aufgenommen wird. Sophie zeigt sich bei weitem nicht so unbefangen; beim Herankommen scheint sie voller Beschämung, sich einem jungen Manne gegenüber zu sehen, sie, die so oft andern gegenübergestanden ohne in Verlegenheit zu gerathen und ohne daß man je etwas Schlimmes dabei gefunden hätte. Sie fliegt schnell auf ihre Mutter zu, ein wenig außer Athem, und sagt einige Worte, welche nicht viel zu bedeuten haben, als wollte sie sich nur das Ansehen geben schon lange da zu sein.

228. An der Heiterkeit, welche sich auf dem Antlitz dieser liebenswürdigen Kinder malt, merkt man, daß diese Unterredung ein großes Gewicht von ihren jungen Herzen genommen hat. Sie sind nicht weniger zurückhaltend gegen einander, aber ihre Zurückhaltung ist unbefangener; sie rührt nur noch von Emil's Ehrerbietung, Sophiens Bescheidenheit und der Sittsamkeit beider her. Emil wagt einige Worte an sie zu richten, sie wagt es dann und wann zu antworten; aber niemals thut sie den Mund auf ohne ihre Augen auf die Mutter zu richten. Die auffälligste Veränderung an ihr ist mir gegenüber eingetreten. Sie bezeugt mir eine angelegenere Hochachtung, sieht mit Theilnahme auf mich, spricht gefühlvoll

mit mir, und sucht, was mir gefällig sein kann; ich bemerke, daß sie mir ihre Achtung zuwendet, und daß ihr daran gelegen ist auch die meinige zu erwerben. Ich merke, daß Emil ihr von mir gesprochen hat, es ist, als hätten sie schon mit einander verabredet, mich zu gewinnen: und doch verhält es sich nicht so, auch ist Sophie selbst nicht so leicht zu gewinnen. Vielleicht ist meine Gunst bei ihr nothwendiger als die ihrige bei mir. Welch reizendes Paar! — Wenn ich daran denke, daß das gefühlvolle Herz meines jungen Freundes in der ersten Unterredung mit seiner Auserkorenen mir eine große Rolle zugetheilt hat, so genieße ich den Lohn meiner Mühe; seine Freundschaft hat mich voll bezahlt.

229. Die Besuche wiederholen sich. Die Unterhaltungen zwischen unseren jungen Leuten werden häufiger. Emil, von Liebe berauscht, glaubt sein Glück schon in Händen zu haben. Dennoch erhält er von Sophie kein förmliches Geständniß; sie hört ihn, sagt aber kein Wort. Emil kennt ihre ganze Bescheidenheit; so viel Zurückhaltung überrascht ihn wenig; er fühlt, daß er bei ihr gut gelitten ist; er weiß, daß die Eltern die Kinder verheirathen, und nimmt an, daß Sophie einen Befehl ihrer Eltern erwarte; er bittet sie um Erlaubniß darum nachsuchen zu dürfen; sie widersetzt sich nicht. Er spricht mit mir davon; ich bringe es in seinem Namen, ja selbst in seiner Gegenwart vor. Welche Ueberraschung für ihn, zu hören, daß Sophie über sich selber zu bestimmen hat und daß sie, um ihn glücklich zu machen, nur zu wollen braucht! Ihr Betragen wird ihm nachgerade unverständlich. Sein Vertrauen schwindet. Er geräth in Aufregung und bemerkt, daß er weiter vom Ziel entfernt ist, als er geglaubt hatte; jetzt gebraucht die zärtlichste Liebe ihre rührendste Sprache um sie zu erweichen.

230. Emil ist nicht der Mann zu errathen, was ihm schadet: wenn man es ihm nicht sagt, er wird es in seinem Leben nicht errathen, und Sophie ist dazu zu stolz. Die Schwierigkeiten, welche sie zurückhalten, würden eine andere um so mehr anspornen. Sie hat die Lehren ihrer Eltern nicht vergessen. Sie ist arm; Emil ist reich, und sie weiß es. Wie sehr muß er sich auszeichnen um diese Ungleichheit aufzuheben! Aber wie sollte er nur an solche Hindernisse denken? Weiß Emil, daß er reich ist? Ist es ihm nur der Mühe werth, sich darüber zu erkundigen? Gottlob fühlt er kein Bedürfniß es zu sein, er kann auch ohne das wohlthätig sein. Sein Wohlthun schöpft er aus seinem Herzen, nicht aus seinem Geldbeutel. Er widmet den Unglücklichen seine Zeit, seine Mühe, seine Theilnahme, seine Person; aber kaum wagt er bei der Schätzung seiner Wohlthaten das Geld, welches er den Nothleidenden zufließen läßt, für etwas zu rechnen.

231. Da er den Grund seines Mißerfolges nicht zu finden weiß, schreibt er ihn seinem eigenen Fehler zu: denn wer möchte den Gegenstand seiner Verehrung der Laune anklagen? Die Demüthigung seines Stolzes ver-

mehrt den Gram der getäuschten Liebe. Er nähert sich Sophie nicht mehr mit dem liebenswürdigen Zutrauen eines Herzens, das sich des ihrigen werth fühlt; er ist verzagt und ängstlich vor ihr. Er hofft es nicht mehr sie durch Zärtlichkeit zu rühren, er sucht sie durch Mitleid zu erweichen. Manchmal ermüdet seine Geduld, beinahe tritt Verdruß an ihre Stelle. Sophie scheint diese Aufwallungen zu ahnen und sieht ihm in's Antlitz. Dieser einzige Blick entwaffnet ihn und schüchtert ihn ein: er ist unterwürfiger als zuvor.

232. Verwirrt durch diesen hartnäckigen Widerstand und dieses unbesiegbare Schweigen ergießt sich sein Herz in das seines Freundes. Hier legt er die Schmerzen dieses in Traurigkeit versenkten Herzens nieder; er ruft seinen Beistand und Rath an. „Welch undurchdringliches Geheimniß! Sie nimmt Antheil an meinem Loose, ich kann nicht daran zweifeln: sie vermeidet mich nicht, nein, sie fühlt sich wohl in meiner Nähe: wenn ich komme, bezeugt sie mir Freude, wenn ich gehe, Bedauern; sie nimmt meine Aufmerksamkeiten mit Freundlichkeit auf; meine Dienste scheinen ihr zu gefallen; sie gibt mir Räthe, ja manchmal selbst Befehle. Und doch weist sie mein Flehen und Bitten zurück. Wenn ich von einer Vereinigung spreche, so legt sie mir gebieterisch Stillschweigen auf; und wenn ich noch ein Wort weiter spreche, verläßt sie mich auf der Stelle. Welch seltsamer Grund mag sie wohl bestimmen zu wünschen, daß ich ihr angehöre, ohne doch ein Wort davon anhören zu wollen? Du, den sie ehrt und liebt, und dem sie nicht das Wort wird zu entziehen wagen, sprich du mit ihr und veranlasse sie zu reden; sei deinem Freunde gefällig, kröne dein Werk, laß deine Mühen nicht verhängnißvoll werden für deinen Zögling: o, von dir wird sein Unglück kommen, wenn du sein Glück nicht vollendest."

233. Ich spreche mit Sophie und entreiße ihr ohne große Mühe ein Geheimniß, das ich wußte, bevor sie es mir gesagt hatte. Schwieriger wird es die Erlaubniß zu erlangen Emil davon zu unterrichten; sie ertheilt sie mir endlich, und ich mache Gebrauch davon. Die Erklärung versetzt ihn in ein Erstaunen, von dem er sich kaum erholen kann. Dieser Zartsinn ist ihm unbegreiflich; er kann sich nicht denken, was einige Thaler mehr oder weniger mit dem Charakter oder dem Verdienste zu thun haben. Da ich ihm begreiflich mache, was sie für das Vorurtheil sind, fängt er an zu lachen; außer sich vor Freuden will er sofort aufbrechen, auf alles verzichten, alles zerreißen, alles von sich werfen um die Ehre zu haben so arm zu sein wie Sophie und dann würdig befunden zu werden ihr Gatte zu sein.

235. „Ei, ei," erwiedere ich, ihn zurückhaltend, indem ich nun meinerseits über sein Ungestüm lache, „will denn dieser junge Kopf nie reif werden? dein ganzes Leben hast du philosophirt, willst du denn nie lernen vernünftig zu denken? wie kannst du verkennen, daß wenn du

deinen unsinnigen Plan verfolgst, du deine Lage nur verschlechterst und Sophie noch unlenksamer machst? Es ist ein kleiner Vorzug, einiges Vermögen mehr zu haben als sie; aber es wäre ein sehr großer ihr alles aufgeopfert zu haben; und wenn ihr Stolz sich nicht dazu verstehen kann gegen dich die erste Verpflichtung zu haben, wie könnte sie sich entschließen, jene andere auf sich zu nehmen? Wenn sie nicht zulassen kann, daß ein Gatte ihr vorwerfe sie bereichert zu haben, wird sie sich den Vorwurf gefallen lassen, daß er sich um ihretwillen arm gemacht habe? Unglückseliger, siehe zu, daß sie dich nicht eines solchen Planes fähig halte. Werde im Gegentheil sparsam und haushälterisch aus Liebe zu ihr, daß sie dir nicht vorwerfe, du habest sie durch List gewinnen wollen und opferest ihr freiwillig, was du doch aus Nachlässigkeit verlieren müssest."

235. „Glaubst du in der That, daß sie vor großem Vermögen Furcht habe und daß ihr Widerstand seinen Grund im Reichthum habe? Nein, mein lieber Emil; ein viel triftigerer und ernsterer Grund liegt in dem Einfluß, den dieser Reichthum auf die Seele des Besitzers ausübt. Sie weiß, daß die Besitzenden immer die Gaben des Glückes allen anderen vorziehen. Alle Reichen zählen das Gold vor dem inneren Werthe, wo es sich um die Ausgleichung von Geld und Diensten handelt, finden sie immer, daß die letzteren das erstere nie aufwiegen, und glauben, man sei ihnen immer noch etwas schuldig, wenn man sein ganzes Leben damit zugebracht hat ihnen zu dienen, während man ihr Brod ißt. Was ist nun zu thun, lieber Emil, um ihre Bedenken zu beschwichtigen? Mache, daß sie dich recht kennen lerne; aber das ist nicht die Sache eines Tages. Zeige ihr den Reichthum deines Herzens, womit man jenen anderen Reichthum ausgleichen kann, mit dem du unglückseliger Weise bedacht bist. Mit Standhaftigkeit und Zeit mußt du ihren Widerstand überwinden, mit hohen und edlen Gesinnungen sie nöthigen deinen Reichthum zu vergessen. Liebe sie, diene ihr und ihren trefflichen Eltern. Beweise ihr, daß diese Aufmerksamkeit nicht die Folge einer närrischen und vergänglichen Leidenschaft, sondern die Wirkung unauslöschlicher Grundsätze ist, die deinem Herzen tief eingeprägt sind. Ehre mit Würde den innern Werth, den das Schicksal niedergedrückt hat: dies ist das einzige Mittel ihn zu versöhnen mit dem, den es begünstigt hat."

236. Man begreift, mit welch hoher Freude diese Worte den jungen Menschen erfüllen, wie sehr sie ihm Vertrauen und Hoffnung wiedergeben, wie sehr sein ehrbares Herz sich beglückt fühlt, Sophie zu Gefallen das thun zu müssen, was er aus sich selbst thäte, wenn Sophie nicht da wäre oder er keine Liebe zu ihr fühlte. Wer sollte sich sein Betragen bei dieser Gelegenheit nicht vorstellen können, wenn er seinen Charakter nur einigermaßen versteht?

237. So bin ich denn der Vertraute meiner beiden guten Leute und der Vermittler ihrer Neigung! Ein schönes Geschäft für einen Erzieher!

Ja, ein so schönes, daß ich in meinem Leben nichts gethan habe, was mich so sehr vor mir selbst erhoben und so mit mir selbst zufrieden gemacht hätte. Uebrigens hat dieses Geschäft immer auch sein Angenehmes: ich bin im Hause wohl gelitten; man verläßt sich auf mich, daß ich die Liebenden auf dem rechten Wege halte: Emil, aus Furcht mir zu mißfallen, ist nie so fügsam gewesen. Das junge Mädchen überhäuft mich mit Artigkeiten, von denen ich mich aber nicht bethören lasse, sondern nur das für mich nehme, was mir zusteht. Auf diese Weise entschädigt sie sich mittelbar für die Achtung, in der sie Emil zurückhält. Sie erweist ihm in mir tausend Zärtlichkeiten, die sie ihm selbst nicht zuwenden möchte, und wenn sie darum sterben müßte; er aber weiß wohl, daß ich seinen Absichten nicht im Wege stehen will, sieht mit Freuden, wie gut ich mich mit ihr verstehe. Er tröstet sich, wenn sie ihm beim Lustwandeln den Arm versagt, wenn sie dafür den meinigen nimmt. Er entfernt sich ohne Murren, drückt mir die Hand und sagt mit Mund und Auge leise zu mir: „Lieber Freund, sprich für mich." Er verfolgt uns begierig mit den Blicken: er bemüht sich unsere Gedanken auf unseren Gesichtern zu lesen und unsere Reden aus unsern Gebärden zu deuten; er weiß, daß nichts, was wir mit einander reden, für ihn gleichgültig ist. Gute Sophie, wie wohl thut es deinem reinen Herzen, wenn du, ohne von Telemach gehört zu werden, dich mit seinem Mentor unterhalten kannst! Mit welch liebenswürdiger Unbefangenheit lässest du ihm in diesem zärtlichen Herzen alles lesen, was darin vorgeht! Mit welcher Lust zeigst du ihm deine ganze Achtung für seinen Zögling! Mit welch rührender Treuherzigkeit lässest du ihm noch süßere Gefühle errathen! Mit welchem erheuchelten Zorne weisest du den Zudringlichen zurück, wenn die Ungeduld ihn zwingt, dich zu unterbrechen! Mit welch reizendem Schmollen wirfst du ihm seine Unzartheit vor, wenn er dich hindert Gutes von ihm zu sagen oder zu hören und aus meinen Antworten immer einen neuen Grund zu schöpfen für deine Liebe zu ihm!

238. So gelangt Emil dazu, als erklärter Geliebter geduldet zu werden, und er macht alle Rechte eines solchen geltend; er redet, drängt, fleht, bestürmt sie. Mag man ihn auch kalt und rau anlassen, es kümmert ihn nicht, wenn er nur zu Wort kommt. Endlich setzt er es nicht ohne Mühe durch, daß Sophie ihrerseits sich entschließt, offen die Rechte einer Geliebten über ihn zu üben, daß sie ihm vorschreibt, was er zu thun hat, daß sie ihm befiehlt statt ihn zu bitten, daß sie annimmt statt zu danken, daß sie Zahl und Zeit seiner Besuche bestimmt, daß sie ihm verbietet vor einem bestimmten Tage zu kommen oder über eine gewisse Stunde zu bleiben. Alles das geschieht nicht zum Spiel, sondern im vollen Ernst; und wenn es ihr schwer wurde, diese Rechte in Anspruch zu nehmen, so gebraucht sie dieselben mit einer Strenge, welche oft den armen Emil zwingt zu bedauern, daß er sie ihr zugestanden hat. Aber was sie auch

befehle, er sagt kein Wort dagegen; und oft, wenn er aus Gehorsam fortgeht, sieht er mich mit Augen voller Freude an, die mir sagen: „Du siehst, daß sie Besitz von mir ergriffen hat.“ Sie aber sieht stolz auf ihn herab und lächelt insgeheim über den Stolz ihres Sklaven.

239. Albani und Raphael, leihet mir den Pinsel der Lust! Göttlicher Milton, lehre meiner ungeübten Feder die Wonne der Liebe und Unschuld! Doch nein, verbergt eure Lügenkünste vor der heiligen Wahrheit der Natur. Habt ihr nur ein gefühlvolles Herz und ehrbaren Sinn, dann lasset eure Gedanken ohne Zwang bei der Wonne zweier junger Liebenden weilen, welche unter den Augen ihrer Eltern und Leiter sich ungestört dem süßen Wahne hingeben, der sie umstrickt, und in trunkener Begierde langsam dem Ziele entgegen gehen, mit Blumen und Gewinden das glückliche Band umflechtend, das sie bis zum Grabe vereinigen soll. So viele reizende Bilder berauschen mich selbst; ich reihe sie an einander ohne Ordnung und Folge; das Entzücken, das sie mir verursachen, verhindert mich sie zu verknüpfen. O wer, der ein Herz hat, sollte nicht in sich selbst das köstliche Gemälde des Vaters, der Mutter, der Tochter, des Erziehers und des Zöglings entwerfen können, wie sie von beiden Seiten zusammenwirken zur Vereinigung des reizendsten Paares, das je durch Liebe und Tugend beglückt wurde?*)

240. Emil fühlt in der That jetzt das lebhafteste Verlangen zu gefallen und beginnt den Werth der angenehmen Fertigkeiten zu fühlen, die er sich erworben hat. Sophie singt gern, er singt mit ihr; er geht auch weiter und lehrt ihr Musik. Sie ist lebhaft und behend und hüpft gern, er tanzt mit ihr; er macht aus ihren Sprüngen Tanzschritte und bildet sie darin aus. Das ist ein reizender Unterricht, ausgelassene Fröhlichkeit belebt ihn und mildert die scheue Ehrfurcht der Liebe: einem Liebenden ist es erlaubt diesen Unterricht mit Wohllust zu geben; er darf der Gebieter seiner Gebieterin sein.

241. Es ist ein altes, ganz verwahrlostes Klavier da; Emil richtet und stimmt es; er ist ein ebenso tüchtiger Klavier- und Lautenmacher als Tischler; er hatte immer den Grundsatz in allem, was er selbst machen konnte, die Hilfe anderer nicht in Anspruch zu nehmen. Das Haus hat eine reizende Lage, er entwirft verschiedene Ansichten von demselben, bei denen auch Sophie manchmal mitgezeichnet hat und womit sie das Arbeitszimmer ihres Vaters schmückt. Indem sie Emil beim Zeichnen zusieht und ihm nachahmt, bildet sie sich nach seinem Beispiele aus, sie pflegt alle ihre Fertigkeiten, und ihr Reiz verschönt alle. Ihre Eltern erinnern sich ihres ehemaligen Wohlstandes, indem sie um sich herum wieder die schönen Künste glänzen sehen, die ihnen allein den Wohlstand werth

---

[1]) Formey ist entzückt von dieser Schilderung: „R. ist hier der Nebenbuhler Fénelon's. Warum ist er es nicht überall?“

machten; die Liebe hat ihr ganzes Haus geschmückt; sie allein ruft darin die nämlichen Vergnügungen ohne Kosten und ohne Mühe hervor, welche sie ehemals nur mit Geld und Verdruß darin zusammenbringen konnten.

242. Wie der Götzendiener mit den Schätzen, welche er selbst werth hält, den Gegenstand seiner Gottesverehrung bereichert und auf dem Altar den Gott schmückt, den er anbetet, so will ein Liebender, und möchte ihm seine Geliebte auch vollkommen erscheinen, ihr immer neue Zier verleihen. Sie bedarf ihrer nicht um ihm zu gefallen; aber er hat das Bedürfniß sie zu schmücken: es liegt darin eine neue Huldigung, die er ihr zu erweisen glaubt, ein neues Interesse, das er in das Vergnügen sie zu betrachten legt. Es scheint ihm nichts Schönes an seiner Stelle zu sein, wenn es nicht der höchsten Schönheit zum Schmucke dient. Es ist ein rührendes und doch lächerliches Schauspiel zu sehen, wie Emil Sophie alles lehren will, was er weiß, ohne sich zu fragen, ob, was er ihr lehren will, auch ihrer Neigung entspricht oder passend für sie ist. Er spricht von allem mit ihr und erklärt ihr alles mit kindlichem Eifer; er glaubt, er brauche nur zu reden, sie verstehe es dann im Augenblick: er stellt gleich sich das Vergnügen vor, das es ihm bereiten werde mit ihr zu grübeln und zu philosophiren; er betrachtet alles Wissen für nutzlos, das er nicht vor ihren Augen auskramen kann: fast erröthet er etwas zu wissen, was sie nicht weiß.

243. So unterrichtet er sie denn in Philosophie, Physik, Mathematik, Geschichte, kurz in Allem. Sophie gibt sich seinem Eifer mit Vergnügen hin und bemüht sich Nutzen daraus zu ziehen. Wenn er es dahin bringt seinen Unterricht vor ihr knieend zu ertheilen, wie vergnügt ist Emil dann! Er glaubt den Himmel offen zu sehen. Indessen ist diese Lage, welche der Schülerin beschwerlicher fällt als dem Lehrer, nicht die förderlichste für den Unterricht. Man weiß in diesem Falle nicht recht, wie man es mit den Augen anzufangen habe um den Blicken, die sie verfolgen, zu entgehen; und wenn sie sich begegnen, so geht es mit dem Lehren auch nicht gerade besser.

244. Die Kunst zu denken ist den Frauen nicht fremd, aber sie müssen die raisonnirenden Wissenschaften nur obenhin berühren. Sophie begreift alles, aber behält nicht eben viel. Die größten Fortschritte macht sie in Dingen der Moral und des Geschmackes; in der Physik behält sie nur eine unbestimmte Vorstellung von den allgemeinen Gesetzen und vom Weltsystem. Manchmal, wenn sie auf ihren Gängen die Wunder der Natur betrachten, wagen ihre unschuldigen und reinen Herzen sich bis zu ihrem Urheber emporzuschwingen: sie fürchten seine Gegenwart nicht, vereinigt erschließen sie vor ihm ihre Herzen.

245. Wie! zwei Liebende in der Blüthe ihrer Jahre benutzen ihre vertraulichen Stunden um über Religion zu sprechen! Sie vertreiben ihre Zeit damit, den Katechismus herzusagen! Wozu das Erhabene herunter=

ziehen? Ja, sie sagen ihn allerdings her in dem Wahne, der sie entzückt: sie betrachten sich als vollkommen, sie lieben sich, sie unterhalten sich mit Begeisterung von dem, was der Tugend ihren Werth gibt. Die Opfer, welche sie ihr bringen, machen sie ihrer werth. In ihrem Entzücken, das sie niederkämpfen müssen, vergießen sie manchmal Thränen mit einander, reiner als der Thau des Himmels, und diese süßen Thränen machen die Wonne ihres Lebens; sie leben in dem entzückendsten Wahnsinn, welchen menschliche Herzen je erfahren haben. Selbst die Entbehrungen vermehren ihr Glück und ehren sie vor ihren eigenen Augen für ihre Opfer. Ihr sinnlichen Menschen, ihr Leiber ohne Seele, eines Tages werden sie eure Freuden kennen lernen, aber ihr ganzes Leben werden sie sich in jene glückliche Zeit zurücksehnen, wo sie dieselben sich versagt haben!

246. Trotz diesem guten Einvernehmen gibt es doch manchmal Meinungsverschiedenheiten, selbst Zänkereien; die Gebieterin ist nicht ohne Launen, der Liebende nicht immer ruhig genug: aber diese kleinen Stürme gehen rasch vorbei und befestigen nur die Vereinigung; die Erfahrung selbst lehrt Emil sie nicht mehr so sehr zu fürchten; die Wiederversöhnung ist ihm immer vortheilhafter, als das Zerwürfniß ihm schädlich war. Die Frucht der ersten Entzweiung hat ihm die Hoffnung auf weitere erweckt; darin hat er sich zwar getäuscht: aber wenn er am Ende auch nicht jedesmal einen so fühlbaren Vortheil davon trägt, so gewinnt er doch immer, indem er sieht, wie durch Sophie der aufrichtige Antheil, welchen sie an seinem Herzen nimmt, bestätigt wird. Du willst wissen, welcher Gewinn das sei. Ich sage es um so lieber, als dieser Fall mir Gelegenheit gibt einen sehr werthvollen Grundsatz darzulegen und einen sehr verhängnißvollen zu bekämpfen.

247. Emil liebt, deshalb wagt er nicht zuviel; und noch mehr läßt sich erwarten, daß die herrische Sophie nicht dazu angethan ist ihm Vertraulichkeiten hingehen zu lassen. Da die Verständigkeit in allen Dingen ihr Maaß hat, so dürfte man auch Sophie eher für zu hart als zu nachsichtig halten; ihr Vater selbst fürchtet manchmal, ihr ausnehmender Stolz möchte in Hochmuth ausarten. Selbst in den vertraulichsten Plauderstunden würde Emil nicht wagen die mindeste Liebesgunst zu erbitten, ja er möchte sich nicht einmal den Anschein geben, als wollte er es thun; und wenn sie wohl beim Lustwandeln ihren Arm in den seinigen legt, eine Gunst, aus der sie kein Recht werden läßt, so wagt er es kaum, seufzend manchmal diesen Arm an seine Brust zu drücken. Indessen erkühnt er sich doch einmal nach langer Ueberwindung verstohlener Weise ihr Kleid zu küssen, und er ist mehrmals so glücklich, daß sie es nicht bemerken mag. Eines Tages als er sich die nämliche Freiheit ein wenig unverholener herausnehmen will, fällt es ihr ein es sehr übel aufzunehmen. Er wird eigensinnig, sie erzürnt sich und der Aerger gibt ihr etliche verletzende Worte ein; aber Emil nimmt sie nicht ohne Erwiderung hin;

der Rest des Tages wird in Schmollen hingebracht, und man trennt sich in sehr übler Stimmung.

248. Sophie ist es gar nicht wohl zu Muth. Ihre Mutter ist ihre Vertraute; wie sollte sie ihr ihren Kummer verbergen? Es ist ihr erstes Zerwürfniß; und ein Zerwürfniß, das eine Stunde anhält, ist gar eine wichtige Sache! Sie bereut ihren Fehler; ihre Mutter erlaubt ihr ihn wieder gut zu machen, der Vater befiehlt es sogar.

249. Tags darauf kommt Emil voll Unruhe früher als gewöhnlich zurück. Sophie ist an der Toilette ihrer Mutter, ihr Vater ist ebenfalls im Zimmer: Emil tritt achtungsvoll, aber mit trauriger Miene ein. Kaum haben die Eltern ihn begrüßt, so wendet sich Sophie um, reicht ihm die Hand und frägt mit einschmeichelndem Ton, wie er sich befinde. Es versteht sich von selbst, daß sich diese hübsche Hand nur deshalb so darbietet um geküßt zu werden: er ergreift sie aber küßt sie nicht. Sophie zieht sie ein wenig beschämt, aber mit möglichst guter Art zurück. Emil, der auf Weibermanieren nicht geschult ist und nicht weiß, wozu Launen gut sind, vergißt es nicht so leicht und beruhigt sich nicht so schnell. Sophiens Vater, der ihre Verlegenheit bemerkt, bringt sie durch Spöttereien noch vollends aus der Fassung. Das arme Mädchen weiß vor Verwirrung und Demüthigung nicht mehr, was es thut, und gäbe alles in der Welt darum, wenn es weinen dürfte. Je mehr sie sich bezwingt, desto mehr schwillt ihr Herz; endlich entrinnt ihr eine Thräne, so sehr sie es verhüten möchte. Emil sieht es, stürzt sich ihr zu Füßen, ergreift ihre Hand und küßt sie wiederholt mit Bewegung. „Fürwahr, du bist zu gut," sagt nun der Vater und lacht hell auf; „ich würde weniger Nachsicht haben für alle diese Narrheiten, ich würde den Mund strafen, der mich beleidigt hätte". Emil durch diese Worte ermuthigt, wirft einen bittenden Blick auf die Mutter, glaubt ein Zeichen der Zustimmung zu bemerken, und nähert sich zitternd Sophiens Gesicht, die den Kopf abwendet und, um den Mund sicher zu stellen, eine rosig übergossene Wange bloßstellt. Der Zudringliche ist damit nicht zufrieden, aber er begegnet einem leisen Widerstand. Welcher Kuß, wäre er nicht unter den Augen einer Mutter geraubt worden! Strenge Sophie, sei auf der Hut; oft wird man dein Kleid zu küssen verlangen, nur damit du es manchmal verweigerest.

250. Nach dieser exemplarischen Bestrafung entfernt sich der Vater eines Geschäftes halber; die Mutter schickt Sophie unter irgend einem Vorwande weg, dann wendet sie sich an Emil und spricht mit ziemlich ernstem Ton: „Ich glaube, daß ein gefühlvoller und gesitteter junger Mensch von so guter Herkunft und so guter Erziehung wie Sie die Freundschaft, die eine Familie ihm erweist, nicht mit Unehre wird vergelten wollen. Ich bin weder überstreng noch überängstlich; ich weiß, was man der närrischen Jugend muß hingehen lassen, und was ich eben

vor meinen Augen habe geschehen lassen, beweist es ihnen hinlänglich. Befragen Sie Ihren Freund über Ihre Pflichten; er wird Ihnen sagen, welcher Unterschied obwaltet zwischen den Spielen, welchen die Gegenwart der Eltern ein Recht gibt, und den Freiheiten, die man in ihrer Abwesenheit sich herausnimmt, indem man ihr Vertrauen mißbraucht und aus diesen nämlichen Gunstbeweisen, welche unter ihren Augen nur harmlos sind, Fallstricke macht. Er wird Ihnen sagen, daß meine Tochter kein anderes Unrecht begangen hat als das, daß sie nicht gleich beim ersten Male bemerkt hat, was sie nie leiden durfte; er wird Ihnen sagen, daß alles, was man als Gunst nimmt, eine Gunst wird, und daß es eines Mannes von Ehre unwürdig ist, die Einfalt eines jungen Mädchens zu mißbrauchen um im Geheimen sich die nämlichen Freiheiten anzumaßen, welche sie vor aller Welt dulden darf. Denn man weiß, was der Anstand öffentlich zugeben darf; aber niemand weiß, wo ein Mann, der sich selbst zum einzigen Richter seiner Launen macht, im Schatten des Geheimnisses stehen bleibt."

251. Nach dieser gerechten Strafrede, die mehr mir als meinem Zögling gilt, verläßt uns die verständige Mutter; ich aber bewundere ihre seltene Klugheit, welche es gering anschlägt, daß man vor ihr den Mund ihrer Tochter küßt, aber sich darüber entsetzt, daß man insgeheim ihr Kleid küßt. Wenn ich über die Verkehrtheit unserer Lebensgrundsätze nachdenke, welche stets die wahre Ehrbarkeit dem Anstand aufopfern, begreife ich, warum die Sprache um so keuscher ist, je verdorbener die Herzen sind, und warum das Betragen um so abgemessener wird, je unehrbarer die sind, die es beobachten.*)

252. Während ich bei dieser Gelegenheit Emil die Pflichten, welche ich ihm früher hätte dictiren müssen, angelegentlich an's Herz lege, stößt mir eine neue Bemerkung auf, welche vielleicht Sophie die höchste Ehre macht, die ich aber dennoch mich hüte ihrem Geliebten mitzutheilen: es stellt sich nämlich heraus, daß dieser vermeinte Stolz, welchen man ihr vorwirft, nur eine sehr kluge Vorsicht ist um vor sich selbst sicher zu sein. Da sie unglücklicher Weise weiß, daß sie ein leicht entzündliches Temperament besitzt, fürchtet sie den ersten Funken und hält ihn mit aller Macht fern. Nicht aus Stolz ist sie streng, sondern aus Demuth. Sie übt über Emil die Herrschaft aus, welche sie Sophien gegenüber vielleicht nicht zu behaupten wüßte: sie bedient sich eines Theils um den andern niederzuhalten. Hätte sie mehr Selbstvertrauen, so wäre sie weniger

---

*) Vgl. IV. § 392. Derartige Betrachtungen mit scharf ausgeprägter Tendenz zur Emancipation waren in den geistreichen Cirkeln von Paris damals sehr im Schwange. Ein weit gehendes Beispiel bieten die mémoires . . de madame d'Epinay (2. édit. Paris 1818 im 1. Band) in einem Gespräch zwischen mademoiselle Quinault, Duclos (vgl. Emil IV § 444 u. Anm. dazu), Saint-Lambert, mad. d'Epinay u. a.

stolz. Welches Mädchen in der Welt wäre sonst, wenn man von diesem Punkte absieht, fügsamer und sanftmüthiger? Wer erträgt eine Beleidigung geduldiger? Wer fürchtet mehr die anderen zu beleidigen? Wer macht weniger Ansprüche in allem, die Tugend ausgenommen? Ueberdieß ist sie nicht stolz auf ihre Tugend, sie ist nur stolz um sie zu bewahren; und wenn sie ohne Gefahr sich der Neigung ihres Herzens hingeben kann, so liebkost sie am Ende auch ihren Anbeter. Ihre kluge Mutter aber spricht von all diesen Einzelheiten auch selbst mit dem Vater nicht: die Männer sollen nicht alles wissen.

253. Ihre Eroberung scheint Sophie auch so wenig hochmüthig zu machen, daß sie im Gegentheil dadurch noch leutseliger und weniger anspruchsvoll gegen jedermann geworden ist, den vielleicht allein ausgenommen, der diese Andeutung veranlaßt hat. Das Gefühl der Unabhängigkeit hebt ihr edles Herz nicht mehr. Sie freut sich eines Sieges, der ihr ihre Freiheit gekostet hat, mit Bescheidenheit. Ihre Haltung ist weniger frei, ihre Sprache dagegen schüchterner geworden, seit sie das Wort Liebe nicht mehr ohne Erröthen anhören kann; aber ihre Zufriedenheit leuchtet durch all ihre Verlegenheit hindurch, und selbst diese Scham ist kein unangenehmes Gefühl. Jungen Besuchern gegenüber ist diese Verschiedenheit ihres Betragens besonders bemerkbar. Seit sie sie nicht mehr fürchtet, hat ihre übertriebene Zurückhaltung ihnen gegenüber bedeutend nachgelassen. Da ihre Wahl entschieden ist, zeigt sie sich ohne Bedenken gleichgiltigen Leuten gegenüber zuvorkommend: seit sie kein Interesse an ihnen nimmt, beurtheilt sie ihren Werth nachsichtiger und findet sie immer liebenswürdig genug für Leute, die für sie niemals von Bedeutung sein werden.

254. Wenn die wahre Liebe Coquetterie brauchen könnte, so würde ich in der Art, wie Sophie in Gegenwart ihres Geliebten sich ihnen gegenüber benimmt, einige Spuren davon zu sehen glauben. Es ist, als wäre sie nicht zufrieden mit der glühenden Leidenschaft, welche sie in ihm durch eine ausgesuchte Mischung von Zärtlichkeit und Zurückhaltung entzündet und als wollte sie diese nämliche Leidenschaft durch ein wenig Unruhe noch anfeuern; man sollte glauben, sie erheiterte absichtlich ihre jungen Gäste und bestimme den Reiz einer Fröhlichkeit, die sie Emil gegenüber sich nicht erlaubt, nur zu dessen Qual: aber Sophie ist zu aufmerksam, zu gutmüthig und zu gescheit um ihn in Wirklichkeit zu quälen. Diesen gefährlichen Kitzel zurückzuhalten dienen ihr Liebe und Ehrbarkeit anstatt der Klugheit: sie weiß ihn aufzuregen und zu beschwichtigen, gerade wenn es nothwendig ist; und wenn sie ihn manchmal beunruhigt, so betrübt sie ihn doch niemals. Verzeihen wir den Kummer, den sie dem Geliebten verursacht, um der Furcht willen, er möchte nie fest genug an sie gekettet sein.

255. Welchen Eindruck werden aber diese kleinen Winkelzüge auf

Emil machen? Wird er eifersüchtig sein oder nicht? das bedarf der Prüfung; denn derlei Abschweifungen berühren ebenfalls den Zweck meines Buches und entfernen mich wenig von meinem Gegenstand.

256. Ich habe früher schon gezeigt, wie bei Dingen, welche nur der Einbildung entspringen, diese Leidenschaft im Herzen des Menschen Wurzel faßt. Aber bei der Liebe ist die Sache anders; die Eifersucht scheint in diesem Falle so eng mit der Natur verknüpft zu sein, daß man sich kaum enthalten kann zu glauben, sie komme nicht von derselben her; und das Beispiel selbst der Thiere, von denen manche bis zur Wuth eifersüchtig sind, scheint die gegentheilige Ansicht unwiderleglich festzustellen. Lehrt etwa menschliche Einbildung den Hähnen sich zu zerfleischen und den Thieren sich bis auf den Tod zu bekämpfen?

257. Der Widerwille gegen alles, was unsere Vergnügungen stört und bekämpft, ist eine natürliche Regung, das ist unbestreitbar. Ebenso verhält es sich bis auf einen gewissen Punkt mit dem Verlangen, was uns gefällt, ausschließlich zu besitzen. Wenn aber dieses Verlangen, zur Leidenschaft geworden, sich in Wuth oder in eine argwöhnische, übellaunige Phantasie, die man Eifersucht nennt, verwandelt, so ist es eine andere Sache; diese Leidenschaft kann natürlich sein oder nicht; man muß hier unterscheiden.

258. Das Beispiel von den Thieren ist früher in der „Abhandlung über die Ungleichheit" geprüft worden; jetzt, wo ich von neuem darüber nachdenke, scheint mir jene Untersuchung gegründet genug, daß ich mir erlaube, meine Leser darauf zu verweisen. Ich will zu den Unterscheidungen, die ich in jenem Aufsatz gemacht habe, nur noch hinzufügen, daß die von der Natur herkommende Eifersucht sehr von dem Geschlechtsvermögen abhängt und daß, wo dieses Vermögen unbegrenzt ist oder scheint, jene Eifersucht ihren höchsten Grad erreicht; denn dann kann das Männchen, indem es seine Rechte nach seinem Bedürfniß bemißt, in jedem anderen Männchen nur einen ungelegenen Nebenbuhler sehen. Bei diesen nämlichen Gattungen gehorchen immer die Weibchen dem Zuerstkommenden, gehören dem Männchen nur durch das Recht der Eroberung an und erzeugen unter ihnen unaufhörliche Kämpfe.

259. In denjenigen Gattungen dagegen, wo sich nur Eines mit Einem paart und die Verbindung eine Art moralischen Bandes, eine Art Ehe begründet, versagt sich das Weibchen, das durch seine Wahl dem Männchen, dem es sich ergeben, angehört, gemeiniglich jedem andern; das Männchen aber, das in dieser ausschließlichen Zuneigung eine Bürgschaft der Treue sieht, läßt sich auch durch den Anblick anderer Männchen weniger aufregen und lebt friedlicher mit ihnen. Bei diesen Gattungen theilt das Männchen die Sorge um die Jungen; und in Folge eines jener Naturgesetze, welche man nicht ohne Rührung beobachtet, scheint das Weibchen dem Vater die Zuneigung, die er für seine Kinder hat, wieder zu vergelten.

260. Betrachtet man nun die menschliche Gattung in ihrer ursprünglichen Einfachheit, so sieht man leicht an dem beschränkten Vermögen des männlichen Theils und an der Mäßigkeit seiner Begierden, daß er von Natur bestimmt ist mit einem einzigen Weib sich zu begnügen; dieß wird auch bestätigt durch die numerische Gleichheit beider Geschlechter, wenigstens in unseren Erdstrichen; während diese Gleichheit in den Gattungen, wo die größere Stärke der Männchen mehrere Weibchen mit einem einzigen verbindet, fast nicht stattfindet. Obwohl nun der Mann nicht brütet wie der Täuberich und in dieser Beziehung, da er auch keine Brüste zum Säugen hat, zur Klasse der Vierfüßer gehört*), so kriechen die Kinder doch so lange kraftlos auf allen Vieren, daß die Mutter und sie die Zuneigung des Vaters und die daraus entspringende Fürsorge schwer entbehren könnten.

261. Alle Beobachtungen treffen darin zusammen zu beweisen, daß die Eifersucht der Männchen bei gewissen Thiergattungen für den Menschen keinen Schluß zuläßt; und selbst die Ausnahmen der südlichen Gegenden, wo die Vielweiberei besteht, bestätigt den Grundsatz nur um so mehr, da von der großen Zahl der Weiber die tyrannische Vorsicht der Männer herkommt und das Gefühl der eigenen Schwäche den Menschen veranlaßt zum Zwang zu greifen um die Gesetze der Natur zu vereiteln.

262. Bei uns, wo diese nämlichen Gesetze weniger in dieser, wohl aber in anderer und noch häßlicherer Weise umgangen werden, hat die Eifersucht ihren Beweggrund mehr in den gesellschaftlichen Leidenschaften als in dem ursprünglichen Naturtrieb. In den meisten galanten Verhältnissen haßt der Anbeter seinen Nebenbuhler viel mehr als er seine Geliebte liebt; wenn er fürchtet nicht allein erhört zu werden, so ist dieß die Folge jenes Dünkels, dessen Ursprung ich aufgedeckt habe, und die Eitelkeit leidet bei ihnen mehr als die Liebe. Ueberdieß haben unsere ungeschickten Einrichtungen die Frauen so heuchlerisch gemacht [1]) und ihre Begierden so sehr gesteigert, daß man auch auf ihre bestbezeugte Anhänglichkeit kaum rechnen kann und daß sie keine Beweise der Bevorzugung geben können, welche die Furcht vor Nebenbuhlern zu beschwichtigen geeignet wären.

263. Mit der wahren Liebe verhält es sich anders. In dem schon erwähnten Aufsatze habe ich gezeigt, daß dieses Gefühl nicht so natürlich ist, als man denkt; es ist auch ein großer Unterschied zwischen der süßen Gewohnheit, welche einen Mann mit seiner Gattin gemüthlich verbindet,

*) D. i. derjenigen Thiere, bei welchen nur das Weibchen sich der Pflege der Jungen widmet.

[1]) Die Art der Heuchelei, die ich hier meine, ist der, die ihnen zukommt und die sie von Natur haben, entgegengesetzt [vgl. § 54 u. aw.]; die eine besteht darin, daß sie Gefühle, welche sie haben, wegheucheln, die andre, daß sie solche erheucheln. Ueberall in der Welt gehen die Weiber darauf aus mit ihrem Gefühl zu prunken, und überall lieben sie nur sich selbst. R.

und jener zügellosen Gluth, welche ihn mit eingebildeten Reizen eines Wesens, das er nicht mehr so sieht, wie es ist, berauscht. Diese Leidenschaft, welche nichts als Ausschließungen und Bevorzugungen kennt, unterscheidet sich in so ferne nicht von der Eitelkeit, als diese, indem sie alles fordert und nichts gewährt, immer unbillig ist, während die Liebe, welche ebenso viel giebt, als sie fordert, an und für sich ein von Billigkeit durchdrungenes Gefühl ist. Je mehr sie übrigens fordert, desto leichtgläubiger ist sie: der nämliche Wahn, welchen sie hervorruft, macht sie der Ueberredung leicht zugänglich. Wenn die Liebe unruhig ist, ist die Achtung voller Vertrauen; Liebe ohne Achtung hat aber nie in einem ehrbaren Herzen gewohnt, weil jeder in dem gliebten Gegenstand nur die Eigenschaften liebt, die er selbst werth hält.

264. Nachdem dieß alles aufgehellt, kann man gewiß errathen, welcher Art von Eifersucht Emil fähig sein wird; denn da diese Leidenschaft im menschlichen Herzen kaum Raum findet, so wird ihre Art einzig durch die Erziehung bestimmt. Emil wird auch in der Liebe und Eifersucht nicht zornsüchtig, argwöhnisch und mißtrauisch sein, sondern zartsinnig, gefühlvoll und schüchtern; er wird mehr besorgt sein als aufgeregt; es wird ihm mehr darum zu thun sein, seine Geliebte an sich zu fesseln als seinen Nebenbuhler zu bedrohen; er wird ihn, wenn er kann, als ein Hinderniß beseitigen, ihn aber nicht hassen wie einen Feind. Wenn er ihn haßt, so ist es nicht eine Folge des Vorsatzes, ihm ein Herz streitig zu machen, auf das er Ansprüche erhebt, sondern wegen der wirklichen Gefahr es zu verlieren, in welche jener ihn versetzt hat; er wird nicht in unberechtigtem Dünkel sich thöricht ereifern, daß man es wagt mit ihm in die Schranken zu treten, sondern er wird begreifen, daß das Recht des Vorzugs einzig auf dem inneren Werthe beruht und daß die Ehre in dem Erfolge liegt, und wird sich deshalb doppelte Mühe geben liebenswürdig zu sein, und das wird ihm voraussichtlich glücken. Wenn die hochherzige Sophie seine Liebe durch einige Stürme aufregt, so wird sie sie auch zu leiten und ihn zu entschädigen wissen; die Nebenbuhler aber, welche nur geduldet wurden, um ihn auf die Probe zu stellen, werden bald aus dem Wege geräumt sein.

265. Doch, wohin gerathe ich? Emil, was ist aus dir geworden? Kann ich meinen Zögling noch in dir erkennen? Wie tief sehe ich dich gefallen! Wo ist jener hart erzogene junge Mann, der den Unbilden der Jahreszeiten trotzte und seinen Leib den schwersten Arbeiten, seinen Geist aber nur den Gesetzen der Weisheit hingab, unzugänglich für das Vorurtheil und die Leidenschaften, jener junge Mann, der nur die Wahrheit liebte, der nur auf die Vernunft hörte und an nichts hing, was nicht zu seinem Wesen gehörte? Jetzt ist er in ein müßiges Leben versunken und läßt sich durch Weiber leiten; ihr Zeitvertreib ist eine Beschäftigung, ihr Wille sein Gesetz; ein junges Mädchen entscheidet über

sein Loos; er kriecht und schmiegt sich vor ihm; der ernste Emil ist der Spielball eines Kindes!

266. So ändert sich das Schauspiel des Lebens: jedes Alter wird von anderen Triebfedern bewegt; aber der Mensch ist immer der selbe. Im zehnten Jahr läßt er sich durch Kuchen leiten, im zwanzigsten durch eine Geliebte, mit dreißig Jahren durch die Vergnügen, mit vierzig durch den Ehrgeiz, mit fünfzig durch die Habsucht; wann denn läuft er nur der Weisheit nach? Glücklich, wen man ohne sein Wollen dahin leitet! Was thut es, welchen Führer man dazu gebraucht, wenn er ihn nur ans Ziel bringt? Die Helden, ja die Weisen selbst haben der menschlichen Schwäche diesen Zoll bezahlt; und mancher, dessen Hand Spindeln zerbrach, war darum nicht minder ein großer Mann.*)

267. Willst du die Wirkung einer glücklichen Erziehung auf das ganze Leben erstrecken, so erhalte durch die Jugend hindurch die guten Gewohnheiten der Kindheit; und wenn dein Zögling ist, was er sein soll, so sorge nur, daß er zu allen Zeiten der selbe sei. Das ist die letzte Vervollkommnung, welche du deinem Werke zu geben hast. Darum vor allem ist es wichtig den jungen Leuten einen Erzieher zu geben**); denn im Uebrigen ist wohl nicht zu befürchten, daß sie nicht auch ohne ihn sich zu verlieben wüßten. Darin aber täuschen sich die Erzieher und besonders die Väter, daß sie glauben, eine Art zu leben schließe die andere aus und, sobald man erwachsen sei, müsse man auf alles verzichten, was man als Kind gethan habe. Wäre das so, wozu sollte man sich denn mit der Kindheit zu schaffen machen, da der gute oder schlechte Gebrauch, den man von ihr machte, mit ihr selbst verflöge und weil man mit einer so gänzlich verschiedenen Art zu leben nothwendig auch eine andere Art zu denken annähme?

268. Da nur große Krankheiten den Zusammenhang im Gedächtniß zerreißen, so können dieß in den Sitten auch wohl nur große Leidenschaften bewirken. Unsere Ansichten und Neigungen wechseln zwar, aber der Wechsel wird, wenn er auch manchmal ziemlich rasch ist, durch die Gewohnheit gemildert. Im Wandel unserer Neigungen muß der geschickte Künstler wie in einer schönen Abstufung von Farben die Uebergänge unmerklich machen, die Töne mischen und verschmelzen und, damit nirgends sich ein Sprung zeige, die Lagen mehrfach auftragen.***) Diese

*) Anspielung auf Hercules, der bei Omphale spann.

**) Vgl. unsere vierte Anmerkung zu Anhang II.

***) Ein bildlicher Ausdruck um die Nothwendigkeit stetiger Zucht nahe zu legen. Herbart allg. Pädag. III B. 6. K. I: „Man sorge vor allem dafür, daß die stetige Zucht in das richtige Gleis komme und darin bleibe, und man erhöhe diese Sorgfalt in den Zeiten, wo gelegentlich ergriffene Maßregeln etwas an den vorher wohl geordneten Verhältnissen verrückt haben könnten. — — — Es ist eine eigene Kunst, durch ein Betragen, als ob nichts vorgefallen wäre, bald alles wieder in die frühere Lage zu bringen."

Regel wird durch die Erfahrung bestätigt; ungezügelte Leute wechseln alle Tage ihre Neigungen, Anschauungen und Meinungen und kennen statt aller Beständigkeit nur die Gewohnheit des Wechsels: aber der geordnete Mensch kommt immer auf seine alte Uebung zurück und verliert selbst im Alter den Geschmack für die Vergnügungen nicht, die er als Kind geliebt.

269. Wenn du es dahin bringst, daß die jungen Leute, wenn sie in ein anderes Lebensalter übertreten, nicht mit Verachtung auf das vorhergehende zurückblicken, daß sie mit der Annahme neuer Lebensgewohnheiten nicht die alten ablegen und daß sie immer thun wollen, was recht ist ohne Rücksicht auf die Zeit, wo sie es zum ersten Mal gethan; dann erst hast du dein Werk sicher gestellt und bist ihrer gewiß bis an's Ende ihres Lebens; denn die bedenklichste Umwälzung vollzieht sich in dem Alter, dem wir gegenwärtig unsere Wachsamkeit zuwenden. Da man an diese Zeit immer mit Wehmuth zurückdenkt, so verliert man auch später die geistige Richtung, welche man während derselben bewahrt hat, nur schwer; ist sie dagegen einmal durchbrochen, so gewinnt man sie sein Leben lang nicht wieder.

270. Die meisten Gewohnheiten, die man Kindern und jungen Leuten anzueignen glaubt, sind keine eigentlichen Gewohnheiten, da sie dieselbe nur durch Zwang angenommen und da sie, wie sie ihnen nur mit Widerwillen nachgelebt haben, nur die Gelegenheit abwarten sich von ihnen loszumachen. Wenn man auch noch so lange im Gefängniß sitzt, eine Neigung dafür bildet man dennoch nicht aus; die Gewohnheit vermindert in diesem Falle die Abneigung nicht; sondern vermehrt sie sogar. Nicht so verhält es sich mit Emil, der in seiner Kindheit nichts unfreiwillig und mit Unlust gethan hat und nun, indem er als Mann seine Handlungsweise fortsetzt, zum Wohlgefühl der Freiheit noch die Macht der Gewohnheit hinzufügt. Thätigkeit, körperliche Arbeit, Bewegung und Uebung sind ihm so nothwendig geworden, daß er nicht ohne Schaden darauf verzichten könnte. Wollte man ihn mit einem Male zu einem weichlichen und sitzenden Leben zwingen, es wäre, als wollte man ihn in Gefängniß und Ketten legen und in einem gewaltsamen und erzwungenen Zustand erhalten: ich zweifle nicht, daß auch seine Gemüthsverfassung und seine Gesundheit gleichermaßen darunter leiden würden. In einem ganz geschlossenen Zimmer kann er kaum frei athmen; er braucht freie Luft, Bewegung und Anstrengung. Selbst zu Sophiens Füßen kann er sich manchmal einen flüchtigen Blick hinaus auf das Feld und den Wunsch es mit Sophie zu durchlaufen kaum versagen. Er bleibt jedoch, wenn er muß; nur ist er unruhig und aufgeregt, als müßte er sich wehren; er bleibt, weil er in Fesseln liegt. So habe ich ihm doch Bedürfnisse auferlegt, werdet ihr sagen, so habe ich ihn doch zum Sklaven gemacht: allerdings, ich habe ihn dem Schicksal des Mannes dienstbar gemacht.

271. Emil liebt Sophie; aber welches sind die ersten Reize, welche ihn an sie gefesselt haben? Gefühl, Tugend und die Liebe für das Ehrbare. Wenn er diese Liebe an seiner Geliebten hochschätzt, sollte er sie für sich verloren haben? Und Sophie, um welchen Preis ist sie sein geworden? Um den Preis aller Gefühle, welche dem Herzen ihres Geliebten natürlich sind: die Schätzung der wahren Güter, die Enthaltsamkeit und Einfachheit, die edle Selbstlosigkeit und die Verachtung alles Prunkes und Reichthums. Emil besaß diese Tugenden, bevor die Liebe sie ihm nahe gelegt hatte. Worin hat also Emil sich eigentlich verändert? Er hat neue Gründe zu sein, was er ist; das ist der einzige Punkt, der ihn gegen seine frühere Lage unterscheidet.

272. Ich kann mir nicht denken, daß jemand, der dieses Buch mit einiger Aufmerksamkeit liest, glauben sollte, alle Umstände seiner augenblicklichen Lage hätten sich so nur durch Zufall um ihn zusammengefunden. Ist es denn ein Zufall, daß das Mädchen, das seine Neigung gewinnt, sich gerade mitten in der abgelegensten Einsamkeit findet, wo doch die Städte so viele liebenswürdige Mädchen bieten? Ist es Zufall, daß er ihr begegnet? Ist es ein Zufall, daß sie zu einander passen? Ist es ein Zufall, daß sie nicht am selben Orte wohnen können? Ist es ein Zufall, daß sich ein Aufenthaltsort nur so weit von ihr entfernt findet? ist es ein Zufall, daß er sie so selten sieht und daß er das Vergnügen sie zu sehen durch so viele Anstrengungen erkaufen muß? — Er verweichlicht sich, sagst du. — Nein, im Gegentheil, er härtet sich ab; er muß so kräftig sein, wie er es durch mich geworden ist, um den Anstrengungen, welche Sophie ihm auferlegt, gewachsen zu sein.

273. Er wohnt zwei lange Wegstunden von ihr entfernt. Diese Entfernung ist der Blasebalg in der Schmiede, wo ich die Liebespfeile härte. Wohnten sie Thür an Thür oder könnte er weich in eine gute Kutsche gebettet zu ihr gelangen, so würde er sie nach Bequemlichkeit, so wie es die Pariser machen, lieben. Hätte Leander für Hero sterben wollen, wenn ihn das Meer nicht von ihr getrennt hätte? Leser, erlaß mir die Worte; bist du im Stande mich zu verstehen, so wirst du in meiner Erzählung meine Grundsätze hinlänglich verfolgen können.

274. Die ersten Male, da wir Sophie besuchten, haben wir Pferde genommen um schneller vorwärts zu kommen. Wir finden diese Art bequem und nehmen auch das fünfte Mal noch Pferde. Man erwartete uns; mehr als eine halbe Stunde vom Hause entfernt bemerken wir Leute auf dem Wege. Emil späht hin, das Herz schlägt ihm; beim Näherkommen erkennt er Sophie, er wirft sich vom Pferde herunter, eilt, fliegt ihr entgegen und ist bald bei der liebenswürdigen Familie angelangt. Emil liebt schöne Pferde und hat selbst ein lebhaftes Thier; wie es sich frei fühlt, jagt es durch die Felder davon: ich laufe ihm nach, erreiche es mit Mühe und bringe es zurück. Unglücklicher Weise fürchtet sich

Sophie vor den Pferden, ich wage es deshalb nicht in ihre Nähe zu kommen. Emil merkt nichts davon, aber Sophie sagt ihm einige Worte in's Ohr, wie viel Mühe er seinem Freunde überlassen hätte. Emil läuft ganz beschämt herbei, ergreift die Pferde und bleibt zurück: es ist gerecht, daß an jeden die Reihe komme. Nun geht er voraus um die Reitpferde los zu werden. Da er auf diese Weise Sophie hinter sich lassen muß, kommt ihm das Pferd nicht mehr als ein so bequemes Beförderungsmittel vor. Athemlos kommt er zurück und trifft uns auf halbem Wege.

275. Bei der nächsten Reise will Emil kein Pferd mehr. „Warum?" frage ich ihn, „wir brauchen nur einen Bedienten mitzunehmen, der sie besorgt." „O," erwiedert er, „sollen wir so die würdige Familie überlasten? Du begreifst, daß sie alles empfangen will, Menschen und Pferde." „Es ist wahr," versetze ich, „daß sie die Gastlichkeit der armen Leute haben. Die Reichen, die bei all ihrem Prunk geizig sind, beherbergen nur ihre Freunde; die Armen dagegen geben auch den Pferden ihrer Freunde Obdach." „Gehen wir zu Fuß," sagt er nun; „hast du nicht den Muth dazu, da du doch die ermüdenden Vergnügungen deines Kindes so freudigen Herzens theilst?" „Sehr gern," erwiedere ich sofort: „auch scheint es mir, daß die Liebe nicht so viel Geräusch ertragen mag."

276. Beim Ankommen treffen wir Mutter und Tochter noch weiter entfernt als das erste Mal. Mit Pfeilschnelle sind wir hergekommen. Emil ist in Schweiß gebadet: eine liebe Hand fährt ihm mit einem Taschentuch über die Wangen. Möchte es auch noch so viele Pferde auf Erden geben, wir würden uns dennoch nicht mehr versucht fühlen eines zu gebrauchen.

277. Indessen ist es recht hart, daß wir nie einen Abend mit einander verbringen können. Der Sommer rückt vor, die Tage werden schon kürzer. Trotz unserer Einwendungen erlaubt man uns nie, erst Nachts heimzukehren; und wenn wir nicht gleich in aller Frühe kommen, so müssen wir fast unmittelbar nach der Ankunft wieder fortgehen. Nachdem die Mutter uns lange bedauert und sich um uns geängstigt hat, kömmt sie endlich auf den Gedanken, man könne uns allerdings anständiger Weise nicht im Hause beherbergen, doch könne man uns eine Unterkunft im Dorfe finden um manchmal dort zu übernachten. Bei diesen Worten schlägt Emil in die Hände und bebt vor Freuden; und Sophie küßt unwillkürlich ihre Mutter an dem Tage, wo sie dieses Auskunftsmittel gefunden, etwas häufiger.

278. Nach und nach bildet und befestigt sich eine Freundschaft, eine harmlose Vertraulichkeit unter uns. An den durch Sophie oder ihre Mutter selbst festgesetzten Tagen komme ich mit meinem Freunde: manchmal lasse ich ihn auch allein hingehen. Das Vertrauen erhebt die Seele, und einen Mann muß man nicht mehr als Kind behandeln: was hätte ich auch bis jetzt erreicht, wenn mein Zögling meine Achtung nicht verdiente? Es

kommt auch vor, daß ich ohne ihn hingehe; dann ist er traurig, doch murrt er nicht: was nützte es ihm auch? Er weiß ja auch, daß ich seinen Interessen nicht in den Weg treten will. Mögen wir übrigens zusammen oder einzeln gehen, es ist begreiflich, daß uns kein Wetter zurückhält, sind wir ja doch stolz darauf, in einem Zustande anzukommen, daß man uns bedauern darf. Leider versagt uns Sophie diese Ehre, sie verbietet uns, beim schlechten Wetter zu kommen. Dies ist der einzige Fall, wo ich sie gegen die Grundsätze, die ich ihr im Geheimen eingebe, sich auflehnen sehe.

279. Eines Tages, da er allein gegangen und ich ihn erst am folgenden Morgen erwarte, sehe ich ihn schon am Abend kommen und sage ihm, indem ich ihn umarme: „Wie, lieber Emil, du kommst zu deinem Freunde zurück!" Aber anstatt meine Liebkosungen zu erwidern, sagt er etwas verstimmt zu mir: „Glaube nicht, daß ich aus freien Stücken so bald zurückkehre; ich komme wider meinen Willen. Sie hat es gewollt; ich komme um ihretwillen, nicht deinetwegen." Gerührt von seiner Treuherzigkeit umarme ich ihn nochmals mit den Worten: „Du freimüthige, aufrichtige Seele, entziehe mir nicht, was mir gehört. Wenn du ihretwillen zurückkommst, so gestehst du es doch meinetwegen; deine Rückkehr ist ihr Werk: aber deine Offenherzigkeit kommt von mir. Bewahre immer diese edle Lauterkeit der schönen Seelen. Die Gleichgiltigen mag man denken lassen, was sie wollen; aber ein Verbrechen ist es zu dulden, daß ein Freund uns als Verdienst anrechne, was wir nicht seinetwegen gethan haben.

280. Ich hüte mich wohl, den Werth seines Geständnisses in seinen Augen herunterzusetzen, indem ich mehr Liebe als Großmuth darin finde und ihm bemerke, er wolle weniger sich das Verdienst absprechen als es Sophie zulegen. Aber siehe, er enthüllt mir das Innerste seines Herzens ohne es nur zu wissen: kommt er gemächlich, langsamen Schrittes, in Gedanken an seine Liebe versunken, so ist Emil nur Sophiens Anbeter; eilt er aber schnellen Schrittes, erhitzt, wenn auch ein wenig ärgerlich, so ist er der Freund seines Mentor.

281. An allen diesen Veranstaltungen sieht man, daß mein junger Mann noch weit entfernt ist sein Leben in Sophiens Nähe hinzubringen und sie so oft zu sehen, als er gern möchte. Eine Reise oder zwei in der Woche ist alles, was ihm gestattet wird; und seine Besuche, die sich oft auf einen halben Tag beschränken, erstrecken sich selten über den nächsten Morgen. Er hat viel mehr Zeit für die Hoffnung sie wiederzusehen oder für das glückliche Gefühl sie gesehen zu haben als für das Wiedersehen selbst. Und von der Zeit selbst, die er für seine Reisen bestimmt, verbringt er weniger in ihrer Nähe als im Hingehen oder Weggehen. Diese wahren, reinen und köstlichen Freuden, die er indessen mehr in der Einbildung als in Wirklichkeit genießt, spornen seine Liebe an ohne sein Herz zu verweichlichen.

282. An den Tagen, wo er sie nicht sieht, ist er nicht müßig oder unthätig. Auch da ist er noch der alte Emil, der sich durchaus nicht umgebildet hat. Meistens durchzieht er das Gefild der Umgebung und verfolgt seine naturwissenschaftlichen Studien; er beobachtet und untersucht das Gelände, seine Erzeugnisse und seinen Anbau; er vergleicht die Arbeiten, die er da bemerkt, mit denen, die er schon kennt; er forscht nach den Gründen des Unterschieds; wenn er eine andere Art der landesüblichen vorziehen zu müssen glaubt, so theilt er sie den Landleuten mit; wenn er eine bessere Art Pflüge empfiehlt, so läßt er einen nach seinen Zeichnungen machen; findet er eine Mergelgrube, so lehrt er, wozu sie dienlich ist, wenn man davon in der Gegend nichts weiß; oft legt er selbst Hand an's Werk; sie wundern sich allgemein, wie er ihre Werkzeuge leichter als sie selbst zu handhaben versteht, wie er tiefere und geradere Furchen zieht als sie, den Samen gleichmäßiger auswirft und beim Häufeln zweckmäßiger verfährt. Sie machen sich nicht über ihn lustig, als wäre er nur ein Sonntagsbauer; sie sehen wohl, daß er den Landbau wirklich versteht. Kurz, er erstreckt seinen Eifer und seine Bemühungen auf alles, was einen ursprünglichen*) und allgemeinen Nutzen hat; ja, er bleibt auch dabei nicht stehen. Er besucht die Wohnungen der Landleute, erkundigt sich, wie sie stehen, welches ihre Familienverhältnisse sind, wie viel Kinder sie haben, wie groß ihr Land, von welcher Art sein Erträgniß ist, wie es mit dem Absatz desselben, mit ihrem Einkommen, ihren Steuern und Schulden steht u. s. w. Geld vertheilt er wenig, denn er weiß, daß es in der Regel schlecht angewandt wird; aber er bestimmt die Verwendung desselben selbst und macht es ihnen nutzbar, selbst gegen ihren Willen. Er liefert ihnen Arbeiter und bezahlt oft ihnen den Taglohn für die Arbeiten, die sie nothwendig haben. Dem einen läßt er seine halb eingefallene Hütte wieder aufrichten oder decken; dem andern läßt er sein Land umarbeiten, das er aus Mangel an Mitteln liegen ließ; einem dritten verschafft er eine Kuh, ein Pferd, Vieh jeder Art, zum Ersatz für verlorenes: zwei Nachbarn wollen einen Prozeß anfangen, er beredet und vergleicht sie; ein Bauer wird krank, er läßt ihn pflegen und hilft selbst mit [1]); ein anderer wird durch einen mächtigen Nachbar bedrückt, er be-

---

*) zu verstehen nach III. § 110.

[1]) Einen kranken Bauer pflegen heißt nicht ihm Purganzen und Arzneien geben und ihm einen Wundarzt schicken. Das alles ist für diese armen Leute bei ihren Krankheiten kein Bedürfniß; wohl aber brauchen sie eine bessere und reichlichere Kost. Fastet ihr nur immerhin, wenn ihr das Fieber habt; aber wenn euere Bauern es haben, gebt ihnen Fleisch und Wein; fast alle ihre Krankheiten kommen von Noth und Ueberanstrengung: ihr bester Heiltrank liegt in euerem Keller, euer Fleischer soll ihr einziger Apotheker sein. R.

Nach Petitain hätte R. mit diesen Worten einen alten Spruch umschrieben, der so lautet:

schützt ihn und verwendet sich für ihn; arme junge Leute möchten sich gerne heirathen, er hilft ihnen dazu; eine gute Frau hat ihr geliebtes Kind verloren, er besucht und tröstet sie; aber er geht auch nicht gleich wieder zum Haus hinaus: die Armen sind ihm nicht zu gering, es eilt ihm nicht zu sehr, die Unglücklichen zu verlassen; oft nimmt er seine Mahlzeit bei den Landleuten, die er unterstützt, er läßt sich auch von denen einladen, die ihn nicht brauchen: so wird er der Wohlthäter der einen und der Freund der anderen und hört dabei nicht auf Ihresgleichen zu sein. Endlich stiftet er immer mit seiner Person ebenso viel Gutes als mit seinem Geld.

283. Manchmal richtet er seine Gänge nach dem glücklichen Wohnort: er könnte die Hoffnung hegen Sophiens heimlich ansichtig zu werden, sie bei ihrem Spaziergang zu sehen ohne selbst bemerkt zu werden. Aber Emil ist immer gerade in seinem Benehmen, er versteht und wünscht nicht zu täuschen. Er besitzt jenes liebenswürdige Zartgefühl, welches die Achtung vor sich selbst hebt und nährt durch das gute Zeugniß, das man sich geben darf. So hält er sich streng in seinen Gränzen und nähert sich nie soweit, daß ihm durch den Zufall zu Theil werden könnte, was er nur Sophien verdanken will. Dafür schweift er mit Lust in der Gegend umher, geht den Tritten seiner Geliebten nach und denkt mit Rührung an die Mühe, die sie sich gegeben und an die Gänge, die sie ihm zu Gefallen mitgemacht hat. Wenn er sie sehen soll, so geht er wohl Tags zuvor in irgend ein benachbartes Bauernhaus und bestellt da einen Imbiß für den folgenden Tag. Der Spaziergang richtet sich nach dieser Seite, ohne daß man es merkt; man geht wie zufällig hinein und findet Obst, Kuchen und Sahne. Sophie, die gerne etwas Gutes ißt, weiß diese Aufmerksamkeiten zu schätzen und erkennt unsere Fürsorge gern an; denn ich bekomme immer auch einen Theil ihrer Dankbarkeit, selbst wenn ich nichts gethan hätte, Dank zu verdienen; die kleinen Mädchen helfen sich so aus der Verlegenheit, wenn sie danken sollen. Der Vater und ich essen Kuchen und trinken Wein: aber Emil hält sich zu den Frauen und späht nach einem Teller Sahne, in den Sophie den Löffel getaucht, um ihn heimlich sich zuzueignen.

284. Da von Kuchen die Rede ist, erinnere ich Emil an die Wettläufe von ehemals. Man will wissen, welche Bewandtniß es damit habe: ich setze es auseinander zur Belustigung der Gesellschaft, und man frägt ihn, ob er noch laufen könne. „Besser als jemals," antwortet er; „es wäre mir leid, wenn ich es vergessen hätte." Nun möchte ihn jemand aus der Gesellschaft gern laufen sehen, wagt aber nicht es zu sagen; ein

---

Mittere personae vis convenientia cuique
Mitte cibos miseris, divitibusque famem.
(Willst du, was morgen wie heut einem jeglichen passet, ertheilen:
Schicke dem darbenden Brod, Hunger dem prassenden Mann.)

anderer übernimmt es den Vorschlag zu machen; er geht darauf ein; nun holt man zwei oder drei junge Leute aus der Nachbarschaft herbei; man bestimmt einen Preis und legt, um die ehemaligen Spiele treuer nachzuahmen, einen Kuchen auf den Zielpunkt. Jeder hält sich bereit; Papa gibt das Zeichen, indem er in die Hände schlägt. Der behende Emil fliegt dahin und ist am Ziel der Rennbahn angelangt, bevor die drei schwerfälligen Mitbewerber abgegangen sind. Emil empfängt aus Sophiens Händen den Preis und theilt, nicht minder edelmüthig als Aeneas*), Geschenke an alle Besiegte aus.

285. Mitten im Siegesjubel wagt Sophie den Sieger herauszufordern und rühmt sich so gut zu laufen wie er. Er verschmäht es nicht mit ihr in die Rennbahn zu treten; aber während sie sich am Anfang der Bahn bereit macht, ihr Kleid auf beiden Seiten hinauf nimmt, und sorgfältiger darauf bedacht Emils Augen ein feines Bein zu zeigen als ihn im Kampfe zu besiegen, nachsieht, ob ihre Röcke kurz genug sind, sagt er der Mutter ein Wort in's Ohr; sie lächelt und gibt ihm ein Zeichen der Zustimmung. Hierauf stellt er sich neben seine Mitbewerberin; aber kaum ist das Zeichen gegeben, sieht man auch Sophie im Flug dahineilen wie einen Vogel.

286. Die Weiber sind nicht zum Laufen geschaffen; wenn sie fliehen, so wollen sie eingeholt werden. Laufen ist nicht das einzige Ding, das sie ungeschickt machen, aber es ist das einzige, was sie unhübsch machen: die Ellbogen, die sie zurückstemmen und fest an den Leib ziehen, geben ihnen ein lächerliches Aussehen, und die hohen Absätze, auf denen sie einherstelzen, lassen sie wie Heuschrecken erscheinen, die laufen möchten ohne zu hüpfen.

287. Emil, dem es nicht einfällt, daß Sophie etwa besser laufe als ein anderes Weib, hält es nicht der Mühe werth seinen Platz zu verlassen und sieht mit spöttischem Lachen, wie sie fortläuft. Aber Sophie ist leichtfüßig und trägt niedrige Absätze, sie braucht keine künstlichen Mittel um sich einen niedlichen Fuß zu machen; sie rennt ihm mit einer solchen Schnelligkeit voraus, daß er, um diese neue Atalante*) einzuholen, nur eben noch so viel Zeit hat, als er braucht, nachdem er sie so weit voraussieht. Er läuft daher auch ab, einem Adler gleich, der auf seine Beute stößt; er verfolgt sie, kommt dicht hinter sie, erreicht sie endlich ganz athemlos, schlägt sanft seinen linken Arm um sie, hebt sie wie eine Feder in die Höhe, drückt die süße Last gegen seine Brust und läuft so an's Ende der Bahn, indem er sie das Ziel zuerst berühren läßt, dann ruft er: „Sophie ist Siegerin," läßt sich vor ihr auf ein Knie nieder und bekennt sich als Besiegten.

---

*) Verg. Aen. V. 348 fg. bei den Todtenspielen.

**) Die schnellfüßige Tochter des Schoineus, welche am Argonautenzug theilnahm.

288. Zu diesen verschiedenen Beschäftigungen kommt noch die Ausübung des Handwerks, das wir gelernt haben. Wenigstens einmal in der Woche und jedesmal wenn das schlechte Wetter uns den Aufenthalt im Freien verbietet, gehen Emil und ich bei einem Meister zur Arbeit. Wir arbeiten da nicht bloß zum Schein, als Leute, welche über diesem Stande sind, sondern in allem Ernst und als richtige Arbeiter. Sophiens Vater, der uns einmal besucht, findet uns bei der Arbeit und verfehlt nicht seiner Frau und seiner Tochter mit Bewunderung zu berichten, was er gesehen hat. „Sehet einmal," sagt er, „diesen jungen Mann in der Werkstätte, und ihr werdet erkennen, ob er das Loos des Armen verachtet!" Man mag sich denken, ob Sophie diese Worte mit Vergnügen anhört. Man kommt wieder darauf zu sprechen und möchte ihn bei der Arbeit überraschen. Man frägt mich aus, ohne sich etwas merken zu lassen; und nachdem man sich eines unserer Arbeitstage versichert hat, nehmen Mutter und Tochter eine Kutsche und langen noch desselben Tages in der Stadt an.

289. Beim Eintritte in die Werkstätte gewahrt Sophie am anderen Ende einen jungen Mann in der Weste, die Haare nachlässig zusammengebunden und so in seine Arbeit vertieft, daß er sie gar nicht sieht; sie bleibt stehen und winkt ihrer Mutter. Emil, den Meißel in der einen, den Schlägel in der andern Hand, macht eben eine Nute fertig; dann zersägt er ein Brett und bringt ein Stück davon unter den Zwingkloben um es glatt zu machen. Der Anblick bringt Sophie durchaus nicht zum Lachen; er rührt sie und dünkt ihr achtungswürdig. Weib, ehre deinen Herrn; er arbeitet für dich, er verdient dir dein Brod, das dich nährt: so ist der Mann.*)

290. Während die Frauen ihn eifrig beobachten, bemerke ich sie; ich zupfe Emil am Aermel: er wendet sich um, wirft sein Werkzeug weg und springt auf mit Freudenrufen. Nachdem er sich der ersten freudigen Ueberraschung hingegeben, läßt er sie niedersitzen und nimmt seine Arbeit wieder auf. Aber Sophie kann nicht sitzen bleiben; sie erhebt sich mit Lebhaftigkeit, durchläuft die Werkstätte, untersucht die Werkzeuge, befühlt die glattgehobelten Brettflächen, nimmt Späne vom Boden auf und sieht uns auf die Hände, dann sagt sie, sie habe dieses Handwerk gern, weil es reinlich sei. Das thörichte Ding versucht sogar Emil nachzuahmen. Mit ihrer weißen und zarten Hand führt sie den Hobel auf einem Brett; der Hobel gleitet aus und faßt nicht. Mir ist, als sähe ich Amor in den Lüften lachen und mit den Flügeln schlagen und als hörte ich ein Freudengeschrei ausstoßen und rufen: Hercules ist gerächt.

291. Unterdessen befrägt die Mutter den Meister: „Was bezahlen Sie diesen Gesellen?" — „Gnädige Frau, ich gebe jedem zwanzig Sous täglich und die Kost; aber wenn dieser junge Mann wollte, würde er

*) Verg. § 307 Schluß.

viel mehr verdienen, denn er ist der beste Arbeiter weit und breit." — „Zwanzig Sous täglich und die Kost!" sagt die Mutter mit Rührung uns anblickend. „Allerdings, gnädige Frau," versetzt der Meister. Bei diesen Worten läuft sie auf Emil zu, umarmt ihn, drückt ihn an's Herz, und vergießt Thränen über ihn und weiß nichts anders zu sagen als immer wieder: „O mein lieber Sohn!"

292. Nachdem sie einige Zeit mit uns geplaudert, ohne uns aber von der Arbeit abzuziehen, sagt die Mutter zur Tochter: „Laß uns gehen, es wird spät, wir dürfen nicht auf uns warten lassen." Dann tritt sie zu Emil hin, klopft ihm sanft auf die Wange und sagt: „Nun, wackerer Arbeiter, wollen Sie nicht mit uns kommen?" Er antwortet mit sehr betrübtem Tone: „Ich bin gedungen, fragen Sie den Meister." Man frägt den Meister, ob er uns wohl gehen lassen wolle. Er antwortet, es könne nicht sein. „Ich habe eine dringende Arbeit, die ich morgen abliefern muß. Da ich auf die Herren hier gezählt habe, habe ich Arbeiter, die sich gemeldet haben, abgewiesen; wenn diese hier mich im Stiche lassen, so weiß ich nicht, wo ich andere hernehmen soll, und kann die Arbeit nicht am versprochenen Tage abliefern." Die Mutter sagt nichts und wartet, daß Emil rede." Er aber läßt den Kopf hängen und schweigt. „Nun, Emil," sagt sie, durch sein Schweigen einigermaßen überrascht, „haben Sie darauf nichts zu erwidern?" Emil sieht die Tochter zärtlich an und antwortet nur: „Sie sehen wohl, daß ich bleiben muß." Darauf hin gehen die Frauen hinaus und lassen uns zurück. Emil begleitet sie bis zur Thüre, folgt ihnen, so lange er kann, mit den Augen, seufzt und kehrt wieder zur Arbeit zurück ohne zu sprechen.

292. Auf dem Wege spricht die etwas gereizte Mutter von dem seltsamen Vorfall. „Wie," sagt sie, „war es so schwer den Meister zu befriedigen ohne dort bleiben zu müssen? weiß denn der so verschwenderische junge Mensch, der das Geld ohne Noth hinauswirft, bei den schicklichen Veranlassungen keines mehr zu finden?" „Liebe Mutter," versetzt Sophie, „Gott verhüte, daß Emil dem Geld so viel Macht einräume, daß es ihm eine persönliche Verpflichtung lösen helfe, um ungestraft sein Wort zu brechen und andere zu nöthigen, dem ihrigen untreu zu werden! Ich weiß, daß er dem Arbeiter leicht den geringen Schaden ersetzen würde, den ihm seine Abwesenheit verursachte; unterdessen würde er aber seinen Sinn dem Reichthum dienstbar machen, er würde sich gewöhnen, ihn an die Stelle seiner Pflichten zu setzen und zu glauben, man könne sich über alles hinwegsetzen, wenn man nur reich sei. Emil hat eine andere Denkart, und ich hoffe nicht die Veranlassung zu sein, daß er sie ändere. Glaubst du, es sei ihn nicht auch schwer angekommen zu bleiben? Täusche dich nicht, Mama; nur um meinetwillen bleibt er, ich habe es an seinen Augen gesehen."

294. Sophie macht nicht etwa geringe Ansprüche in Bezug auf

wirkliche Liebeserweisungen; im Gegentheil, sie ist herrisch und anspruchsvoll; sie möchte lieber gar nicht geliebt werden als nur so obenhin. Sie hat den edeln Stolz des Werthes, der seiner selbst bewußt ist, sich schätzt und geehrt sein will, wie er sich selbst ehrt. Ein Herz, das nicht den ganzen Werth des ihrigen fühlte und sie nicht um ihrer Vorzüge willen ebenso sehr liebte wie ihrer Reize wegen, ein Herz, das ihr nicht seine eigene Pflicht vorzöge und sie nicht über alle anderen Dinge stellte, würde sie verschmähen. Sie hat keinen Verehrer gewollt, der kein anderes Gebot kennte als das ihrige: sie will über einen Mann herrschen, der sich durch sie nicht hat entstellen lassen. So verschmäht Circe die Gefährten des Odysseus, die sie geschändet hat, und gibt sich dem allein, den sie nicht hat verwandeln können.

295. Abgesehen von diesem unverletzlichen und geheiligten Rechte jedoch späht Sophie, ihre eigenen Rechte eifersüchtig hütend, mit welcher Sorgfalt Emil sie achtet, mit welchem Eifer er ihren Willen vollführt, mit welcher Geschicklichkeit er sie erräth, mit welcher Aufmerksamkeit er auf den bestimmten Augenblick bei ihr ankömmt: er soll weder zu spät kommen noch zu frühe; sie verlangt, daß er pünktlich sei. Kömmt er vor der Zeit, so zieht er sich ihr vor; kömmt er zu spät, so vernachlässigt er sie. Sophie vernachlässigen! das dürfte nicht zweimal vorkommen. Als sie einmal den Verdacht hatte, war schon beinahe alles verloren; aber Sophie ist nicht unbillig und weiß ihr Unrecht schon wieder gut zu machen.

296. Eines Abends werden wir erwartet; Emil hat den Befehl erhalten. Man kommt uns entgegen; aber wir treffen nicht ein. — Was kann denn geschehen sein? welches Unglück ist ihnen zugestoßen? Keine Nachricht kömmt von ihnen: der Abend wird mit Warten hingebracht. Die arme Sophie glaubt, wir wären gestorben; sie quält sich mit trostlosen Gedanken; die ganze Nacht durch weint sie. Beim Einbruch der Nacht hat man einen Boten abgeschickt, der Erkundigungen über uns einziehen und am andern Morgen Nachricht bringen soll. Der Bote kommt mit einem anderen, den wir abgeschickt, mit mündlichen Entschuldigungen von unserer Seite und der Nachricht, daß wir uns wohl befinden. Einen Augenblick darauf erscheinen wir selbst. Da ändert sich die Scene: Sophie trocknet ihre Thränen, oder, wenn sie noch weint, so sind es Thränen der Wuth. Ihrem stolzen Herzen hat es keine Beruhigung gebracht, daß sie unser Leben geborgen weiß: Emil lebt, aber er hat ohne Noth auf sich warten lassen.

297. Bei unserer Ankunft will sie sich einschließen. Man verlangt, daß sie bleibe; so muß sie es denn: aber sie faßt sogleich ihren Entschluß und nimmt eine gelassene, beruhigte Miene an, die auf andere wohl Eindruck machen würde. Der Vater kommt uns entgegen mit den Worten: „Ihr habt euere Freunde in Unruhe gelassen; ich weiß jemanden, der es

euch nicht so leicht verzeihen möchte." — „Wer denn, Papa?" sagt Sophie mit einer Art Lächeln, so freundlich sie es nur vermag. „Was kümmert es dich," antwortet der Vater, „wenn nur du es nicht bist?" Sophie erwiedert kein Wort und schlägt die Augen auf ihre Arbeit nieder. Die Mutter empfängt uns in kalter und förmlicher Weise. Emil wagt es in seiner Befangenheit nicht Sophie anzureden. Sie redet zuerst mit ihm und frägt ihn, wie er sich befinde, lädt ihn ein sich zu setzen und verstellt sich so gut, daß der arme junge Mensch, der von der Sprache der heftigen Leidenschaft nichts versteht, sich durch diese Kaltblütigkeit selbst beirren läßt und beinahe auf dem Punkte ist selbst empfindlich darüber zu werden.

298. Um ihm die Augen zu öffnen, ergreife ich nun Sophiens Hand und will sie an meinen Mund drücken, wie ich manchmal thue: sie zieht die Hand rasch zurück, wobei sie das Wort „mein Herr" so eigenthümlich ausspricht, daß diese unwillkürliche Bewegung sie im Augenblick vor Emil enthüllt.

299. Sophie selbst sieht, daß sie sich verrathen, und thut sich weniger Zwang an. Ihre anscheinende Kaltblütigkeit verwandelt sich in höhnische Verachtung. Auf alles, was man zu ihr sagt, antwortet sie mit einsilbigen Worten, die sie mit zögernder unsicherer Stimme vorbringt, als fürchte sie den Ton der Entrüstung zu deutlich durchschimmern zu lassen. Emil, seiner nicht mächtig vor Schreck, betrachtet sie mit schmerzlichem Blick und bemüht sich ihren Blick auf sein Antlitz zu wenden um ihre wirklichen Gefühle besser daraus zu lesen. Sophie aber, durch seine Zuversichtlichkeit noch mehr gereizt, wirft einen Blick auf ihn, der ihm die Lust benimmt einen zweiten zu begehren. Verlegen und ängstlich wagt er, zum großen Glücke für ihn, weder mit ihr zu sprechen noch sie anzublicken: denn, mochte er auch schuldlos sein, sie hätte ihm nie verziehen, wenn er ihren Zorn auszuhalten im Stande gewesen wäre.

300. Ich sah nun, daß an mir die Reihe und daß es Zeit war sich zu erklären, und gehe wieder auf Sophie zu. Noch einmal ergreife ich ihre Hand und sie zieht sie nicht wieder zurück, denn sie ist nahe daran ohnmächtig zu werden. Ich sage sanft zu ihr: „Liebe Sophie, es ist uns schlimm gegangen; aber Sie sind vernünftig und gerecht; Sie werden uns nicht verurtheilen ohne uns zu hören; hören sie denn." Sie antwortete nichts, und ich rede also:

301. „Wir sind gestern um vier Uhr weggegangen; es war uns gesagt, wir sollten um sieben da sein; und wir nehmen uns immer mehr Zeit, als nöthig ist, um etwas auszuruhen, wenn wir hier herankommen. Wir hatten schon drei Viertel des Weges zurückgelegt, als schmerzliche Klagrufe an unser Ohr drangen; sie kamen aus einem Seitenthale in einiger Entfernung von uns. Wir eilten dem Rufe nach und finden einen unglücklichen Bauer, der, etwas von Wein übernommen, auf seinem Pferde

aus der Stadt zurückkam und so schwer von demselben heruntergestürzt war, daß er ein Bein gebrochen hatte. Wir schreien und rufen Hilfe herbei; niemand antwortet: wie versuchen den Verwundeten wieder auf sein Pferd zu setzen, können aber damit nicht zu Stand kommen: die geringste Bewegung verursacht ihm schreckliche Schmerzen. Wir helfen uns nun damit, daß wir das Pferd beiseits im Walde anbinden: dann machen wir einen Tragsitz aus unseren Armen, setzen den Kranken darauf und tragen ihn so sanft als möglich fort, indem wir in Bezug auf den Weg, den man einschlagen mußte um in seine Wohnung zu gelangen, seinen Angaben folgen. Es war ein langer Marsch; wir mußten uns mehrere Mal ausruhen. Endlich kommen wir ganz abgemattet an: zu unserer schmerzlichen Ueberraschung entdecken wir, daß das Haus uns schon bekannt und daß der Unglückliche, welchen wir mit so vieler Mühe nach Hause tragen, der nämliche war, der uns am Tage unserer ersten Ankunft hier so herzlich aufgenommen hatte. In der Aufregung, in der wir uns alle befanden, hatten wir uns bis zu diesem Augenblicke nicht wiedererkannt.

302. „Er hatte nur zwei kleine Kinder. Seine Frau, welche im Begriffe war ihm das dritte zu schenken, wurde, als sie ihn hertragen sah, so erschüttert, daß sie heftige Schmerzen fühlte und wenige Stunden darauf niederkam. Was nun in dieser Lage thun, in einer abgelegenen Hütte, wo man keinerlei Hilfe hoffen konnte? Emil entschloß sich das Pferd zu nehmen, das wir im Walde gelassen hatten, und auf ihm mit verhängtem Zügel in die Stadt zu reiten nach einem Wundarzt. Er gab diesem das Pferd; und da er nicht sofort eine Krankenwärterin finden konnte, kam er mit einem Bedienten zurück, nachdem er an Sie einen Eilboten abgefertigt hatte, während ich, wie Sie glauben können, in vielen Nöthen zwischen einem Manne mit gebrochenem Bein und einer Frau in den Wehen, im Hause alles herrichtete, was etwa nach meiner Voraussicht zur Hilfe für beide nothwendig sein konnte.

303. „Das Uebrige will ich nur kurz berichten; um das handelt es sich ja nicht. Es war zwei Uhr nach Mitternacht, bevor einer von uns einen Augenblick der Ausspannung hatte. Endlich sind wir vor Tag noch in unserem Quartier hier in der Nähe angelangt, wo wir nur gewartet, bis Sie aufgestanden wären, um ihnen von unserem Begegniß Bericht zu erstatten."

304. Ich schweige ohne ein Wort zuzusetzen. Aber bevor jemand spricht, tritt Emil auf seine Geliebte zu, erhebt die Stimme und sagt mit mehr Fertigkeit, als ich von ihm erwartet hätte: „Sophie, Sie entscheiden über mein Loos, Sie wissen das wohl. Sie können mir tödtliche Schmerzen bereiten; hoffen Sie aber nicht, daß ich ihretwegen die Rechte der Menschlichkeit vergessen werde; sie sind mir heiliger als Ihre Rechte; ich werde nie auf sie verzichten um Ihretwillen."

305. Bei diesen Worten erhebt sich Sophie, und, anstatt zu ant=

worten, schließt sie ihren Arm um seinen Nacken und küßt ihn auf die Wange; dann reicht sie ihm mit unnachahmlicher Anmuth die Hand hin und sagt zu ihm: „Emil, nimm diese Hand, sie gehört dir. Sei mein Gatte und mein Herr, wann du willst; ich werde mich bestreben diese Ehre zu verdienen.“

306. Kaum hat sie ihn umarmt, so schlägt der Vater vor Entzücken in die Hände und ruft: „Noch einmal, noch einmal“ — und Sophie, ohne sich drängen zu lassen, küßt ihn sofort zweimal auf die andere Wange: aber fast im nämlichen Augenblick, erschreckt darüber was sie alles gethan, flüchtet sie in die Arme ihrer Mutter und verbirgt ihr schamglühendes Antlitz an den mütterlichen Busen.

307. Die allgemeine Freude will ich nicht beschreiben: jederman muß sie fühlen. Nach dem Mittagessen frägt Sophie, ob es zu weit wäre um die armen Kranken zu besuchen. Sophie wünscht es, und es ist ein gutes Werk. Man geht hin: man findet sie in zwei getrennten Betten: Emil hatte eines herschaffen lassen: auch Leute finden sich da um ihnen zu helfen: Emil hatte dafür gesorgt. Aber zum Ueberfluß sind beide so schlecht gebettet, daß die Unbequemlichkeit ihnen ebenso viel Schmerzen bereitet als ihre Krankheit. Sophie läßt sich eine Schürze von der guten Frau geben und richtet ihr Bett besser zu; ebenso macht sie es nachher mit dem Manne; ihre sanfte und leichte Hand weiß alles zu finden, was ihnen wehe thut, und bereitet ihren schmerzenden Gliedern ein weicheres Lager. Sie fühlen sich bei ihrem Nahen schon erleichtert; es ist, als erriethe sie alles, was ihnen wehe thut. Das zarte Mädchen schreckt weder vor der Unreinlichkeit noch vor dem üblen Geruch zurück und weiß beides zu beseitigen ohne jemanden darum zu belästigen und ohne daß die Kranken dadurch geplagt werden. Sie, die sonst immer so zurückhaltend und manchmal so spröd ist, sie, die um alles in der Welt kein Mannsbette mit der Fingerspitze angerührt hätte, dreht und wendet den Verwundeten ganz ohne Bedenken und bringt ihn in eine bequemere Lage, damit er länger darin verharren könne. Der Eifer der Nächstenliebe wiegt wohl die Schüchternheit auf; was sie thut, thut sie so leicht und mit so viel Geschicklichkeit, daß er sich erleichtert fühlt fast ohne zu bemerken, daß man ihn nur angerührt hat. Mann und Frau segnen einstimmig das Mädchen, das sie bedient, sie beklagt und sie tröstet. Sie ist ein Engel des Himmels, den Gott ihnen schickt; sie ist es in ihrer Erscheinung und ihrer Freundlichkeit, in ihrer Sanftmuth und Güte. Emil betrachtet sie in schweigender Rührung. O Mann, liebe deine Gefährtin: Gott schickt sie dir zum Trost in deinen Mühsalen, zur Aufrichtung in deinem Kummer: so ist das Weib.*)

308. Man läßt das neugeborene Kind taufen. Die beiden Lieben-

*) Entspricht dem Schlusse von § 289.

den halten es über die Taufe mit dem glühenden Verlangen im Herzen bald von anderen den nämlichen Dienst verlangen zu können. Sie sehnen sich nach dem erwünschten Augenblick; sie glauben ihn schon angekommen: Sophiens Bedenken sind alle gehoben, aber es nahen die meinigen. Sie sind noch nicht so weit, als sie glauben: die Reihe muß erst an alle kommen.

309. Eines Morgens, nachdem sie sich zwei Tage hindurch nicht mehr gesehen haben, trete ich mit einem Briefe in der Hand in Emil's Zimmer und sage zu ihm, indem ich ihm fest in's Antlitz blicke: „Was würdest du thun, wenn man dir die Nachricht brächte, Sophie sei gestorben.“ Er schreit auf, springt auf, schlägt die Hände zusammen und, ohne ein Wort zu sagen, sieht er mich mit irrem Blicke an: „Antworte doch,“ fahre ich mit der nämlichen Ruhe fort. Meine Kaltblütigkeit reizt ihn, er tritt mit zornglühenden Augen auf mich zu und stellt sich in einer fast drohenden Haltung vor mich hin: „Was ich thun würde? — ich weiß es nicht; aber das weiß ich, daß ich den, der mir diese Nachricht gebracht, mein Leben lang nicht wiedersehen würde.“ „Beruhige dich,“ erwiedere ich lächelnd: „sie lebt, sie ist wohl und denkt an dich, und wir werden für diesen Abend erwartet. Nun laß uns einen Spaziergang machen und ein wenig dabei plaudern.“

310. Die Leidenschaft, die ihn befangen hat, gestattet ihm nicht mehr sich wie ehemals in ein rein verstandesmäßiges Gespräch einzulassen; diese Leidenschaft selbst muß ihm das Interesse einflößen meinen Belehrungen ein aufmerksames Ohr zu schenken. Das war der Zweck dieses erschreckenden Vorspiels; jetzt weiß ich bestimmt, daß er auf mich hören wird.

311. „Glücklich muß man sein, lieber Emil; das ist das Ziel jedes empfindenden Wesens; das ist das erste Verlangen, welches die Natur in uns legte, das einzige, das uns nie verläßt. Aber wo ist das Glück? Jeder sucht es und keiner findet es. Man verbraucht sein Leben ihm nachzujagen und stirbt ohne es erreicht zu haben. Junger Freund, als ich dich nach deiner Geburt auf meine Arme nahm, als ich das höchste Wesen als Zeugen der Verpflichtung, die ich auf mich zu nehmen wagte anrief und mein Leben dem Glücke des deinigen weihte, wußte ich da selbst, wofür ich mich verpflichtete? Nein: ich wußte nur, daß, wenn ich dich glücklich machte, ich es ganz sicher auch sein würde. Als ich mir dieses schöne Ziel um deinetwillen vorsetzte, machte ich es zu einem uns beiden gemeinschaftlichen.

312. „So lange wir nicht wissen, was wir thun sollen, ist es eine Sache der Klugheit in der Unthätigkeit zu verharren.*) Diesen Grundsatz bedarf der Mensch am allernothwendigsten, und ihm versteht er am wenigsten nachzuleben. Wer das Glück sucht ohne zu wissen, wo es ist, setzt sich dem Schicksal aus ihm aus dem Wege zu gehen und

*) Wir verweisen auf unsere Anm. zu I § 29.

läuft auf die Gefahr hin so oft entgegengesetzte Wege, als es Pfade gibt sich zu verirren. Aber es ist nicht jedermanns Sache das Unthätigsein zu verstehen. In der Unruhe, in welcher uns die Begierde nach dem Wohlsein hält, wollen wir uns lieber täuschen in unserem Trachten nach demselben als nichts thun um es zu suchen; und wenn wir einmal von der Stelle, auf welcher wir es erkennen können, abgewichen sind, finden wir den Weg nicht mehr zurück.

313. „Da ich mich in der nämlichen Unwissenheit befand, suchte ich den nämlichen Fehler zu vermeiden. Als ich mich deiner annahm, beschloß ich keinen vergeblichen Schritt zu thun und auch dich vor einem solchen zu behüten. Ich hielt mich auf dem Wege der Natur bis sie mir den des Glückes zeigen würde. Es fand sich, daß er der nämliche sei und daß ich ihm gefolgt ohne nur daran zu denken.

314. „Sei mein Zeuge und Richter, ich werde dich niemals verleugnen. Deine ersten Lebensjahre sind nicht den späteren aufgeopfert worden; du hast alle Güter, die die Natur dir verliehen, genossen. Von den Uebeln, die sie dir auferlegt und vor denen ich dich nicht bewahren konnte, hast du nur diejenigen empfunden, welche dich gegen die anderen abhärten konnten. Wenn du je eines erlitten hast, so war es nur um einem größeren vorzubeugen. Weder Haß noch Knechtschaft hast du kennen gelernt. Frei und zufrieden bist du gerecht und gut geblieben; denn Leid und Laster sind unzertrennlich, der Mensch wird nur böse, wenn er unglücklich ist. Möge die Erinnerung an deine Kindheit bis in dein Alter fortdauern! Ich fürchte nicht, daß dein gutes Herz je diese Erinnerung wach rufe ohne die Hand, die deine Kindheit leitete, still zu segnen.

315. „Als du in das Alter der Vernunft eintratest, habe ich dich vor dem Wahn der Menschen behütet; als dein Herz gefühlvoll wurde, habe ich dich vor dem Joche der Leidenschaften bewahrt. Hätte ich diese innere Ruhe bis zum Ende deines Lebens erhalten können, so hätte ich mein Werk in Sicherheit gebracht und du wärest glücklich, soweit ein Mensch es sein kann: aber, lieber Emil, mochte ich auch dein Herz in den Styx tauchen,*) ich konnte es nicht überall unverwundbar machen: ein neuer Feind erhebt sich, den zu besiegen du noch nicht gelernt hast und vor dem ich dich nicht retten konnte. Dieser Feind bist du selbst. Natur und Schicksal hatten dich frei gelassen. Du konntest Noth ertragen, du konntest leibliche Schmerzen aushalten, die Schmerzen der Seele waren dir unbekannt; nur das allgemeine menschliche Loos hielt dich gefangen, aber jetzt liegst du in all den Banden, die du dir selbst angelegt hast; da du zu wünschen gelernt hast, hast du dich zum Sklaven deiner Wünsche

*) R. hat dieses Bild schon im 1. Buche gebraucht. Zu weiterer Verständlichung desselben war in der Amsterdamer Ausgabe der betr. Stelle ein Stahlstich beigegeben, welcher Thetis mit ihren Frauen darstellt, wie sie den jungen Achill kopfüber in den Styx taucht.

gemacht. Nichts ändert sich in dir, nichts bedroht dich, nichts gefährdet dein Dasein, und doch können so viele Schmerzen dein Herz befallen! du kannst so viele Schmerzen erdulden ohne krank zu sein! so manchen Tod erleiden ohne zu sterben! Eine Lüge, ein Irrthum, ein Zweifel kann dich in die Verzweiflung stürzen.

316. „Du hast gesehen, wie auf dem Theater die Helden sich einem maßlosen Schmerze hingaben, die ganze Bühne mit ihrem unsinnigen Geschrei erfüllten, wie die Weiber jammerten und wie die Kinder weinten und damit den Beifall des Publikums verdienten. Erinnere dich an das Aergerniß, das dieses Jammern, Schreien und Klagen dir verursachte bei Männern, von denen man nur Beweise der Standhaftigkeit erwarten durfte. Wie! sagtest du ganz entrüstet, das sind die Beispiele, denen wir folgen, die Muster, die wir nachahmen sollen! Ist etwa der Mensch nicht klein, unglücklich und schwach genug, wenn man auch seine Schwäche nicht unter dem falschen Bilde der Tugend beweihräuchert? Junger Freund, sei in Zukunft nachsichtiger gegen die Bühne: du selbst bist einer dieser Helden geworden.

317. „Du weißt zu dulden und zu sterben; du weißt bei körperlichen Leiden das Gesetz der Nothwendigkeit zu ertragen: aber du hast den Begierden deines Herzens keinen Zwang angethan; und doch entstehen die Unruhen unseres Lebens vielmehr aus unseren Seelenzuständen als aus den Bedürfnissen. Unsere Begierden reichen weit, unsere Kraft ist fast verschwindend. Durch seine Wünsche hängt der Mensch an tausend Dingen, durch sich selbst ist er an nichts gebunden, nicht einmal an sein eigenes Leben; je mehr solcher Bande er knüpft, desto mehr vergrößert er seine Qual. Alles zieht nur über die Erde dahin: alles was wir lieben, entrinnt früher oder später unseren Händen, und wir haften daran, als sollte es ewig dauern. Welchen Schrecken bereitete dir die bloße Vermuthung, Sophie könnte gestorben sein! Hast du denn darauf gerechnet, daß sie immer leben würde? Stirbt niemand in ihrem Alter? Sie muß sterben, mein Kind, vielleicht sogar noch vor dir. Wer weiß, ob sie nur in diesem Augenblicke noch am Leben ist? Die Natur hatte nur *einen* Tod über dich verhängt; du hast dich noch einem zweiten unterworfen; du bist jetzt in der Lage zweimal sterben zu müssen.

318. „Wie wirst du zu beklagen sein, wenn du so deinen ungemäßigten Leidenschaften unterworfen bist! Immer Entbehrungen, Verluste und Kummer; du wirst nicht einmal genießen, was dir noch übrig bleibt. Die Besorgniß alles zu verlieren wird dich an allem Besitz verhindern; da du immer nur deiner Leidenschaft folgen wolltest, wirst du sie nie befriedigen können. Immer wirst du Ruhe suchen, und immer wird sie dich fliehen; du wirst elend sein und wirst schlecht werden. Und warum solltest du es nicht werden, da du kein Gesetz kennst als deine zügellosen Begierden? Wenn du unfreiwillige Entbehrungen nicht ertragen kannst,

wie solltest du dir freiwillig solche auferlegen? wie wirst du deine Neigung der Pflicht aufzuopfern und deinem Herzen zu widerstehen im Stande sein um auf deine Vernunft zu hören? Wie solltest du, der du schon jetzt den Mann nicht mehr sehen willst, der dir den Tod deiner Geliebten melden wird, wie solltest du den sehen wollen, der sie dir lebend entreißen möchte, denjenigen, der es wagte dir zu sagen: Sie ist für dich gestorben, die Tugend trennt dich von ihr? — Wenn du mit ihr leben mußt, was auch komme, mag Sophie verheirathet sein oder nicht, magst du frei sein oder nicht, mag sie dich lieben oder hassen, mag man sie dir lassen oder versagen: was thut das? du willst sie, du mußt sie haben um jeden Preis. So sage mir doch, vor welchem Verbrechen der zurückscheut, der kein Gebot kennt als die Wünsche seines Herzens und nichts widerstehen kann, was er begehrt.

319. „Mein Sohn, ohne Muth giebt es kein Glück, ohne Kampf keine Tugend. „Tugend" kommt von „Taugen"; Tüchtigkeit ist die Grundlage jeder Tugend.*) Die Tugend steht nur einem von Natur schwachen Wesen zu, das aber stark ist durch seinen Willen; darin allein besteht das Verdienst des Gerechten; Gott nennen wir wohl gut, aber nicht tugendhaft, weil er keine Anstrengung nöthig hat um recht zu thun. Um dir dieses so entweihte Wort zu erklären, habe ich gewartet, bis du im Stande wärest mich zu begreifen. So lange die Uebung der Tugend keine Anstrengung kostet, hat man kein Bedürfniß sie kennen zu lernen. Dieses Bedürfniß kommt, wenn die Leidenschaft erwacht: für dich ist es schon da.

320. „Indem ich dich in der ganzen Einfachheit der Natur aufzog anstatt dir mühevolle Pflichten zu predigen, habe ich dich vor den Lastern gehütet, welche diese Pflichten mühevoll machen; ich habe dir die Lüge weniger häßlich als nutzlos hingestellt; ich habe dir weniger gelehrt einem jeden das Seinige zu geben als dich nur um das Deinige zu bekümmern; ich habe dich mehr gut gemacht als tugendhaft. Wer aber gut ist, bleibt es nur so lange, als es ihm angenehm ist so zu sein: die Güte zerbricht und zergeht unter dem Anprall der menschlichen Leidenschaft; der Mensch, der nur gut ist, ist es nur für sich.

321. „Was ist also der tugendhafte Mensch? Er ist derjenige, der sein Inneres bezwingen kann; denn dann folgt er der Vernunft und dem Gewissen; er thut seine Pflicht; er bleibt im Zustande der Ordnung, und nichts kann ihn davon entfernen. Bis jetzt warst du nur zum Schein frei, du hattest nur die erbettelte Freiheit eines Sklaven, dem man nichts befohlen hat. Jetzt sei frei in der That; lerne dein eigener Herr sein: befiehl deinem eigenen Herzen, o Emil, und du wirst tugenhaft sein.

---

*) Le mot de vertu vient de force. R. denkt an das lat. Wort virtus (Mannesmuth, Tugend). — Montaigne (essais II, 11) sagt ähnlich wie R. im Folgenden: „Wir nennen Gott gut, stark, freigebig, gerecht; aber wir nennen ihn nicht tugendhaft. Seine Äußerungen sind alle natürlich und mühelos."

322. „Du hast also noch eine andere Lehre zu bestehen und zwar eine beschwerlichere, als die erste war: denn die Natur befreit uns von den Uebeln, die sie uns auferlegt, oder sie lehrt uns sie ertragen; aber sie hilft uns nicht gegen diejenigen, welche wir uns selbst bereiten, sie überläßt uns uns selbst; als Sklaven unserer Leidenschaften läßt sie uns unseren selbstgeschaffenen Leiden unterliegen und uns sogar der Thränen rühmen, über die wir hätten erröthen sollen.

323. „Du bist jetzt von deiner ersten Leidenschaft ergriffen, der einzigen vielleicht, die deiner würdig ist. Weißt du sie als Mann zu beherrschen, so wird es deine letzte sein; du wirst alle andern unterjochen und nur der Leidenschaft der Tugend gehorchen.

324. „Das freilich ist keine frevelhafte Leidenschaft, ich weiß es wohl; sie ist so rein wie die Seelen, welche sie empfinden. Die Rechtschaffenheit hat sie erzeugt, die Unschuld hat sie genährt. Glückliche Liebende! die Reize der Tugend vermehren für euch nur den Reiz der Liebe; und das süße Band, welches euch erwartet, ist ebenso sehr der Lohn euerer Enthaltsamkeit als der euerer Zuneigung. Aber sage als aufrichtiger Mensch, hat diese Leidenschaft dich weniger geknechtet? bist du weniger zu ihrem Sklaven geworden? und wenn sie morgen aufhörte unschuldig zu sein, würdest du sie sofort ersticken? Jetzt ist der Augenblick gekommen, wo du deine Kraft erproben mußt; wenn man sie schon anwenden muß, ist dazu keine Zeit mehr. Diese bedenklichen Versuche muß man machen, solange die Gefahr noch weit weg ist. Man übt sich nicht im Kampfe im Angesicht des Feindes; vor dem Kriege bereitet man sich darauf vor und stellt sich ihm erst entgegen, wenn man schon ganz vorbereitet ist.

325. „Es ist ein Irrthum die Leidenschaften in erlaubte und verbotene zu unterscheiden, um sich den ersteren hinzugeben, die anderen aber abzuweisen. Alle sind gut wenn man Herr derselben bleibt, alle sind schlecht, wenn man sich von ihnen unterjochen läßt. Die Natur verbietet nur unsere Neigung über das Maß unserer Kräfte hinaus zu erstrecken; die Vernunft verbietet zu wollen, was wir nicht erlangen können; das Gewissen verbietet nicht, sich versuchen zu lassen, wohl aber sich von den Versuchungen überwinden zu lassen. Leidenschaften zu haben oder nicht zu haben liegt nicht in unserer Hand, aber es steht bei uns über sie zu herrschen. Alle Gefühle, über die wir Herr sind, sind erlaubt, alle dagegen, die Herr über uns sind, sind ungesetzlich. Ein Mann ist nicht strafbar, wenn er die Frau eines anderen liebt, sobald er diese unglückliche Leidenschaft dem Gebote der Pflicht unterworfen hält: er ist aber schuldbar, wenn er sein eigenes Weib so sehr liebt, daß er dieser Liebe alles aufopfert.

326. „Erwarte von mir keine langen Sittenregeln, ich kann dir

nur eine geben, und diese begreift alle anderen in sich. Sei Mann; halte dein Herz innerhalb der Schranken, welche das Leben dir gezogen. Erforsche und erkenne diese Schranken: so eng sie auch sein mögen, man ist nicht unglücklich, wenn man sich innerhalb derselben hält; unglücklich ist man nur, wenn man sie überschreiten will, unglücklich ist man, wenn man in unsinniger Begierde das Unmögliche sich als möglich vorsetzt, wenn man, der menschlichen Lage uneingedenk, sich einen durch die Einbildung geschaffenen Zustand bereiten will, aus dem man immer wieder in den wirklichen zurücksinkt. Die einzigen Güter, die wir nur mit schwerem Herzen entbehren können, sind diejenigen, auf die wir ein Recht zu haben glauben. Die augenscheinliche Unmöglichkeit sie zu erlangen löst uns los von ihnen, die hoffnungslosen Wünsche quälen uns nicht. Einen Bettler quält das Verlangen König zu sein nicht; ein König kann nur dann wünschen Gott zu sein, wenn er nicht mehr Mensch zu sein wähnt.

327. „Der Wahn des Eigendünkels ist die Quelle unserer größten Leiden: aber die Betrachtung des menschlichen Elends macht den Weisen immer gemäßigt. Er hält sich an seiner Stelle, das Verlangen sie zu verlassen erregt ihn nicht; er verbraucht seine Kräfte nicht unnütz um zu genießen, was er nicht festhalten kann; nein, er wendet sie alle dazu an, das recht zu besitzen, was er hat, und ist in der That mächtiger und reicher in allem, was er weniger begehrt als wir: Soll ich, ein sterbliches und vergängliches Wesen, mir ewige Bande schmieden auf dieser Erde, wo alles wechselt, alles enteilt und wo ich morgen nicht mehr sein werde? O Emil, mein Sohn, was würde mir von mir selbst noch bleiben, wenn ich dich verlöre? Und doch muß ich dich verlieren lernen: denn wer weiß, wenn du mir genommen wirst?

328. „Willst du also glücklich und weise leben, so hefte dein Herz nur an die Schönheit, die nicht vergeht: die Schranken deiner Lage seien auch die Schranken deiner Wünsche, deine Pflichten sollen auch deinen Neigungen vorangehen: erstrecke das Gesetz der Nothwendigkeit auf die sittlichen Dinge: lerne verlieren, was dir genommen werden kann: lerne alles verlassen, wenn die Tugend es dir befiehlt, dich über die Schicksale zu stellen, dein Herz los zu machen, ohne daß sie es zerreißen, muthig zu sein im Unglück, damit du nie elend werdest, fest zu sein in der Pflicht, damit du nie schuldbar werdest. Dann wirst du glücklich sein, wie auch dein Schicksal sei, und weise trotz der Leidenschaft. Dann wirst du auch im Besitz flüchtiger Güter eine Lust finden, welche nichts stören kann; du wirst erkennen, daß der Mensch, dem alles enteilt, nur genießt, was er zu verlieren gelernt hat. Du wirst freilich den Wahn eingebildeter Freuden nicht haben; aber du wirst auch die Schmerzen, welche die Frucht derselben sind, nicht erfahren. Du wirst bei diesem Wechsel viel gewinnen, denn jene Schmerzen sind zahlreich und wirklich, jene Freuden aber sind selten und nichtig. Verscheuche alle diese trügerischen Hirngespinste und

du wirst auch über jenes Herr sein, das dem Leben so großen Werth beimißt. Du wirst dein eigenes Leben ohne Unruhe hinbringen und ohne Schrecken beschließen; du wirst dich von ihm losmachen wie von allen andern Dingen. Wie viel andere glauben voll Angst, sie hörten auf zu sein, wenn sie aus dem Leben scheiden; du kennst seine Nichtigkeit und wirst glauben, dein Leben beginne erst. Der Tod ist dem Bösen ein Lebensende, dem Gerechten ein Lebensbeginn."

329. Emil hört mich mit einer mit Unruhe gemischten Aufmerksamkeit an. Nach diesem Anfang befürchtet er einen düstern Schluß. Wenn ich ihm die Nothwendigkeit zeige seine Kraft zu üben, so ist es ihm, als wollte ich ihn dieser harten Probe unterwerfen; wie ein Verwundeter, der mit Zittern den Wundarzt herankommen sieht, glaubt er an seiner Wunde die schmerzende, aber heilende Hand zu fühlen, die ihn nicht verderben lassen will.

330. In dem ungewissen und stürmischen Verlangen zu wissen, worauf ich abziele, frägt er mich statt zu antworten, aber er thut es mit Angst. „Was soll ich thun?" sagt er fast zitternd und wagt nicht die Augen aufzuschlagen. „Was du thun sollst?" antworte ich mit festem Tone: „Sophie verlassen." „Wie," ruft er voll Leidenschaft: „Sophie verlassen! sie verlassen, hintergehen, verrathen wie ein Schurke, ein Meineidiger!" — „Wie," unterbrach ich ihn, „Emil glaubt, ich wolle ihn lehren solche Namen zu verdienen?" „Nein," fährt er mit dem nämlichen Ungestüm fort, „weder du noch ein anderer soll es mich lehren; ich will trotz dir dein Werk erhalten; ich werde sie nicht verdienen."

331. Ich habe diesen ersten Ausbruch vorausgesehen: ich lasse ihn ohne mich aufzuregen vorübergehn. Hätte ich nicht selbst die Mäßigung, welche ich ihm predige, wie wollte ich es anstellen? Emil kennt mich zu gut um mich fähig zu halten, etwas Unrechtes von ihm zu verlangen; er weiß aber recht gut, daß er unrecht thäte, wenn er Sophie verließe, nach dem, was er unter „unrecht" versteht. Er erwartet denn endlich, daß ich mich erkläre. Dann nehme ich meine Rede wieder auf.

332. „Glaubst du, lieber Emil, daß ein Mann, in welcher Lage er sich auch befinde, glücklicher sein könnte, als du es seit drei Monaten bist? Wenn du es glaubst, so laß dich eines andern belehren. Bevor du die Freuden des Lebens gekostet hast, hast du sein Glück erschöpft. Ueber das Glück hinaus, das du empfunden hast, gibt es nichts mehr. Die Wonne der Sinne sind flüchtig; die bleibende Stimmung des Herzens verliert dabei immer. Du hast mehr genossen durch die Hoffnung, daß du nie genießen werdest. Die Einbildung, welche das Ersehnte ausschmückt, läßt uns im Besitze arm. Außer dem einzigen Wesen, das aus sich selbst besteht, ist nur das schön, was nicht ist. Hätte dieser Zustand immer dauern können, so hättest du das höchste Glück gefunden. Aber alles, was mit dem Menschen zusammenhängt, ist von seiner Hinfälligkeit an=

gesteckt; alles ist endlich, alles ist flüchtig im menschlichen Leben; und wenn der Zustand, der uns glücklich macht, ohne Aufhören dauern würde, so würde die Gewohnheit des Genusses uns den Geschmack an demselben nehmen. Wenn auch außen sich nichts verändert, das Herz wandelt sich doch; entweder verläßt das Glück uns, oder wir verlassen es.

333. „Im Taumel deines Glückes verfloß die Zeit, du hast sie nicht gemessen. Jetzt geht der Sommer zu Ende, der Winter kommt heran. Wenn wir auch unsere Besuche in einer so rauen Jahreszeit fortsetzen könnten, so würde man es nie dulden. Wir müssen also, wohl oder übel, unser Leben ändern; so können wir es nicht fortführen. Ich lese in deinen ungeduldigen Blicken, daß diese Schwierigkeit dich nicht verlegen macht: Sophiens Geständniß und dein eigener Wunsch zeigen dir ein leichtes Mittel dem Schnee aus dem Wege zu gehen und ohne Reisen sie zu besuchen. Der Ausweg ist allerdings bequem; aber wenn der Frühling kommt, so schmilzt der Schnee, doch die Ehe ist geschlossen; wir müssen für alle Jahreszeiten bedacht sein.

334. „Du willst Sophie heirathen, und kennst sie erst seit fünf Monaten! du willst heirathen, nicht weil sie für dich paßt, sondern weil sie dir gefällt; als könnte sich über das Zusammenpassen die Liebe nie täuschen und als ob Leute, die sich zuerst geliebt, sich nicht oft am Ende haßten! Sie ist tugendhaft, ich weiß es wohl; aber ist das genug? genügt die Ehrbarkeit um für einander zu passen? Nicht ihre Tugend bezweifle ich, wohl aber ihren Charakter. Zeigt sich denn der Charakter einer Frau in einem Tage? Weißt du, in wie vielen Lagen man eine Frau gesehen haben muß, um ihre Gemüthsart von Grund aus zu kennen? Ist eine Zuneigung, die vier Monate gedauert hat, ein Pfand für's ganze Leben? Vielleicht vergißt sie dich, wenn du einmal zwei Monate von ihr entfernt bist; vielleicht wartet ein anderer nur auf deine Entfernung um dich aus ihrem Herzen zu entfernen; vielleicht findest du sie bei deiner Rückkehr ebenso gleichgiltig gegen dich, als du sie bisher zärtlich erfunden hast. Die Gefühle hängen nicht von den Grundsätzen ab; sie kann sehr rechtschaffen bleiben und dich doch nicht mehr lieben. Sie wird standhaft und treu sein, ich will es gern glauben; aber wer bürgt dir für sie und ihr für dich, wenn ihr euch noch nicht auf die Probe gestellt habet? Wartet ihr mit dieser Probe, bis sie euch werthlos wird? Wollet ihr es verschieben euch kennen zu lernen, bis ihr euch nicht mehr trennen könnt?

335. „Sophie ist noch nicht achtzehn, du kaum über zwanzig Jahre alt; das ist das Alter der Liebe, aber nicht der Ehe. Was ist das für ein Familienvater, was für eine Hausmutter! Ei, wenn ihr Kinder aufziehen wollt, so wartet doch, bis ihr selbst keine mehr seid. Wißt ihr, wie vielen jungen Frauen die Beschwerden der Schwangerschaft vor dem rechten Alter die Natur geschwächt, die Gesundheit zerrüttet und das Leben verkürzt haben? Wißt ihr, wie viele Kinder kraftlos und schwach

geblieben sind, weil sie nicht in einem hinlänglich ausgebildeten Leib ernährt wurden? Wenn Mutter und Kind mit einander wachsen und der für das Wachsthum beider nothwendige Stoff sich auf sie theilt, so bekommt keines von beiden, was die Natur ihm bestimmt; wie sollten da nicht beide leiden? Ich müßte Emil schlecht kennen, wenn er es nicht vorziehen sollte, später ein kräftiges Weib und kräftige Kinder zu haben, als seine Ungeduld auf Kosten ihres Lebens und ihrer Gesundheit zu befriedigen.

336. „Und nun zu dir. Du willst in den Stand des Gatten und Vaters eintreten; hast du denn über die Pflichten desselben nachgedacht? Wenn du Familienoberhaupt wirst, wirst du zugleich Glied des Staates.*) Und was heißt das? weißt du es? Deine Menschenpflichten hast du erforscht; kennst du aber auch die des Bürgers? Weißt du, was es heißt: Regierung, Gesetze, Vaterland? Weißt du, um welchen Preis es dir erlaubt ist zu leben und für wen du zu sterben schuldig bist? Du glaubst alles gelernt zu haben und weißt doch noch nichts. Bevor du eine Stellung in der bürgerlichen Ordnung einnimmst, lerne sie kennen, lerne erfahren, welcher Rang dir in derselben zukommt.

337. „Emil, du mußt Sophie verlassen: das heißt nicht sie im Stiche lassen; wärest du dazu fähig, so wäre sie ganz glücklich dich nicht geheirathet zu haben: du mußt sie verlassen um ihrer würdig zurückzukehren. Sei nicht so eitel zu glauben du verdienest sie schon. O, wie viel bleibt dir noch übrig zu thun! Erfülle jetzt diese hohe Aufgabe; lerne die Abwesenheit ertragen; gewinne den Preis der Treue, damit du bei deiner Rückkehr irgend etwas habest, worauf du stolz sein kannst, und ihre Hand nicht als eine Gnade, sondern als eine Belohnung verlangest."

338. Noch nicht geübt gegen sich selbst zu kämpfen, noch nicht gewöhnt eine Sache zu wünschen und eine andere zu erstreben, gibt sich der junge Mann noch nicht gefangen; er widersteht und streitet noch. Warum sollte er sich das Glück versagen, das ihn erwartet? Hieße das nicht ihre ihm angebotene Hand verschmähen, wenn er zögerte sie anzunehmen? Warum sollte er sich von ihr entfernen müssen um zu lernen, was er schon wissen muß? Und wäre es auch nothwendig, warum sollte er nicht in einer unlösbaren Vereinigung ein sicheres Pfand seiner Rückkehr zurücklassen? Wenn er ihr Gatte ist, ist er bereit mir zu folgen; sind sie einmal vereinigt, so verläßt er sie ohne Angst. — — —

„Euch vereinigen um euch zu verlassen, lieber Emil! welcher Widerspruch! Es ist lobenswerth, wenn ein Liebender ohne seine Geliebte leben kann; aber ein Ehegatte soll sein Weib nie ohne Noth verlassen. Ich sehe, dein Verzug muß ein unfreiwilliger sein, wenn deine Bedenken beschwich-

*) Dieser letzte Schritt in der menschlichen Entwickelung ist für den ganzen Plan R.'s von höchster Wichtigkeit. Vgl. unsere Schlußanmerkung zum 4. Buche.

tigt werden sollen: du mußt Sophie sagen können, daß du sie gegen deinen Willen verläßt. Nun wohl, beruhige dich; da du der Vernunft nicht gehorchst, erkenne einen anderen Herrn. Du hast die Verpflichtung nicht vergessen, die du mir gegenüber eingegangen hast. Emil, du mußt Sophie verlassen; ich will es."

339. Bei diesem Wort läßt er den Kopf sinken, schweigt und sinnt einen Augenblick; dann sieht er mich festen Blickes an und sagt: „Wann reisen wir ab?" — „In acht Tagen," erwiedere ich; „wir müssen Sophie auf die Abreise vorbereiten. Die Weiber sind schwächer, man ist ihnen Schonung schuldig; und da diese Trennung keine Pflicht für sie ist wie für dich, ist es ihr erlaubt sie weniger muthig zu ertragen."

340. Ich würde nur zu gern die Liebesgeschichte meiner jungen Leute bis zu ihrer Trennung weiter erzählen; aber ich habe die Nachsicht der Leser schon zu lange in Anspruch genommen; fassen wir uns kurz um einmal zu Ende zu kommen. Wird Emil es wohl wagen mit der nämlichen Festigkeit vor seine Geliebte hinzutreten, die er seinem Freunde gegenüber an den Tag gelegt hat? Ich selbst glaube es; denn aus der Echtheit seiner Liebe muß er eben diese Zuversicht schöpfen. Er wäre weniger gefaßt vor ihr, wenn es ihm nicht so schwer fiele sie zu verlassen; er würde sie dann mit dem Gefühle der Schuld verlassen, und diese Rolle ist für ein redliches Herz immer drückend: je größer aber das Opfer ist, das er bringt, um so mehr ehrt er sich in den Augen derjenigen, welche ihm das Opfer so schwer macht. Er fürchtet nicht, sie möge sich täuschen über den Beweggrund, der ihn bestimmt. Er scheint mit jedem Blicke ihr zu sagen: „O Sophie, lies in meinem Herzen und sei treu; du hast keinen tugendlosen Geliebten."

341. Sophie in ihrem Stolze sucht ihrerseits den ungeahnten Schlag, der sie betrifft, mit Würde zu ertragen. Sie zwingt sich, daß man ihr nichts anmerke; da ihr aber nicht wie Emil die Ehre des Kampfes und des Sieges zur Seite steht, so hält ihre Festigkeit weniger Stand. Sie weint und seufzt ohne es zu wollen; und die Furcht vergessen zu werden erhöht noch den Schmerz der Trennung. Doch weint sie nicht vor ihrem Geliebten, nicht ihm zeigt sie ihre Angst; lieber würde sie ersticken, als daß sie in seiner Gegenwart einen Seufzer entschlüpfen ließe: ich empfange nun ihre Klagen und sehe ihre Thränen, mich will sie jetzt zum Vertrauten nehmen. Die Weiber sind geschickt und wissen sich zu verstellen: je mehr sie im Geheimen gegen meine Tyrannei eifert, desto mehr sieht sie darauf mir zu schmeicheln: sie fühlt, daß ihr Loos in meinen Händen ruht.

342. Ich tröste und beruhige sie, ich verbürge mich für ihren Geliebten oder vielmehr für ihren Gemahl: möge sie ihm nur die nämliche Treue bewahren, die er ihr erhalten wird, so wird er, ich schwöre es, in zwei Jahren ihr Gemahl wirklich sein. Sie hat genug Achtung für

mich um zu glauben, daß ich sie nicht täuschen will. Ich leiste beiden Bürgschaft für einander. Ihre Herzen, ihre Tugend, meine Rechtschaffenheit und das Vertrauen ihrer Eltern, alles das gibt ihnen Beruhigung. Aber was vermag die Vernunft gegen die Schwäche? Sie trennen sich, als sollten sie sich nie mehr sehen.

343. Jetzt erinnert sich Sophie an den Kummer der Eucharis*) und glaubt sich wirklich an ihrer Stelle. Wir dürfen diese phantastische Liebe nicht während unserer Abwesenheit wieder erwachen lassen. So sage ich denn eines Tages zu ihr: „Sophie, tauschen Sie mit Emil Ihre Bücher um. Geben Sie ihm ihren Telemach, damit er lerne ihm zu gleichen; und er soll Ihnen den „Zuschauer**) geben, den Sie so gerne lesen. Betrachten Sie darin die Pflichten der ehrbaren Frauen und denken Sie daran, daß das in zwei Jahren Ihre Pflichten sein werden." Der Tausch sagt beiden zu und gewährt ihnen Vertrauen. Endlich kommt der verhängnißvolle Tag, die Stunde der Trennng schlägt.

344. Sophiens würdiger Vater, mit welchem ich alles verabredet habe, umarmt mich, da ich ihm Lebewohl sage; dann nimmt er mich zur Seite und sagt mit ernstem Tone und in etwas nachdrücklicher Weise folgende Worte zu mir: „Ich habe alles gethan Ihnen gefällig zu sein; ich wußte, daß ich mit einem Mann von Ehre verhandelte: es bleibt mir nur noch ein Wort an Sie zu richten übrig. Denken Sie daran, daß Ihr Zögling seinen Heirathsvertrag auf dem Munde meiner Tochter besiegelt hat."

345. Welche Verschiedenheit in dem Benehmen der beiden Liebenden! Emil ist stürmisch, glühend, aufgeregt, außer sich, schreit laut auf, vergießt Ströme von Thränen auf die Hände des Vaters, der Mutter und der Tochter, umarmt schluchzend alle Leute im Hause und wiederholt tausendmal das Nämliche in einem Durcheinander, das bei jeder anderen Gelegenheit lächerlich wäre. Sophie, traurig und bleich, mit glanzlosem Auge und düsterem Blicke, steht unbeweglich, sagt nichts, weint nicht, und sieht niemanden, selbst Emil nicht. Mag er auch ihre Hände ergreifen, sie in seine Arme drücken: sie bleibt unbeweglich, unempfindlich gegen seine Thränen und seine Liebkosungen, gegen alles, was er thut; für sie ist er schon fort. Wie viel rührender ist dieser Anblick als die zudringlichen Klagen und der laute Jammer ihres Geliebten! Er sieht und empfindet es mit tiefem Schmerz: ich reiße ihn mit Mühe los: wenn ich ihn noch einen Augenblick da lasse, wird er nicht mehr fort wollen. Ich dagegen freue mich im Herzen, daß er dieses traurige Bild mit sich fortnimmt. Wenn er je versucht ist zu vergessen, was er Sophie verdankt,

---

*) § 167.

**) Addison's Spectator, die im vorigen Jahrhundert einflußreichste populäre Schrift.

er müßte ein ganz verwandeltes Herz haben, wenn ich ihn nicht zu ihr zurückführen sollte, indem ich ihm ihr Bild im Augenblick ihrer Abreise wieder vor die Seele rufe.

Vom Reisen.*)

346. Man frägt, ob das Reisen für die jungen Leute vortheilhaft sei, und streitet viel über diesen Punkt. Wenn man die Frage anders stellte, etwa ob es für die Menschen gut sei, gereist zu haben, so würde man vielleicht nicht so viel darüber streiten.

347. Der Mißbrauch der Bücher tödtet die Wissenschaft. Man glaubt zu wissen, was man gelesen hat, und hält sich nicht verpflichtet es zu lernen. Zu vieles Lesen dient nur dazu eingebildete Thoren zu machen. In allen Jahrhunderten der Literatur hat man nie so viel gelesen wie im gegenwärtigen, und doch war man in keinem weniger weise: in allen Ländern Europas druckt man nicht so viele Geschichten, Berichte und Reisebeschreibungen wie in Frankreich, und doch kennt man in keinem den Geist und die Sitten der anderen Nationen weniger. Diese vielen Bücher machen, daß man das Buch der Welt vernachlässigt; oder, wenn wir auch noch darin lesen, so bleibt jeder auf seiner Seite stehen. Wäre mir das Wort, „ob man ein Perser sein könne", unbekannt, ich würde beim bloßen Hören errathen, daß es aus dem Lande kommt, wo die nationalen Vorurtheile den größten Einfluß ausüben, und von dem Geschlechte, welches sie am meisten verbreitet.

348. Ein Pariser glaubt die Menschen zu kennen und kennt nur die Franzosen; in seiner von Fremden immer angefüllten Stadt sieht er doch jeden Fremden wie eine außerordentliche Erscheinung an, welche auf der ganzen übrigen Welt nicht Ihresgleichen hat. Man muß die Bürger dieser großen Stadt in der Nähe gesehen, man muß unter ihnen gelebt haben um zu glauben, daß man bei so viel Verstand so beschränkt sein kann. Es ist wahrhaft wunderlich, daß jeder von ihnen vielleicht schon zehnmal die Beschreibung des Landes gelesen hat, über das ein Einwohner desselben ihn so sehr in Staunen versetzt.

349. Es ist eine zu große Aufgabe, zugleich die Irrthümer der Schriftsteller und unsre eigenen aufzuhellen, um zur Wahrheit zu gelangen. Ich habe mein ganzes Leben hindurch Reiseberichte gelesen und habe nie zwei gefunden, welche mir von dem selben Volke die nämliche Vorstellung gegeben hätten. Als ich meine beschränkten Beobachtungen mit dem, was ich gelesen hatte, verglich, ließ ich endlich die Reisebeschreiber zur Seite liegen und bedauerte die Zeit, die ich daran gewendet um aus ihren

---

*) § 346—461. Es ist das nicht eine bloße Episode. Emil ist „als Mensch" aufgewachsen, er ist bestimmt Gatte und Familienhaupt zu werden, er muß nun auch seine Stellung in der bürgerlichen Gesellschaft einnehmen, die er jetzt auf Reisen durch verschiedene Länder kennen lernen soll.

Büchern zu lernen, fest überzeugt, daß man bei Beobachtungen jeglicher Art nicht lesen, sondern sehen müsse. Dieß wäre in unserem Falle wahr, auch wenn alle Reisenden aufrichtig wären, wenn sie nur sagten, was sie gesehen haben oder was sie glauben und wenn sie die Wahrheit nur durch den falschen Schein, den sie in ihren Augen annimmt, entstellten. Was soll man aber sagen, wenn man sie auch noch aus ihren Lügen und ihren absichtlichen Entstellungen herausschälen muß?

350. Lassen wir also die Auskunft durch die Bücher, die man uns anpreist, denen, welche dazu angethan sind, sich mit ihnen zu begnügen. Sie ist wie Raimond Lulle's „Anleitung"*) gut dafür, über Dinge, von denen man kein Wort weiß, plaudern zu lehren. Sie ist gut dazu fünfzehnjährige Platone in der Gesellschaft philosophiren zu lehren und die Leute auf die Auctorität von Paul Lucas**) und Tavernier***) hin über die Gebräuche der Aegypter und Inder zu belehren.

351. Ich halte es für einen unbestreitbaren Satz, daß wer nur ein Volk gesehen hat, nicht etwa die Menschen kennt, sondern nur die Leute, unter denen er gelebt hat. Wir stellen daher die Frage über das Reisen von einem anderen Standpunkte aus so: Genügt es, daß ein gut erzogener Mann nur seine eigenen Landsleute kenne; oder ist es von Werth für ihn die Menschen im Allgemeinen zu kennen? Diese Frage läßt weder Streit noch Zweifel übrig. Man sieht, wie sehr die Lösung einer schwierigen Frage manchmal von der Art, wie man sie stellt, abhängig ist.

352. Muß man indessen, um die Menschen kennen zu lernen, die ganze Erde durchwandern? Muß man nach Japan gehen um die Europäer zu beobachten? Muß man alle Einzelnen kennen lernen um die Gattung zu kennen? Nein: es gibt Menschen, welche sich so sehr gleichen, daß es sich nicht der Mühe lohnt sie im Einzelnen zu studiren. Wer zehn Franzosen gesehen hat, hat sie alle gesehen. Obgleich man von den Engländern und etlichen anderen Völkern nicht das selbe sagen kann, ist es doch gewiß, daß jede Nation ihren eigenen und eigenthümlichen Charakter hat, den man durch Induction erkennt, nicht aus der Beobachtung eines Einzelnen ihrer Ver-

---

*) Raymond Lulle geb. 1234 zu Mallorca, ein Universalgelehrter, der Lehrbücher über alle Wissenschaften geschrieben hatte. Seine ars magna, worauf R. anspielt, ist eine Art graphischen Schemas der unsinnlichen Welt zu dialectischen Zwecken.

**) Paul Lucas geb. zu Rouen 1664, gest. zu Madrid 1737, durchreiste den Orient zu wiederholten Malen. In seinen Reisewerken, die sonst nicht ohne Werth sind, finden sich vielfache Uebertreibungen.

***) Tavernier, aus einer belgischen Kupferstecherfamilie, geb. 1605 zu Paris, gest. 1689 zu Kopenhagen, durchreiste ganz Europa und Asien. Er besaß viele Thatkraft, aber wenig Bildung.

treter, sondern von mehreren. Wer zehn Völker verglichen hat, kennt die Menschen, wie der, welcher zehn Franzosen gesehen hat, die Franzosen kennt.

353. Um sich zu unterrichten, genügt es nicht die Länder zu durcheilen, man muß zu reisen verstehen. Um zu beobachten muß man Augen haben und sie auf den Gegenstand richten, den man kennen lernen will. Es gibt viele Leute, welche aus Reisen noch weniger Belehrung schöpfen als aus Büchern, weil sie von der Kunst zu denken nichts verstehen, weil beim Lesen wenigstens ihr Geist vom Schriftsteller geleitet wird, während sie beim Reisen nichts von selbst zu sehen wissen. Andere lernen nichts, weil sie sich nicht unterrichten wollen. Ihr Zweck ist so ganz und gar ein anderer, daß der unsrige sie gar nicht berührt; es ist ein großer Zufall, wenn man dasjenige sieht, um was man sich gar nicht bemüht. Die Franzosen reisen unter allen Völkern der Erde am meisten; aber ganz von ihren eigenen Gewohnheiten eingenommen, verwirren sie alles, was diesen nicht gleicht. Es gibt Franzosen in allen Winkeln der Erde. In keinem Lande trifft man mehr gereiste Leute als in Frankreich. Bei allem diesem kennt das Volk, welches in Europa die meisten anderen Völker sieht, dieselben am wenigsten. Die Engländer reisen auch, aber auf eine andere Art; diese beiden Völker müssen in allem einander entgegengesetzt sein. Der englische Adel reist, der französische nicht; dagegen reist das französische Volk, nicht aber das englische. Dieser Unterschied scheint mir ehrenhaft für das letztere. Die Franzosen haben bei ihren Reisen fast immer irgend einen Vortheil im Auge: die Engländer dagegen suchen ihr Glück nicht bei fremden Nationen außer auf dem Wege des Handels und mit vollen Händen; wenn sie im Ausland reisen, so wollen sie ihr Geld unter die Leute bringen, nicht durch Geschäfte ihren Unterhalt verdienen; sie sind zu stolz um draußen sich zu beugen. Daher unterrichten sie sich auch in der Fremde besser als die Franzosen, die einen ganz anderen Zweck im Kopfe haben. Indessen haben auch die Engländer ihre nationalen Vorurtheile, und sie haben sogar mehr als irgendjemand; aber diese Vorurtheile rühren weniger von der Unwissenheit her als von der Leidenschaft. Bei den Engländern erzeugt der Stolz die Vorurtheile, bei den Franzosen die Eitelkeit.

354. Wie die wenigst civilisirten Völker gemeinhin die vernünftigsten sind, so reisen die am besten, welche am wenigsten reisen; weil sie, weniger vorgeschritten als wir in unseren werthlosen Studien und weniger befangen von den Zielen unserer eiteln Neugier, ihre ganze Aufmerksamkeit auf das wahrhaft Nützliche richten. Ich weiß fast nur von den Spaniern, daß sie auf diese Weise reisen. Während ein Franzose zu den Künstlern eines Landes läuft, ein Engländer irgend eine Antike zeichnen läßt und ein Deutscher sein „Stammbuch“ bei allen Gelehrten herumträgt, studirt der Spanier in aller Stille Regierungsform, Sitten

und Polizei; von allen vieren bringt er allein irgend eine seinem Lande nützliche Beobachtung über das, was er gesehen hat, mit nach Hause.

355. Die Alten reisten, lasen und schrieben wenig; und doch sieht man in den uns erhaltenen Schriftwerken, daß sie einander besser beobachteten, als wir unsere Zeitgenossen beobachten. Ohne zu den Schriften Homers zurückzugehen, des einzigen Dichters, der uns in die Länder versetzt, die er beschreibt, kann man Herodot die Anerkennung nicht versagen, daß er in seiner Geschichte, wenn auch mehr erzählender als betrachtender Weise die Sitten besser geschildert hat, als alle unsere Geschichtschreiber es thun, wenn sie ihre Bücher mit Typen und Charakterbildern überladen.*) Tacitus hat die Germanen seiner Zeit besser beschrieben als irgend ein Schriftsteller die heutigen Deutschen. Unbestreitbar kennen diejenigen, welche in der alten Geschichte bewandert sind, die Griechen, Karthager, Römer, Gallier und Perser besser, als irgend ein Volk zu unserer Zeit seine Nachbarn kennt.

356. Man muß auch gestehen, daß der urspüngliche Charakter der Völker sich von Tag zu Tag verwischt und daß es in so fern schwerer wird ihn zu fassen. In dem Maße, in dem sich die Rassen vermischen und die Völker sich vermengen, sieht man allmählich jene nationalen Verschiedenheiten verschwinden, welche ehemals beim ersten Blicke auffielen. Ehemals blieb jede Nation mehr in sich selbst geschlossen, es gab weniger Verbindungen, weniger Reisen, weniger gemeinsame oder sich bekämpfende Interessen, weniger politische und bürgerliche Beziehungen von Volk zu Volk, nicht so vieles Gezänk der Könige, das man Unterhandlungen nennt, keine regelmäßigen oder ständigen Gesandtschaften; große Seefahrten waren selten; man hatte wenig Handelsverkehr mit entlegenen Ländern; und das wenige, was es von solchen Dingen gab, wurde entweder von dem Fürsten selbst veranstaltet, welcher sich dabei Fremder bediente, oder durch wenig geachtete Personen, welche für niemanden den Ton angaben und die Nationen einander nicht nahe brachten. Jetzt bestehen hundertmal mehr Verbindungen zwischen Europa und Asien als ehemals zwischen Gallien und Spanien: Europa war ein viel zerrisseneres Land, als es heute die ganze Erde ist.

357. Dazu nehme man noch, daß die alten Völker, welche sich zum größten Theil für Autochthonen oder Ureinwohner ihres eigenen Landes hielten, es lange genug bewohnten um die Erinnerungen an jene entlegenen Jahrhunderte zu verlieren, wo ihre Vorfahren sich daselbst niedergelassen hatten, und um dem Klima Zeit genug zu lassen um dauernden Einfluß auf sie auszuüben; während bei uns nach dem Eindringen der

---

*) Der Gedanke ist weiter ausgeführt im 4. Buche, wo man besonders § 110 sammt Anm. beachte.

Römer die neuen Wanderungen der Barbaren alles unter einander gebracht haben. Die Franzosen von heute sind nicht mehr jene gewaltigen blonden und weißen Leiber von ehemals; die Griechen sind nicht mehr jene schönen Menschen, die zu Vorbildern für die Kunst gemacht sind; die Gestalt der Römer selbst hat einen anderen Charakter angenommen wie ihre ganze geistige Anlage; die Perser verlieren tagtäglich von ihrer ursprünglichen Häßlichkeit durch die Beimischung cirkassischen Blutes; die Europäer sind nicht mehr Gallier, Germanen, Iberer und Allobrogen; sie sind alle nur noch Scythen, welche in verschiedener Weise ausgeartet sind, was die Gestalt anbelangt, noch mehr aber, was die Sitten anbelangt.*)

358. Das ist der Grund, warum die alten Unterscheidungen der Rassen und die Verschiedenheiten der Luft und des Bodens Temperament, Leibesgestalt, Sitten und Charakter der Völker unter einander viel schärfer kennzeichneten, als das heutzutage geschehen kann, wo die Unbeständigkeit der Europäer keiner natürlichen Ursache die Zeit läßt ihre Einwirkungen ausüben, und wo das Abholzen der Wälder, das Austrocknen der Sümpfe und der gleichmäßigere, dafür aber schlechtere Anbau des Landes selbst die natürlichen Unterschiede zwischen Boden und Boden und Land und Land nicht mehr bestehen läßt.

359. Von diesem Standpunkte aus würde man vielleicht weniger leicht geneigt sein den Herodot, Ktesias und Plinius in's Lächerliche zu ziehen, weil sie die Bewohner der verschiedenen Länder mit eigenthümlichen Zügen und ausgesprochenen Verschiedenheiten dargestellt haben, welche wir nicht mehr sehen. Man müßte die nämlichen Menschen wiederfinden um in ihnen die selben Gestalten wieder zu erkennen; nichts dürfte sich verändert haben, damit sie die nämlichen geblieben wären. Kann man daran zweifeln, daß, wenn wir auf einmal alle Menschen, die dagewesen sind, überschauen könnten, wir von Jahrhundert zu Jahrhundert eine größere Mannigfaltigkeit an ihnen finden würden, als man sie jetzt von Nation zu Nation wahrnimmt?

360. Während die Beobachtungen schwieriger werden, werden sie zu gleicher Zeit auch nachlässiger und schlechter angestellt: darin liegt ein fernerer Grund für den geringen Erfolg unserer Untersuchungen über die Naturgeschichte des menschlichen Geschlechts. Die Kenntnisse, die man aus den Reisen schöpft, beziehen sich nur auf den Zweck, zu dem sie unternommen worden sind. Ist dieser Zweck ein philosophisches System, so sieht der Reisende immer nur, was er sehen will: ist dieser Zweck das Interesse, so nimmt er die ganze Aufmerksamkeit derer in Anspruch, die es verfolgen. Handel und Gewerbe, welche die Völker verbinden und vermischen, hindern sie auch sich zu studiren. Wenn sie den Vortheil,

*) Es ist hier nicht der Ort, diese übertriebenen und vielfach unrichtigen Behauptungen kritisch zu prüfen; für R's Standpunkt sind sie indessen bezeichnend.

den sie mit einander erzielen können, wissen, was brauchen sie noch weiter zu erfahren?

361. Es ist nützlich für den Menschen alle Orte kennen zu lernen, wo man leben kann, um in der Folge diejenigen auszuwählen, wo man am bequemsten leben kann. Genügte jeder sich selbst, so brauchte er nur die Ausdehnung des Landes zu wissen, welches ihn ernähren kann. Der Wilde, welcher niemanden braucht, nichts auf der Welt begehrt, kennt kein Land außer dem seinigen und will kein anderes kennen lernen. Muß er sich weiter ausdehnen um leben zu können, so flieht er die bewohnten Gegenden, er hat es nur mit den Thieren zu thun und braucht nur sie zu seinem Unterhalt. Wir dagegen, für die das bürgerliche Leben eine Nothwendigkeit ist und die sich nicht mehr entwöhnen können Menschen zu essen, wir haben ein allgemeines Interesse diejenigen Orte zu bewohnen, wo man am meisten Menschen findet, deßhalb strömt alles nach Rom, Paris und London zusammen. In den Hauptstädten ist das Menschenblut immer billiger zu haben.*) So kennt man nur die großen Völker, und diese sehen sich alle ähnlich.

362. Man sagt, wir hätten Gelehrte, welche zu ihrer Belehrung reisen, das ist ein Irrthum; die Gelehrten reisen aus Interesse, wie die andern Menschen.**) Man findet keinen Plato oder Pythagoras mehr; wenn es noch einen giebt, so ist es weit weg von uns. Unsere Gelehrten reisen nur im Auftrage des Hofes; man entsendet sie, hält sie frei und bezahlt sie um dieses oder jenes zu sehen, was aber ganz sicher mit der Moral nichts zu thun hat. Für diesen einzigen Zweck brauchen sie ihre ganze Zeit; sie sind zu ehrlich um ihr Geld zu stehlen. Wenn in irgend einem Lande, wo es auch sei, Neugierige auf eigene Kosten reisen, so thun sie es nie um die Menschen zu studiren, sondern um sie zu belehren. Sie haben kein Bedürfniß nach Kenntnissen, sondern nach Großthuerei. Wie sollten sie auf ihren Reisen lernen das Joch der Vorurtheile abzuschütteln? ihretwegen unternehmen sie sie ja gerade.

363. Es ist ein großer Unterschied, ob man reist um das Land, oder um die Völker zu beobachten. Ersteres ist immer der Zweck der Neugierigen, letzteres ist ihnen nur Nebensache. Für denjenigen, welcher philosophiren will, muß es gerade umgekehrt sein. Das Kind beobachtet die Dinge, bis es einmal die Menschen beobachten kann. Der Mann muß zunächst Seinesgleichen beobachten und dann die Dinge, wenn er Zeit dazu hat.

364. Es ist also ein verkehrter Schluß, wenn man daraus, daß

---

*) Vergl. § 449 u. Anm.

**) Von den in § 350 genannten Reisenden mochte das wohl behauptet werden können. Tavernier hatte sich ein großes Vermögen erworben, es aber in Speculationen wieder verloren.

wir ungeschickt reisen, die Folgerung zieht, daß die Reisen nutzlos seien. Folgt aber, wenn der Nutzen der Reisen anerkannt ist, daß sie für jedermann passend seien? Weit entfernt; sie sind im Gegentheil nur für sehr wenige Leute geeignet, sie passen nur für diejenigen Menschen, welche in sich selbst genug Festigkeit besitzen um die Lehre des Irrthums zu hören ohne sich verführen und um das Beispiel des Lasters zu sehen ohne sich mit fortreißen zu lassen. Die Reisen treiben jeden nach seiner natürlichen Richtung weiter fort und machen den Menschen vollends gut oder böse. Wer die Welt durchwandert hat und dann nach Hause zurückkommt, der ist dann, was er sein ganzes Leben hindurch sein wird: es kommen aber mehr Verdorbene als Gute zurück, weil mehr fortgehen, die zum Schlechten als die zum Guten geneigt sind. Schlecht erzogene und schlecht geleitete junge Leute nehmen auf ihren Reisen alle Laster der Völker an, zu denen sie kommen, aber keine einzige von den Tugenden, mit welchen diese Laster gemischt sind: aber Leute von glücklicher Anlage, deren gute Art man sorgfältig ausgebildet hat und die nur in der aufrichtigen Absicht sich zu belehren reisen, kommen alle besser und weiser zurück, als sie fortgegangen waren. So soll mein Emil reisen: so hatte jener eines bessern Jahrhunderts würdige junge Mann gereist, dessen Tüchtigkeit Europa staunend bewunderte, der in der Blüthe seiner Jahre für sein Vaterland starb, der es aber verdiente zu leben, und dessen Grab, das nur seine Tugenden zierten, seine Ehre von einer fremden Hand erwerben mußte, die Blumen darauf streute.*)

365. Alles, was mit Absicht geschieht, muß seine Regeln haben. So auch das Reisen, wenn es als ein Theil der Erziehung angesehen wird. Reisen um zu reisen heißt herumirren, Landfahrer sein; auch reisen um sich zu belehren ist noch ein zu unbestimmter Zweck: die Belehrung, die nicht ein bestimmtes Ziel hat, taugt nichts. Ich möchte dem jungen Mann ein greifbares Interesse geben sich zu belehren, und wenn dieses gut gewählt wäre, würde es auch die Art der Belehrung bestimmen. Ich habe immer danach gestrebt die Folgen der Methode praktisch durchzuführen.

366. Da er sich nun in seinen physischen Beziehungen zu den andern Wesen und in seinen moralischen Beziehungen zu den anderen Menschen betrachtet hat, bleibt ihm nur noch übrig sich in seinen bürgerlichen Verhältnissen zu seinen Mitbürgern zu betrachten. Zu diesem Zwecke muß er zuerst das Wesen der Staatsform im allgemeinen, dann die verschiedenen Staatsformen an sich und endlich die specielle Staatsform, unter welcher er geboren ist, studiren um zu wissen, ob es ihm zukömmlich ist in ihr zu leben; denn durch ein unumstößliches Recht ist es jedem Menschen, wenn er mündig und Herr über sich selbst wird, auch freige-

*) Es soll der in der Schlacht bei Crefeld 1758 gefallene Comte de Gisors gemeint sein, von welchem II § 325 Anm. gesprochen ist.

stellt sich von dem Vertrag, der ihn an die Gemeinschaft bindet, loszusagen durch Verlassen des Landes, in dem jene sich gebildet hat. Erst durch seinen Aufenthalt in demselben nach dem Alter der Vernunft berechtigt er zu dem Schlusse, daß er die Verbindlichkeit, welche seine Vorfahren eingegangen haben, stillschweigend bestätige. Er erwirbt sich das Recht auf sein Vaterland zu verzichten wie auf sein väterliches Erbe: überdieß ist die Heimat ein väterliches Gut, so daß man sein Eigenthum abgibt, wenn man auf sie verzichtet. Nach strengem Rechte bleibt jeder Mensch frei auf seine eigene Gefahr, wo er auch geboren sei, wenn er sich nicht freiwillig den Gesetzen unterwirft um das Recht ihres Schutzes sich zu erwerben.*)

367. Ich würde ihm also z. B. sagen: Bis jetzt hast du unter meiner Leitung gelebt, du warst außer Stande dich selbst zu leiten. Aber du näherst dich dem Alter, wo die Gesetze, indem sie dir die Verfügung über dein Eigenthum lassen, dich zum Herrn deiner Person machen. Du wirst dich allein befinden in der Gesellschaft, abhängig von allem, selbst von deinem Erbgut. Du hast nun im Sinn dich niederzulassen, diese Absicht ist löblich und eine der Pflicht des Menschen; aber bevor du dich verheiratest, mußt du wissen, wie du als Mann leben willst, womit du dein Leben zubringen und welche Maßregeln du ergreifen willst um dir und deiner Familie den Unterhalt zu sichern; denn, obwohl man aus einer solchen Sorge nicht seine erste Angelegenheit machen soll, so muß man doch einmal daran denken. Willst du dich in die Abhängigkeit der Menschen begeben, die du verachtest? Willst du durch bürgerliche Beziehungen, die dich unaufhörlich dem Belieben anderer preisgeben und dich nöthigen werden selbst ein schlechter Mensch zu werden um den Schelmen zu entgehen, deine Lebenslage bestimmen und deine Verhältnisse befestigen?

368. Daraufhin werde ich alle möglichen Mittel sein Vermögen nutzbar zu machen beschreiben, sei es nun im Handel oder in Aemtern oder in der Finanzwelt; und ich werde ihm zeigen, daß es kein einziges gibt, das ihn keinerlei Schicksalsfällen aussetzte, ihn nicht in eine unselbstständige und abhängige Lage brächte und ihn nicht nöthigte, seine Sitten, seine Ansichten und sein Betragen nach dem Beispiel und den Vorurtheilen anderer einzurichten.**)

369. Ich werde ihm sagen: „Es gibt ein anderes Mittel seine Zeit und sein Leben zu gebrauchen, nämlich Dienste zu nehmen, das heißt, sich wohlfeil zu vermiethen um Leute zu tödten, die uns nie ein Uebel zugefügt haben. Dieser Beruf steht in hoher Achtung bei den Menschen und sie machen ein außerordentliches Wesen aus denen, die

*) Denn „die Verbindlichkeiten, welche uns an den gesellschaftlichen Leib knüpfen, sind nur verpflichtend, insofern sie gegenseitig sind.“ (Contrat social II, 4)

**) Die Absicht des Erziehers ist erreicht in § 464.

zu nichts anderem als dazu zu gebrauchen sind. Obendrein machte es dir die anderen Hilfsmittel nicht entbehrlich, sondern gerade noch nothwendiger; denn es gehört zur Ehre dieses Standes auch noch, daß er die zu Grunde richtet, die sich ihm widmen. Allerdings richten sich nicht alle zu Grunde; es kommt sogar allmählich die Mode auf, sich darin zu bereichern wie bei den anderen Berufsarten: aber ich zweifele, ob dir sehr daran gelegen sein wird sie nachzuahmen, wenn ich dir auseinandersetze, wie es diejenigen anfangen, die sich gut dabei stellen.

370. „Du wirst auch erfahren, daß es sich auch bei diesem Berufe nicht mehr um Muth und persönliche Auszeichnung handelt, wenn nicht etwa bei den Weibern; daß im Gegentheil der Unterwürfigste, Niedrigste und Sklavischste immer der Geehrteste ist; daß wenn es dir einfällt, es mit deinem Berufe ernst zu nehmen, man dich geringschätzen, hassen, ja vielleicht vertreiben wird, daß du wenigstens durch Uebergehungen auf die Seite geschoben und durch alle deine Kameraden verdrängt werden wirst, weil du deinen Dienst in den Laufgräben gethan, während sie den ihrigen an der Toilette verrichtet haben."

371. Man begreift leicht, daß alle diese verschiedenen Berufsarten nicht sehr nach Emils Geschmack sein werden. „Ei," wird er mir entgegnen, „habe ich denn die Spiele meiner Kindheit vergessen? habe ich meine Arme verloren? ist meine Kraft erschöpft? verstehe ich es nicht mehr zu arbeiten? Was kümmere ich mich um alle deine schönen Berufsarten und all das dumme Gerede der Menschen? Ich kenne keine andere Ehre als wohlthätig und gerecht zu sein; ich kenne kein anderes Glück als unabhängig mit einem geliebten Wesen zu leben und jeden Tag durch die Arbeit sich Appetit und Gesundheit zu verschaffen. All diese Mißlichkeiten, von denen du sprichst, machen gar keinen Eindruck auf mich. Ich will als einzigen Besitz nur einen kleinen Hof in irgend einem Winkel der Erde. Ich will meine ganze Habsucht darauf setzen ihn recht nutzbar zu machen; und so werde ich ohne Beunruhigung leben. Sophie und mein Ackergut, das soll mein Reichthum sein."

372. „Ja, mein Freund, ein eigenes Weib und ein eigenes Land sind genug für das Glück des Weisen; aber diese, wenn auch bescheidenen Güter sind nicht so gewöhnlich, als du meinst. Das seltenste ist für dich gewonnen; sprechen wir jetzt von dem anderen.

373. „Ein eigenes Ackergut, lieber Emil! in welcher Gegend willst du es denn suchen? In welchem Winkel der Erde wirst du wohl sagen können: Hier bin ich mein eigener Herr und Herr des Landes, das mir gehört? Man weiß wohl, in welchen Gegenden man leicht reich werden kann; aber wer weiß, wo man auf das Reichsein auch verzichten kann? Wer weiß, wo man unabhängig und frei leben kann ohne die Nöthigung irgend jemanden weh zu thun und ohne Besorgniß selbst geschädigt zu werden? Glaubst du, das Land, wo es immer erlaubt ist ein recht=

schaffener Mensch zu sein, sei so leicht zu finden? Wenn es irgend ein rechtmäßiges und sicheres Mittel gibt ohne Ränke, ohne Belästigung und ohne Abhängigkeit zu leben, ist es — ich gestehe es — das, von der Arbeit seiner Hände zu leben, indem man sein eigenes Land bebaut: aber wo ist der Staat, wo man sich sagen kann: die Erde unter meinen Füßen gehört mir? Bevor du dieses glückliche Land aussuchst, versichere dich zuerst, daß du dort den Frieden, den du suchst, findest; sieh dich vor, daß nicht eine gewaltsame Regierung, eine verfolgungssüchtige Religion und verkehrte Sitten deine Ruhe stören. Sichere dich gegen maßlose Steuern, welche die Frucht deiner Mühen aufzehren würden, gegen endlose Processe, welche dein Vermögen verschlingen würden. Richte dich so ein, daß du rechtlich leben kannst ohne den Aufsichtsbeamten und ihren Vertretern, Priestern, einflußreichen Nachbarn und Schelmen jeder Sorte, die immer bereit sind dich zu chicaniren, wenn du sie vernachlässigst, den Hof machen zu müssen.

374. „Stelle dich vor allem sicher vor den Bedrückungen der Großen und Reichen; denke daran, daß überall ihr Land an den Weinberg des Naboth stoßen kann.*) Kannst du dafür gutstehen, daß ein Mann in Amt und Würden, wenn er neben deiner Hütte ein Haus kauft oder baut, keine Mittel finden wird sich unter irgend welchem Vorwand deines Erbgutes zu bemächtigen um sich zu arrondiren, oder daß du nicht vielleicht schon morgen mit ansehen mußt, wie eine breite Landstraße dein Gut verschlingt? Wenn du dir nun Credit sicherst um dich gegen alle diese Mißstände zu wahren, so kannst du ebenso gut deinen Reichthum in Händen behalten, denn es wird dir ebenso leicht fallen ihn zu hüten. Reichthum und Credit stützen sich immer gegenseitig; der eine hält sich immer schlecht aufrecht ohne den anderen.

375. „Ich habe mehr Erfahrung als du, lieber Emil; ich sehe die Schwierigkeit deines Planes besser ein. Er ist indessen schön und ehrbar, er würde dich in der That glücklich machen: wir wollen uns Mühe geben ihn zu verwirklichen. Ich habe dir einen Vorschlag zu machen: verwenden wir die zwei Jahre, die wir für uns genommen haben bis zu deiner Rückkehr, dazu einen Wohnplatz in Europa zu suchen, wo du mit deiner Familie glücklich leben könnest, gesichert vor allen Gefahren, von denen ich gesprochen habe. Wenn uns das gelingt, so hast du das wahre Glück gefunden, das so viele andere vergeblich gesucht haben, und es wird dir nicht leid sein um deine Zeit. Gelingt es uns nicht, so bist du von einem Hirngespinst geheilt; du wirst dich trösten über ein unvermeidliches Uebel und dich dem Gesetz der Nothwendigkeit unterwerfen."

376. Ich weiß nicht, ob es allen meinen Lesern klar sein wird,

---

*) I Chron. 21, das beliebte Thema Rousseau's. Vgl. II § 72 und unsere Anm. dazu. Zu der ganzen Stelle ist die letzte Digression des 4. Buches zu vergleichen.

wie weit diese also angestellten Nachforschungen uns führen werden; aber ich weiß sicher, daß, wenn Emil nach seinen in dieser Absicht unternommenen und fortgesetzten Reisen nicht vollkommen bewandert in allen Fragen der Staatsverwaltung, der öffentlichen Sitten und der Staatsgrundsätze jeder Art nach Hause zurückkommt, es ihm an Verstand oder mir an Urtheil gänzlich fehlen mußte.

377. Das politische Recht muß erst noch geschaffen werden, es ist aber anzunehmen, daß wir nie eines haben werden. Grotius, der Meister aller Gelehrten auf diesem Gebiete, ist nur ein Kind und, was noch schlimmer ist, kein aufrichtiges. Wenn ich höre, wie man Grotius zum Himmel emporhebt und Hobbes mit Fluch belädt, so wird es mir klar, wie viele vernünftige Menschen, überhaupt diese beiden Schriftsteller lesen oder verstehen. Es ist ausgemacht, daß ihre Grundsätze sich durchaus ähnlich und daß sie nur im Ausdruck verschieden sind. Verschieden sind sie auch noch in der Methode. Hobbes stützt sich auf Sophismen, Grotius auf Dichter: alles Uebrige ist ihnen gemeinsam.*)

378. Der einzige Neuere, der im Stande gewesen wäre, diese große nutzlose Wissenschaft zu erfinden, wäre der berühmte Montesquieu gewesen.**) Aber er hatte es nicht darauf abgesehen die Grundsätze des politischen Rechtes abzuhandeln; er begnügte sich damit vom positiven Rechte der bestehenden Staaten zu reden; und nichts auf der Welt ist verschiedener von einander als diese beiden Fragen.

379. Wer indessen ein gesundes Urtheil über die Staatsformen haben will, wie sie existiren, muß sie nothwendig beide zusammen behandeln; man muß wissen, was sein müßte, um das, was ist recht zu beurtheilen. Die größte Schwierigkeit diese wichtigen Punkte aufzuhellen besteht darin, daß man den Einzelnen für die Erörterung derselben und zur Beantwortung der beiden Fragen gewinnen muß: Was habe ich damit zu thun? und: Was kann ich dafür thun? Wir haben unsern Emil in Stand gesetzt sich auf beide eine Antwort zu geben.

---

*) Darüber vergl. man Contrat social I c. 2 sammt Anmerkg. — Auch Hobbes strotzt im „Leviathan" von Citaten aus der heiligen Schrift. — R. gibt von hier bis § 443 das Ergebniß seiner Studien über die staatliche Gesellschaft, wovon er im Contrat social, nachdem er gesehen, daß diese Untersuchungen über seine Kräfte hinausgehen (s. § 410 Anm. 1), das aushebt, was sich auf das Vertragsverhältniß bezieht. Es ist hier nicht unsere Aufgabe zu untersuchen, wie R. sich zu Grotius, Pufendorf und Hobbes verhält, doch muß darauf hingewiesen werden, daß im Emil die Frage weiter geführt ist als im Contrat social, der weit positiver gehalten ist. Hier treibt er die Kritik schließlich bis zur Abweisung der ganzen Frage (§ 437, 441, 443) und läßt den Gedanken hindurchblicken, daß die nach seinen Ideen und den Principien der Natur regenerirte Menschheit keinen Staat mehr brauchen werde. In diesem Gedanken liegt wohl die „dritte Schwierigkeit", von der § 381 die Rede ist.

**) S. Anm. zu 447.

380. Die zweite Schwierigkeit hat ihren Grund in den von Kindheit an eingeflößten Vorurtheilen und in den Grundsätzen, in denen man auferzogen worden ist, besonders in der Parteilichkeit der Schriftsteller, welche immer von der Wahrheit sprechen, um die sie sich kaum bekümmern, und dabei nur an ihr Interesse denken, von dem sie nicht reden. Nun vergibt nicht das Volk die Lehrstühle, die Besoldungen und die Plätze in den Akademien: man mag also urtheilen, wie fest seine Rechte bei diesen Leuten gegründet seien! Ich habe gemacht, daß diese Schwierigkeit für Emil noch nicht existirt. Kaum weiß er, was eine Staatsform ist; sein Augenmerk ist einzig darauf gerichtet die beste zu finden: seine Absicht ist es nicht Bücher zu schreiben; und wenn er je solche verfaßt, so wird er es nicht thun um den Mächtigen zu schmeicheln, sondern um die Rechte der Menschheit festzustellen.

381. Es bleibt noch eine dritte, weniger begründete, aber doch in die Augen fallende Schwierigkeit, die ich weder lösen noch aufstellen will: *) ich bin schon zufrieden, wenn sie nur meinen Eifer nicht lähmt, da ich fest überzeugt bin, daß bei Untersuchungen dieser Art große Talente weniger nothwendig sind als eine aufrichtige Gerechtigkeitsliebe und eine ungeheuchelte Achtung vor der Wahrheit. Wenn nun also die Fragen in Betreff der Staatsformen unparteiisch behandelt werden können, so sind wir, wie mir scheint, jetzt oder niemals in der Lage es zu thun.

382. Bevor man beobachtet, muß man sich Regeln für seine Beobachtungen machen: man muß sich eine Scala machen um die Maße, die man nimmt, daran anzulegen. Diese Scala sind unsere Grundsätze in Bezug auf das politische Recht. Unsere Maße sind die politischen Gesetze jedes Landes.

383. Unsere ersten Begriffe werden klar, einfach und unmittelbar aus der Natur der Dinge geschöpft sein. Es werden sich Fragen erheben, die wir mit einander erörtern, die wir aber erst dann zu Grundsätzen erheben werden, wenn sie befriedigend gelöst sind.

384. Wenn wir zum Beispiel gleich zum Naturzustand zurückgehen, werden wir untersuchen, ob die Menschen als Sklaven oder als frei, gesellschaftlich verbunden oder selbständig geboren werden; ob sie sich freiwillig oder gezwungen gesellschaften; ob je die Gewalt, die sie gesellschaftet, ein bleibendes Recht begründen kann, kraft dessen diese erste Gewalt verbindlich wird, selbst wenn eine andere sie überwältigt, sodaß seit der Gewalt des Königs Nimrod, der, wie man sagt, sich die ersten Völker unterwarf, alle anderen Gewalten, welche diese zerstört haben, ungerecht und usurpatorisch geworden sind und daß es keine rechtmäßigen Könige mehr gibt außer den Abkömmlingen des Nimrod oder seinen Rechtsnachfolgern; oder ob beim Erlöschen dieser ersten Gewalt die ihr nachfolgende ihrer-

---

*) S. unsere Bemerkungen zu § 377.

seits verbindlich wird und die Verbindlichkeit der ersteren aufhebt, so daß man nur insofern zum Gehorsam verpflichtet ist, als man dazu gezwungen ist, und von dem Augenblicke, wo man Widerstand leisten kann, losgesprochen wird: ein Recht, welches meines Erachtens sich von der Gewalt wenig unterscheiden und fast nur ein Spiel mit Worten sein würde.

385. Wir werden untersuchen, ob man nicht sagen kann, daß jede Krankheit von Gott kommt, und ob daraus etwa folge, daß es ein Verbrechen sei den Arzt zu rufen.

386. Wir werden ferner untersuchen, ob man im Gewissen verpflichtet ist, einem Wegelagerer, der uns auf der Landstraße unser Geld abfordert, es zu überliefern, wenn wir es ihm auch verbergen könnten; denn die Pistole in seinen Händen ist eben auch eine Gewalt.

387. Ob das Wort Gewalt in diesem Falle etwas andres heißt als rechtmäßige und folglich den Gesetzen, von denen sie ausgeht, unterworfene Gewalt.

388. Angenommen, daß dieses Recht der Gewalt verworfen und nur das natürliche oder die väterliche Auctorität als Grundsatz der Gesellschaften angenommen werde, so werden wir nach dem Maße dieser Auctorität fragen, wie sie in der Natur begründet sei und ob sie eine andere Berechtigung habe als den Nutzen des Kindes und seine Schwäche und die natürliche Liebe des Vaters zu ihm: ob es also, wenn seine Schwäche aufhört und seine Vernunft herangereift ist, der einzige natürliche Richter über das wird, was für seine Erhaltung zukömmlich ist, und in Folge dessen sein eigener Herr, von jedem anderen Menschen, selbst seinem Vater unabhängig; denn es ist noch gewisser, daß der Sohn sich selbst liebt, als daß der Vater seinen Sohn liebt.

389. Ob nach dem Tode des Vaters die Kinder verpflichtet sind dem ältern Bruder zu gehorchen oder irgend einem anderen, der für sie nicht die natürliche Zuneigung eines Vaters empfindet; und ob es von Geschlecht zu Geschlecht immer nur ein einziges Oberhaupt gibt, welchem die ganze Familie zu gehorchen hat. In welchem Falle man fragen würde, wie überhaupt die Auctorität jemals getheilt werden und nach welchem Rechte es mehr als ein Oberhaupt auf der ganzen Erde geben könnte, welches das ganze Menschengeschlecht regierte.

390. Angenommen daß die Völker sich durch Wahl gebildet, so werden wir das thatsächliche Recht untersuchen; und wir werden fragen, ob, wenn sie sich in dieser Weise ihren Brüdern, Oheimen oder Verwandten unterworfen haben, nicht aus Pflicht sondern aus freiem Willen, eine derartige Gesellschaftung nicht immer wieder den Charakter einer freien und freiwilligen Vereinigung annimmt.

391. Hierauf zum Recht der Sklaverei übergehend, werden wir untersuchen, ob ein Mensch sich rechtmäßig an einen anderen veräußern kann, ohne Einschränkung, ohne Vorbehalt, ohne jegliche Bedingung, d. h.

ob er auf seine Person, sein Leben, seine Vernunft, sein Ich, auf den ganzen sittlichen Werth seiner Handlungen verzichten und mit einem Worte vor seinem Tode aufhören kann zu existiren gegen den Willen der Natur, die ihm fortwährend seine Selbsterhaltung zur Pflicht macht, und trotz der Stimme des Gwissens und der Vernunft, welche ihm vorschreiben, was er thun und was er lassen soll.

392. Wenn es nun bei dem Act der Knechtung irgend welchen Vorbehalt oder irgendwelche Einschränkung gibt, so werden wir erörtern, ob denn dieser Act nicht ein eigentlicher Contract wird, bei welchem jeder der beiden Theile, da sie in dieser Eigenschaft keinen gemeinsamen Höheren über sich haben, [1]) in Bezug auf die Vertragsbedingungen sein eigener Richter bleibt, in Folge dessen aber frei in dieser Beziehung und berechtigt den Vertrag zu brechen, sobald er sich beeinträchtigt hält.

393. Wenn also ein Sklave sich nicht ohne Vorbehalt an seinen Herrn veräußern kann, wie kann es ein Volk thun seinem Oberhaupt gegenüber? und wenn dem Sklaven das Urtheil über die Beobachtung des Vertrags durch seinen Herrn bleibt, wie sollte es nicht dem Volke auch vorbehalten sein in Bezug auf die Einhaltung des Vertrags durch sein Oberhaupt?

394. Wenn wir uns nun so genöthigt sehen von vorne anzufangen und den Sinn des Collectivwortes „Volk" erwägen, werden wir uns fragen, ob wir nicht, um ihn festzustellen, wenigstens einen stillschweigenden Vertrag brauchen, der dem von uns angenommenen vorausgehen müsse.

395. Da nun ein Volk, auch bevor es sich einen König wählt, schon ein Volk ist, was macht es denn zu einem solchen, wenn nicht der Gesellschaftsvertrag? Er ist also die Grundlage jeder bürgerlichen Gesellschaft und in der Natur dieses Verhältnisses müssen wir das Wesen der Gesellschaft suchen, welche es begründet.

396. Wir werden also nach dem Inhalt dieses Vertrages fragen und ob er sich nicht ungefähr durch die folgende Formel aussprechen lasse: „Jeder von uns stellt gemeinsam seine Güter, seine Person, sein Leben und sein ganzes Vermögen unter die höchste Leitung des allgemeinen Willens, und wir nehmen als ein Körper jedes Glied als einen untrennbaren Theil des Ganzen in uns auf." *)

397. Dieß vorausgesetzt, werden wir, um die uns nothwendigen Begriffe zu bestimmen, uns merken, daß an Stelle der einzelnen Vertragspersönlichkeiten dieser Gesellschaftsact ein geistiges Ganzes erzeugt, das aus so vielen Gliedern besteht, als die Versammlung Stimmen zählt. Diese öffentliche Person nimmt im Allgemeinen den Namen eines „poli-

[1]) Hätten sie einen, so könnte dieser gemeinsam Höhere nur das Staatsoberhaupt sein; dann aber könnte das Recht der Knechtung, als auf das Recht der Staatsoberhoheit gegründet, nicht ihr Princip sein. R.

*) S. unsere allgemeine Bemerkung zu diesem Abschnitt zu § 377.

tischen Körpers" an, der durch seine Glieder, wenn er leidend auftritt, „Staat", wenn er thätig ist, „Staatshoheit" und im Verhältniß zu Seinesgleichen „Macht" genannt wird: Was die Glieder selbst anbelangt, so nehmen sie insgesammt den Namen „Volk" an und nennen sich einzeln „Bürger" als Glieder der „Bürgerschaft" oder Theilhaber an der Staatsleitung und „Unterthanen", insofern sie dieser unterworfen sind.*)

398. Wir werden uns merken, daß dieser Gesellschaftsact eine wechselseitige Verpflichtung zwischen dem Ganzen und den Einzelnen in sich schließt und daß jeder Einzelne, indem er, so zu sagen, den Vertrag mit sich selbst eingeht, sich in einer doppelten Verpflichtung befindet, nämlich als Glied der Staatshoheit den Einzelnen und als Glied des Staates der Staatshoheit gegenüber.

399. Wir werden uns ferner merken, daß, da niemand an die Verpflichtungen gebunden ist, welche man gegen sich selbst übernommen hat, die öffentliche Entschließung, welche auf Grund der beiden verschiedenen Beziehungen, von welchen aus jeder der Unterthanen angesehen wird, diese alle der Staatshoheit gegenüber verpflichten kann, doch den Staat nicht sich selbst gegenüber in Pflicht zu nehmen vermag. Daraus ersieht man, daß es kein anderes eigentliches Grundgesetz im Staate gibt, noch geben kann, als nur den gesellschaftlichen Vertrag. Womit freilich nicht gesagt ist, daß der politische Körper sich nicht in gewissen Beziehungen gegen andere verpflichten könnte; denn dem Fremden gegenüber wird er alsdann ein einfaches Wesen, ein Individuum.

400. Da die beiden Vertragstheile, nämlich jeder Einzelne und das Gesammte, keinen gemeinsamen Obern haben, der ihre Mißhelligkeiten schlichten könnte, so werden wir untersuchen, ob es jedem von beiden frei steht den Vertrag zu brechen, wenn es ihm gefällt, d. h. seinerseits darauf zu verzichten, sobald er sich benachtheiligt glaubt.

401. Um diese Frage aufzuhellen, werden wir beachten, daß, da nach dem gesellschaftlichen Vertrag die Staatshoheit nur durch den gemeinsamen und allgemeinen Willen handeln kann, seine Acte nur allgemeine und gemeinsame Ziele haben können; woraus folgt, daß ein Einzelner nicht unmittelbar durch die Staatshoheit geschädigt werden kann, ohne daß alle beeinträchtigt werden; das aber kann nicht stattfinden, weil sie sich damit selbst müßte verletzen wollen. So braucht der gesellschaftliche Vertrag niemals eine andere Bürgschaft als die öffentliche Macht, da die Beeinträchtigung immer nur von den Einzelnen ausgehen kann; und in diesem Falle sind sie nicht etwa ihrer Verpflichtung ledig, sondern straffällig wegen Verletzung derselben.

402. Um alle diese ähnlichen Fragen richtig zu entscheiden, werden

---

*) Die mit „—" versehenen Ausdrücke lauten bei R. der Reihe nach: corps politique, état, souverain, puissance, peuple, citoyens, cité, sujets.

wir bedacht sein uns immer gegenwärtig zu halten, daß der gesellschaftliche Vertrag privater Natur ist und es nur mit sich selbst zu thun hat, insofern ihn das Volk nur mit sich selbst eingeht, d. h. das Volk insgesammt als Staatshoheit mit den Einzelnen als Unterthanen: eine Bedingung, welche die ganze Einrichtung und den ganzen Betrieb der politischen Maschine ausmacht und allein Verpflichtungen, welche ohne das widersinnig, tyrannisch und den ungeheuersten Mißbräuchen ausgesetzt wären, gesetzlich, vernünftig und gefahrlos macht.

403. Da die Einzelnen sich nur der Staatshoheit unterworfen haben und die oberste Auctorität nichts anderes ist als der allgemeine Wille, so werden wir einsehen, daß jeder Mensch, indem er der Staatshoheit gehorcht, nur sich selbst gehorcht und wie man im gesellschaftlichen Vertrag freier ist als im Zustande der Natur.

404. Nachdem wir nun die natürliche Freiheit und die bürgerliche mit einander verglichen haben in Bezug auf die Personen, werden wir in Bezug auf die Güter das Eigenthumsrecht mit dem Hoheitsrecht, den Einzelbesitz mit dem Eingriffsrecht*) vergleichen. Ist die oberste Befugniß auf das Eigenthumsrecht gegründet, so muß sie dieses Recht gerade am meisten achten; es ist unverletzlich und heilig, solange es ein einzelnes und individuelles Recht bleibt: sobald es aber als ein allen Bürgern gemeinsames betrachtet wird, ist es dem allgemeinen Willen unterworfen, und dieser kann es aufheben. So hat die Staatshoheit kein Recht das Eigenthum eines Einzelnen oder Mehrerer anzutasten; aber sie kann sich das Eigenthum aller gesetzlich aneignen, wie es zu Sparta zu Lykurg's Zeiten geschah;**) während die Aufhebung der Schulden durch Solon eine ungesetzliche Handlung war.

405. Da einzig und allein der allgemeine Wille die Unterthanen verpflichtet, werden wir untersuchen, wie dieser Wille sich äußert, an welchen Zeichen er sicher zu erkennen ist, was ein Gesetz ist und welches die wahren Kennzeichen des Gesetzes sind. Diese Frage ist noch ganz unberührt. Die Definition des Gesetzes muß erst noch gefunden werden.***)

406. In dem Augenblicke, wo das Volk eines oder mehrere seiner Glieder gesondert in's Auge faßt, theilt sich das Volk. Es bildet sich zwischen dem Ganzen und seinem Theile ein Verhältniß, welches aus ihm zwei getrennte Wesen macht, deren eines der Theil, das andere das Ganze

---

*) domaine éminent, die über den Einzelbesitz hinausgehende Staatsbefugniß, das Entäußerungs- (Expropriations-) Recht.

**) Lykurg ist der Schöpfer einer „einzigen und erhabenen Einrichtung." Contrat social II, 3 am Ende.

***) Die Staatsrechtslehrer jener Zeit geben nur logische Definitionen nach den factisch vorliegenden Verhältnissen, keine genetische Entwickelung. Hobbes elem. philos. de cive VI 9 sagt: leges civiles . . nihil aliud sunt quam eius qui in civitate summa potestate praeditus est de civium futuris actionibus mandata.

ohne diesen Theil ist. Aber das Ganze mit Abzug eines Theiles ist nicht das Ganze; solange also dieses Verhältniß besteht, gibt es kein Ganzes, sondern nur zwei ungleiche Theile.

407. Wenn dagegen das ganze Volk über das ganze Volk beschließt, faßt es nur sich selbst in's Auge; und wenn sich daraus ein Verhältniß bildet, so ist es nur das des Ganzen unter einem bestimmten Gesichtspunkt zum Ganzen unter einem andern, ohne jede Theilung. Dann ist der Gegenstand, über welchen man beschließt, ein allgemeiner, und der Wille, welcher beschließt, ist es ebenfalls. Wir werden nun untersuchen, ob es noch irgend eine andere Art von Vornahmen gibt, die den Namen Gesetz führen kann.

408. Wenn die Staatshoheit nur durch Gesetze sprechen kann und wenn das Gesetz immer nur einen allgemeinen und alle Glieder des Staates gleichermaßen betreffenden Zweck haben kann, so folgt, daß die Staatshoheit nie die Macht hat über eine Sonderangelegenheit irgend etwas zu beschließen; da es aber im Interesse der Erhaltung des Staates liegt, daß auch über die Sonderangelegenheiten beschlossen werde, so werden wir untersuchen, wie das geschehen kann.

409. Die Acte der Staatshoheit können nur Acte des allgemeinen Willens, Gesetze, sein; es bedarf ferner bestimmender Maßregeln, Maßregeln der Gewalt oder Regierungsmaßregeln, zur Ausführung dieser nämlichen Gesetze; und diese können im Gegensatz nur gesonderte Ziele haben. So ist die Maßregel, wodurch die Staatshoheit bestimmt, daß ein Oberhaupt gewählt werde, ein Gesetz; die Maßregel aber, durch welche dieses Oberhaupt gewählt wird in Ausführung des Gesetzes, ist nur eine Regierungsmaßregel.

410. Dieß ist eine dritte Beziehung, unter welcher das versammelte Volk angesehen werden kann, nämlich als Behörde oder Vollstrecker des Gesetzes, welches es als Staatshoheit erlassen hat. [1])

411. Wir werden untersuchen, ob es möglich sei, daß das Volk sich seines Hoheitsrechtes beraube um einen oder mehrere Menschen damit zu bekleiden; denn da die Vornahme der Wahl kein Gesetz und das Volk bei dieser Vornahme nicht selbst die Staatshoheit vorstellt, so sieht man nicht, wie es dann ein Recht übertragen kann, welches es selbst nicht hat.

412. Da das Wesen der Staatshoheit im allgemeinen Willen besteht, so kann man auch nicht ersehen, wie man sich versichern könne,

---

[1]) Diese Fragen und Sätze sind zum größten Theil aus der „Abhandlung über den gesellschaftlichen Vertrag" ausgezogen, einer Abhandlung, welche selbst aus einem größeren Werke ausgezogen ist, das ich ohne meine Kräfte zu prüfen, unternommen und seit lange liegen gelassen habe. Die kleine Abhandlung, welche ich daraus ausgehoben und wovon ich hier den Hauptinhalt gebe, wird besonders veröffentlicht werden. R. — S. die Biographie in dieser Ausg. S. 75 fg.

daß ein Sonderwille mit dem allgemeinen immer übereinstimme. Man muß wohl vielmehr annehmen, daß er diesem oft entgegenstehen wird; denn das Privatinteresse zielt überall auf Bevorzugungen, das öffentliche Interesse dagegen auf die Gleichheit; und wenn diese Uebereinstimmung auch möglich wäre, so folgt schon daraus, daß sie nicht nothwendig und unlösbar wäre, zur Genüge, daß das Hoheitsrecht aus ihr nicht entspringen kann.

413. Wir werden uns fragen, ob die Vorsteher des Volkes, unter welchem Namen sie auch erwählt seien, ohne Verletzung des gesellschaftlichen Vertrages je etwas anderes sein können als die Diener des Volkes, denen es befiehlt die Gesetze zur Ausführung za bringen; ob diese Vorsteher ihm nicht Rechenschaft über ihre Verwaltung schuldig und nicht selbst den Gesetzen unterworfen sind, deren Beachtung durchzusetzen ihre Aufgabe ist.

414. Wenn das Volk sein oberstes Recht nicht veräußern kann, kann es dasselbe für eine bestimmte Zeit übertragen? wenn es sich keinen Herrn geben kann, kann es sich Vertreter bestellen? Diese Frage ist wichtig und verdient Erörterung.

415. Wenn das Volk weder ein Oberhaupt noch Vertreter haben kann, werden wir untersuchen, wie es seine Gesetze selbst erlassen kann; ob es viele Gesetze haben soll; ob es sie oft wechseln soll; ob es leicht für ein großes Volk sei sein eigener Gesetzgeber zu sein;

416. ob das römische Volk kein großes Volk war;

417. ob es gut ist, daß es große Völker gibt.

418. Aus den vorhergehenden Erwägungen folgt, daß es im Staat zwischen der Oberhoheit und den Unterthanen eine vermittelnde Körperschaft gibt; diese vermittelnde Körperschaft, gebildet aus einem oder mehreren Mitgliedern, ist mit der Staatsverwaltung, dem Vollzug der Gesetze und der Aufrechthaltung der bürgerlichen und politischen Freiheit beauftragt.

419. Die Mitglieder dieser Körperschaft nennen sich „Magistrate“ oder „Könige“ d. i. Regierende. Die ganze Körperschaft, nach den Menschen berechnet, die sie ausmachen, heißt „Fürst“, seiner Thätigkeit nach „Regierung“.

420. Wenn wir die Thätigkeit des Ganzen in Beziehung auf sich selbst, d. h. die Beziehung des Ganzen zum Ganzen oder der Staatshoheit zum Staat betrachten, so können wir das Verhältniß vergleichen mit den äußeren Gliedern einer stetigen Proportion, in der die Regierung das Mittelglied bildet. Die Regierungsbehörde empfängt von der Staatshoheit die Befehle, die sie dem Volke gibt; und wenn alles ausgeglichen ist, ist ihr Produkt oder ihre Potenz gleich dem Produkte oder der Potenz der Bürger, welche auf der einen Seite Unterthanen sind, auf der andern Seite die Staatshoheit ausmachen. Man kann keinen der drei

Ausdrücke ändern ohne die Proportion sofort zu stören.*) Wenn die Staatshoheit regieren will oder wenn der Fürst Gesetze geben will oder wenn der Unterthan sich weigert zu gehorchen, so tritt Unordnung an Stelle der Regel, und der aufgelöste Staat versinkt in Despotismus oder Anarchie.

421. Nehmen wir an, der Staat bestehe aus zehntausend Bürgern. Die Staatshoheit kann nur insgesammt und als Ganzes betrachtet werden; jeder Einzelne aber hat als Unterthan eine besondere und unabhängige Existenz. So verhält sich das Oberhaupt zum Unterthan wie zehntausend zu eins; d. h. jedes Glied des Staates hat für seinen Theil nur ein Zehntausendstel von der obersten Befugniß, obgleich es ihr ganz unterworfen ist. Ist das Volk aus hunderttausend Menschen zusammengesetzt, so ändert sich die Lage der Unterthanen nicht; jeder trägt immer die ganze Gewalt der Gesetze, während seine auf ein Hunderttausendstel beschränkte Stimme zehnmal weniger Einfluß bei der Abfassung derselben hat. Während so der Unterthan immer einer bleibt, erweitert sich das Verhältniß des Oberhauptes mit der Zahl der Bürger. Daraus folgt, daß je mehr der Staat sich vergrößert, um so mehr die Freiheit abnimmt.

422. Je weniger also der Wille der Einzelnen auf den allgemeinen Willen, d. h. je weniger die Sitten auf die Gesetze Einfluß haben, um so mehr muß die beschränkende Gewalt sich steigern. Da nun auf der anderen Seite die Größe des Staates den Inhabern der Staatsauctorität mehr Versuchungen und mehr Mittel gewährt dieselbe zu mißbrauchen, so muß das Oberhaupt um so mehr Gewalt haben die Regierung im Zaume zu halten, je mehr diese Gewalt hat um das Volk niederzuhalten.

423. Daraus folgt, daß das stetige Verhältniß zwischen der Staatshoheit, dem Fürsten und dem Volke nicht etwa ein willkürlicher Einfall, sondern eine Consequenz des Wesens des Staates ist. Es folgt ferner, daß, wenn eines der Außenglieder, nämlich das Volk, bestimmt ist, jedesmal, wenn das doppelte Verhältniß zu- oder abnimmt, auch das einfache gleichermaßen zu- oder abnehmen muß; was nicht geschehen kann, ohne daß das Mittelglied ebenso oft wechselt. Woraus wir den Schluß ziehen können, daß es keine ein für alle Male abgeschlossene Staatsform gibt, sondern daß es soviel ihrer Natur nach verschiedene Staatsformen geben muß, als die Staaten an Größe verschieden sind.

424. Wenn die Sitten um so weniger Einfluß auf die Gesetze haben, je zahlreicher das Volk ist, so werden wir untersuchen, ob man nicht auch nach einer ganz augenfälligen Analogie sagen kann, daß die Regierung um so schwächer ist, je zahlreicher die Behörden sind.

---

*) Ist die Staatshoheit a, die Regierung b, das Volk c, so ist die Proportion $a : b = b : c$ oder $b^2 = ac$, und insofern a auch in gewissem Sinn $= c$ ist, $b^2 = c^2$. Dem Gedanken nach ähnlich bei Hobbes de cive VI 1 annot.: Ea enim civitatis natura est, ut civium multitudo sive aggregatum non modo imperet sed etiam imperanti subjiciatur, sed alio atque alio sensu.

425. Um diesen Satz aufzustellen, werden wir in der Person jeder Behörde drei wesentlich verschiedene Willen unterscheiden: erstens den Eigenwillen des Einzelnen, der nur seinen besonderen Vortheil im Auge hat: zweitens den gemeinsamen Willen der Behörden, der sich einzig auf den Vortheil der Regierung bezieht; ein Wille, den man auch Gemeinwillen nennen kann und der der Regierung gegenüber ein allgemeiner ist, dem Staate gegenüber, von dem die Regierung einen Theil bildet, ein besonderer: an dritter Stelle den Volkswillen oder höchsten Willen, der ein allgemeiner ist sowohl dem Staat als Ganzes als der Regierung als Theil des Ganzen gegenüber. Bei einer vollkommenen Gesetzgebung muß der Sonder- und Einzelwille fast verschwindend sein; der der Regierung eigene Gemeinwille muß sich sehr unterordnen; folglich ist der allgemeine und oberste Wille die Richtschnur aller anderen. Nach der natürlichen Ordnung hingegen werden diese verschiedenen Willen wirksamer, indem sie sich mehr in sich zusammenschließen; da ist der allgemeine Wille immer der schwächste, der Gemeinwille nimmt die zweite Stelle ein, der Einzelwille geht allem vor; so daß jeder zuerst für sich ist, dann erst Behörde und dann Bürger: eine Stufenfolge, die der von der gesellschaftlichen Ordnung verlangten geradezu entgegengesetzt ist.

426. Nach diesen Voraussetzungen denken wir uns die Regierung in den Händen eines einzelnen Mannes. Da wäre der Einzelwille und der Gemeinwille vollständig vereinigt, der letztere folglich auf dem höchstmöglichen Grad seiner Stärke. Da nun von diesem Grade der Gebrauch der Gewalt abhängt und die absolute Gewalt der Regierung, die immer die des Volkes ist, sich nicht ändert, so folgt, daß die wirksamste Regierung die eines Einzelnen ist.

427. Vereinigen wir hingegen die Regierung mit der obersten Befugniß, machen wir aus der Staatshoheit den Fürsten und aus den Bürgern lauter Behörden: dann wird der Gemeinwille mit dem allgemeinen ganz zusammenfallen und nicht mehr Wirksamkeit haben als jener, und er wird den Einzelwillen in seiner ganzen Gewalt belassen. So wird die Regierung bei immer gleich bleibender absoluter Gewalt auf der geringsten Stufe der Wirksamkeit sich befinden.

428. Diese Regeln sind unbestreitbar und andere Erwägungen dienen ihr noch zur Bestätigung. Man sieht z. B., daß die Behörden thätiger sind in ihrer Gemeinsamkeit als die Bürger in der ihrigen und daß in Folge dessen der Einzelwille dabei viel mehr Einfluß hat. Denn jede Behörde ist fast immer mit irgend einer besonderen Regierungsfunction beauftragt; während jeder Bürger für sich keinerlei Function der Staatshoheit ausübt. Je mehr sich übrigens der Staat ausdehnt, desto größer wird die wirkliche Gewalt, wenn auch nicht im Verhältniß seiner Ausdehnung; wenn jedoch der Staat der selbe bleibt, so mögen sich die Behörden auch vermehren, die Regierung erhält dadurch keine größere that=

sächliche Gewalt, weil sie Inhaberin der des Staates ist, die wir immer als gleich annehmen. So vermindert sich durch diese Vermehrung die Wirksamkeit der Regierung, ohne daß ihre Gewalt zunehmen kann.

429. Nachdem wir gefunden haben, daß die Regierung in dem Maße schwächer wird, je zahlreicher die Behörden werden, und daß, je zahlreicher das Volk ist, um so mehr die einschränkende Gewalt der Regierung zunehmen muß, so werden wir den Schluß ziehen, daß das Verhältniß der Behörden zur Regierung dem der Unterthanen zum Staatsoberhaupt entgegengesetzt sein muß, d. h. daß mit der Vergrößerung des Staates die Regierung sich einschränken muß, so daß die Zahl der Regierenden sich im Verhältniß der Zunahme der Bevölkerung vermindert.

430. Um sodann diese Verschiedenheit der Formen unter genaueren Bezeichnungen festzustellen, werden wir uns an erster Stelle merken, daß die Staatshoheit die ihr anvertraute Regierungsgewalt auf das ganze Volk oder den größeren Theil desselben übertragen kann, so daß es unter den Bürgern mehr Beamte als einfache Privatleute gibt. Dieser Regierungsform gibt man den Namen Demokratie.

431. Oder sie kann auch die Regierung in die Hände einer beschränkteren Anzahl legen, so daß es mehr einfache Bürger als Beamte gibt; diese Form führt den Namen Aristokratie.

435. Endlich kann sie die ganze Regierung in den Händen eines einzelnen Beamten vereinigen. Diese dritte Form ist die gewöhnlichste und heißt Monarchie oder Königsherrschaft.

433. Wir werden uns sagen, daß alle diese Formen oder wenigstens die beiden ersten ein Mehr oder ein Weniger zulassen und selbst einen ziemlich großen Spielraum gestatten. Denn die Demokratie kann das ganze Volk umfassen oder sich bis auf die Hälfte beschränken. Die Aristokratie hingegen kann sich von der Hälfte des Volkes in unbestimmter Weise bis auf die kleinsten Zahlen einschränken. Selbst das Königthum läßt manchmal eine Theilung zu zwischen dem Vater und dem Sohn oder zwischen zwei Brüdern oder auf andere Weise. In Sparta waren immer zwei Könige und im römischen Reiche hat man selbst acht Kaiser auf ein Mal gesehen, ohne daß man sagen könnte, das Reich sei getheilt gewesen. Es gibt einen Punkt wo jede Regierungsform in die folgende übergeht; die Regierung kann unter drei unterscheidenden Benennungen in Wirklichkeit ebenso viele Formen annehmen, als der Staat Bürger hat.

434. Ja noch mehr: da jede dieser Formen sich in gewissem Sinne wieder in Unterabtheilungen zertheilen kann, wovon die eine auf diese, die andere auf eine andere Art verwaltet wird, so kann aus der Combination dieser drei Formen eine Menge gemischter entstehen, von denen eine jede durch alle einfachen Formen multiplicirt werden kann.

435. Man hat zu allen Zeiten viel gestritten über die beste Regierungsform, ohne zu erwägen, daß in gewissen Fällen jede die beste ist,

in andern Fällen aber die schlechteste. Wenn indessen nach unserer Auffassung in den verschiedenen Staaten die Zahl der Behörden [1]) im umgekehrten Verhältnisse zu der der Bürger stehen muß, so werden wir zu dem Schlusse kommen, daß im Allgemeinen die demokratische Regierungsform den kleinen Staaten zukommt, die aristokratische den mittleren und die monarchische den großen.

436. Am Faden dieser Untersuchungen werden wir zur Erkenntniß gelangen, welches die Rechte und Pflichten der Bürger sind und ob man die einen von den anderen trennen kann: was das Vaterland ist, worin es, genau genommen, besteht und woran jeder erkennen kann, ob er ein Vaterland hat oder nicht.

437. Nachdem wir so jede Art von bürgerlicher Gesellschaft an sich betrachtet haben, werden wir sie unter einander vergleichen, um ihre verschiedenen Beziehungen zu beobachten: wir werden sie bald groß bald klein, bald stark bald schwach finden, wir werden sehen, wie sie sich anfallen, sich schädigen, sich gegenseitig zerstören und bei dieser fortwährenden Einwirkung und Gegenwirkung mehr Menschen elend machen und mehr Menschen das Leben kosten, als wenn sie alle ihre ursprüngliche Freiheit bewahrt hätten. Wir werden untersuchen, ob man nicht bei der Einrichtung der Gesellschaft zu weit oder nicht weit genug gegangen ist; ob nicht die den Gesetzen und den Menschen unterworfenen Individuen den Uebeln beider Zustände ausgesetzt bleiben ohne ihre Vortheile zu haben, während die Gesellschaften unter einander die Unabhängigkeit der Natur bewahren, und ob es nicht besser wäre, wenn es an Stelle der mehreren bürgerlichen Gesellschaften auf der Erde gar keine gäbe. Ist es nicht gerade dieser gemischte Zustand, der an beiden *) theilnimmt und weder den einen noch den andern sicher stellt, per quem neutrum licet, nec tanquam in bello paratum esse, nec tanquam in pace securum. [2]) Erzeugt nicht gerade diese nur theilweise und unvollkommene Gesellschaft Unterdrückung und Krieg? und sind nicht Unterdrückung und Krieg die größten Geißeln der Menschheit?

438. Wir werden endlich die eigenthümlichen Mittel untersuchen, welche man gegen diese Mißstände gesucht hat in Bündnissen und Bundesverträgen, welche jedem Staate im Innern seine eigene Herrschaft lassen, ihn aber nach außen gegen jeden ungerechten Angreifer bewaffnen. Wir

---

[1]) Man wird sich erinnern, daß ich hier nur von den höchsten Behörden oder den Leitern der Nation gesprochen haben will, da die anderen nur ihre Stellvertreter auf diesem oder jenem Gebiete sind. R.

*) Die beiden Zustände sind der ungesellige natürliche und der gesellige bürgerliche.

[2]) Seneca de tranquill. anim. 1. R: „Der keines von beiden gestattet, weder sich gerüstet zu halten wie im Kriege noch sicher wie im Frieden." Die Stelle steht bei Seneca in anderem Zusammenhang.

werden nachforschen, wie man eine gute Bundesgenossenschaft errichten kann, was ihr Dauer verleihen und bis zu welchem Punkte man das Recht der Bundesgenossenschaft ausdehnen kann ohne dem der Staatshoheit zu schaden.

439. Der Abbé von St. Pierre hatte einen Bund aller europäischen Staaten vorgeschlagen um einen ewigen Frieden unter ihnen aufrecht zu erhalten. War dieser Bund wohl ausführbar? und war wohl anzunehmen, daß er, seine Errichtung angenommen, von Dauer gewesen wäre? [1]) Diese Untersuchungen führen uns unmittelbar auf alle Fragen des öffentlichen Rechtes; welche die Fragen des politischen Rechtes vollends aufklären können.

440. Endlich werden wir die wahren Grundsätze des Kriegsrechts aufstellen und untersuchen, warum Grotius und die anderen nur falsche Grundsätze gegeben haben.

441. Es sollte mich nicht wundern, wenn mitten in allen unseren Erörterungen mein junger Mann, der einen gesunden Sinn hat, mich unterbräche mit den Worten: „Man sollte meinen, wir bauen unser Haus aus Holz und nicht aus Menschen, so genau richten wir jedes Stück nach der Schnur hin.“ — „Das ist richtig, mein Freund; aber du mußt bedenken, daß das Recht sich nicht nach den Leidenschaften der Menschen bestimmt und daß es sich für uns darum handelte, zuerst die wahren Grundsätze des Staatsrechtes aufzustellen. Jetzt, wo unser Grund gelegt ist, kannst du untersuchen, was die Menschen darauf gebaut haben, und du wirst merkwürdige Dinge sehen!*)

442. Dann lasse ich ihn den Telemach lesen und ihn auf seiner Fahrt begleiten; wir suchen das glückliche Salent und den guten Idomeneus auf, den das Unglück weise gemacht hat. Auf dem Wege finden wir manchen Protesilas, aber keinen Philocles. Auch Adrastus, der König der Daunier, läßt sich nicht schwer finden.**) Mögen indessen die Leser sich selbst ein Bild von unseren Reisen machen oder sie selbst mit dem Telemach in der Hand an unserer Stelle ausführen; wir wollen ihnen keine betrübenden Anwendungen nahe legen, welchen der Verfasser selbst aus dem Wege geht oder die er nur mit Widerwillen anstellt.

---

[1]) Seit ich dieses geschrieben habe, sind in dem Auszug aus diesem Entwurf die Gründe dafür auseinander gesetzt worden; die Gründe dagegen, diejenigen wenigstens, welche mir triftig erschienen sind, findet man in der Sammlung meiner Schriften nach dem genannten Auszug. R. — Ueber den Abbé de Saint-Pierre s. III § 145 Anm. 2. Zur ganzen Stelle vergl. man u. a. confessions II B. 12. S. 588 (Didot).

*) § 467.

**) Als R. unter dem Schutze Friedrichs des Großen sich in Motiers aufhielt, suchte man ihn bei Friedrichs Statthalter, dem Schotten Keith, zu verdächtigen, indem man als den Adrast, von dem R. oben spricht, den König von Preußen angab. R. gesteht indessen, daß er ihn in der That gemeint habe, in den „Bekenntnissen“.

443. Da übrigens weder Emil ein König ist noch ich ein Gott, so machen wir uns keine Sorgen darüber, daß wir Telemach und Mentor in ihrem menschenfreundlichen Wirken nicht nachkommen können: niemand weiß besser als wir in der uns angewiesenen Stelle zu verharren, und niemand verlangt weniger aus ihr herauszutreten. Wir wissen, daß allen die nämliche Aufgabe gestellt ist, und daß, wer das Gute aus ganzem Herzen liebt und es nach allen Kräften thut, sie auch erfüllt hat. Wir wissen, daß Telemach und Mentor Luftgebilde sind. Emil reist nicht als ein müßiger Mann und thut mehr Gutes, als wenn er Fürst wäre. Wären wir Könige, wir könnten nicht wohlthätiger sein. Wären wir Könige und wohlthätig, so würden wir, ohne es zu wissen, tausendmal Uebel anrichten in dem trügerischen Glauben Gutes zu thun. Wären wir Könige und weise, so wäre die erste Wohlthat, die wir uns und den Menschen erweisen möchten, die, daß wir die Herrschaft niederlegten und wieder das würden, was wir jetzt sind.

444. Ich habe gesagt, was die Reisen für jedermann nutzlos macht. Noch nutzloser aber macht sie für die Jugend die Art, in der man sie mit ihnen ausführt. Die Erzieher, die mehr auf ihre eigene Unterhaltung als auf die Belehrung des Zöglings sehen, führen ihn von Stadt zu Stadt, von Palast zu Palast, von Gesellschaft zu Gesellschaft; oder, wenn sie gelehrt und wissenschaftlich gebildet sind, lassen sie ihn seine Zeit damit zubringen, daß er die Bibliotheken abläuft, Antiquare besucht, alte Denkmäler durchstöbert und alte Inschriften abschreibt. In jedem Lande beschäftigen sie sich mit einem anderen Jahrhundert, gerade als ob sie es mit einem anderen Lande zu thun hätten*): so daß, nachdem sie mit großen Kosten Europa durchlaufen und sich immer mit Nichtigkeiten abgegeben oder gelangweilt haben, sie wieder nach Hause kommen ohne etwas gesehen zu haben, was sie interessiren kann, und ohne etwas gelernt zu haben, was ihnen nützlich sein kann.

445. Alle Hauptstädte sehen sich gleich, alle Völker vermengen sich in ihnen, alle Sitten vermischen sich; in ihnen darf man die Nationen nicht studiren. Paris und London sind in meinen Augen nur die selbe Stadt. Ihre Einwohner haben einige von einander abweichende Vorurtheile, aber sie haben darum doch die einen wie die anderen, und alle ihre praktischen Grundsätze sind die nämlichen. Man weiß, welche Sorte von Menschen sich an den Höfen zusammenfinden muß. Man weiß, welche Sitten das Aufeinanderhäufen des Volkes und die Ungleichheit der Lebenslagen überall hervorbringen muß. Sobald ich von einer Stadt von zweimalhunderttausend Seelen höre, so weiß ich zum voraus, wie man darin lebt. Was ich weiterhin über die Orte erfahren könnte, lohnt nicht der Mühe es dort zu lernen.

---

*) soll wohl heißen, „als ob nicht ihre Hauptaufgabe wäre das Entsprechende in den verschiedenen Ländern zu vergleichen."

446. In abgelegenen Provinzen, wo es weniger Bewegung und Verkehr gibt und weniger Fremde reisen, wo die Einwohner weniger ihre Heimat verlassen und seltener ihren Stand und ihr Schicksal ändern, muß man Geist und Sitten einer Nation studiren. Man sehe im Vorbeigehen die Hauptstadt an, studire aber draußen das Land. Die Franzosen wohnen nicht in Paris, sondern in der Touraine; die Engländer sind mehr Engländer in Mercia als in London, die Spanier mehr Spanier in Galicien als in Madrid. In diesen größeren Entfernungen charakterisirt sich ein Volk und zeigt sich, wie es ist ohne Vermischung: da machen sich die guten und bösen Wirkungen der Regierung am besten bemerklich, wie am Fuße eines großen Radius das Maß der Bogen genauer ist.

447. Die nothwendigen Beziehungen der Sitten zur Staatsform sind in dem Buche „über den Geist der Gesetze“ so trefflich dargelegt, daß man am zweckmäßigsten auf dieses Werk zurückgeht um diese Beziehungen zu erforschen *) Im Allgemeinen jedoch gibt es zwei leichte und einfache Anhaltspunkte um die verhältnißmäßige Trefflichkeit der Staatsformen zu beurtheilen. Die eine ist die Bevölkerung. In jedem Lande, das sich entvölkert, geht der Staat seinem Untergange entgegen; das Land dagegen, dessen Bevölkerung am schnellsten wächst, ist, wenn es auch das ärmste wäre, das bestregierte. [1])

448. Dazu aber muß die Bevölkerung eine natürliche Wirkung der Staatsform und der Sitten sein; denn wenn sie durch Colonien oder andere zufällige oder vorübergehende Mittel erreicht wird, würden diese mit dem Heilmittel nur das Uebel beweisen. Als Augustus Gesetze gegen Ehelosigkeit erließ, war durch sie bereits das Sinken des römischen Staates angezeigt. Die Trefflichkeit der Regierung muß die Bürger bestimmen sich zu verheirathen, nicht das Gesetz sie dazu zwingen: nicht was aus Zwang geschieht, muß man in Betracht ziehen — denn das Gesetz, welches gegen die Neigung der Natur ankämpft, wird umgangen und bleibt ohne Wirkung, — sondern was durch den Einfluß der Gesetze und die natürliche Richtung der Staatsform erreicht wird; denn diese Mittel haben allein eine bleibende Wirkung. Es war die Politik des guten Abbé von St. Pierre, für jedes einzelne Uebel immer ein Mittelchen zu ersinnen anstatt zu ihrer gemeinsamen Quelle zurückzugehen, um einzusehen, daß man nur sie alle auf ein Mal heilen könne. Die Aufgabe ist nicht, jedes Geschwür, das sich auf dem Körper eines Kranken zeigt, besonders zu behandeln, sondern die Masse des Blutes, das sie alle hervorbringt, zu reinigen. Man spricht von Preisen für die Landwirth-

---

*) Montesquieu (1689—1755) legt seinen Untersuchungen in dem Buche „über den Geist der Gesetze“ (1748) den Satz zu Grunde, daß die Gesetze im weitesten Sinne die „nothwendigen Beziehungen“ darstellen, „welche aus der Natur der Dinge sich herleiten.“

[1]) Ich wüßte nur eine Ausnahme von dieser Regel, nämlich China. R. —

schaft in England; ich brauche nichts weiter: das allein beweist mir, daß sie dort nicht lange in Blüthe stehen wird.*)

449. Das zweite Merkmal der verhältnißmäßigen Güte der Regierung und der Gesetze leitet sich ebenfalls aus der Bevölkerung ab, aber in einem anderen Sinn, nämlich aus der Vertheilung derselben, nicht von ihrer Größe. Zwei der Größe und der Einwohnerzahl nach gleiche Staaten können an Kraft sehr ungleich sein; der mächtigste von beiden ist aber immer derjenige, dessen Bewohner am gleichmäßigsten über das Land verbreitet sind: derjenige, welcher keine so großen Städte hat und deshalb am wenigsten Glanz entwickelt, wird den anderen immer schlagen. Die großen Sädte erschöpfen einen Staat und begründen seine Schwäche: der Reichthum, den sie erzeugen, ist ein scheinbarer und trügerischer: viel Geld und wenig Segen.**) Man sagt, die Stadt Paris sei dem Könige von Frankreich eine Provinz werth; ich dagegen glaube, daß sie ihm etliche Provinzen kostet, daß Paris in mehr als einer Beziehung von den Provinzen genährt wird und daß der größte Theil ihrer Einkünfte sich in diese Stadt ergießt und dort bleibt ohne je zu dem Volke oder dem Könige zurückzufließen. Es ist unbegreiflich, daß in diesem rechnerischen Jahrhundert niemand zur Einsicht gelangt, daß Frankreich viel mächtiger sein würde, wenn Paris vernichtet wäre. Nicht bloß ist eine schlecht vertheilte Bevölkerung dem Staate nicht vortheilhaft, sie ist sogar verderblicher als selbst die Entvölkerung, insofern das Produkt der Entvölkerung nur eben Null ist, während der übel eingerichtete Verbrauch ein negatives Ergebniß liefert***) Wenn ich einen Franzosen und einen Engländer, voller Stolz über die Größe ihrer Hauptstädte, mit einander streiten höre, ob Paris oder London am meisten Einwohner zähle, so kommt es mir vor, als ob sie stritten, welches von beiden Völkern die Ehre genieße am schlechtesten regiert zu sein.

450. Man studire ein Volk außerhalb seiner Sädte, nur so wird man es kennen lernen. Es ist werthlos den äußern Schein einer Staatsform zu betrachten, aufgeputzt durch den Apparat der Verwaltung und herausgestrichen durch das Geschwätz der Beamten, wenn man nicht auch ihr inneres Wesen erforscht durch die Wirkung, welche sie auf das Volk hervorbringt, und auf allen Stufen ihrer Verwaltung. Da der Unterschied zwischen Form und Wesen sich auf alle diese Stufen vertheilt, so

---

*) R. fand in der englischen Geldherrschaft die natürlichen Lebensbedingungen eines Volkes am empfindlichsten gestört; daher seine düsteren Ansichten über die Zukunft Englands. S. unsere Einleitung im 1. Band S. 130 und Emil II § 289 Anm. 1.

**) c'est beaucoups d'argent et peu d'effet ist der Text.

***) Die Städte sind „der Abgrund des Menschengeschlechts" (I § 122), ihre Bevölkerung muß immer vom Lande aufgefrischt werden (a. a. O.). So versteht R. den „Verbrauch" (la consommation). In den Städten „ist das Menschenblut am billigsten" § 361.

kann man ihn nur erkennen, wenn man alle diese Stufen betrachtet. In einem Lande wird der Geist des Ministeriums an den Hantirungen der Unterbeamten zuerst bemerklich; in einem andern muß man die Parlamentswahlen beobachten um zu beurtheilen, ob das Volk in Wahrheit frei sei: in jedem Lande aber ohne Unterschied kann derjenige, der nur die Städte gesehen hat, unmöglich die Regierung kennen, da der Geist derselben nie der selbe ist für die Stadt und für das Land. Nun aber macht das, was wir „Land" (flaches Land) heißen, das Land aus*) und das Landvolk die Nation.

451. Dieses Studium der verschiedenen Völker in ihren entlegenen Provinzen und in der Einfalt ihres angeborenen Wesens gibt Anlaß zu einer allgemeinen, meinem Wahlspruch sehr günstigen und für das menschliche Herz sehr tröstlichen Bemerkung, nämlich, daß alle Völker bei dieser Betrachtungsweise viel tüchtiger erscheinen; je mehr sie sich der Natur nähern, desto mehr waltet die Güte in ihrem Charakter vor: erst wenn sie sich in die Städte einschließen und durch die Cultur ihr Wesen ändern, verschlechtern sie sich und verwandeln gewisse mehr grobe als gefährliche Fehler in angenehme und verderbliche Laster.

452. Aus dieser Wahrnehmung entspringt ein neuer Vortheil bei der von mir vorgeschlagenen Art zu reisen, insofern die jungen Leute sich wenig in den großen Städten aufhalten, wo eine schreckliche Verderbniß herrscht, und damit weniger in Gefahr kommen sich ihr auszusetzen, und weil sie unter einfachen Menschen und in weniger zahlreicher Gesellschaft ein sichereres Urtheil, einen gesunderen Geschmack und ehrbarere Sitten bewahren. Doch ist im Uebrigen diese Ansteckung für Emil weniger zu befürchten; er besitzt alles um sich davor zu wahren. Unter all den Vorkehrungen, die ich zu diesem Zwecke getroffen habe, schlage ich die Neigung, die er im Herzen trägt, hoch an.

453.**) Man weiß nicht mehr, was wirkliche Liebe über die Neigungen der jungen Leute vermag, weil ihre Erzieher, die nicht mehr von ihr verstehen als sie, sie davon abwendig machen. Und doch muß ein junger Mensch entweder lieben oder ausschweifen. Es ist leicht durch den Schein zu blenden. Man wird mir tausend junge Leute nennen, welche angeblich ohne Liebe und doch sehr keusch leben; aber man zeige mir einen einzigen vollgewachsenen Mann, einen wirklichen Mann, der zu sagen vermag, er habe so seine Jugend verbracht, und dem man dabei auf's Wort glauben darf. Bei allen Tugenden und allen Pflichten geht man nur auf den Schein aus; ich aber suche die Wahrheit, und ich müßte mich täuschen, wenn es, um zu ihr zu gelangen, andere Mittel geben sollte als die von mir dargebotenen.

---

*) c'est la campagne qui fait le pays. — Im Vorhergehenden ist die Anspielung auf Frankreich und England klar genug.

**) § 453—460 Episode von Lucie.

454. Der Gedanke Emil in Liebe zu verwickeln, bevor ich ihn reisen ließe, kommt nicht von mir. Die folgende Begebenheit hat ihn mir nahe gebracht.

455. Ich war zu Venedig auf Besuch bei dem Erzieher eines jungen Engländers. Es war im Winter, und wir saßen um's Feuer herum. Der Erzieher erhält seine Briefe von der Post. Er durchliest sie, einen aber liest er ganz laut seinem Zögling vor. Er war englisch geschrieben, und ich verstand kein Wort davon; während des Lesens aber sah ich, wie der junge Mann sehr schöne Spitzenmanschetten, die er anhatte, zerriß und eine nach der andern so behutsam als möglich in's Feuer warf, damit man es nicht bemerken sollte. Ueberrascht durch diese Wunderlichkeit sehe ich ihm in's Gesicht und glaube darin Aufregung zu bemerken; indessen bieten die äußeren Zeichen der Leidenschaften, wenn sie auch bei allen Menschen ziemlich ähnlich sind, nationale Verschiedenheiten dar, welche leicht irreführen können. Die Völker haben verschiedene Sprachen im Gesichte so gut wie im Munde. Ich warte, bis der Brief zu Ende gelesen, dann zeige ich dem Erzieher das entblößte Handgelenk seines Zöglings, das er indessen, so gut es gieng, verbarg, und sage zu ihm: „Darf man wissen, was das bedeutet?"

456. Als der Erzieher sah, was geschehen war, fieng er an zu lachen, umarmte seinen Zögling mit dem Ausdruck der Befriedigung und gab mir, nachdem er seine Einwilligung dazu erhalten, die verlangte Aufklärung.

457. „Die Manschetten," sagte er zu mir, „welche Mr. John soeben zerrissen hat, sind ein Geschenk, welches eine Dame von hier ihm vor nicht langer Zeit gemacht hat. Nun wissen Sie wohl, daß Mr. John zu Hause mit einem jungen Mädchen verlobt ist, das er sehr liebt und das noch mehr Liebe verdient. Dieser Brief ist von der Mutter seiner Verlobten und ich will Ihnen die Stelle daraus übersetzen, welche den Schaden, den Sie mit angesehen haben, verschuldet hat:

458. „Lucie läßt die Manschetten von Lord John nicht aus den Händen. Miß Betty Roldham brachte gestern den Nachmittag bei ihr zu und wollte mit aller Gewalt an ihrer Arbeit nähen; heute morgen nahm ich wahr, daß Lucie früher als gewöhnlich aufgestanden war, und wollte sehen, was sie that, und ich fand sie damit beschäftigt alles aufzutrennen, was Miß Betty genäht hatte. Sie will nicht zugeben, daß an ihrem Geschenk nur ein Stich von anderer Hand als der ihrigen sei." —

459. Einen Augenblick darauf gieng Mr. John aus dem Zimmer um andere Manschetten anzulegen, und ich sagte zu seinem Erzieher: „Sie haben einen Zögling von vortrefflicher Sinnesart; aber sagen Sie mir aufrichtig, ist der Brief der Mutter von Miß Lucie eine Berechnung? Ist er nicht ein von Ihnen ersonnenes Mittel gegen die Manschetten-

spenderin?“ — „Nein,“ sagte er, „die Sache ist nicht erfunden: ich habe in meine Thätigkeit nicht so viel Kunst gelegt; ich habe sie mit Einfalt und Eifer geübt, und Gott hat meine Arbeit gesegnet.“

460. Die Geschichte des jungen Mannes ist mir nicht aus dem Gedächtniß geschwunden; im Kopfe eines Träumers wie ich konnte sie nicht unfruchtbar bleiben.

461. Es ist Zeit zu Ende zu kommen. Führen wir Lord John zu Miß Lucie, d. i. Emil zu Sophie zurück. Mit einem Herzen nicht weniger zärtlich als vor seiner Abreise bringt er ihr einen aufgeklärteren Geist zurück, in sein Land aber bringt er den Gewinn mit, die Regierungen durch alle ihre Fehler und die Völker durch alle ihre Tugenden kennen gelernt zu haben. Ich habe selbst dafür gesorgt, daß er sich in jeder Nation mit irgend einem verdienstvollen Manne durch einen Gastfreundschaftsvertrag nach Art der Alten verbunden hat, und ich werde es nicht ungern sehen, wenn er seine Kenntnisse durch brieflichen Verkehr erweitert. Abgesehen davon, daß es nützlich sein kann, jederzeit aber angenehm ist Briefwechsel mit entfernten Ländern zu haben, ist es ein vorzügliches Schutzmittel gegen die Herrschaft nationaler Vorurtheile, welche unser ganzes Leben hindurch auf uns einstürmen und früh oder spät irgend welchen Einfluß auf uns gewinnen. Nichts ist geeigneter, ihnen diesen Einfluß zu benehmen als der selbstlose Verkehr mit verständigen Leuten, welche man achtet und, da sie selbst diese Vorurtheile nicht haben und sie durch die ihrigen bekämpfen, uns in die Lage setzen beide unabläßig einander entgegenzusetzen und uns gegen alle zu wahren. Es ist nicht das Nämliche, ob man mit den Fremden bei uns oder in ihrer Heimat verkehrt. Im ersteren Falle beobachten sie immer für das Land, in dem sie sich aufhalten, eine Schonung, welche sie veranlaßt ihre Meinung über dasselbe zu verbergen oder günstig über es zu denken, während sie darin sind: zu Hause stimmen sie sich wieder herunter und sind nur noch gerecht. Mir wäre es schon recht, wenn der Fremde, den ich berathe, meine Heimat gesehen hätte, aber ich werde seine Meinung über dieselbe erst in seiner Heimat befragen.

462. Nachdem wir beinahe zwei Jahre damit hingebracht, einige der großen und noch viel mehr kleine Staaten Europas zu durchreisen, nachdem wir die zwei oder drei Hauptsprachen erlernt haben,*) nachdem wir gesehen, was sich wirklich Merkwürdiges darin befindet, sei es in Naturgeschichte oder in Staatsformen, in Künsten oder an Menschen, mahnt mich Emil, den die Ungeduld verzehrt, daß unsre Endfrist herannaht. Ich sage ihm hierauf: „Nun, mein Freund, du erinnerst dich, welches der Hauptzweck unserer Reisen war; du hast gesehen und beobachtet: wel-

*) Was bei der üblichen Erziehungsweise seiner Zeit Hauptzweck war (Lesen, Schreiben, Sprechenlernen), wird bei R. nebenbei als natürliche, aber ungesuchte Folge der Erziehung erworben.

ches ist nun das Ergebniß deiner Beobachtungen? Was hast du vor?" — Ich müßte mich sehr in meiner Methode vergriffen haben, wenn er mir nicht etwa so antwortet:

463. „Was ich vorhabe? — zu bleiben, wasdu aus mir gemacht hast und aus freien Stücken zu den Ketten, die Natur und Gesetze mir anlegen, keine andere auf mich zu nehmen. Je mehr ich das Werk der Menschen in ihren Einrichtungen erforsche, desto klarer wird es mir, daß sie im Bestreben unabhängig zu sein sich zu Sklaven machen und selbst ihre Freiheit in nutzlosen Versuchen sie zu sichern aufbrauchen. Um dem Drang der Dinge nicht zu weichen, knüpfen sie tausend Bande an; sobald sie dann nur einen Schritt machen wollen, können sie nicht und wundern sich, daß sie überall festgebunden sind. Mir dünkt, um sich frei zu machen hat man gar nichts zu thun; es genügt, den Willen es zu sein nie aufzugeben. Du, mein Lehrer, hast mich frei gemacht, da du mir gelehrt der Nothwendigkeit mich zu fügen. Komme sie denn, wann es ihr gefällt, ich lasse mich fortnehmen ohne Zwang; und da ich nicht gegen sie ankämpfen will, binde ich mich an nichts um mich zu halten. Ich habe auf unseren Reisen mich umgesehen, ob ich irgend einen Winkel der Erde fände, wo ich ganz nur mir selbst gehören könnte; aber an welchem Orte unter den Menschen ist man nicht abhängig von ihren Leidenschaften? Alles wohl erwogen, habe ich gefunden, daß in meinem Wunsche selbst ein Widerspruch lag; denn, wäre ich auch an gar nichts anderes gebunden, so würde ich doch an dem Lande hängen, wo ich mich niedergelassen hätte; mein Leben wäre an dieses Land gebunden wie das der Dryaden an ihre Bäume; ich habe gefunden, daß Herrschaft und Freiheit zwei unvereinbare Begriffe sind und daß ich darum nicht einmal Herr einer Hütte sein könnte, wenn ich nicht darauf verzichtete, mein eigener Herr zu sein.

Hoc erat in votis, modus agri non ita magnus.*)

464. „Ich erinnere mich, daß mein Vermögen der Grund unserer Nachforschungen gewesen war.**) Du bewiesest mir sehr triftig, daß ich

---

*) Horat. sat. II, 6, 1:

Lands ein bescheidenes Theil, stets war es mein Wünschen gewesen.

Die Stelle ist in der Erinnerung an die Charmettes geschrieben. In den „Bekenntnissen" (I 5 und Anfang von I 6) schreibt R.: „So weit ich mich der Zeit erinnern kann, nahmen wir Besitz von ihnen (den Charmettes) gegen Ende des Sommers 1736. Als wir den ersten Tag darin schliefen, war ich außer mir vor Wonne. O Mama, sagte ich zu den theuren Freundin, sie umarmend mit Thränen der Rührung und Freude: Hier wohnt das Glück und die Unschuld. Wenn wir sie hier unter uns nicht finden, so brauchen wir sie nirgends mehr zu suchen.

Hoc erat in votis: modus agri non ita magnus,
Hortus ubi et tecto vicinus jugis aquae fons
Et paulum silvae super his foret . . . . .

**) knüpft an § 368 wieder an.

meinen Reichthum und meine Freiheit nicht zugleich bewahren könnte: aber als du wolltest, daß ich zugleich frei und bedürfnißlos sein sollte, verlangtest du zwei unvereinbare Dinge; denn ich kann mich wohl der Abhängigkeit von den Menschen nicht entwinden ohne der Abhängigkeit von der Natur zu verfallen. Was soll ich also mit dem Vermögen machen, das meine Eltern mir hinterlassen haben? Zuerst will ich mich einmal unabhängig von ihm machen; ich werde alle Bande lockern, welche mich an dasselbe binden: läßt man es mir, so bleibt es mir; nimmt man es mir, so wird man mich nicht mit ihm fortreißen. Ich werde mich nicht damit abquälen es zu behalten, sondern fest an meiner Stelle verharren. Reich oder arm, werde ich frei sein. Ich werde es nicht etwa bloß in einem bestimmten Land oder in einer bestimmten Gegend sein, sondern überall auf der ganzen Erde. Mir sind alle Ketten des Vorurtheils gebrochen, ich kenne nur die der Nothwendigkeit. Seit meiner Geburt lernte ich sie tragen, und ich werde sie tragen bis zu meinem Tode, denn ich bin Mensch: und warum sollte ich sie nicht als freier Mensch zu tragen wissen, da ich sie als Sklave ja auch tragen müßte und die der Knechtschaft noch dazu?

465. „Was kümmert mich mein Stand auf Erden? was kümmert mich, wo ich bin? Ueberall wo es Menschen gibt, bin ich bei meinen Brüdern; überall wo es keine gibt bin ich bei mir. Solange ich unabhängig und reich bleiben kann, habe ich Vermögen um zu leben und werde leben. Wenn mein Besitz mich zum Sklaven macht, werde ich ihn ohne Mühe aufgeben: ich habe Arme um zu arbeiten und werde dann leben. Wenn meine Arme mir versagen, werde ich leben, wenn man mich ernährt, und sterben, wenn man mich verläßt: ich werde aber auch sterben, wenn man mich auch nicht im Stiche läßt; denn der Tod ist keine Noth der Armen, sondern ein Gesetz der Natur. Zu welcher Zeit der Tod auch komme, ich sage ihm zu, daß er mich nie bei Veranstaltungen für's Leben überraschen soll; er wird mich nicht verhindern gelebt zu haben.

466. „Das habe ich vor, mein Vater. Wäre ich ohne Leidenschaften, so wäre ich, in meinem Stande als Mensch, unabhängig wie Gott selbst, da ich nur das Seiende wollte und darum nie gegen das Geschick zu kämpfen hätte. Wenigstens trage ich nur eine Kette, die einzige, die ich je tragen werde, und ihrer kann ich mich rühmen. Wohlan also, gib mir Sophie, und ich bin frei."

467. — „Lieber Emil, es ist eine Freude für mich, aus deinem Munde männliche Rede zu hören und die Empfindung derselben in deinem Herzen zu lesen. Diese übermäßige Selbstlosigkeit mißfällt in deinem Alter nicht. Wenn du Kinder haben wirst, wird sie sich mäßigen, und du wirst dann gerade das sein, was ein guter Familienvater und ein vernünftiger Mann sein muß. Vor deinen Reisen wußte ich, welche Wirkung sie haben würde; ich wußte, daß, wenn du unsere Einrichtungen in der

Nähe betrachten würdest, du weit entfernt sein würdest das Vertrauen auf sie zu setzen, welches sie nicht verdienen. Vergebens trachtet man nach Freiheit unter dem Schirm der Gesetze. Gesetze! Wo gibt es solche? und wo achtet man sie? Ueberall hast du unter ihrem Namen nur Eigensucht und die menschlichen Leidenschaften herrschen sehen. Aber die ewigen Gesetze der Natur und der Ordnung bestehen. Dem Weisen ersetzen sie das positive Gesetz; sie sind in sein innerstes Herz eingeschrieben durch das Gewissen und die Vernunft; ihnen muß man sich unterordnen um frei zu sein; nur wer Böses thut, ist ein Sklave, denn er thut es immer gegen seinen Willen. Die Freiheit findet sich unter keiner Staatsform, sie wohnt im Herzen des freien Menschen, er trägt sie überall mit sich. Der gemeine Mensch trägt überallhin die Knechtschaft, dieser wäre Sklave in Genf, jener ein Freier zu Paris.*)

469. „Wenn ich zu dir von Bürgerpflichten redete, würdest du mich vielleicht fragen, wo das Vaterland ist, und du würdest glauben mich verwirrt zu haben. Es wäre dennoch ein Irrthum von dir, lieber Emil; denn wer kein Vaterland hat, hat wenigstens eine Heimat. Es ist doch immer eine Regierung und ein Schein von Gesetzen da, unter denen er ruhig gelebt hat. Mag auch der gesellschaftliche Vertrag nicht eingehalten worden sein, was thut es, wenn das Einzelinteresse ihn beschützt hat, wie es der Gemeinwille gethan hätte, wenn die öffentliche Gewalt ihn von der Gewalt der Einzelnen gesichert hat, wenn das Schlechte, das er begehen sah, ihm die Liebe zum Rechten eingeflößt und wenn unsere Einrichtungen selbst ihm ihre eigenen Unbilligkeiten haben erkennen lassen? O Emil, wo ist der rechte Mann, der seiner Heimat nichts verdankt? Wer er auch sei, er verdankt ihr das für den Menschen werthvollste Geschenk, die Sittlichkeit seiner Handlungen und die Liebe zur Tugend. Wäre er tief in den Wäldern geboren worden, er hätte glücklicher und freier gelebt; aber er hätte keines Kampfes bedurft um seiner Neigung zu folgen, er wäre gut gewesen ohne Verdienst, er wäre nicht tugendhaft gewesen, und jetzt kann er es sein trotz seiner Leidenschaften. Schon der Schein der Ordnung veranlaßt ihn sie zu erkennen und zu lieben. Das allgemeine Wohl, das den anderen nur zum Vorwande dient, ist für ihn ein wirklicher Beweggrund. Er lernt sich zu bekämpfen, sich zu überwinden und sein Interesse dem gemeinsamen Interesse aufzuopfern. Es ist nicht wahr, daß er aus den Gesetzen keinen Nutzen ziehe; sie geben ihm den Muth gerecht zu sein selbst unter den Bösen. Es ist nicht wahr, daß sie ihn nicht frei gemacht haben, sie haben ihm gelehrt über sich Herr zu sein.**)

470. „Sage also nicht: Was liegt mir daran, wo ich bin? Es liegt dir daran da zu sein, wo du alle deine Pflichten erfüllen kannst;

*) Diese Sätze finden im „Glaubensbekenntniß" z. Th. weitere Ausführung. Der Schlechte ist es nur deshalb, weil er die Macht nicht besitzt gut zu sein.

**) Glaubensbekenntniß" (Emil IV. § 301.)

und eine deiner Pflichten ist die Anhänglichkeit an den Ort deiner Geburt. Deine Landesgenossen beschützen dich als Kind, du mußt sie lieben, nun du Mann bist, du mußt in ihrer Mitte leben oder wenigstens da, wo du ihnen nützlich sein kannst, soviel dir möglich ist, und wo sie dich holen können, wenn sie dich je brauchen. Es gibt Verhältnisse, in denen ein Mann außerhalb des Vaterlandes seinen Mitbürgern nützlicher sein kann, als wenn er mitten in demselben lebte. Dann muß er nur auf seinen Eifer hören und seine Verbannung ohne Murren ertragen; sie ist selbst eine seiner Pflichten. Du aber, guter Emil, dem nichts diese schmerzlichen Opfer auferlegt, du, der du nicht den traurigen Beruf ergriffen den Menschen die Wahrheit zu sagen, lebe in ihrer Mitte, pflege ihre Freundschaft in süßem Verkehr; sei ihr Wohlthäter und ihr Vorbild: dein Beispiel wird ihnen mehr sein als alle unsere Bücher, und das Gute, das du vor ihren Augen verrichtest, wird tieferen Eindruck auf sie machen als alle unsere eiteln Reden.*)

471. „Darum treibe ich dich aber nicht an in großen Städten zu leben; im Gegentheil ist gerade eines der Beispiele, welche die Guten den Menschen geben müssen, das Beispiel des patriarchalischen und ländlichen Lebens, des ersten Lebens des Menschen, des friedlichsten, natürlichsten und süßesten für den, dessen Herz nicht verdorben ist. Glücklich das Land, mein junger Freund, wo man den Frieden nicht in einer Einöde suchen muß!**) Aber wo ist dieses Land? Ein wohlthätiger Mensch genügt seinem Drange nur schlecht in Mitte der Städte, wo er nur Intriganten und Schelmen findet um seinen Eifer zu bethätigen. Die Aufnahme, welche dort die Nichtsthuer finden, wenn sie dort ihr Glück suchen wollen, verwüstet das Land noch vollends, das man im Gegentheil auf Kosten der Städte wieder bevölkern sollte.***) Alle Menschen, welche sich aus der großen Gesellschaft zurückziehen, nützen gerade dadurch, weil alle Fehler der Gesellschaft daraus entstehen, daß sie zu zahlreich ist. Sie nützen ferner, wenn sie an einsame Orte Leben, Bildung und Liebe für die ursprünglichen Lebenszustände verpflanzen können. Ich denke mit Rührung daran, wie viele Wohlthaten Emil und Sophie aus ihrer bescheidenen Zurückgezogenheit rings herum spenden, wie sehr sie das Land beleben und den erloschenen Eifer des unglücklichen Dorfbewohners wiederbeleben können. Ich glaube das Volk sich mehren, die Felder fruchtbar werden, die Erde einen neuen Schmuck annehmen, Menge und Ueberfluß die Ar-

*) Mann irrt wohl nicht, wenn man in diesen Worten eine Schilderung des Looses erblickt, das R. sich gewünscht und das er verdient zu haben glaubte.

**) Auch hier denkt R. an sich und Diderot's herzloses Wort (im fils naturel IV 3): „Ich berufe mich auf dein Herz; frage es, und es wird dir sagen: Der rechte Mann ist in der Gesellschaft, nur der Böse ist allein." (Constance zu Dorval).

***) Zu dem Zwecke natürlich um die Bevölkerung auf dem Lande immer wieder aufzufrischen und zu kräftigen. Vgl. Anm. **) zu § 449 d. B.

beiten in Feste umwandeln und Freudenrufe und Segenssprüche mitten aus den ländlichen Spielen das jugendliche Paar umdrängen zu sehen, welches diese Spiele belebt hat. Man spricht vom goldenen Alter wie von einem Märchen, und es wird immer eines bleiben für Leute von verdorbenem Herzen und Geschmack. Es ist nicht einmal wahr, daß man es zurücksehnt, denn diese Wünsche sind immer eitel. Was brauchte es denn um es zurückzuführen? Nur Eines, aber ein unmögliches Ding: man müßte es lieben.

472. „Schon scheint es um Sophiens Wohnsitz wieder aufzuleben; ihr werdet nur noch mit einander vollenden, was ihre würdigen Eltern begonnen haben. Aber, lieber Emil, ein so schönes Leben darf dich nicht zurückschrecken lassen vor den schmerzlichen Pflichten, wenn sie dir je auferlegt werden! denke daran, daß die Römer vom Pfluge zum Consulat geholt wurden. Wenn der Fürst oder der Staat dich ruft zum Dienst des Vaterlandes, so verlasse alles, um an der Stelle, die man dir anweist, das ehrenvolle Amt des Bürgers zu erfüllen. Wenn dieses Amt dir lästig ist, so gibt es ein ehrenhaftes und sicheres Mittel dich seiner zu entledigen: führe es mit solcher Unbestechlichkeit, daß man es dir nicht lange läßt. Im Uebrigen fürchte die Widerwärtigkeit eines solchen Auftrags nicht sehr, solange es noch Menschen gibt, wie sie heute sind, wird man nicht dich rufen um dem Staate zu dienen.“

473. Warum ist es mir nicht erlaubt Emils Rückkehr zu Sophie und das Ende ihrer Liebeszeit oder vielmehr den Anfang der ehelichen Liebe, die sie verbindet, zu schildern! einer Liebe, gegründet auf die Achtung, welche so lange dauert als das Leben, auf die Tugenden, die nicht mit der Schönheit schwinden, auf die Uebereinstimmung des Charakters, welche den Verkehr liebenswürdig machen und den Reiz der ersten Vereinigung bis ins Greisenalter verlängern. Aber all diese Einzelheiten möchten wohl gefällig, aber nicht nützlich sein; und bis jetzt habe ich mir nur da gefällige Ausführungen erlaubt, wo ich einen Nutzen derselben absehen konnte. Sollte ich diesen Grundsatz am Ende meiner Aufgabe vergessen? Nein; ich fühle wohl auch, daß meine Feder müde ist. Zu schwach für Arbeiten von so großer Ausdehnung, würde ich auch diese aufgeben, wenn sie nicht so weit vorangeschritten wäre: um sie nicht unvollendet zu lassen, ist es Zeit, daß ich sie abschließe.

474. Endlich sehe ich den reizendsten Tag für Emil herankommen, den glücklichsten für mich; ich sehe meine Arbeit gekrönt und beginne schon die Frucht derselben zu genießen. Ein unlösbares Band vereint das würdige Paar, ihr Mund spricht Eide, die nicht eitel sein werden, und ihr Herz bestätigt sie: sie sind Gatten. Nachdem sie aus dem Tempel getreten, lassen sie sich führen; sie wissen nicht, wo sie sind, wohin sie gehen und was man um sie herum thut. Sie hören nicht, sie antworten nur verwirrt, ihre trunkenen Augen sehen nichts mehr. O Wahnsinn!

o menschliche Schwäche! die Empfindung des Glückes erdrückt den Menschen, er ist nicht stark genug es zu ertragen.

475. Es gibt sehr wenige Leute, welche an einem Hochzeitstage in passender Weise mit den Neuverheiratheten zu verkehren wissen. Die trübselige Zurückhaltung der einen und die leichtfertigen Reden der andern scheinen mir gleich wenig am Platze zu sein. Ich meine eher, man müßte die jungen Herzen sich in sich selbst verschließen und sich einer Erregung hingeben lassen, die nicht ohne Reiz ist, als sie so grausam herauszureißen um mit einem falschen Anstandsgefühl ihr Herz schwer zu machen oder sie durch schlechte Späße in Verlegenheit zu setzen, welche ihnen an einem solchen Tage ganz sicher lästig sind, wenn sie ihnen in anderer Zeit auch gefallen sollten.

276. Ich sehe, wie meine beiden jungen Leute in dem süßen Sehnen das sie verwirrt, auf kein Wort hören, das man an sie richtet. Aber wie sollte ich sie einen so köstlichen Tag verlieren lassen, wenn ich verlange, daß man alle Tage seines Lebens genieße? Nein, sie sollen ihn kosten und genießen, er soll ein Tag wohllüstiger Wonne für sie sein. So ziehe ich sie denn weg von der zudringlichen Menge, die sie ermüdet, führe sie auf einem abgelegenen Pfad fort und bringe sie zu sich selbst zurück, indem ich über sie selbst zu ihnen rede. Aber nicht bloß zu ihren Ohren, zu ihren Herzen will ich sprechen; und ich weiß ja nur zu gut, welches der einzige Gedanke ist, der sie an diesem Tage beschäftigen kann.

477. „Meine Kinder,“ sage ich zu ihnen, indem ich beider Hand ergreife, „drei Jahre hindurch habe ich die starke und reine Flamme entstehen sehen, die heute euer Glück begründet. Sie ist immer nur lebhafter geworden; in eueren Augen lese ich, daß sie auf dem höchsten Punkte der Heftigkeit angelangt ist; jetzt kann sie nur wieder schwächer werden.“ Du denkst dir wohl, mein Leser, wie Emil erglüht, auffährt und Schwüre ausstößt, Sophie aber mit höhnender Miene ihre Hand aus der meinigen zieht und beide durch zärtliche Blicke sich gegenseitig Treue zuschwören bis zum letzten Athemzug? Ich lasse es geschehen und fahre dann fort:

478. „Ich habe oft gedacht, wenn man das Glück der Liebe in der Ehe fortsetzen könnte, so hätte man das Paradies auf der Erde. Bis heute hat man davon kein Beispiel. Aber wenn die Sache nicht ganz und gar unmöglich ist, so seid ihr beide es wohl werth ein Beispiel zu geben, das ihr von Niemanden empfangen habt und das wenige Ehegatten im Stande sein werden nachzuahmen. Wollet ihr, daß ich euch ein Mittel angebe, meine Kinder, daß ich mir dazu ausgedacht und das mir das einzig mögliche scheint?“

479. Sie sehen sich lächelnd an und spotten über meine Harmlosigkeit. Emil bedankt sich rund heraus für mein Recept und meint, Sophie

habe ein besseres und, was ihn betreffe, so genüge ihm das. Sophie meint auch so und scheint eben so zuversichtlich zu sein. Und doch glaube ich in ihrer spöttischen Art etwas Neugierde zu entdecken. Ich sehe mir Emil an; seine glühenden Blicke verschlingen die Reize seiner Gattin; das beschäftigt ihn jetzt ganz allein, und alle meine Reden setzen ihn kaum in Verlegenheit. Ich lächle selbst und sage bei mir: Bald werde ich dich aufmerksam machen.

480. Der fast unbemerkliche Unterschied zwischen diesen beiden geheimen Regungen bezeichnet eine sehr charakteristische und den gewöhnlichen Vorurtheilen ganz widersprechende Verschiedenheit bei den beiden Geschlechtern, den nämlich, daß in der Regel die Männer weniger beständig sind als die Frauen und früher als sie der glücklichen Liebe untreu werden. Die Frau fühlt die Unbeständigkeit des Mannes lange voraus, grämt sich darüber [1]) und wird auch selbst eifersüchtiger. Wenn er zu erkalten beginnt, sieht sie sich genöthigt, um ihn sich zu erhalten, ihm alle Liebe zu erzeigen, die sie ihm vordem zuwandte um ihm zu gefallen, sie weint und erniedrigt sich nun ihrerseits, aber selten mit demselben Erfolg.*) Hingabe und Liebeserweisung gewinnt die Herzen, aber sie bringt sie kaum wieder zurück. Ich kehre zu meinem Recepte gegen das Erkalten der Liebe in der Ehe zurück.

481. „Es ist ein einfaches und leichtes Mittel," fahre ich fort, „und besteht darin, daß man auch in der Ehe sich noch liebt." — „Das wird uns freilich nicht schwer fallen," sagt Emil, indem er über mein Geheimniß lacht.

482. „Dir vielleicht schwerer, als du denkst. Ich bitte dich, lasse mir Zeit mich zu erklären."

483. „Der Knoten, den man zu fest zieht, bricht. So auch der Knoten der Ehe, wenn man ihn stärker machen will, als recht ist. Die Treue, welche sie von beiden Gatten verlangt, ist das heiligste aller Rechte; aber die Gewalt, welche sie beiden über einander gibt, ist zu groß. Zwang und Liebe vertragen sich schlecht, und die Lust läßt sich nicht erzwingen. Erröthe nicht, Sophie, und wolle mir nicht entrinnen. Gott verhüte, daß ich eurer Sittsamkeit zu nahe trete! aber es handelt sich um euer Lebensglück. Für einen so hohen Zweck magst du einen Gatten und einen Vater Worte wechseln lassen, die du sonst nicht ertragen würdest.

---

[1]) In Frankreich machen sich die Frauen zuerst los, was nicht zu verwundern, da sie wenig Gemüth haben und daher, wenn ein Mann ihnen keine Huldigungen mehr darbringt, die doch ihre einzige Absicht gewesen waren, sich wenig um seine Person bekümmern. In den andern Ländern macht im Gegentheil der Mann sich zuerst los, ebenfalls aus Gründen, weil die Frauen treu, aber zudringlich sind und den Männern, denen sie mit ihren Wünschen lästig fallen, Widerwillen einflößen. Diese allgemeinen Wahrheiten können viele Ausnahmen erleiden; für jetzt nehme ich sie als allgemeine Wahrheiten an. R.

*) nämlich wie er einst bei seiner Liebeswerbung.

484. „Nicht der Besitz übersättigt, sondern die Unterwerfung; für eine angenommene Dirne fühlt man viel länger Neigung als für eine Frau. Wie hat man aus den zärtlichen Liebkosungen eine Pflicht, aus den süßesten Liebesbeweisen ein Recht machen können? Gegenseitiges Verlangen begründet das Recht, ein anderes kennt die Natur nicht. Das Gesetz kann dieses Recht einschränken, aber nicht austilgen. Die Lust ist so süß an sich selbst! soll sie aus widerlichem Zwange die Kraft schöpfen, die sie aus ihrem eigenen Reize nicht gewinnen konnte? Nein, meine Kinder; in der Ehe sind wohl die Herzen gebunden, die Liebe aber nicht geknechtet. Treue seid ihr euch schuldig, aber nicht Gefälligkeiten. Ein jedes von euch kann nur dem andern gehören, aber es soll ihm nur so weit gehören, als es mit eigenem guten Willen geschehen kann.

485. „Wenn es also wahr ist, lieber Emil, daß du deine Frau wirklich lieben willst und daß sie immer Herrin über dich sei und über sich selbst, so liebe sie mit ganzer Liebe, aber mit Achtung; laß dir alles von der Liebe schenken, fordere nichts von der Pflicht, selbst das geringste Zugeständniß sei für dich nie ein Recht, sondern eine Gunst. Ich weiß, daß das Schamgefühl förmliche Zugeständnisse haßt und besiegt zu werden erwartet; sollte sich indessen ein liebender Mann, der Zartgefühl und ächte Liebe besitzt, über die geheimen Wünsche täuschen? Sollte er es übersehen, wenn Herz und Auge zugestehen, was der Mund zu versagen sich anstellt? Jeder Theil soll über seine Person und seine Liebeserweisungen frei verfügen und das Recht haben sie dem andern nur nach eigenem Willen zu widmen. Denke immer daran, daß auch in der Ehe die Lust nur erlaubt ist, wenn das Verlangen auf beiden Seiten ist. Fürchtet nicht, meine Kinder, daß dieses Gesetz euch einander entfremde; es wird euch im Gegentheil mehr darauf hinweisen euch zu gefallen und dem Ueberdruß zuvorkommen. Natur und Liebe werden euch, die ihr nur auf euch selbst angewiesen seid, einander nahe genug bringen.“

286. Emil ärgert und verwahrt sich bei diesen und ähnlichen Reden; Sophie hält schamhaft den Fächer vor die Augen und sagt nichts. Vielleicht ist der Theil, der sich am lautesten beklagt, am wenigsten unzufrieden. Ich beharre schonungslos auf meinem Vorhaben: Emil soll über sein geringes Zartgefühl erröthen, für Sophie verbürge ich mich, daß sie ihrerseits den Vertrag annimmt. Ich fordere sie auf zu reden; man kann sich denken, daß sie mich nicht Lügen strafen will. Emil befrägt in seiner Unruhe die Augen seiner jungen Gattin; mitten in ihrer Verwirrung sieht er sie doch voll wohllüstiger Trunkenheit, die ihm eine Versicherung gibt, daß das Vertrauen nicht verscherzt ist. Er wirft sich ihr zu Füßen, küßt mit Entzücken die Hand, welche sie ihm entgegenhält und schwört, daß er außer der zugelobten Treue auf jedes andere Recht ihr gegenüber verzichtet. „Entscheide du, theure Gattin,“ sagt er zu ihr, „über meine Lust, wie du über mein Leben und mein Schicksal entschieden hast. Sollte

deine Härte auch mein Leben kosten, ich gebe dir meine theuersten Rechte zurück. Nichts will ich deiner Gefälligkeit verdanken, sondern alles soll dein Herz mir gewähren."

487. Beruhige dich, lieber Emil, Sophie ist selbst zu hochherzig um dich als Opfer deines Edelmuthes sterben zu lassen.

488. Am Abend, bevor ich sie verlasse, sage ich zu ihnen mit dem ernstesten Ton, über den ich gebiete: „Denket alle beide daran, daß ihr frei seid und daß es sich hier nicht von den Gattenpflichten handelt; laßt euch vor jeder falschen Gefälligkeit warnen. Emil, willst du kommen? Sophie gestattet es". Emil möchte mich schlagen vor Wuth. „Und du, Sophie, wie denkst du? soll ich ihn wegführen?" Die Lügnerin erröthet und sagt: Ja. Reizende, süße Lüge, wie viel mehr bist du werth, als die Wahrheit!

489. Tags darauf. — — — Das Bild des Glückes lächelt den Menschen nicht mehr; das Verderbniß des Lasters hat ihr Gefühl ebenso verschlechtert wie ihre Herzen. Sie empfinden nicht mehr, was liebenswerth ist. Wie unvollkommen sind eure Gemälde, ihr, die ihr, um die Wohllust zu schildern, immer nur an glückliche Liebende denkt, die im Meere der Wonne schwimmen! ihr gebt uns nur die gröbere Hälfte; die süßesten Reize der Lust zeigt ihr nicht. Wer von euch hat nie junge Gatten gesehen, die, unter glücklichen Vorzeichen verbunden, eben das hochzeitliche Bett verlassen und in ihren schmachtenden und keuschen Blicken zugleich den Rausch der süßen Wonne, die sie gekostet haben, die liebenswürdige Sicherheit der Unschuld und die in diesem Augenblicke so entzückende Gewißheit zeigen, den Rest ihrer Tage mit einander zu verleben? Das ist das reizendste Schauspiel für das Herz des Menschen; das ist das wahre Gemälde der Lust: ihr habt es hundertmal gesehen und habt es nicht erkannt; eure verhärteten Herzen sind nicht mehr im Stande es zu schätzen. Sophie bringt in friedlichem Glücke den Tag in den Armen ihrer zärtlichen Mutter zu; eine süße Ruhe, nachdem sie die Nacht in den Armen eines Gatten zugebracht.

490. Am zweiten Tage bemerke ich schon, wie das Bild sich einigermaßen verändert. Emil will ein wenig mißvergnügt erscheinen: aber durch alle Verstellung hindurch bemerke ich einen so zärtlichen Eifer und selbst so viel Unterwürfigkeit, daß ich auf nichts sehr Bedenkliches schließe. Sophie ihrerseits ist heiterer als Tags zuvor; ich sehe ihre Augen leuchten von Selbstzufriedenheit; sie benimmt sich reizend gegen Emil; fast neckt sie ihn, und das ärgert ihn noch mehr.

491. Diese Veränderung ist kaum merklich, sie entgeht mir aber nicht: ich werde unruhig darüber und befrage Emil unter vier Augen; da erfahre ich nun, daß er zu seinem großen Leidwesen und trotz allem Bitten die vorhergehende Nacht hat allein schlafen müssen. Das herrische Ding hat bald von ihrem Rechte Gebrauch gemacht. Man bespricht sich

über die Sache: Emil beklagt sich bitter, Sophie scherzt darüber; endlich aber sieht sie ihn bereit, in allem Ernste böse zu werden, sie wirft ihm einen Blick voll Sanftmuth und Liebe zu und mir die Hand drückend, sagt sie nur das eine Wort: „der Undankbare!“ — aber in einem Tone, der zum Herzen geht. Ich verstehe es, entferne Emil und nehme auch Sophie zur Seite.

492. Ich sage zu ihr: „Ich sehe den Grund dieser Laune ein. Mehr Zartsinn bei einer weniger geeigneten Gelegenheit läßt sich nicht denken. Liebe Sophie, beruhige dich; ich habe dir einen Mann gegeben, scheue dich nicht, ihn als einen solchen hinzunehmen: er gibt dir die erste Frucht seiner Jugend, die er an niemanden verschwendet hat, und er wird sie lange für dich bewahren.“

493. „Liebes Kind, ich muß dir den Standpunkt erklären, den ich in dem Gespräch eingenommen habe, das wir drei vorgestern mit einander geführt haben. Du hast vielleicht darin nur einen neuen Kunstgriff gesehen, mit eueren Vergnügungen Haus zu halten, damit sie länger dauern sollten. O Sophie! die Absicht, die ich damit verfolgte, war meines Eifers viel würdiger. Da Emil dein Gatte wurde, ist er dein Oberhaupt geworden; dir ziemt es zu gehorchen, so will es die Natur. Wenn die Frau so ist wie Sophie, so ist es doch gut, daß sie ihn leite; auch das ist ein Gesetz der Natur; nur um dir so viel Recht über dein Herz zu geben, als sein Geschlecht ihm gibt über deine Person, habe ich dir die Entscheidung über seine Lust gegeben. Es wird dir schmerzliche Entbehrungen kosten; aber du wirst über ihn herrschen, wenn du dich zu beherrschen verstehst; und was sich bis jetzt zugetragen hat, zeigt mir, daß diese schwierige Kunst deinen Muth nicht übersteigt. Du wirst lange durch die Liebe herrschen, wenn du deine Liebesgunst selten und werthvoll machst und sie in Ehren zu erhalten weißt. Willst du deinen Gatten immer zu deinen Füßen sehen, so halte ihn immer in einiger Entfernung von deiner Person. Uebe aber deine Strenge mit Sittsamkeit, nicht mit Laune; er mag dich zurückhaltend sehen, aber nicht wunderlich: sieh zu, daß, wenn du von seiner Liebe einen sparsamen Gebrauch machst, er nicht an der deinigen zu zweifeln brauche. Um deine Gunst soll er dich lieben, um dein Weigern soll er dich achten; er soll die weibliche Keuschheit ehren ohne über ihre Kälte sich beklagen zu müssen.*)

494. „So, mein Kind, wird er dir sein Vertrauen schenken, deine Ansichten hören, dich in seinen Angelegenheiten berathen und nichts beschließen ohne mit dir darüber sich zu besprechen. So kannst du ihn zur Klugheit zurückbringen, wenn er sich verirrt, ihn durch sanfte Ueberredung zurückführen, dich liebenswürdig machen um nützlich zu werden, das Bedürfniß zu gefallen der Tugend zu Nutze machen und aus der Liebe einen Gewinn ziehen für die Vernunft.

---

*) Diese Rede enthält die Ausführungen des § 102 wieder in sich.

495. „Bei allem dem mußt du aber nicht glauben, daß diese Kunst dir immer zu Diensten sein könne. Welche Vorsicht man auch gebrauchen möge, der Genuß macht alle Vergnügungen reizlos, vor allen anderen aber die Liebe. Wenn jedoch die Liebe lange gedauert hat, so ersetzt eine angenehme Gewohnheit die Leere und auf die Glut der Leidenschaften folgt das befriedigende Gefühl des Vertrauens. Die Kinder knüpfen zwischen denen, die ihnen das Leben gegeben haben, ein nicht minder süßes Band, das oft fester ist als die Liebe selbst. Wenn du nicht mehr Emils Geliebte sein wirst, so bist du sein Weib und seine Freundin, du bist die Mutter seiner Kinder. Dann verzichtet auf eure anfängliche Zurückhaltung und lasset die größte Vertraulichkeit unter euch walten; dann schließe keines das andere von seinem Lager aus, kein Verweigern, keine Laune greife mehr Platz. Werde so seine Hälfte, daß er dich nicht mehr entbehren kann, daß er sich fern von sich selbst fühle, sobald er dich verläßt. Du hast so lange die Reize des häuslichen Lebens im väterlichen Hause walten lassen, lasse sie nun auch in dem eurigen herrschen. Jeder Mann, dem es wohl ist in seinem Hause, liebt sein Weib. Denke daran, daß, wenn dein Gatte glücklich lebt in seinem Hause, du selbst ein glückliches Weib sein wirst.

496. „Für jetzt sei nicht so streng gegen deinen Geliebten; er hat mehr Gefälligkeit verdient, deine Bedenklichkeiten würden ihm wehe thun; schone seine Gesundheit nicht so sehr auf Kosten seines Glückes und genieße selbst dein Glück. Man muß es nicht auf den Ueberdruß ankommen lassen und das Verlangen nicht zurückstoßen; man muß nicht verweigern um zu weigern, sondern um den Werth des Zugestandenen zu erhöhen."

497. Nun führe ich sie wieder zu einander und sage vor ihr zu ihrem jungen Gatten: „Man muß das Joch eben tragen, das man sich auferlegt hat. Verdiene, daß es dir leicht gemacht werde. Opfere vor allem den Grazien und glaube nicht, daß dein Schmollen dich liebenswürdiger mache." Der Friede wird ohne Schwierigkeiten geschlossen, jedermann kann sich die Bedingungen leicht denken. Der Vertrag wird durch einen Kuß besiegelt; dann sage ich zu meinem Zögling: „Lieber Emil, ein Mann hat sein ganzes Leben Rath und Leitung nöthig. Ich habe mein Bestes gethan, um bis jetzt diese Pflicht dir gegenüber zu erfüllen; jetzt hört meine lange Arbeit auf, die eines anderen beginnt. Ich lege heute die Befugnisse, die du mir anvertraut hast, nieder; hier ist die, die dich künftighin leiten wird."

498. Der erste Rausch verfliegt nach und nach, sie genießen in Ruhe den Zauber ihres neuen Lebens. Glückliche Liebende, würdige Gatten! Man müßte die Geschichte ihres Lebens schreiben um ihre Tugenden zu ehren und ihr Glück zu schildern. Wie oft fühle ich mich von einem Entzücken durchbebt, das mein Herz in Wallung bringt, wenn ich in ihnen mein Werk betrachte! wie oft lege ich ihre Hände in den meinigen in

einander und segne die Vorsehung mit glühenden Seufzern! wie viele Küsse lege ich auf die verschlungenen Hände! wie viele Thränen der Freude sehen sie auf sie niederfallen! Auch sie werden weicher und theilen mein Entzücken. Ihre ehrwürdigen Eltern genießen in der Jugend ihrer Kinder ihre eigene wieder; sie beginnen, möchte man sagen, ihr Leben von neuem in ihnen oder lernen vielmehr jetzt zum ersten Male seinen Werth kennen: sie verfluchen ihren einstigen Reichthum, der sie verhinderte im nämlichen Alter ein so entzückendes Loos zu kosten. Wenn es ein Glück auf Erden gibt, man muß es da suchen, wo wir leben.

499. Nach Umfluß einiger Monate tritt Emil eines Morgens in mein Zimmer und umarmt mich mit den Worten: „Geliebter Lehrer, beglückwünsche dein Kind; es hofft bald die Ehren des Vaters zu genießen. Wie viele Sorgen werden unserem Eifer zufallen, und wie sehr werden wir deiner bedürfen! Gott verhüte, daß ich dich auch den Sohn erziehen lasse, nachdem du den Vater erzogen hast! Gott verhüte, daß eine so heilige und süße Pflicht je von einem anderen erfüllt werde als mir, sollte ich auch für ihn ebenso gut wählen, wie man für mich selbst gewählt hat!*) Aber bleibe du der Lehrer der jungen Erzieher. Rathe uns, leite uns, wir werden gelehrig sein: solange ich lebe, werde ich deiner bedürfen. Jetzt, wo meine Mannespflichten beginnen, brauche ich dich mehr als je. Du hast die deinigen erfüllt: führe mich, daß ich dir nachfolge, und ruhe nun aus, es ist Zeit."

*) Vgl. I § 79 fg. — Es darf hier wohl noch einmal daran erinnert werden, daß das eigentliche Erziehungswerk R.'s die Erziehung eines neuen Geschlechtes ist. Erst wenn die Menschen zur Natur zurückgeführt sein werden, wird es wieder wahre Väter geben, die dann die einzigen rechtmäßigen Erzieher ihrer Kinder sind. Die Natur, die aus zwei durch das Gesetz der Liebe verbundenen Menschen ein neues Geschlecht entstehen läßt, hat diese allein berufen und verpflichtet das neue Geschlecht aufzuziehen. Der Mann, der die Erziehung leitet, erfüllt seine Mannespflicht. — Diese Betrachtungen legen es nahe, daß es R.'s Aufgabe war, nicht wie Locke (vgl. Emil V § 2) sein Werk abzuschließen und daß in der That der Emil ohne das fünfte Buch unvollendet wäre (vgl. V § 473). — Zum Schlusse sei noch der beiden „Erziehungsmuster" erwähnt, die Formey dem chimärischen Emil entgegenstellt. Es sind „der junge Herzog von Burgund und der junge Prinz von Braunschweig, der eine in Frankreich erzogen, der andere in Deutschland, die beide einen unsterblichen Namen hinterlassen, den sie den gediegensten Kenntnissen und den reinsten Tugenden verdanken. Man lese die Lobrede auf den ersteren von Herrn le Franc de Pompignan und die Lebensgeschichte des zweiten vom Abt Jerusalem." (Der letztgenannte Abt Jerusalem ist der Vater des Urbilds des Goethe'schen Werther).

Anhänge.

I. Emil und Sophie oder die Einsamen (Fragment).

II. 3. Brief aus dem fünften Theil der „Neuen Heloise“.

III. Rousseau's erster Erziehungsplan.

Der erzieherische Gedanke erfüllt das Bewußtsein des achtzehnten Jahrhunderts so vollständig, daß kaum ein bedeutender Schriftsteller jener Zeit gefunden werden kann, der ihm nicht da und dort Ausdruck verliehen hätte. Dieser Gedanke entsprang dem tief gefühlten Bedürfniß einer Erneuerung des Menschengeschlechtes. Daher sind auch die scheinbar zufälligsten Bemerkungen über Erziehung, denen wir in den Schriftstellern des vorigen Jahrhunderts begegnen, nicht werthlose Einfälle, sondern Ergebnisse systematischen Denkens über einen Gegenstand, den jene Zeit nie außer Acht gelassen hat.*) Bei Rousseau aber ist dieser Gedanke Zielpunkt seines ganzen geistigen Lebens geworden. Wer den eigenthümlichen Mann psychologisch und literarisch begreifen und den Sinn seines Erziehungswerkes ganz erfassen will, wird nur dann zum Ziele kommen, wenn er die Ausgestaltung dieser immer herrschender werdenden Ideen durch alle seine Schriften verfolgt. Die Verjüngung des menschlichen Geschlechtes, die Versöhnung des Menschen mit der Natur war der berauschende Traum seiner Jugend gewesen. Später als das Traumbild greifbare Züge vor seinen Augen annahm, fühlte er sich zum Apostel der neuen Lehre berufen. Wer mag sich wundern, daß ein Mann von so krankhaft reizbarem Gefühl wie R. an seiner Welt irre wurde, als sie seinem glühenden Eifer nur Kälte und Entfremdung entgegenbrachte?**)

Zum Verständniß des Emil auch in literarischer Beziehung glaubten wir anhangsweise noch einige Zugaben schuldig zu sein.

Zur Beurtheilung des Romanhaften im Emil war es nothwendig die von R. geplante „Fortsetzung" des Emil zu berücksichtigen. Veranlaßt ist sie durch das schwärmerische Wohlgefühl, des R. bei der Schilderung des Liebesglückes von Emil und Sophie empfand (Emil V § 473). In so ferne hat sie keinen systematischen Zusammenhang mit dem Emil.

*) Selbst ein Liebespaar im fils naturel von Diderot behandelt in einem tête-à-tête die Erziehungspflichten.

**) Was R. für sich und seine Zeit gewünscht und erstrebt hatte, faßt er zusammen Emil V § 470 u. 471.

Nur ist immer zu erwägen, daß R. die Gesellschaft und Bildung im Emil nicht abweist, sondern nur die Natur vor ihr schützen und mit ihr in gewissem Maße versöhnen will. Gesellschaft und Kultur können also immer noch eine neue Abwägung ihrer Ansprüche verlangen, und das konnte eine Weiterführung des novellistischen Inhalts im Emil auch systematisch rechtfertigen.

Wir geben ferner eine Besprechung des bekannten Erziehungsbriefes aus der „Neuen Heloise," und endlich haben wir einen kleinen Aufsatz über R.'s ersten Erziehungsplan theilweise wieder zum Abdruck gebracht. Er mag die Frage über das Verhältniß R.'s zu Locke entscheiden helfen.

Erster Anhang.

Emil und Sophie oder die Einsamen.

Erster Brief.

Emil lebt in glücklichster Ehe mit Sophie und seinen zwei Kindern auf dem Lande. Sein Erzieher theilt sein Glück und macht es erst ganz vollkommen. Seine Entfernung ist der Anfang unsäglicher Schmerzen und Verirrungen. (§ 1—9)

Der Tod ihrer Eltern und ihrer Tochter macht Sophie untröstlich. Emil schlägt ihr vor in die Stadt zu ziehen um sie zu zerstreuen. Als sie sich „diesem Abgrund der Vorurtheile und Laster" nähert, ergreift Emil eine düstere Ahnung, die er aber bald verscheucht. Das Leben in der Hauptstadt mit ihrem stürmischen genußsüchtigen Wesen entfremdet Emil nach und nach seiner Familie. (§ 10—14)

Ein Ehepaar, das dem weltklugen System, sich gegenseitig in Thun und Neigungen nicht zu belästigen und zu beaufsichtigen, huldigt, schließt sich eng an Emil und Sophie an. Der Einfluß desselben auf das Betragen der befreundeten Ehegatten trennt auch diese innerlich immer mehr von einander. Plötzlich zeigt Sophie eine auffallende Traurigkeit. Emil sucht sie durch erneute Zärtlichkeit umzustimmen; sie aber widersteht seinen Liebkosungen beharrlich und sieht endlich vor seinem unablässigen Andringen keine andere Rettung als zu gestehen, daß sie die eheliche Treue gebrochen habe (§ 15—24).

Emil stürzt halb wahnsinnig aus dem Hause. Während einer Vorstellung in einem Theater, in das er ohne es zu wissen und zu wollen gerathen ist, zerfleischt er sich ohne es zu fühlen die Brust, daß seine Hände bluten. Noch einmal kehrt er in seine Behausung zurück, nur um stillen Abschied von seinem Glücke zu nehmen, und wandert dann hinaus in die Welt. In einem Dorfe verdingt er sich bei einem Meister zur Arbeit, die er gelernt hatte. Sophie erscheint ihm allmählich in weniger hassenswürdiger Gestalt; bei all ihrer Erniedrigung war sie doch stark genug, ihr Unrecht nicht, wie sie konnte, zuzudecken, sondern einzugestehen. (§ 25—44).

Die Liebe zieht ihn zu Sophie in Gedanken zurück, aber nach langem qualvollen Ueberlegen findet er, daß sie für ihn nichts mehr ist: sie hätte sonst so nicht gegen ihn handeln können. Nur der Gedanke, daß sein Sohn noch bei ihr ist und bald mit einem Kinde eines anderen Vaters

die mütterliche Liebe werde theilen müssen, versetzt ihn in neue Aufregung. Er beschließt, sein Kind von Sophie zurückzufordern. (§ 45—61).

Unterdessen war eine Unbekannte mit einem kleinen Knaben in das Dorf gekommen und hatte Emil durch eine Glasthür in emsiger, friedlicher Arbeit gesehen. Emil weiß davon nichts; aber er bemerkt ein gewisses Erstaunen der Meistersleute, wenn sie ihn an der Arbeit sehen. Er weiß, daß er erkannt ist, und dringt in die Frau seines Meisters ihm zu gestehen, woher sie ihn kennen. Diese erzählt endlich das Begegniß mit der unbekannten Frau und fügt hinzu, als sie ihn so ruhig an der Arbeit gesehen, hätte sie zu dem Kinde gesagt: „Nein, er wird dir nie deine Mutter nehmen; komm, wir haben hier nichts zu thun.“ Darauf habe sie sich schnell entfernt. (§ 62—67)

Nach diesem sieht Emil selbst, daß eine Wiedervereinigung mit Sophie nur ein Act der Schwäche von ihm wäre. Sophie mußte das erkannt haben, als sie ihn so leidenschaftslos an der Arbeit sah; sich von ihm wieder in Gnaden aufnehmen zu lassen, würde ihrem Stolze widerstrebt haben. So beschließt er denn auch selbst leidenschaftslos zu bleiben und jede weitere Begegnung mit Sophie zu vermeiden. Er verläßt das Dorf ohne Geld und Gepäck, durchzieht Länder, Meere und Wüsten ohne Kummer als den um die für ihn Verlorene. (§ 68—77).

Zweiter Brief.

Auf der Ueberfahrt von Marseille nach Neapel wird sein Schiff vom Capitain den Corsaren in die Hände geführt. Emil merkt die Absicht und tritt zu jenem hin mit den leise gesprochenen Worten: „Wenn wir gefangen werden, bist du des Todes; verlaß dich darauf.“ Als das Schiff wirklich genommen wird, schlägt er dem Capitain das Haupt herunter: „Ich hatte es dir versprochen, und ich halte Wort!“ Dem Corsarencapitain reicht er den Säbel mit den Worten: „Hier, Capitain, ich habe Gerechtigkeit geübt; du kannst desgleichen thun.“ Er aber reicht Emil die Hand und verbietet, daß er in Fesseln gelegt werde. In Algier wird er mit den andern gefesselt in's Bagno geschickt. (§ 1—11)

In der Sklaverei findet sich Emil nicht weniger frei, als früher; denn er hat ja gelernt der Nothwendigkeit sich zu fügen, auch war ihm Arbeit nichts Neues und sein Leib durch die Erziehung gekräftigt und ausdauernd. Zwei Malteser Ritter wissen sich weniger in ihr Loos zu fügen. Mit einem derselben beschließt er, einem tyrannischen Sklavenaufseher den Gehorsam zu versagen. Die Mitgefangenen lassen sich zwar durch des Ritters feurige Worte nur augenblicklich aufregen, setzen aber ihr Vertrauen auf Emil, der ruhig, aber mit aller Festigkeit auftritt. (§ 12—24)

Der Sklavenbesitzer verhört Emil mit aller Mäßigung. Er erwiedert ihm, ihr Haß gelte nur dem Aufseher, der ihre Kräfte rasch ab=

nutze und ihn selbst dadurch schädige. Die Wirkung dieser ebenso ruhig gesprochenen Worte ist die, daß Emil an Stelle des Sklavenaufsehers gesetzt wird. Bald aber wird er dem Dey, der die Geschichte mit Interesse gehört hat, geschenkt und verdient dessen Achtung. (§ 25—28)

Assem-Oglu zeigt bei vielen Schwierigkeiten eine bedeutende Regierungskunst. „Er hatte seine Regierung ziemlich ruhig erhalten: alles war in besserem Zustand als zuvor, Handel und Ackerbau gediehen, die Seemacht war gewaltig, das Volk hatte Brod. Aber man hatte nicht jene glänzenden Unternehmungen . . . .“

Damit bricht das Werk ab.

In den archives littéraires v. J. 1804 gibt ein Professor Prévost von Genf, welcher R. während seiner letzten Lebenszeit nahe gestanden hat, eine kurze Notiz über die weitere Entwickelung des Romans. Als R. aus England zurückkehrte (S. Biogr. S. 109), verbrannte er eine Menge von Bemerkungen, welche für eine neue Ausgabe des Emil bestimmt waren; mit besonderer Vorliebe aber kam er immer auf die romanhafte Fortsetzung desselben zurück, welche ihn schon in der Schweiz wiederholt beschäftigt hatte. Prevost las er das Fragment wiederholt vor. Während der Lectüre ließ er sich von den Gedanken, die er zu entwickeln beabsichtigte, gerne hinreißen und verfolgte mit Wärme und einer ihm seltenen Beredsamkeit den weiteren Verlauf der Geschichte, die nach Prevost's Notiz sich in folgender Art weiterspinnen sollte:

„Eine Verkettung von Ereignissen führt Emil auf eine verlassene Insel. Hier findet er am Gestade einen mit Blumen und köstlichen Früchten geschmückten Tempel. Tagtäglich besucht er ihn, und immer findet er ihn schöner geschmückt. Sophie ist Priesterin darin; aber Emil weiß davon nichts. Welche Ereignisse konnten sie in diese Gegenden führen? Die Folgen ihres Fehltritts und der Handlungen, die ihn sühnten. Sophie giebt sich endlich zu erkennen. Emil erfährt nun das Gewebe von Trug und Gewaltthätigkeit, dem sie unterlegen ist. Sie fühlt sich unwürdig fortan seine Gefährtin zu sein, als Sklavin und Dienerin will sie ihrer eigene Nebenbuhlerin dienen. Diese ist ein junges Weib, welches durch andere Ereignisse mit dem Schicksal der beiden ehemaligen Gatten verknüpft ist. Sie heirathet Emil; Sophie wohnt der Feier bei. Nach einigen Tagen endlich, die sie in bitterster Reue und unter den Qualen eines immer sich erneuernden Schmerzes zubringt, eines Schmerzes, der um so lebhafter ist, da Sophie sich Pflicht und Ehre daraus macht ihn zu verheimlichen, gestehen Emil und Sophiens Nebenbuhlerin, daß ihre Heirath nur eine List ist. Die vermeintliche Nebenbuhlerin hatte einen anderen Gatten, den man nun Sophie vorstellt; Sophie dagegen findet ihren eigenen Gatten wieder, der ihr nicht bloß einen unfreiwilligen, durch

die schrecklichsten Qualen gebüßten und durch die Reue gesühnten Fehltritt vergiebt, sondern auch Tugenden in ihr schätzt und verehrt, von denen er nur einen schwachen Begriff hatte, bevor sie die Gelegenheit gefunden sich in ihrer ganzen Ausdehnung zu entfalten."

Zweiter Anhang.

Die „Neue Heloise" beschäftigte R. zur Zeit, als er seinem eigentlichen Lebenswerke, dem Emil, sich zuwandte. Das Verhältniß beider Werke zu einander bestimmt R. im 8. Briefe des 5. Theils der Neuen Heloise (Saint-Preux an Herrn de Wolmar): „Sie wissen, daß ich in Folge unserer Gespräche über die Erziehung Ihrer Kinder einige Gedanken, die sie mir nahe gelegt und welche Sie gut hießen, zu Papier gebracht habe. Seit meiner Abreise sind mir neue Gedanken über den nämlichen Gegenstand aufgestiegen, und ich habe alles in eine Art von System gebracht, das ich Ihnen mittheilen werde, wenn ich es einmal besser durchgearbeitet habe, daß auch Sie es prüfen mögen. — — Dieses System beginnt wo Juliens System aufhört, oder es ist vielmehr die weitere Entwicklung desselben; denn alles gipfelt darin, daß man den Menschen der Natur nicht verderbe, indem man ihn der Gesellschaft nahe bringt." Man kann wohl sagen, daß in der That der Emil die Ausführung dieses Gedankens bis zu seinen letzten Consequenzen darstellt. Daß R's übrige Werke zum größten Theil nur Vorstudien zum Emil bilden, den er als den Schlußstein seiner ganzen literarischen Thätigkeit, seines ganzen Denkens und Strebens darstellt (vgl. unsere Einleitung zum „Glaubensbekenntniß"), wird den Lesern unserer Ausgabe an vielen Stellen nahe getreten sein; aber auch die Neue Heloise stellt nicht den großen Gegensatz zum Emil dar, den R's Kritiker in ihr finden zu müssen glauben. Wir sprechen nicht von den vielen Berührungspunkten zwischen den beiden größten Werken R.'s *), sondern von der allgemeinen Tendenz derselben, die in beiden im weitesten Sinne eine Verwahrung gegen alle Rechte der Convention darstellt.

St. Preux — es ist dieß nicht der eigentliche Name des Liebhabers, aber der einzige, den wir erfahren — ist, nachdem seine Geliebte, Julie d' Etange, sich gezwungen gesehen, Herrn von Wolmar ihre Hand zu geben, von diesem nach ihrem Wohnsitz am Genfer See eingeladen worden.

---

*) Die bedeutsamsten sind außer den Briefen über die Erziehung: das Glaubensbekenntniß Juliens (VI, 11), Charakter des Christenthums (VI, 8), Paris als vermeintlicher Sitz des Geschmacks (II, 21), das Landleben (V, 7), das Theater (II, 23) Freiheit des Menschen (VI, 7), Werth des Adels (I, 62), die Frauen von Paris (II, 21).

Julie ist eine gute Mutter geworden und aus Achtung für Herrn von Wolmar eine ergebene Gattin. St. Preux ist das Opfer furchtbarer Versuchungen; in ruhigeren Augenblicken genießt er das sanftere Glück der Freundschaft. Eines Tages beobachtet er die Kinder Juliens, die bei aller Heiterkeit ihrer Jahre doch nie lästig werden und ohne lärmende Zurechtweisung von Seite der Mutter doch ein Bild des Gehorsams und der Ordnung darbieten *). Dem Liebenden freilich wäre eine rührsamere Bethätigung mütterlicher Erziehung ein lieberes Schauspiel gewesen, er hätte gewünscht, „sie möchten weniger der Natur und mehr ihrer Mutter zu danken haben." Sie begeben sich in ein anderes Gemach, um ungehört von den Kindern das Thema weiter besprechen zu können. Die Gedanken, welche das Gespräch bewegen, finden sich in weiterer Ausdehnung im Emil. Wir geben hier eine kurze Analyse.

Man setzt bei den Kindern als Mittel der Verständigung und Bildung ein Werkzeug voraus, das sie noch nicht besitzen, die Vernunft. Man veranlaßt sie auf diese Weise, Gründe mit Gründen erwiedern zu wollen, und macht sie störrisch und ungehorsam **). Außerdem ist der individuellen Entwicklung damit vorgegriffen; denn diese vernünftige Erziehung betrachtet natürlich nur das Endziel und behandelt nach dieser Richtung hin alle Naturen gleich. Die Natur aber erreicht durch alle Verschiedenheiten der Anlage und Charaktere ihre eigenen mannigfaltigsten Ziele, und es handelt sich eben darum, diese in der natürlichen Entwicklung der Charaktere zu erkennen. „Es handelt sich nicht darum den Charakter zu ändern und die Naturanlage zu formen, im Gegentheil, sie so weit zu bringen als sie kommen kann, sie zu pflegen und zu verhüten, daß sie ausarte; denn so wird der Mensch alles, was er werden kann, und das Werk der Natur vollzieht sich in ihm durch die Erziehung. Bevor man nun den Charakter pflegt, muß man ihn studieren, ruhig abwarten, bis er sich offenbare, ihm alle Gelegenheit bieten sich zu zeigen und jederzeit vielmehr sich hüten etwas zu thun als zur Unzeit handelnd eingreifen." ***) Aber die schlechten Gewohnheiten, die bösen Beispiele? — Hier liegt eben die Aufgabe der Erzieher. Das Kind soll keinen Druck, keine Herschaft, keine Laune über sich walten fühlen; das Bild der Dienstbarkeit darf auch im Verhältniß der Dienstboten zu den Eltern ihm nicht entgegentreten. Dagegen soll das Kind wissen, daß es Kind ist d. h. schwach, hilflos, immer auf die Unterstützung der Erwachsenen und zunächst der Eltern angewiesen. So

---

*) 3. Brief des fünften Theils.

**) In den Anm. ist Locke citirt, der verlangt, man solle mit den Kindern „raisonniren." Vgl. Emil II § 51 und unsere Bemerkungen dazu.

***) Die klarste Stelle über R's negative Erziehung. S. Emil I § 27 und unsere Anm., IV § 38 Anm. **), V § 172 Anm. — Um den Menschen im Wege der Natur zu erhalten, bedarf man eben der Erzieher (Emil V § 267.)

wird es kein drückendes Gesetz, dem zu entrinnen es unlautere Künste ersinnen müßte, über sich wissen, sondern nur das Gesetz, den Zwang der Natur.

Daher sollen die Kinder wohl fragen dürfen, was sie wissen wollen, nicht aber in das Gespräch der Erwachsenen sich eindrängen, als wären sie selbst schon erwachsen. Auch ist ja „die Kunst zu fragen nicht so leicht, wie man denkt: es ist vielmehr eine Kunst der Lehrer als der Schüler; man muß schon viel gelernt haben um es zu verstehen zu erfragen, was man nicht weiß. Der Weise weiß und erkundigt sich, sagt ein indisches Sprichwort (nach Chardin, der im Emil mehrfach citirt ist); aber der Unwissende weiß nicht einmal, nach was er fragen soll."

Diese Erziehung steht allerdings in schroffem Gegensatz zu den üblichen, welche das zarte und bildungsfähige Gedächtniß der Kinder mit „Königsnamen, Jahreszahlen, Wappenkunde, Himmels- und Erdkunde" und anderen Dingen, die sie nicht verstehen, anfüllt. Doch läßt sie das Gedächtniß ihrerseits auch nicht müßig. Das Buch, in welchem sie die Kinder lesen läßt, ist die menschliche und natürliche Umgebung; aus ihm erwirbt es sich mannichfaltigste Kenntnisse, welche es aufspeichert, bis die Vernunft darüber gebieten und schalten kann. „Die wahre Kunst die erste der kindlichen Fähigkeiten zu pflegen besteht in der Wahl der Gegenstände [welche man der kindlichen Auffassung nahe führt], in der Sorge ihm immer diejenigen vorzuführen, welche es kennen lernen, und diejenigen zu verbergen, die es nicht kennen lernen soll; auf diese Weise muß man dennoch streben ihm einen Vorrath von Kenntnissen zu verschaffen, welche seiner Erziehung in der Jugend und seinem Betragen zu jeder Zeit dienlich sind."

Herr von Wolmar ist der Ansicht, daß, „wenn sein Sohn auch im zwölften Jahre nichts wüßte, er doch im fünfzehnten unterrichtet genug wäre." Julie hat indessen doch einen Versuch mit den Büchern gemacht und Lafontaine's Fabeln mit den Kindern zu lesen angefangen. Aber der älteste Sohn fragte, ob denn die Raben sprechen könnten*); und Julie wählte nun biblische und andere Geschichten. Das Bedürfniß sie sich selbst gegenwärtig zu machen ermuthigte dann das Kind, ohne jegliche Aufforderung, sich die Buchstaben lehren zu lassen.

Auswendig zu lernen sollen die Kinder nicht gezwungen werden; auch den Katechismus sollen sie sich nicht so aneignen, denn „sie sollen ihn eines Tages glauben."

Im Uebrigen thut die sittlich gute Umgebung Alles. Julie sagt von sich: „Ich bin nur die Magd des Gärtners; ich jäte den Garten und entferne das Unkraut; er (der Gärtner) muß die guten Kräuter

*) Emil II § 136 fg.

bauen." Auf die Gestaltung der Umgebung wird aber eine gute Frau den tiefgreifendsten und segensvollsten Einfluß ausüben. „Wollet Frauen und Mütter sein, und die süßeste Herrschaft auf Erden wird auch die wertheste sein." *)

Dritter Anhang.

Rousseau's erster Erziehungsplan.

In seinen „Bekenntnissen" (Thl. I, Buch 6) erzählt Rousseau: „Ich hatte ungefähr die für einen Lehrer nöthigen Kenntnisse und glaubte die dazu erforderliche Befähigung zu besitzen. Während eines einjährigen Aufenthaltes im Hause des Herrn de Mably hatte ich Zeit, mich darüber eines andern zu belehren." Er war damals noch bei seiner geliebten maman in den Charmettes. Eine Freundin derselben, Frau Deybens in Grenoble**), hatte ihn an den grand-prévôt in Lyon, Herrn de Mably, einen Bruder des später berühmten Condillac, empfohlen als Erzieher seiner zwei Söhne. Am 1. Mai 1740 schreibt er von Lyon an Frau de Warens sehr befriedigt über seinen Empfang beim grand-prévôt. Aus den confessions erfahren wir, daß es ihm bald nicht mehr so wohl war in seinem neuen Beruf. Der eine der beiden Knaben war lebhaft, aber boshaft; der jüngere war langsam und eigensinnig. „Verstanden mich meine Zöglinge nicht, so gerieth ich außer mir; waren sie boshaft, so hätte ich sie umbringen mögen." Der Vater scheint auch nicht in der rechten Weise auf seine Söhne eingewirkt zu haben. Doch war er bei aller Entschiedenheit seines äußeren Wesens eine so liebenswürdige, herzensgute und edle Natur, daß Rousseau es länger im Hause aushielt, als er für möglich gehalten. In den gesammelten Werken findet sich nun ein projet pour l'éducation de M. de Sainte-Marie; davon sollen die nachfolgenden Zeilen handeln. Sainte-Marie war der Name des älteren Sohnes des grand-prévôt; die kleine Schrift fällt in das Ende des Jahres 1740. Rousseau war damals 28 Jahre alt. In seinen bisherigen Studien und Lebenserfahrungen lag nichts, was ihn zum Erzieher besonders hätte befähigen können; doch sehen wir im Emil, daß ihm die Erfahrungen, die jetzt an seine noch ganz mangelhafte Erzieherkunst herantraten, später von großem Werthe waren.

1. Zweck der Erziehung schien Rousseau damals die Bildung des Herzens, des Urtheils und des Geistes, d. i. er wollte Sittlichkeit, Klugheit und Kenntnisse in seinem Zögling begründen. Im Vordergrunde steht aber die Bildung des Herzens, denn nach Molière's

*) gibt die Veranlassung zur Episode des 5. Buches des Emil.
**) In der Briefsammlung heißt sie madame d'Eybens.

Vers*) „ist ein gelehrter Narr närrischer als ein unwissender". Viele Leute geben wenig auf Studien und Gelehrsamkeit; andere legen auf eine Ansammlung von Kenntnissen den größten Werth. Wir, meint Rousseau, gehen den Mittelweg. — Schon hier stehen wir auf dem Boden, den Locke seiner Erziehung gelegt hat. „Alles, was ein rechter Mann außer seinen Gütern seinem Sohne wünschen kann, ist Tugend, Klugheit, Höflichkeit und Kenntnisse" (§ 137**). Später stellt Locke eben so ausdrücklich, wie es Rousseau thut, die Tugend den übrigen Zielen seiner Erziehung voraus. Im Weiteren meint Rousseau, die Geradheit des Charaters sei, wenn sie durch vernünftiges Denken befestigt werde, selbst eine Quelle für richtiges Denken; denn wer vor allen seine Handlungen bedenke, welches ihre Folgen sein werden, wer sich nicht blind auf die Vorspiegelungen des Kopfes verlasse, wer Vortheile und Nachtheile jeder Handlung sorgfältig gegen einander abzuwägen gewohnt sei, der werde richtiger urtheilen als ein Anderer, dem diese Gewohnheit nicht so eigen sei. Vielleicht schwebte Rousseau hier der alte Montaigne vor, den auch Locke sehr hoch hielt. Jener nämlich sagt (essais I, 25): „Mich bedünkt, daß die ersten Reden, womit man das Verständniß nähren muß, diejenigen sein sollen, welche die Sitten und die Gesinnungen regeln, welche lehren, sich kennen zu lernen und gut zu sterben und gut zu leben. Unter den freien Künsten laßt uns mit denen anfangen, die uns frei machen... Nach dem, was dazu dient, den Zögling vernünftiger und besser zu machen, wird man ihn erst damit behelligen, was Logik, Physik, Geometrie Rhetorik ist."

Wenn Rousseau in seinem Kanon die Höflichkeit nicht aufgenommen hat, so hat er das wohl nur aus Bescheidenheit gethan. In dem schon erwähnten Briefe an Frau de Warens beschuldigt er sich, in dem Hause des Herrn de Mably eine sehr dumme, unbehilfliche Person zu spielen. So konnte er sich dem nämlichen Herrn nicht wohl als Lehrer feiner Weltsitte empfehlen. Er hält aber ebenso viel darauf als Locke.

2. Moral durch viele Regeln und Vorschriften dem Zögling beizubringen, hält der junge Erzieher für verkehrt. Die Betrachtung der täglichen Welt und Gesellschaft mit ihrer gegenseitigen Hilfsbedürftigkeit scheint ihm dies Ziel besser zu erreichen. — Auch bei Locke nimmt der Abschnitt über den moralischen Unterricht nur eine halbe Seite ein. Die Praxis gilt ihm mehr. Doch setzt er hier den bei ihm so mächtigen Hebel der Ehrliebe ebenfalls an. So sehr Rousseau dieses Mittel

---

*) Un sot savant est sot plus qu'un sot ignorant.

**) Ich citire nach der handlichsten und schönsten Uebersetzung des Locke von Coste. Die 24 Abschnitte und 216 Paragraphen der Rudolphischen Uebersetzung im Campe'schen Revisionswerke entsprechen 28 sections und 223 Paragraphen bei Coste. Raumer citirt Rudolphi nach Seiten.

weltlicher Erziehung im Emil verwirft, so werth ist es ihm in dem Erziehungsplan, den er zwanzig Jahre früher für den Herrn de Mably geschrieben hat. Er bittet ihn, seinen Sohn häufig über Sachen zu fragen, von denen er eine sichere Kenntniß bei ihm voraussetzen könne, um die Gelegenheit zu bekommen, ihn zu loben und dadurch anzufeuern.

3. Auf diese Weise wird das Gefühl des Zwanges nicht aufkommen in dem Geiste des Zöglings. — Hier ist Locke wieder ganz und gar. Die Kunst zu finden, den Zögling in eine solche innere Verfassung zu bringen, daß er nicht anders als recht wollen kann, das hat von den Pädagogen erst Rousseau im Emil versucht. Der Anstoß, der in dieser Beziehung von diesem Buche ausgegangen ist, ist für die späteren Systeme nicht verloren gewesen; für uns liegt hier der Grund aller erzieherischen Wirksamkeit. — Es verdient auch hier wieder bemerkt zu werden, in welche Unmöglichkeiten die Systeme gerathen müssen, die nicht ihre ganze Wirksamkeit auf die psychologischen Bedingungen des Willens aufbauen. Locke will durch die Vermeidung alles Zwanges zur sittlichen Freiheit führen. Das Ziel hat er freilich gezeigt, aber den Weg verliert er selbst. Lohn und Strafe, Ehrgeiz und Demüthigung, Langeweile und Ueberfättigung spielen ihre Rolle in dem erzieherischen Rüstzeug Lockes; aber wenn dies Alles nichts nützt, so bleibt nichts übrig, als „für den Zögling zu beten“ (§ 90).

4. Wichtig von Seite ihrer Einwirkung auf die Moral ist die Kenntniß der Welt und der Verkehr mit der menschlichen Gesellschaft. Wie weit ist dieser Theil menschlicher Erfahrung im Emil an's Ende der ganzen Erziehung verlegt! Hier aber räth Rousseau dem Vater an, seinen Sohn oft „zum Scheine“ zu befragen über gesellschaftliche Verhältnisse und seinen Rath zu hören in fingirten, schwierigen Fällen. Ebenso verlangt Locke (§ 98), daß der Erzieher „den Geist, die Launen, die Verkehrtheiten und Fehler seiner Zeit, besonders des Landes, in welchem er lebt,“ genau kenne, damit er mit seinem Zögling davon zu sprechen im Stande sei. Der Zögling soll die Menschen weder für besser, noch für schlechter halten, als sie sind. Selbst der Einwurf, daß durch eine solche Unterweisung der Schüler so in die Kenntniß des Lasters eingeführt werde, daß er sich vielleicht selbst demselben hingebe, ist stark genug für Locke. Er meint, die Erziehung seiner Zeit mache wohl reif für die Universität, aber nicht für die Welt*)

5. Kenntnisse sind etwas Schönes und Nützliches. Pedanterie entspringt nicht aus dem Studium, sondern aus dem schlechten Charakter der Menschen. — Hier spricht Rousseau entschiedener als Locke, der seinen Abschnitt über die Kenntnisse mit einer Entschuldigung

*) Es scheint fast, daß Rousseau, wo er diese spécieuses maximes zurückweist (Emil III. §. 106), gegen Locke spricht.

darüber einleitet, daß er als Mann der Wissenschaft die Kenntnisse an die letzte Stelle setze. Aber Rousseau hat es mit einem Schüler zu thun, der „eine schreckliche Abneigung hat gegen alles Lernen,“ dagegen einen „übermäßigen Hang zur Zerstreuung.“

6. Rousseau wünscht, daß sein Zögling an das Zimmer seines Gouverneurs gefesselt werde durch allerhand angenehme und lehrreiche Spielereien, und verspricht alle seine Spiele mit ihm zu spielen. Auch Locke will, daß der Zögling unter den Augen seines Erziehers spiele; doch erinnert die Forderung, daß der Zögling seine Spielzeuge selbst mache, mehr an das, was in ähnlicher Weise Rousseau im dritten Buche des Emil verlangt.

7. Ganz nach Locke's Vorschriften ist es aber, wenn der lernfaule Knabe genöthigt werden soll, so lange zu spielen, bis ihn der Ueberdruß zur Arbeit treibt (§ 127). Nur ist es bemerkenswerth, daß Locke, der zu positiven Zwecken den Zwang verschmäht, bei diesem indirecten Verfahren eine strenge Ueberwachung fordert, die dem Zögling nicht gestatte von dem Spiel abzulassen, bis er desselben ganz und gar für lange Zeit überdrüssig sei. Aehnliche Maßregeln empfiehlt übrigens Rousseau auch im 2. Buche des Emil.

8. Der Zögling lernt zuerst Latein, Geschichte und Geographie, das Latein aber, wie auch Locke will, nach einer praktischen Methode. Bei Locke fängt das Französische an, und man muß sich wundern, daß in dem heute so heftig geführten Streit über die Sprache, mit der der fremdsprachliche Unterricht auf höheren Schulen beginnen soll, noch keiner von den Verfechtern des Französischen die Auctorität Locke's geltend gemacht hat. Locke stellt aber das Französische nur deshalb voran, weil keine andere Sprache so leicht auf praktische Weise durch's Sprechen erlernt werden könne. Seine Methode für das Studium des Lateinischen begründet Rousseau mit dem aufrichtigen Geständniß, daß er es für angemessener halte, seinem Zögling den Kopf mit Livius, Cäsar und Cicero zu füllen, statt mit „den schlechten Gallicismen“ seines eigenen Lateins. — Chronologie und mathematische Geographie sind besondere Fächer, ähnlich wie bei Locke. Es scheint, daß der letztere unter Chronologie einen Abriß der Weltgeschichte mit besonderer Berücksichtigung der Zeitfolge und der geschichtlichen Epochen verstanden hat; denn er betont ganz besonders, daß das breviarium chronologicum von Strauchius, das er für diesen Wissenszweig empfiehlt, alle geschichtlichen Angaben auf die Julianische Zeitrechnung zurückführt.

9. Rhetorik, Logik, scholastische Philosophie sind für Sainte-Marie sehr überflüssig. Man dürfte höchstens, wenn die Zeit es erlaubt, mit ihm die Logik vom Port-Royal und die art de parler des Pater Lami lesen; doch wäre bei beiden die Pflege des Stils die Hauptsache. — Ganz ebenso sagt Locke, daß von Rhetorik und Logik wenig Nutzen

zu erwarten sei; doch könne man Chillingworth's Polemik lesen und an Cicero's Reden und englischen Büchern den Stil des Schülers reinigen und üben.

10. Auf Naturwissenschaften könnte man nach Rousseau zwei bis drei Jahre verwenden, ein Jahr auf Mathematik. Auch bei Locke wird diesen Fächern besondere Beachtung zu Theil. Natürlich theilte Rousseau Locke's Ansichten über die Geister (§ 196 fg.) und ihre Behandlung im Unterrichte nicht. — Es folgen bei Rousseau noch Moral und Naturrecht. Für letzteres empfiehlt er Pufendorf (de jure naturali und de officiis hominis et civis) und Hugo Grotius (de jure belli ac pacis). Beide werden in gleicher Weise von Locke empfohlen. —

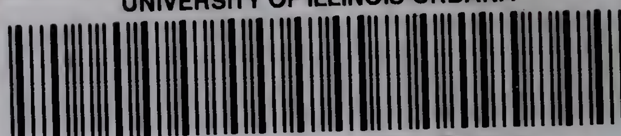
Nach alledem verpflichtet sich Rousseau noch zu ergötzlicherem Unterrichte, wie zur Einführung in die Literatur, „Kritik, Poesie, Stil, Beredsamkeit, Theater und in einem Worte zu allem Dem, was dazu beitragen kann, den Geschmack des Zöglings zu bilden und ihm das Studium unter einer einladenden Form nahe zu bringen."

Die durchgängige Uebereinstimmung dieser Erziehungsgrundsätze mit Locke läßt sich nach den gegebenen Ausführungen nicht bestreiten. Rousseau selbst ist auf diesen ersten Versuch nie mehr zurückgekommen. „Ungeachtet so vieler Bücher, die, wie man behauptet, nur den öffentlichen Nutzen im Auge haben", schreibt er in der Vorrede zum Emil, „ist das Allernützlichste, das ist die Kunst, Menschen zu bilden, immer noch in Vergessenheit geblieben. Meine Aufgabe war auch nach dem Buche von Locke eine noch ganz unberührte, und ich fürchte sehr, sie möchte es auch nach dem meinigen noch sein." Wie viel weniger konnte Rousseau den Erziehungsplan für den jungen Mably für einen Beitrag zur Lösung dieser Aufgabe halten. Aus dem Verhältniß aber, das der Emil zu dieser Schrift und damit auch zu Locke einnimmt, geht unzweifelhaft hervor, daß Rousseau etwas specifisch Anderes schaffen wollte als der englische Philosoph und daß der Einfluß desselben, mochte er auch auf den anderen Gebieten, die Rousseau nach ihm betreten hat, noch so groß sein, für den Emil ein ganz und gar nicht bestimmender gewesen ist. —

Alphabetisches Verzeichniß

der im Text und in den Noten behandelten pädagogischen Materien.

(Die römischen Ziffern weisen auf die Bücher im Emil, die arabischen auf die in dieser Ausgabe vorgesetzten Paragraphenzahlen, * auf die Anmerkungen dieser Ausgabe.)


UNIVERSITY OF ILLINOIS-URBANA
3 0112 111560451